Neu Samara am Tock (1890-2003)
Eine mennonitische Ansiedlung in Russland
östlich der Wolga

Neu Samara am Tock (1890-2003)

Eine mennonitische Ansiedlung in Russland östlich der Wolga

Jakob H. Brucks und Heinrich P. Hooge, Kompilatore 1890-1930
Warendorf Komitee: Jakob Pankratz, Jakob Nickel, Johann Funk und Jakob Stobbe,
Daniel Janzen, Kompilator 1930-2003
Lesekomitee: Frank Isaak, Hugo Friesen (Kanada) und
A. J. Klassen †, Editor

Warendorf, Deutschland
2003

Neu Samara am Tock (1890-2003)

Verlagsrecht: © Verlag Neu Samara, Warendorf, Deutschland

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die des Nachdrucks, der fotomechanischen und tontechnischen Wiedergabe, der Übersetzung und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben auch bei nur auszugsweiser Verwertung vorbehalten.

1. Auflage 2003
2. bearbeitete Auflage 2004
ISBN 3-00-012246-X

Jakob H. Brucks und Heinrich P. Hooge, Kompilatore 1890-1930
Daniel Janzen, Kompilator 1930-2003
A. J. Klassen †, Editor

Das wirtschaftliche, geistliche, politische und kulturelle Leben der Ansiedlung von der Entstehung bis zur Auswanderung in Zeugnissen, Erzählungen und Berichten der Zeitgenossen.

1. Mennoniten in Russland – Geschichte – Ansiedlung Neu Samara

Umschlag und Karten der Dörfer: Johann Funk
Druck: Matthiesen Druck, Bielefeld
Zu beziehen von: Verlag Neu Samara, Dresdener Str. 6, D-48231 Warendorf

Den Pionieren und den Verschollenen von Neu Samara gewidmet

Annenskoj

Umgekommen und in Kerker verschollen:	In der Trudarmee umgekommen:	Im 2. Weltkrieg gefallen:
Fast, Peter Peter	Löwen, Jakob Johann	Janzen, Jakob Jakob
Fast, Johann Peter	Kröcker, Katharina Julius	
Fast, Nikolaj Peter	Hein, Helene Johann	
Fast, Heinrich Peter	Reimer, Abram Nikolaj	
Stobbe, Jakob Abram	Rogalski, Johann Jakob	
Hein, Kornelius Johann	Janzen, Kornelius	
Reimer, Peter Nickolaj	Hein, Albert Johann	
	Hein, Jakob Johann	
	Hein, Peter Johann	
	Kröcker, Jakob Julius	
	Voth, Jakob Gerhard	

Bogomasow – Tockskoje

Umgekommen und in Kerker verschollen:	In der Trudarmee umgekommen:	Im 2. Weltkrieg gefallen:
Barg, Heinrich Heinrich	Ewert, Willi Heinrich	Löwen, Peter Isaak
Dück, Abram Kornej	Ewert, Johann Heinrich	Tissen, Peter Didrich
Ewert, Heinrich Johann	Hamm, Abram Abram	Wiens, Gerhard Gerhard
Heidebrecht, Franz Johann	Heidebrecht, Peter	
Kröcker, Peter Peter (sen.)	Isaak, Johann Johann	
Kröcker, Peter Peter (jun.)	Isaak, David Johann	
Langemann, Johann Peter	Isaak, Jakob Johann	
Martens, Johann Kornej	Friesen, Anna Jakob	
Rogalski, Peter Peter	Kröcker, Peter Isaak	
Tissen, Helene Jakob	Kröcker, Johann Johann	
Wiebe, Abram Johann	Kröcker, Peter Johann	
	Klassen, Johann Gerhard	
	Klassen, Johann Heinrich	
	Klassen, Heinrich Heinrich	
	Plett, Abram Heinrich	
	Stobbe, Jakob David	
	Wiens, Margarita Gerhard	

Dolinsk

Umgekommen und in Kerker verschollen:	In der Trudarmee umgekommen:	Im 2. Weltkrieg gefallen:
Bergmann, Johann Peter	Dück, Johann Johann	Fedrau, Wasilij Heinrich
Dörksen, Kornej Johann	Dörksen, Kornej Kornej	Janzen, Johann David
Dück, Johann Peter	Fast, Gerhard Franz	Funk, Peter Jakob
Enns, Heinrich Heinrich	Fröse, Abram Isaak	Kröcker, Peter Jakob
Enns, Peter Heinrich	Fröse, Boris Jakob	Fröse, Jakob Isaak

Enns, Aron Heinrich
Epp, Heinrich Kornej
Fast, Heinrich FranzFast,
Aron Jakob
Fröse, Johann Jakob
Fröse, Jakob Jakob
Fröse, Isaak Jakob
Funk, Abram Abram
Funk, Kornej Abram
Funk, Anna Jakob
Gede, Jakob Kornej
Görtzen, Bernhard Jakob
Heidebrecht, Jakob Johann
Janzen, Heinrich
Kenn, Kornej Heinrich
Klassen, Justina Heinrich
Klassen, Kornej Isaak
Kliewer, Andreas Peter
Kröcker, Julius Julius
Martens, Peter Franz
Reimer, David Heinrich
Unrau, Heinrich Kornej
Unrau, Jakob Heinrich
Warkentin, Franz Johann
Wiens, Heinrich Jakob
Tscherepanow, Dmitrij A.
Nickel, Heinrich Jakob
Neufeld, Gerhard Franz
Neufeld, Gerhard Gerhard
Tissen, Didrich Jakob
Tissen, Jakob Jakob
Tissen, Jakob Didrich
Vot, David Heinrich
Unrau, Kornej Heinrich
Neufeld, Anna Franz

Donskoj

Umgekommen und in Kerker verschollen:

Voth, Tobias
Martens, Jakob
Redekop, David
Fast, Peter
Friesen, Peter
Nickel, Kornelius
Nickel, Johann K.
Nickel, Heinrich K.
Unruh, Abram
Unruh, Peter
Wittenberg, Peter
Wittenberg, Alexander
Thiessen, Jakob
Walde, Jakob
Martens, Jakob P.
Braun, Aron
Friesen, Johann
Schmidt, Gerhard
Rempel, Bernhard J.

In der Trudarmee umgekommen:

Bergmann, Johann
Kliewer, Peter
Giesbrecht, Heinrich
Giesbrecht, Johann
Neufeld, Aron
Neufeld, Käthe
Nickel, Kornelius A.
Voth, Jakob
Wiens, Gerhard
Kröcker, Jakob
Friesen, Jakob
Klassen, Abram
Schmidt, Kornelius

Im 2. Weltkrieg gefallen:

Giesbgrecht, Jakob
Wiens, Johann

Ischalka

Umgekommen und in Kerker verschollen:	In der Trudarmee umgekommen:	Im 2. Weltkrieg gefallen:
Lange, Jakob	Boldt, Peter	Dück, Jakob
Stobbe, Peter	Isaak, Peter	Friesen, Franz
Neufeld, Peter	Japs, Hermann	Schmidt, Gerhard
Neufeld, Nikolaj	Mantler, Heinrich	Stobbe, Heinrich
	Nachtigal, Peter	
	Neufeld, Abram	
	Neufeld, Peter	
	Nickel, Jakob	
	Stobbe, Peter	
	Voth, Isaak	
	Warkentin, Jakob	

Jugowka

Umgekommen und in Kerker verschollen:	In der Trudarmee umgekommen:	Im 2. Weltkrieg gefallen:
Dück, Heinrich	Fot, Franz	Dück, Johannes
Dück, Wilhelm	Franz, Abram	Klassen, Johann
Fast, Gerhard	Görzen, Heinrich	Klassen, Peter
Heinrichs, Franz	Kreker, Jakob	Teichrib, Heinrich
Isaak, Aron	Pankraz, Peter (sen.)	Zert, Peter (jun.)
Klassen, Peter	Pankraz, Peter (jun.)	
Schröder, Heinrich	Pauls, Franz	
Wesner, Gustav	Pauls, Jakob	
Wibbe, David		
Wolf, Peter		
Zert, Kornelius		
Zert, Peter (sen.)		

Kaltan

Umgekommen und in Kerker verschollen:	In der Trudarmee umgekommen:	Im 2. Weltkrieg gefallen:
Kliewer, Isaak	Töws, Jakob	Dück, Heinrich
Peters, Didrich	Dück, Jakob	Klassen, Peter
Unger, Peter	Klassen, Gerhard	Dück, Jakob
Nachtigal, David	Nachtigal, Heinrich	Nachtigal, David
Bergen, Bernhard	Dück, Abram	Kirsch, Peter
Bergen, Gerhard	Penner, Gerhard	
	Bergen, Johann	
	Nachtigal, Heinrich	
	Klassen, Kornelius	
	Nachtigal, Heinrich	
	Löwen, Johann	
	Funk, Jakob	

Fransen, Heinrich
Penner, Jakob
Töws, Maria

Kamenez

Umgekommen und
in Kerker verschollen:

Kröcker, Martin,
Kröcker, ...
Kröcker, ...
Kröcker, ...

Klinok

Umgekommen und in Kerker verschollen:	In der Trudarmee umgekommen:	Im 2. Weltkrieg gefallen:
Kinas, Wilhelm	Voth, Franz	Penner, David
Kinas, Wilhelm	Kinas, Robert	Walde, Heinrich
Kinas, Theodor	Prieß, Jakob	Walde, Jakob
Penner, Isaak	Becker, Gerhard	
Becker, Johann	Peters, Peter	
Unruh, Peter	Pankratz, Heinrich	
Koop, Nikolaj	Unruh, Heinrich	
Martens, Franz	Martens, Jakob	
Neufeld, Jakob	Dück, Johann	
	Pankratz, Johann	
	Penner, David	
	Martens, Nikolaj	
	Dörksen, Jakob	
	Penner, Maria	
	Pankratz, Katharina	

Krassikow

Umgekommen und in Kerker verschollen:	In der Trudarmee umgekommen:	Im 2. Weltkrieg gefallen:
Boschmann, Daniel	Pankratz, Jakob	Ewert, Diedrich
Boschmann, Katharina	Dück, Jakob	
Boschmann, Daniel	Dück, Margaretha	
Görzen, Kornelius	Dörksen, Jakob	
Stobbe, Johann	Töws, Jakob	
Stobbe, Jakob	Rahn, Jakob	
Ewert, Johannes	Unger, Gerhard	
Flehmann, Adolf	Friesen, Johann	
Klassen, Kornelius	Reimer, Johann	
Klassen, Bernhard	Peters, Heinrich	
Görzen, Heinrich		

Klassen, Gerhard
Klassen, Diedrich
Dück, Gerhard
Bergen, Abram
Dück, Abram
Fedrau, Kornelius

Kuterlja

Umgekommen und in Kerker verschollen:	In der Trudarmee umgekommen:	Im 2. Weltkrieg gefallen:
Tun, Johann	Sukkau, Abram	Sawadski, Abram
Dörksen, Johann	Pankratz, Heinrich	Sukkau, Gerhard
Wolf	Martens, Jakob	
Fast (Lehrer)	Barwig	
Görzen, Hermann	Adrian, Jakob	

Lugowsk

Umgekommen und in Kerker verschollen:	In der Trudarmee umgekommen:	Im 2. Weltkrieg gefallen:
Warkentin, Jakob	Kirsch, Jakob	Pankratz, Heinrich
Sukkau, Heinrich	Reimer, Gerhard	Pankratz, Franz
Reimer, Abram	Wiens, Heinrich	Dörksen, Jakob
Berg, Peter	Spenst, Johann	
Berg, Diedrich	Wiens, Gerhard	
Reimer, Jakob	Pankratz, Jakob	
Friesen, Isaak	Nickel, Peter	
Engebrecht, Heinrich	Unger	
Kröcker, Jakob	Töws, Margaretha	
Nickel, Abram		
Wolf		
Bergmann (Lehrer)		
Penner, Johann		
Ewert, Nikolaj		

Pleschanow

Umgekommen und in Kerker verschollen:	In der Trudarmee umgekommen:	Im 2. Weltkrieg gefallen:
Riediger, Abram	Görzen, Heinrich	Klassen, Jakob
Warkentin, Abram	Görzen, Kornej	
Enns, Nikolai	Görzen, David	
Hipler, Peter (sen.)	Dück, Johann	
Löwen, Peter	Gossen, Peter	
Unger, Jakob	Hipler, Peter (jun.)	
Unger, Heinrich	Friesen, Isbarand	
Fast, Jakob	Peters, Johann	

Görzen, Jakob
Unrau, Jakob
Wedel ?
Dück, Peter
Neufeld, Daniel
Willms, Johann

Podolsk

Umgekommen und in Kerker verschollen:	In der Trudarmee umgekommen:
Gossen, Jakob	Balzer, Jakob
Götz, Jakob	Dück, Heinrich
Grewe, David	Dück, Jakob
Harder, Abram	Isaak, Johann
Hiebert, Johann	Janzen, Heinrich
Janz, Abram	Kröcker, Jakob
Janzen, Abram	Nickel, Johann
Lammert, Johann	Thiessen, Jakob
Martens, Abram	Thiessen, Johann
Neufeld, Jakob	Warkentin, Jakob
Neufeld, Johann	
Neufeld, Peter	
Spenst Gerhard	
Spenst, Johann	
Thessmann, Daniel	
Thessmann, David	
Thessmann, Johann	
Thessmann, Peter	
Thiessen, Heinrich	
Thiessen, Heinrich	
Wall, Jakob	
Warkentin, Johann	
Warkentin, Johann	
Wiens, Jakob	

Hier, in diesem Wald in der „Sauraljnaja Roschtscha“ am linken südlichen Ufer des Flusses Ural in der Stadt Orenburg sind die Massengräber der unschuldigen Opfer Stalins Herrschaft.
Die Inschrift des Mahnmals lautet:
„Euch, den Märtyrern unschuldig in den Jahren der stalinistischen Repressalien erschossenen und hier beerdigten – ewiges Gedenken.“

Auch dieses Grabmal steht in der „Sauraljnaja Roschtscha“ und kennzeichnet die Massengräber.

Im Wald, wo die Massengräber vermutet werden, stehen hunderte Gedenkschilder.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort I: 1890-1930 17
Vorwort II: 1890-2003 20
Einleitung 21
Dankbare Erinnerung an Russland 23

I. Mennoniten – Ein Spross aus der Reformationszeit
Wiedertäufer in der Schweiz (Anabaptisten) 27
Menno Simons und Mennoniten in Holland 27

II. Mennoniten in Preußen
Ansiedlung in Preußen 31
Bedrängnisse im 18. Jahrhundert 31
Einladung von Katharina II 31

III. Mennoniten in Russland
Ansiedlung in Russland 33
Kaiserlicher Gnadenbrief: das Privilegium 1800 Paul 33
Vier Mutterkolonien und Tochterkolonien 34
Zweites Jahrhundert: Erste Auswanderung nach Amerika 35

IV. Mennoniten in Neu Samara 1890 – 1930
Besiedlungsdokument 37
Anfang der Ansiedlung 39
Lage der Ansiedlung 41
Geographische Einteilung 42
Das Klima 44
Unsere Nachbarn – die Baschkiren 45

V. Wirtschaft
Plan eines Dorfes und einer Wirtschaft 49
Die Gärten 52
Landwirtschaft und Viehzucht 54
Einbringen der Ernte 56

VI. Administration und Industrie
Dorf- und Wollostverwaltung 59
Feuerversicherung 60
Das Waisenamt 60
Handel und Industrie 61
Wassermühle am Tock 63
Reform und Wirtschaft unter den Bolschewiken 64

VII. Die Dörfer
Pleschanow 69
Erinnerungen an Dolinsk 72
Ischalka 75

Bogomasow 76
Lugowsk 797

VIII. Gesellschaftsleben
Sitten und Bräuche 83
Schweine schlachten 84
Unsere Sprache 85

IX. Schulwesen
Die Dorfschule 89
Die Zentralschule 94

X. Gemeinde vor 1930
Mennoniten Gemeinde – Pleschanowo 97
Mennoniten Brüdergemeinde – Lugowsk 99
Allianzgemeinde – Donskoj 107
Missionsarbeit unter den Russen 109
Bibelschule in Lugowsk 110
Feste: Weihnachten; Neujahr; Karfreitag, Ostern;
Himmelfahrt, Pfingsten, Erntedankfest; Hochzeit;
Begräbnis; Geburtstag 112

XI. Krieg und Revolution
Revolution und Hungersnot 117
Erlebnisse eines Sanitäters 128
In der weißen Armee 131
Stalins Schreckensherrschaft 137

XII. Kollektivierung
Entkulakisierung und Kollektivierung 141
Entwicklung der Landwirtschaft 143
Wirtschaftsentwicklung 144
Krieg und Landwirtschaft 151

XIII. Gemeindeleben in den Jahren 1930-1995
Schließung der Bethäuser u. Verfolgung 155
Familienzeugnisse von Donskoj 158
Gemeindeleben in den Dörfern:
Lugowsk, Bogomasowo, Kuterlja, Krassikowo 166
Gemeinde in der Nachkriegszeit 1945-46 173
Erweckung 175
Weitere Verfolgungen und Gerichte 179
Registrierung und Gemeindebau 184
Feste: Weihnachten, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten,
Erntedankfest, Jahreswechsel; Hochzeit; Begräbnis 188
Austausch mit Christen aus dem Ausland 196
200-jähriges Jubiläum 1989 202

XIV. Leben in den Dörfern
Klinok 205
Podolsk 244

Dolinsk: Der Weg zur Schule 254
Donskoj 272
Kuterlja 278
Kaltan: Das große Feuer 298
Kamenez 301
Pleschanow 303
Krassikow 305
Annenskoj 308
Bogomasow 312
Jugowka 317

XV. Zweiter Weltkrieg und Arbeitsarmee
Zweiter Weltkrieg und Arbeitsarmee 321
Kollektivierung, Krieg und Kriegsdienst 322

XVI. Nachklang
Auswanderung nach Kanada 357
Auswanderung nach Deutschland: M. B. Gemeinde Warendorf 362

Zum Schluss 373

Anhang
Zeittafel 375
Glossar 377
Bibliographie 378
Sachregister 379

Vorwort I: 1890-1930

Wo's Mühlenrad am Tock sich dreht, Dort heute meine Wiege steht.

Unsere Väter und Mütter haben in der Zeit tiefster Not und tödlicher Bedrohung ihr Vertrauen auf Gottes gnädige Führung nie aufgegeben. Sie haben den Raubüberfällen, wie den Gewaltmaßnahmen verblendeter Politiker nichts anderes entgegen zu setzen gehabt als ihre friedliche Arbeit und die Treue zu ihrem Glauben. Darum soll das Wissen um unsere Vergangenheit uns und unseren Kindern eine Quelle der Kraft und der Grund zu neuer Zuversicht werden. Auch unser Neu Samara Buch will etwas aus dieser Vergangenheit festhalten, bevor die letzten Träger dieses Wissens dahin gehen. Indem es versucht, den Blick für die Vergangenheit zu öffnen, will es auch den Glauben an die Zukunft stärken. Ein Volk, das in so schweren Heimsuchungen sich bewährt hat, sollte wohl auch fähig sein, segensreiche Aufgaben in der Zukunft zu erfüllen.

Wir sind uns bei der Herausgabe dieses Beitrages unserer Schwachheit wohl bewusst. Dennoch wagen wir uns, wenn auch schüchtern, an die Öffentlichkeit, um die Lücke im Familienbilde der Molotschnaer Mutterkolonie mit ihren Tochtersiedlungen, zu denen auch Neu Samara gehört, zu füllen. Die Entstehung und Entwicklung unserer Ansiedlung, sowie ihre wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen sollen vor unseren Augen lebendig werden. Im Unterschied zu anderen Beschreibungen verschiedener Ansiedlungen bringen wir verschiedene Sitten und Bräuche aus dem Gesellschaftsleben zu Papier. Es ist dies eine Sammlung von Beiträgen von Personen, die noch in lebendiger Verbindung mit unserer Ansiedlung standen und deren Namen vielen bekannt sind. Wir berichten aber auch von dem grundtiefen Leid, durch das wir geführt wurden. Schon sind viele, die durch diese Hölle hindurch mussten, ins Grab gesunken. Darum beeilen wir uns, diese Erlebnisse festzuhalten.

Wir danken an dieser Stelle allen Freunden, die uns Beiträge und Bilder zur Verfügung gestellt haben. Ohne eure Mitarbeit läge dieses Buch heute nicht vor euch.

Das Komitee

Vom Kamenez Berg öffnet sich das zierliche Panorama vom Zentrum des Neu Samaratals.
Unten am Fuße des Berges fließt der Tock. Am Fluss in dem Weidengebüsch verbirgt sich die Wassermühle.
Weiter südlich breitet sich ungehemmt das Dorf Pleschanow.

Vorwort II: 1890-2003

von A. J. Klassen †

Dieses Buch hatte seinen Anfang in den Neu-Samara-Sängerfesten in den vierziger und fünfziger Jahren in Yarrow, B. C., Kanada. George Reimer, Sohn des Gerhard Reimer, des langjährigen Dirigenten des Chores in der Lugowsk M. B. Gemeinde in Neu Samara, gab Anleitung zu solchen Festen. Viele, die in seines Vaters Chor gesungen hatten, lebten noch. Der Editor hatte auch das Vorrecht, etliche Male diesen Sängerfesten beizuwohnen. Dort wurde der Wunsch wach, die Geschichte von Neu Samara 1890-1930 anzufertigen. In den sechziger Jahren sammelten Jakob Brucks und Heinrich Hooge (Clearbrook, B. C.) manche Aufsätze, Geschichten, Erfahrungen und Bilder von der alten Heimat. Als A. J. Klassen 1962 vom Studium in USA nach Hause kam, wurde er angesprochen, die editorielle Arbeit zu übernehmen. Damals feierten wir das 70. Jubiläum der Gründung der Neu Samara Ansiedlung.

In zwei Jahren erschien das bescheidene Büchlein unter dem Titel *Neu Samara am Tock*, (1964). Die Exemplare wurden alle ausverkauft, aber etliche fanden ihren Weg zu den Geschwistern von Neu Samara, die nach Deutschland emigrierten. Sie merkten, dass das erste Buch um 1930 aufhörte, und fühlten sich gedrungen, ihren Nachkommen die Erinnerungen an die schweren Leidensjahre seit der Zeit und den Triumph Gottes in ihrem Leben mitzuteilen. Viele wurden gebeten, ihre Familiengeschichten und Erfahrungen aufzuschreiben. Betreffende Namen stehen vor ihren Beiträgen.

Im Jahre 1997 wurde der Entschluss gefasst, sowohl eine neue Ausgabe vom ersten Buch als auch die späteren Jahre als *Neu Samara 1890-2000* herauszugeben. Daniel Janzen diente als Vorsitzender des Organisationskomitees in Warendorf, Deutschland, mit Jakob Pankratz, Jakob Nickel, Johann Funk und Jakob Stobbe als Mitglieder.

Ein Lesekomitee in Nord-Amerika wurde ernannt, als Br. Janzen dort einen Besuch abstattete. Im Komitee dienten Frank Isaak und Hugo Friesen (Kanada). A. J. Klassen wurde als Editor bestätigt. Passende Bilder sind sowohl in Kanada als auch in Deutschland gesammelt worden. Der größte Teil von den Bildern gehört dem Fotografen aus Pleschanowo Kornelius Enns. Neue Karten von allen Dörfern wurden angefertigt sowie auch ein Verzeichnis der Verschollenen von jedem Dorf (im Kerker, Trudarmee und im Krieg) zusammen getragen. Herzlichen Dank allen Beteiligten an der Herstellung dieses Buches, besonders Jakob Stobbe und Elizabeth Klassen, Ehefrau des Editors. Als Redakteurgehilfin gab sie Acht auf die vielen Einzelheiten des Manuskripts.

Das Organisationskomitee in Warendorf: von links sitzend - Jakob Pankratz und Daniel Janzen, stehend - Jakob Stobbe, Jakob Nickel und Johann Funk.

Das Komitee in Kanada: von links Hugo Friesen, Abram J. Klassen †, Frank Isaak

Möge dieses Buch einen bescheidenen Beitrag zur Geschichte der Mennoniten in Russland, besonders Neu Samara (jetzt Pleschanowo) bilden. Es wird in Druck gegeben mit Gebet um des Herrn Segen durch diese Erinnerungen und Zeugnisse.

Einleitung

von A. J. Klassen †
18. Februar 2003

Die Geschichte der Mennoniten ist oft unmittelbar mit Auswanderung verbunden. Weil sie sich nie an den staat-kirchlichen Einrichtungen beteiligten, wurden sie oft bezeichnet als Nonkonformisten, Dissidenten, Nichtbürger oder nach der Reformation als Ketzer, die von den Lehren der Staatskirchen abwichen.

Die Mennoniten, die schließlich Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Weg nach Russland fanden, hatten eine lange Tradition der Auswanderung. In den meisten Fällen hatten die Immigranten ihre Wurzeln in den Niederlanden. In der Unruhe der Reformation, Gegenreformation und religiösen Kriege wurden die Mennoniten in den Niederlanden und gewissen Gegenden in Deutschland verjagt. Etliche entgingen der Verfolgung durch den Vorteil der weitgreifenden Handelsverbindungen zwischen Amsterdam und Danzig und fanden eine neue Beschäftigung in Preußen, an der Mündung der Weichsel. Schon in den 30er Jahren des 16. Jahrhunderts siedelten Mennoniten hier an, und 1549 berichtete Menno Simons von seinem Besuch in Preußen. Im Rest des 16. Jahrhunderts sowie auch ins 17. Jahrhundert hinein entschieden sich immer mehr Mennoniten hier anzusiedeln. Etliche kamen aus religiösen Gründen, andere fanden die ökonomischen Gelegenheiten besonders versprechend.

Diese Gegend war unter der Oberherrschaft der polnischen Krone, obwohl Danzig und Umgegend größtenteils lokaler Obrigkeit, Adelsleuten, Städten, Kirchen und Klöster unterworfen war. Also lud die Stadt Danzig die Mennoniten ein, auf einem Teil ihres sumpfigen, unbrauchbaren Landes anzusiedeln. Ähnlicher Weise merkte die Stadt Elbing, dass das wesenhafte Sumpfland, der Ellerwald, der Stadt kein Einkommen brachte. Mennoniten wurden eingeladen, auch dort anzusiedeln, wodurch Sumpfland zu produktivem Landbau umgewandelt wurde. In anderen Fällen entschlossen sich katholische Orden, die holländischen Dissidenten auf ihrem Lande anzusiedeln, um Einnahmen für die Kirche zu liefern. Das Kloster St. Brigidy in Pelplin verpachtete sein Land an Mennoniten, wodurch neue mennonitische Siedlungen im Randgebiet Danzigs, außerhalb der Stadtmauer entstanden. Im anderen Fall verpachtete eine adelige Familie in der mittleren Weichselmündung ihr Land an mennonitische Familien, oft für 30 bis 40 Jahre. Demzufolge wurden mehrere mennonitische Dörfer am Fluss Tiege gegründet. Anfänglich mussten sie sich in Heimen versammeln. Schon in den früheren Jahren protestierten Katholiken, Lutheraner und sogar Reformierte. Aber die Mennoniten vermehrten sich und bekamen sogar Erlaubnis, ehemalige katholische Kirchen in Danzig zu beziehen.

In den nächsten Jahrhunderten gediehen mennonitische Gemeinschaften in der Weichselmündung sowie der Weichsel entlang. Mit der Zeit wurden hier und da Gemeinschaften bis Warschau und weiter gegründet. Sogar der polnische König Wladyslaw IV. gab den Mennoniten eine bemerkenswerte Anerkennung in seinem Schreiben von 1642. Ähnliche Einschätzungen machte ein französischer Beamter, der die Gegend während der Napoleonischen Kriege besuchte.

Obzwar die meisten Mennoniten ihren Unterhalt vom Lande hatten, wohnte eine bedeutende Anzahl Handelsleute, Kaufmänner, Verlader, Handwerker und Arbeiter in den Städten. Weil etliche von Ortschaften in den Niederlanden kamen, wo Weben und Tuchmacherei wichtige Industrien waren, wurden ihre Facharbeiter ein Teil der Herstellungsindustrie in Danzig. Etliche Mennoniten wurden sehr geschickt in ihren Facharbeiten und die lokalen Gilden protestierten manchmal, dass „Mennoniten das Brot vom Munde der Danziger Bürger nahmen." Trotz lokaler Widerwärtigkeiten war die Unterstützung des polnischen Königs und der königlichen örtlichen Beamten, Gutsherren, Bischöfen und

Staatsregierungen stark genug, um den Mennoniten beständig Wachstum und Wohlstand zu sichern.

Aber als Preußen, Russland und Österreich (in den Jahren 1772, 1793 und 1795) Polen (damals Reč Pospolita) unter sich aufteilten, kam die Weichselmündung unter preußische Kontrolle. Der Herrscher zentralisierte die Autorität, brachte alles unter seine Administration und stärkte das Militär. Die Mennoniten hatten sich reichlich Land für Wirtschaften ihrer wachsenden Familien angeschafft, und jetzt war Militärpflicht durch Landeigentum bedingt. Sie hatten namentliche Religionsfreiheit aber waren in einer ökonomischen Enge. Von den Niederlanden behielten sie das friesische Plattdeutsch als Umgangssprache, aber jetzt mussten sie die deutsche Sprache erlernen.

Unterdessen hatte die Zarin Katharina in Russland infolge des Krieges mit dem Osmanischen Reich sich ein fast menschenleeres Territorium angeeignet und lud neue Siedler ein. Viele Deutsche besiedelten das Land an der Wolga. Potjomkin, Herrscher des neuen Russlands, schickte seinen Boten Georg Trappe in die Danziger Gegend, um mennonitische Ansiedler zu werben. Trappe besuchte dort die Gemeinden, versprach freies Land, Freistellung vom Militärdienst, besondere Taxen und andere Vorzüge. Eine große Gruppe vom Dorf Rosenort fuhr 1788 los und gründete die Kolonie Chortiza am Dnepr.

Als die ersten Umsiedler Preußen verließen, konnten sie nicht voraussehen, dass Russland die versprochenen Privilegien nach anderthalb Jahrhunderten abschaffen würde. In Preußen hatten sie die deutsche Sprache in Gemeinde und Schule angenommen aber behielten trotzdem das friesische Plattdeutsch als Umgangssprache zu Hause. Sie nahmen den eisernen Pflug und Wagen mit vier Rädern in die Wirtschaft nach Russland mit, führten die Abwechslung von Getreidefeldern und Brachen ein, bauten Mühlen und Landwirtschaftsmaschinen.

1804 folgte eine zweite Ansiedlung an der Molotschna. Mitte des 19. Jahrhunderts waren alle vier Kolonien vollständig besiedelt. Um den Nachwuchs mit Land zu versorgen, kauften die Gemeinden in weiteren Teilen Russlands Land und gründeten Tochtersiedlungen. So entstand 1890 die Ansiedlung Neu Samara mit der Verwaltung in Pleschanowo, ca. 300 Kilometer östlich von der Stadt Samara, mit vierzehn Dörfern.

Aber der Sturz des Zaren, die kommunistische Revolution, die Räubereien des Bürgerkrieges und der Kollektivierung zerstörten das ordentliche Leben in den Ansiedlungen, und in den 20er Jahren wanderten viele nach Nord- und Südamerika aus. Während des Zweiten Weltkrieges entflohen manche nach Deutschland und weiter nach Amerika. Die deutschen Kolonien westlich vom Ural (unterdessen Alt Samara und Ohrloff am Trakt) wurden über Nacht nach Kasachstan und Sibirien ausgesiedelt. Die Siedlungen Orenburg und Neu Samara blieben davon einigermaßen verschont, obgleich die Arbeitskräfte meistens in die Arbeitsarmee (so genannte Trudarmee) eingezogen oder verbannt wurden. Nach dem Ende des Krieges mussten die meisten von ihnen bis 1956 in Sibirien oder im Norden weiter arbeiten. Als die Emigration 1988 möglich wurde, siedelten die Mennoniten nach Deutschland aus. Die verlassenen deutschen Dörfer besiedelten russische Flüchtlinge aus den ehemaligen mittelasiatischen Republiken der UdSSR sowie Familien aus den benachbarten russischen und baschkirischen Dörfern. In den mennonitischen Bethäusern sind zur Zeit baptistische und andere evangelische Gemeinden zu Hause.

Dankbare Erinnerung an Russland

von Jakob Brucks

Die 400-jährige Geschichte unseres Mennnonitenvolkes ist ein Zeugnis göttlicher Gnade und menschlichen Fleißes. Gott hat in seiner väterlichen Fürsorge Großes an unseren Vorvätern und an uns getan, und unsere Vorväter haben auf wirtschaftlichem, kulturellem und geistig-sozialem Gebiet Großes geleistet. Auf dem Gebiet der Kolonisation sind sie als Pioniere oft Bahnbrecher auch für andere gewesen, weil sie ihres Glaubens wegen oft ihre liebgewonnene Heimat verlassen mussten, um auf gänzlich unkultiviertem Boden und in ganz fremden Verhältnissen neu anzufangen.

Dass die russische Kaiserin Katharina II. unsere Vorfahren einlud nach Russland zu kommen, wo sie ihnen eine zwar gänzlich unkultivierte aber sehr fruchtbare Steppe zum Wohnort anwies, erinnert an den Erlass Pharaos, die Kinder Israel „am besten Orte des Landes Ägyptens“ anzusiedeln. Tatsächlich wurde dieses ihnen angewiesene Gebiet zu einer Brotkammer Russlands, und die Siedlungen der Mennoniten zeichneten sich auch da, wohin sie sich später verbreiteten, wie Oasen in der Wüste aus. Die russische Regierung gewährte den Mennoniten im ganzen Reich Selbstverwaltung, Gewissensfreiheit und Befreiung vom Militärdienst. Dankbar gedenken wir auch jetzt noch der damaligen Regierung des Landes. Der Herr segnete den Fleiß unserer Väter und wenn der Anfang auch auf den neuen Ansiedlungen oft sehr schwer war, so zeichneten sich die Mennonitendörfer gewöhnlich schon nach nur wenigen Jahren von den Dörfern anderer Nationen durch Ordnung und Wohlstand aus.

Die Anfänge der Geschichte des großen russischen Reiches, das heute den größten Teil Europas und auch Asiens einnimmt, sind in Dunkel gehüllt. Slawen, die Ureinwohner des Landes, ein heidnisches Volk, hatten eingesehen, dass sie sich selbst nicht regieren konnten und sandten Boten zu den Normannen, auch Wikinger genannt, mit der Bitte: „Unser Land ist groß und reich, aber wir können uns selbst nicht regieren und Ordnung halten. Kommt zu uns herüber und helft uns!“ Drei Brüder aus dem fürstlichen Stamm Russ: Rjurik, Sinaeus und Truwor folgten der Einladung und teilten das Land auf. Nach dem Tode der beiden jüngeren Brüder übernahm Rjurik das ganze Land, machte Kiew zu seiner Hauptstadt und gründete so die fürstliche Dynastie Rjurik, die über 800 Jahre Russland beherrscht hat. Das Land nannte man nach dem Stamm ihrer ersten Fürsten, Russland.

Etwa im Jahre 988 entschloss sich der damalige Fürst Wladimir, wohl aus politischen Gründen, seine heidnische Religion aufzugeben. Er soll, nach einer Überlieferung aus jener Zeit, eine Delegation aus seinem Adel ausgesandt haben, einige Religionen der Nachbarvölker zu studieren. In Konstantinopel, dem damaligen Hauptsitz der griechisch-katholischen Kirche, machten die prächtigen Kirchen mit ihren vergoldeten Kuppeln und Kreuzen, der feierliche Gottesdienst, zelebriert von prächtig gekleideten Priestern, Diakonen und Sängern, mit den vielen Bildern und dem Weihrauch, der alles wie in einen wohlriechenden Nebel hüllte, einen solch günstigen Eindruck, dass die Delegierten sich wie im Himmel vorkamen und sich einstimmig für diese Religion aussprachen. Fürst Wladimir entschied sich für diese Religion umso mehr, da ihm die griechische Prinzessin, um deren Hand er angehalten hatte, das als Bedingung gestellt hatte.

Wladimir wurde Christ. Nachdem er und sein ganzer Hof getauft waren, schickte er an einem bestimmten Tag seine Reiterei aus, die das ganze Volk aus der Umgegend in den Fluss Dnepr zur Taufe treiben musste. Jedem Getauften wurde ein kleines Kreuz als Amulett (Zauberschutzmittel) umgehängt zum Zeichen seiner Bekehrung. So wurde die griechisch-katholische Kirche, später unter dem Namen „Russisch-orthodoxe (d.h. rechtgläubige) Kirche“ in Russland eingeführt und sogleich zur Staatskirche erhoben, die für alle

Russen keine andere Kirche neben sich duldete. Fürst Wladimir wurde für seine Verdienste an seinem Volke und an der Kirche dem Stabe der Heiligen seiner Kirche zugezählt.

Der Weg des russischen Volkes ist von Anfang an bis auf den heutigen Tag ein Leidensweg gewesen. Im Jahre 1240 eroberten mongolische Horden unter der Führung von Tschingis Chan ganz Russland. Unter diesem tatarischen Joch blieb das russische Volk unter unsäglich schweren Verhältnissen über 300 Jahre. Erst dem Großfürst Johann III., der seine Residenz schon nach Moskau verlegt hatte, gelang es, das schwere Joch abzuwerfen.

Peter der Große, ein Zar schon aus der Dynastie Romanow, der sich den Titel „Imperator aller Russen" zulegte, baute sich an den Ufern des Flusses Nova eine neue Residenz, ganz nach westlichem Muster, St. Petersburg. Er nannte Petersburg auch „das Fenster in den Westen," denn von da führte er jetzt mit Gewalt westliche Kultur und Zivilisation ein.

Bis zum Jahre 1861 bestand in Russland die Sitte, dass große Herren für etwaige Verdienste in den Adelstand erhoben wurden, wobei ihnen Land, manchmal von märchenhafter Zahl Desjatinen, zugeteilt wurde. Bauern, die auf diesem Lande wohnten, gingen dann als lebendiges Inventar in das Eigentum des Empfängers über. Der Reichtum der Adeligen wurde nach der Zahl „seiner lebendigen Seelen" bemessen.

Als am 19. Februar 1861 Kaiser Alexander II. durch ein kaiserliches Manifest diese Sklaverei aufhob, kostete ihn das sein Leben. Die Landfrage der so „befreiten Bauern" blieb aber trotz aller wohlgemeinten Reformen der jeweiligen Regenten das Problem, das wohl die Hauptursache für die schrecklichen Revolution 1917 gewesen ist.

Land meiner Väter,
    längst nicht mehr das meine,
So heilig ist mir kein Boden wie der deine!
Nie wird mir dein Bild
    aus meiner Seele entschwinden.
Und knüpfte mich an dich
    kein lebend Band mehr,
Es würden mich die Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt,
    mein Vaterland.

Diese Sammlung historischer Ereignisse und persönlicher Erfahrungen wird der zukünftigen Generation helfen, die Bedrängnisse und kulturellen Gebräuche der Mennoniten während ihres Lebens in Russland zu verstehen. Das Leben der Pioniere, ihr großer Widerstand gegen die Zerstörung ihres Glaubens und ihrer Lebensweise, sollte die Bewunderung der Leser hervorrufen. Sie werden sich freuen, dass der Zusammenbruch des Kommunismus den Leuten der früheren Sowjetunion viele neue Gelegenheiten geboten hat.

Frank Isaak

Das Gesellschaftsleben in den Dörfern von Neu Samara, wie unsere Mutter, Maria Friesen (geborene Hooge) von Klinok, es uns schilderte, wird hier beschrieben. Die Freude des gemeinsamen Gesanges, tiefe Freundschaften und starkes Familienleben bilden dauerhafte Erinnerungen. Im Gegenteil stehen die herzergreifenden Geschichten der Vernichtung dieses Daseins durch Krieg, Revolution, Kollektivierung und Verfolgung in den späteren Jahren. Augenzeugen schildern den Aufbau und dann die Zersplitterung einer mennonitischen Gemeinschaft.

Hugo Friesen

Die Pioniere von Neu Samara (jetzt Pleschanowo) erbauten neue Wirtschaften in den 14 Dörfern der Ansiedlung. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, sah man schon spürbaren Wohlstand, reges Gemeindeleben und Schulen. Krieg, Revolution, Verlust der versprochenen Privilegien und Stalins Schreckensherrschaft vernichteten die blühende Ansiedlung. Kein Wunder, dass nach dem Zusammenbruch des Kommunismus, die meisten Mennoniten sich entschlossen das Land zu verlassen. Sie fanden eine neue Heimat in Deutschland, in Ausnahmefällen auch in Kanada. Das neue Russland konnte den Verlust vieler ihrer produktivsten Bürger nicht aufhalten.

Peter J. Klassen †

Beschreibungen der Neu-Samara-Ansiedlung von 1890 bis 1930 schildern die üblichen Bräuche in Landwirtschaft, Schule, Administration und Gemeinde der Mennoniten Russlands. Die Folgen des Kommunismus, Kollektivierung

und Verhaftungen, verursachten die Emigration mancher nach Kanada in den zwanziger Jahren. Von 1930 bis zur Wende des Jahrhunderts erlitten viele Not, Verfolgung, Verbannung und kommunistische Versuche, den Glauben durch Lustbarkeiten und Agnostizismus zu verdrängen. Aber der Glaube triumphierte und Gemeinden wurden neu aufgebaut. Nach der Emmigration der meisten mennonitischen Familien von Neu Samara folgte die Entwicklung ihrer Gemeinden in Deutschland.

A. J. Klassen †, Editor

I. Mennoniten – ein Spross aus der Reformationszeit

Wiedertäufer in der Schweiz (Anabaptisten)

Die Römisch-Katholische Kirche entstand etliche Jahrhunderte nach Christus. Dann folgten die Griechisch-Orthodoxe und die Russisch-Orthodoxe und andere Kirchen. Waldenser, die im nördlichen Italien auftauchten, versuchten die Römische Kirche zu reformieren, wofür sie grausam verfolgt wurden. Sie verbargen sich in den abgelegensten Tälern Europas aber wollten nicht von der Wahrheit abweichen. Sie waren die Vorläufer von Wiclif, Johan Hus und Luther. Aber 1415 wurde Johann Huss von der katholischen Hierarchie verfolgt und verbrannt. 1517 schlug Luther seine 95 Thesen an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg und betonte Rechtfertigung durch den Glauben. In der Schweiz fing Ulrich Zwingli 1522 an, direkt vom griechischen Neuen Testament zu predigen, aber hielt fest an der Kindertaufe. Seine Jünger, Konrad Grebel, Felix Manz und Georg Blaurock betonten die Autorität der Schrift, welches sie zur Überzeugung führte, dass die Kindertaufe nicht biblisch sei. Sie forderten, dass die Christen sich als Gläubige taufen lassen müssten, auch wenn sie bereits als Kind getauft worden waren.

Im Januar 1525 führten sie die erste Glaubenstaufe durch. Spöttisch wurden sie Täufer, Wiedertäufer oder Anabaptisten genannt. In Wirklichkeit ging es ihnen um eine gültige Taufe, und das war nach ihrem Verständnis eine Taufe, die auf das Glaubensbekenntnis und auf das Verlangen des Täuflings erfolgte. Der Anabaptisten-Spezialist Dr. William Estep behauptet, dass die Erwachsenen-Glaubenstaufe die radikalste Handlung der Protestantischen Reformation gewesen sei. Nach dem diese Frage immer wieder diskutiert wurde, übergab man die Sache dem Staat. Der Züricher Staat war im Prinzip gegen diese Bewegung und strebte eifrig die völlige Auslöschung derselben an. Bald mussten die Täufer sich verteidigen und stellten folglich 1527 in Schleitheim ihr erstes Glaubensbekenntnis zusammen. Nach der Lehre Jesu schlossen sie die Gewaltlosigkeit ein und auch keinen Eid zu schwören. Auf die Drohung der Regierung antworteten sie mit einem Wort des Neuen Testaments, von den Aposteln in gleichfalls bedrängter Lage gesprochen, „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen." Apg. 5,29. Die zahlmässig kleinen Gemeinden der Täufer oder Taufgesinnten nahmen Zuflucht in den Abhängen des Sonneberges und anderen Verstecken in der Schweiz. Andere flohen über die Grenze nach Süddeutschland, Zentraldeutschland und über den Rhein nach Norddeutschland. Im Jahre 1530 erreichte Melchior Hoffman die Niederlande, predigte das Wort und stiftete dort die Wiedertäufer-Bewegung. Sie wuchsen an Zahl und wurden auch dort verfolgt. Dort kam Menno Simons in Berührung mit diesen Brüdern.

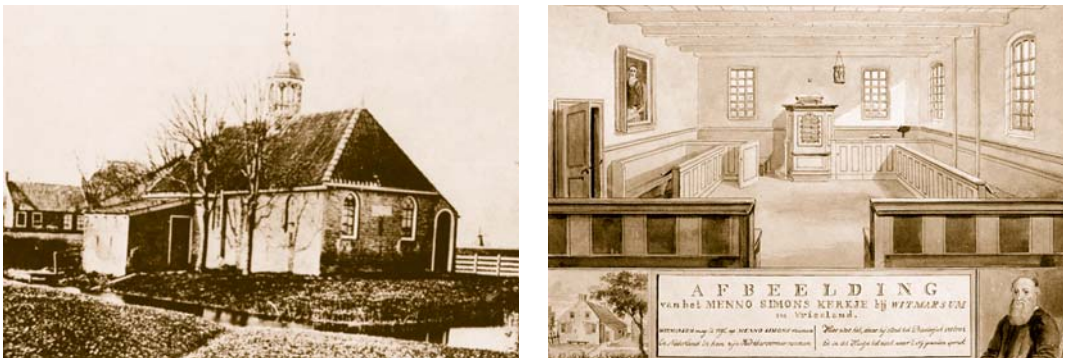
Menno Simons und Mennoniten in Holland

Er wurde im Jahre 1496 in Witmarsum, geboren, getauft und bekam als kleiner Erdenpilger den Namen „Meine", der oft in Friesland vorkam. Noch in seinen Schuljahren entschloss er sich Geistlicher zu werden. In der Stadt Bolsward machte er seine Schulausbildung, bestand sein Examen, empfing 1524 die Priesterweihe und wurde Priester in seinem Vatersdorf Pingjum. In seiner Forschung der Heiligen Schrift stellte er fest, dass die Kindertaufe nirgends zu finden war. Er wurde aufgerüttelt durch die Hinrichtung eines Schneiders in Leeuwarden, weil dieser sich noch einmal hatte taufen lassen und folglich den Märtyrertod starb. Nach langem inneren Kampf trat er aus dem Papsttum und ging im Mai 1536 zu den Täufergemeinden über. Um ihn sammelte sich eine große Gemeinde. Im Mittelpunkt seines Wirkens hatte Menno die Wiederher-

Menno Simons (1496-1561), geboren in Witmarsum, Holland. Leiter der Taufgesinnten Gemeinden, später nach seinem Namen „Mennoniten" genannt.

stellung der urchristlichen Gemeinde. Neben der Erwachsenentaufe betonte er die Bergpredigt (Mat.5-7) welches zur Verweigerung des Eides sowie des Kriegsdienstes führte. Die neue Einstellungen in der Gemeinde brachten sie in große Schwierigkeiten und Verfolgungen. Viele mussten ihre Überzeugung mit dem Leben bezahlen. Oft verließen sie ihre Heimat und suchten sich ein neues Vaterland, wo man sie und ihre Überzeugung duldete. So lebten viele eine Zeit lang in den Niederlanden und Norddeutschland. Von 1537 war Menno Simons Vorsteher der Gemeinde in Groningen. Unter vielen Gefahren machte er von dort aus seine Evangelisationsreisen in die umliegenden Ortschaften. Die Zahl der Taufgesinnten mehrte sich von Tag zu Tag. Von 1544 an wirkte Menno zwei Jahre lang in einer der zahlreichen Täufergemeinde in Köln. Mit der Zeit nannte man sie „Mennoniten", anstatt „Täufer" oder

Menno Simons Denkmal in Witmarsum 1870



Die erste Mennonitenkirche in der Nähe von Witmarsum

„Wiedertäufer." Von dort aus ging er weiter nach Osten bis Wismar. Da, an der Ostküste fand er Asyl. Seine letzten Lebensjahre wohnte er im Dorf Wüstenfelde, zwischen Lübeck und Hamburg. Sein Lebensabend kam immer näher.

Nichts lag ihm mehr am Herzen als Gemeinde und Gemeindezucht. Menno Simons starb im Januar 1561 in Wüstenfelde. Nach seinem Tode hielten die Mennoniten an ihrem Glaubensbekenntnis fest und erlitten große Verfolgungen.

II. Mennoniten in Preußen

Ansiedlung in Preußen

Viele Täufer aus Holland und Friesland flohen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts per Schiff über See nach dem fernen Preußen, wo sie eine große Siedlung an der Weichsel gründeten. Da Menno dort eine Gemeinde besuchte, schrieb er ihnen 1549 einen Brief zur Ermutigung.

Fast 200 Jahre lebten die Mennoniten in friedlichen Umständen in diesem Lande und bauten das Reich Gottes durch die Predigt der Buße und Vergebung in Christus. Immer mehr Leute kamen zur Erkenntnis der biblischen Wahrheit und wurden durch das Blut Jesu Christi gewaschen. Auf Grund der Bergpredigt (Matthäus 5,8) werden nur die, die reines Herzens sind, Gott schauen. Immer wieder wurden die Leute hingewiesen auf die Belehrung, denn in 1. Johannes 1, 9 heißt es „So wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns alle Sünden vergibt und reinigt uns von aller Untugend."

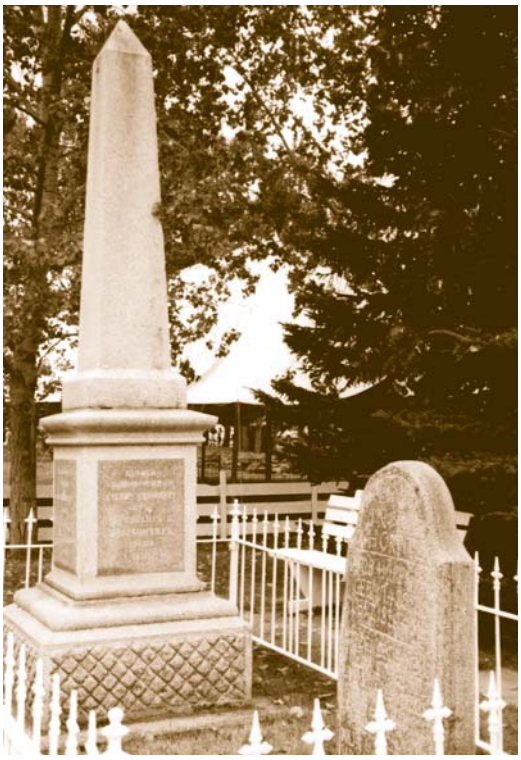
Die Mennoniten waren hauptsächlich Landarbeiter. Sie bauten Dörfer, Schulen, Krankenhäuser und verschiedenes mehr. Besonders auf einsamen Höfen haben sie sich angesiedelt, abseits von den Straßen und Plätzen des großen Verkehrs und öffentlichen Lebens. Sie hatten auch innerhalb der Familie eine zurückhaltende, ablehnende Stimmung gegenüber Staat und Kirche hervorgerufen. Sie betonten auch die Lehre von der Absonderung von der „Welt." Überhaupt „Stellet euch nicht dieser Welt gleich" wurde sehr gewissenhaft beachtet. Sie entwässerten große Flächen des Sumpflandes und verwandelten diesen Boden in fruchtbares Ackerland. Die Verfolgung der Christen war hier nur gering und die Mennoniten stiegen im Wohlstand. Als dieses Land unter die Herrschaft der Hohenzollernkönige von Preußen kam, wurden die Mennoniten geduldet. Aber weil sie den Kriegsdienst verweigerten, kamen sie in Konflikt mit der Regierung, denn diese befürchtete, dass die Wehrkraft des Landes durch diese Haltung der Mennoniten gefährdet werden könnte.

Bedrängnisse im 18. Jahrhundert

Ende des achtzehnten Jahrhunderts verordnete Friedrich II. die Kadettensteuer. Diese verpflichtete die Mennoniten, schwere Abgaben zur Unterhaltung der Kriegsschulen zu zahlen, und es wurde ihnen verboten mehr Land anzukaufen, ausschließend von Mennoniten. Sie durften ihre Lehre nicht nach auswärts verbreiten. Aber als ein französischer Beamter die Mennoniten in Preußen besuchte, bemerkte er, dass sie aus dem Tiefland der Weichsel einen Garten geschaffen hatten. Aber ihr Bildungsstandard fiel, so auch das moralische und religiöse Leben. Doch etliche der Mennoniten sahen diese Gefahr und schauten sich um nach einem Heim, einem Land, das ihnen in ihrem Bekenntnis nicht hinderlich sei.

Einladung von Katharina II., 1785

Nach 200 Jahren in Westpreußen, da die Obrigkeit gewechselt hatte und die Verhältnisse sich änderten, richteten viele ihren Blick nach Russland, denn in dieser bedrängten Lage schien es ihnen wie eine außerordentliche Führung Gottes, dass am 14. Juli 1785 die Zarin Katharina II. den Mennoniten in Preußen eine Einladung nach Russland auszuwandern bot. Volle Glaubensfreiheit, Freiheit vom Wehrdienst für ewige Zeiten und genügend Land wurde ihnen versprochen. Darauf reisten zwei deputierte Männer, Höppner und Bartsch, nach Südrussland, wo sie von der Zarin und dem Fürsten Potjomkin aufs huldreichste empfangen wurden. Fast ein Jahr waren diese Männer in Russland, um das Klima, den Boden zur Landwirtschaft und die Lebensverhältnisse auszukundschaften.



Dank der günstigen Berichte nach ihrer Rückkehr machten sich im März 1788 152 Familien mit mehr als 900 Seelen auf den Weg nach Südrussland aber ohne geistliche Diener. Leider verbot die preußische Regierung begabten Bürgern die Auswanderung. Der Älteste, Kornelius Regier, ermahnte sie beim Abschied zu Gottesfurcht und Nächstenliebe auch im fremden Land.

Ein Denkmal den Deputierten Höppner und Bartsch mit der Inschrift „zum Gedenken an Höppner und Bartsch von den Freunden aus Chortiza und Molotschnaja 1890". Befindet sich im Mennonitenmuseum in Steinbach in Kanada.

III. Mennoniten in Russland

Ansiedlung in Russland 1789

Im Winter 1788/89 kamen die ersten Mennoniten nach Russland. In der Stadt Krementschug am Dnepr in der Ukraine wurden sie vorläufig untergebracht. Immer mehr Umsiedler kamen, so dass im Frühling 1789 schon 228 mennonitische Familien da waren. Als das Land im Frühling von Schnee befreit war, zogen sie in südlicher Richtung den Dnepr entlang bis zum kleinen Fluss Chortiza. Da wurde ihnen aufgrund des Befehls der Zarin Katharina II. Land zugewiesen. Sie sahen zum ersten Mal die größtenteils unbewohnten Steppen. So weit das Auge sehen konnte waren nur etliche Nogai Hütten und weite Landflächen. Das Land mit schwarzem, fruchtbarem Boden war gut geeignet für die Landwirtschaft.

Neues Leben in den bis dahin stillen Weiten begann. Die anfänglich gebauten kleinen Lehmhütten mit Strohdach wurden später durch gute Wohnhäuser ersetzt. Sofort baute man Ziegelfabriken, die das beste Baumaterial lieferten, aus welchem dann die Dörfer gebaut wurden.

Das erste Jahrhundert war eine sehr erfolgreiche Zeit für die Mennoniten in Russland. Sie entwickelten sich schnell und waren 10 Jahre steuerfrei, um erst selber Fuß zu fassen. Aber schon vor der verabredeten Zeit lieferten sie der russischen Regierung viel Getreide und Russland hatte sein eigenes Brot.

Der große Kaiserliche Gnadenbrief: das Privilegium

Mitten unter alle traurigen Erfahrungen der ersten Periode vergaßen die Ansiedler nicht die fernere Zukunft und das Wohl ihrer Nachkommen auf geistlichem und bürgerlichem Gebiet. Man machte eine neue Eingabe an die hohe Regierung um Erhaltung des verheißenen Kaiserlichen Privilegiums. Um Erlangung desselben wurde der Älteste David Epp und der Kirchenlehrer Gerhard Willms am 29. Juni 1789 nach Petersburg entsandt. Mehr als zwei Jahre qualvollen Wartens haben sie in der Hauptstadt zugebracht! Endlich, am 28. Oktober 1800, kamen sie nach Hause. Das Dokument, ein Pergament mit goldenem Druck, von dem wir einige für heute unwesentlichen Artikel gekürzt, die wesentlichen aber wörtlich wiedergegeben, lautet:

„Wir, durch Gottes hilfreiche Gnade,
Paul der Erste,
Kaiser und Selbstherrscher aller Russen,
usw., usw."

„Zur Urkunde Unsrer Allergnädigsten Genehmigung der an Uns gelangten Bitte von den im Neurussischen Gouvernement angesessenen Mennonisten, die nach dem Zeugnisse ihrer Aufseher wegen ihrer ausgezeichneten Arbeitsamkeit und ihres geziemenden Lebenswandels den übrigen dort angesiedelten Kolonisten zum Muster dienen können und dadurch Unsere Aufmerksamkeit verdienen, haben Wir durch diesen ihnen von Uns geschenkten Gnadenbrief nicht nur alle in den vorläufig mit ihnen geschlossenen Bedingungen enthaltenen Rechte und Vorzüge Allergnädigst bekräftigen, sondern auch, um ihren Fleiß und ihre Sorgfalt zur Landwirtschaft noch mehr aufzumuntern, ihnen noch andere in den nachstehenden Punkten erteilten Vorrechte in Gnaden bewilligen wollen."

„Erstens bekräftigen Wir die ihnen und ihren Nachkommen versprochene Religionsfreiheit, (N.2) vermöge welcher sie ihre Glaubenslehren und kirchlichen Bräuche ungehindert befolgen können. Auch bewilligen Wir Allergnädigst, dass vom Gericht, wenn es der Fall erheißen sollte, ihr mündlich ausgesprochenes Ja oder Nein an Staatseid als gültig angenommen werde."

„Zweitens [die Landzuteilung betreffend: 65 Desjatinen auf jede Familie]…"

„Drittens [Gewerbefreiheit]…"

„Viertens [Das spezielle Recht, Bier,

Zarin Katharina II. (die Große) 1762-1796.

Zar Paul 1. Herrscher Russlands 1796-1801

Essig und Branntwein zu brauen und zu brennen]…“

„Fünftens [Kein Fremder darf auf dem Lande der Mennoniten Schenken anlegen oder sonst Branntwein verkaufen ohne ihre Erlaubnis]…“

„Sechstens. Wir geben ihnen Unsere Allergnädigste Versicherung, dass niemand, sowohl von denen an jetzt schon angesessenen Mennoniten, als auch denen in Zukunft zur Niederlassung in Unserem Reiche geneigten, noch ihre Kinder und Nachkommen zu keiner Zeit in Kriegs und Zivildienste ohne eigenen dazu geäußerten Wunsch zu treten gezwungen sind.“

„Siebtens. [Befreiungen von dauernder militärischer Einquartierung, Vorspann und Kronsarbeiten, Pflicht, Brücken und Wege in Ordnung zu halten..]…“

„Achtens. [Vermögens- = und Besitzrechte, eigene Erbschafts- = und Waisenordnung] …“

„Neuntens. [10 resp. 15 Freijahre von Kronsabgaben]…“

„Zehntens. [Befehl an alle Behörden, den Mennoniten {Mennonisten} diese Privilegien nicht zu schmälern, sondern sie in allen Fällen zu schützen]…“

Gegeben in der Stadt Gatschino am sechsten September des Jahres nach Christi Geburt eintausend achthundert, Unserer Regierung im vierten, des Großmeistertums im zweiten.

‚Paul.' ‚Graf von Rostoptschin'“

(Unverkürzt ist das „Privilegium“ abgedruckt in D. Epp, Die chortizer Mennoniten. Art. 1104 und 1105. TI, … deutsch zitiert in Glaubensbekenntnis der M.-B.-G. 1900/1902, S. 58 S. 58 und weiter unter Fußnote 105, P. M. Friesen Altevangelische Mennonitische Brüderschaft S. 98-99.)

Vier Mutterkolonien und Tochterkolonien

Im Jahre 1789 entstand die erste Mutterkolonie, Chortiza, am Dnepr. Die Dörfer wurden nach preußischer Architektur gebaut und hat-

ten einen geordneten Plan. Es gab eine Straße mit Wohnhäusern an beiden Seiten. In der Mitte des Dorfes an einer Seite wurde das Bethaus gebaut und am anliegenden Grundstück immer der Friedhof, an der anderen Seite der Straße die Schule. Lehrer, Prediger und Dirigenten wurden nach ihren Fähigkeiten von der Gemeinde gewählt. Später gab es auch Bibelschulen, in denen solche Kräfte ausgebildet wurden. Am Ende des Dorfes war dann das sogenannte „Industriegebiet" wie Schmiede, Schreinerei u.a. Die Zahl der Ansiedler nahm zu, und die erste Mutterkolonie mit 18 deutschen Dörfern wurde ausgebaut.

Im Jahre 1804 wurde am Fluss Molotschnaja etwas südlicher von der ersten Kolonie die zweite Mutterkolonie gegründet. Sie wurde nach dem Muster der ersten Kolonie begonnen. Diese Ansiedler, auch aus Westpreußen, bauten 57 deutsche Dörfer, die größte Mutterkolonie in Russland, die Molotschna.

Ansiedler aus Preußen gründeten die dritte Mutterkolonie im Jahre 1853 an der Wolga bei der Stadt Saratow unter den Namen „Am Trakt". Sie bestand aus nur 10 deutschen Dörfern.

Im Jahre 1861 kamen die letzten Mennoniten aus Preußen und gründeten an der Wolga bei der Stadt Samara, unter den Namen „Alt Samara", die vierte Mutterkolonie. Auch in dieser Kolonie entstanden anfänglich nur zehn deutsche Dörfer.

In diesen vier Mutterkolonien regte sich bald starkes Leben. Die unbenutzten Flächen wurden bald zu blühenden Gärten und Feldern. Reiche Obst- und Gemüsegärten verschönerten die Aussicht und so auch das Leben. In den Bethäusern wurden außer den biblischen Festen auch Predigerseminare organisiert und Sängerfeste gefeiert. In den Sonntagsschulen wurden die Kinder unterrichtet. In den größten Dörfern baute man Krankenhäuser, Waisenhäuser und Schulen für behinderte Kinder.

Das erste Jahrhundert endete mit dem Problem, dass das Land für die herangewachsenen Generationen nicht mehr genügte. Am Ende des 19. Jahrhunderts gründeten die Mutterkolonien neue sogenannte „Tochterkolonien". So entstanden am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts neue mennonitische Dörfer auf der Krim, im Kaukasus, im Uralgebiet, Orenburg, Ufa, Neu Samara, Sibirien, Altai, Omsk und Turkestan.

Auch in diesen neuen Tochterkolonien regte sich frisches Leben. Doch der Aufschwung der neugebauten Siedlungen wurde gedämpft durch dunkle Wolken, die der Zukunft mit viel Schwierigkeiten drohten.

Zweites Jahrhundert in Russland: Erste Auswanderung nach Amerika

Etwa zehn Jahre nach der Gründung der vierten Mutterkolonie bei Samara an der Wolga (1870) hat der russische Zar die den Mennoniten versprochene Glaubensfreiheit und Wehrfreiheit abgeändert, und die Mennoniten wurden zum Wehr- oder Zivildienst verpflichtet. Deshalb wanderten schon ab 1870 viele nach Nordamerika, Kanada und USA aus. Dieses war die erste Auswanderung der Mennoniten aus Russland.

IV. Die Mennoniten in Neu Samara 1890-1930

Besiedlungsdokument:
Gouvernement Samara, Kreis Busuluk.
(Gekürzt)
(Kopie vom Original von Peter Görtzen)

I. Über die Lage und Kaufbedingungen des Landes.

1. Das für die Dorfgemeinden der Gebiete Halbstadt und Gnadenfeld gekaufte Land befindet sich im Samarischen Gouvernement Busuluker Kreis am Flüsschen Tock und besteht aus zwei zusammen grenzenden Landstücken:
   a) das dem Kommerzienrath Rostower erblichen Ehrenbürger samarischen Kaufmann I. Gilde Iwan Michaijlowitsch Pleschanowo gehört, habende Gut von 16.388 Desjatinen 67½ Faden u.
   b) das dem Busuluker 2. Gilde Kaufmann Fedor Fedorowitsch Krassikow habende Gut von 4.000 Desjatinen, zusammen also 20.388 Desjatin. 67½ Faden.

2. Der Kaufpreis des Landes
   a) beträgt für das von Pleschanow gekaufte Land zu 32 Rub., zusammen 524.417 Rub.
   b) u. für das von Krassikow gekaufte zu 30 Rub. pro Desj. zusammen 120.000 Rub. insgesamt 644.417 Rub. Außerdem Unkosten für das von Pleschanowo gekaufte Land trugen die Gemeinden in allem allein, für das von Krassikow gekaufte die Hälfte. Dazu kamen noch die Unkosten, die durch die Verpfändung des von Pleschanow gekauften Landes in der Donschen Agrarbank entstanden, sowie für Reise u. andere Kosten.

3. Der Kostenpreis jeder Desj. beläuft sich demnach mit zirka 34 Rub. welcher Preis bei allen Verrechnungen mit dem Ansiedler als Norm anzurechnen ist.

4. Die Zahlungen für dieses Land sind teils geleistet. Die Gemeinden haben dieselben noch zu leisten.
   a) Handgeld ist gegeben 125.000 Rub.
   B9 bei Abschluss der Kaufbriefe wurden 52.330 Rub. 85 kop. bezahlt
   c) im Verlauf von drei Jahren der Rest an Pleschanow von 80.000 Rub.
   d) im Laufe eines halben Jahres 30.000 Rub.

   Die Schuld in der Donschen Agrarbank im Laufe von 43½ Jahren vom 1. Juli 1890 gerechnet 326.700 Rub. Für die Schuld in der Adliger Agrarbank Gesellschaft für gegenseitige Hilfe im Laufe von Jahren vom 1. Januar 1891 gerechnet.

II. Über die Besiedlung des gekauften Landes. Die Pflichten der Ansiedler.

5. Da die vorhandenen und in nächster Zeit erwartenden Mittel nicht eingekommen sind, um die in den ersten Jahren zu leistenden Zahlungen zu decken, so soll ein Teil des Landes an Freikäufer zu 80 Desj. den Familien ausgegeben werden und zwar sollen 60 Familien solcher Freikäufer angenommen werden.

6. Jeder dieser Freikäufer ist verpflichtet, sofort, nach dem er als solcher angenommen ist, 14 Rbl. pro Desj. in Summe von 1.120 Rub. einzuzahlen. Der Rest von 20 Rub. pro Desj. in Summe von 1.600 Rbl. wird ihnen auf 43½ Jahren gestundet unter denselben Bedingungen als die Gemeinden der Donschen Agrarbank gegenüber zu erfüllen haben. Diese Bedingungen bestehen darin, dass jeder Freikäufer 7½ % jährlich an Kapitalzinsen für die schuldige Summe von 1.600 Rbl. einzahlt, was eine jährliche Zahlung von 120 Rub. ausmacht, die er halbjährlich voraus zum 1. Januar und 1. Juli zu bezahlen hat.

7. Der Rest des Landes soll zu Errichtung eines Pachtartikels gehen, dessen Bestimmung weiter unten erläutert wird, ausschließlich zur Ansiedlung von Landlosen, denen nun 40 Desj. pro Familie zugeteilt wird.

8. Als Ansiedler auf 40 Desj. sollen überhaupt etwa 350 landlose Familien angenommen werden. Bedingung: dass sie niemals Land besessen und deren Eltern auch kein Land, oder nur einen kleinen Anteil besessen haben, sollen immer den Vorzug vor allen haben.

   In den Kasernen stehende Forstarbeiter werden ohne Los als Ansiedler angenommen und die Kommission hat zu bestimmen, wer von ihnen zu erster oder zweiter Kategorie gehöre. Außerdem wird als unerlässliche Bedingung die reine sittliche Lebenswandlung der Ansiedler verlangt.

9. Die Besiedlung des ganzen Landes soll im Laufe von vier Jahren geschehen. Im ersten Jahr zu Frühjahr 1891 sollen 60 Freikäufer zu 80 Desj. und Ansiedler zu 40 Desj. angesiedelt werden. Die anderen Ansiedler zu 40 Desj., 260 Familien werden im Laufe der nächsten drei Jahren angesiedelt, wobei die Zahl jährlichen anzusiedelnden von der Ansiedlungskommission bestimmt wird. Das ganze Gut kann auch in kürzerer Zeit besiedelt werden, wenn sich genug Ansiedler finden. Die 60 Freikäufer sollen in Kolonien angesiedelt werden, wovon eine Gruppe von 18 Wirten auf der sogenannten Gonnaja Datscha (Kamenez), die zweite von 22 Wirten im Zentrum von Pleschanowo's Gut und die dritte von 20 Wirten auf Krassikow's Gut angesiedelt werden.

10. Sollten sich nicht genügend Ansiedler melden, die wirklich landlos sind, wie dieser Begriff im § 8 gegenwärtigen Projektes ernannt ist, sind in erster Folge die, deren Eltern Land besitzen, als Ansiedler anzunehmen, wenn sie selbst kein Land besitzen; in weiterer Folge können als Ansiedler angenommen werden Personen, die gekaufte Klein- Halb- u. Vollwirtschaften im Besitz haben, wobei die Kleinwirtschaften den Vorzug vor den Halbwirtschaften und die Halbwirtschaften vor den Vollwirtschaften haben sollen.

11. Sollten sich im Gegenteil mehr Landlose zur Ansiedlung melden als überhaupt angenommen werden können, entscheidet das Los wem die Zuteilung von 40 Desj. zukommen soll.

12. Jeder landlosen Familie, die eine Landzuteilung im Wert von 1.360 Rubel erhält, werden von dieser Summe 560,00 Rub. erlassen, den Rest aber von 800 Rub. muss derselbe im Laufe von 43 1/2 Jahre unter derselben Bedingung entrichten. Die Gemeinde der die Donschen Agrarbank Geld gegeben hat, haben dieselben Bedingungen: jeder landlose Ansiedler muss in den erwähnten Jahren 7 1/2 % jährlich entrichten, was eine jährliche Zahlung von 78 Rub.38 kop. auf jeden Ansiedler ausmacht.
    Anmerkung: Die ersten zwei Jahre sind die Ansiedler von der Bezahlung befreit. Im Laufe der den Ansiedlern gewährten Freijahren übernehmen die Bezirksgemeinden die Bezahlung dieser Summe jährlich unter der Bedingung, dass die Ansiedler die geleistete Zahlung ohne Zinsen zurück zu zahlen haben.

13. Die zweite Kategorie der Ansiedler, die im § 10 dieses Projekts aufgezählt ist, hat die Schuld für die erhaltene Landzuteilung von 1.360 Rub. auf folgende Art zu entrichten: Erstens, achthundert Rub. haben sie im Laufe von 43 1/2 Jahren, vom Tage der Ansiedlung an gerechnet, mit 7 1/2 % an Kapital u. Zinsen zu entrichten, was eine jährliche Zahlung von 70 Rub. auf jeden Ansiedler ausmacht, die er halbjährlich voraus zum 1. Januar und 1. Juli zu bezahlen hat. Zweitens, den Rest der Schuld von 560 Rub. haben dieselben nach Verlauf von 4 Freijahren im Laufe von 10 Jahren mit 56 Rub. jährlich in die Bezirksgemeinden zu Halbstadt und Gnadenfeld ohne Zinsen zu bezahlen.

14. In jedem einzelnen Falle bestimmt die Ansiedlungskommission, wer von den Ansiedlern die im § 12 erwähnten Begünstigung genieße, das heißt, wem von dem Wert der erhaltenen Landzuteilung 560 Rub. erlassen werden soll.

15. Alle in diesem Projekt erwähnten Zahlungen: § 5-6, 12-13 haben die Ansiedler zu den festgesetzten Terminen, solange im Halbstädter Gebietsamte zu entrichten, bis das Land ihnen als wirkliches Eigentum übergeben werden kann und sie also die Bankschuld übernehmen können. Die Bestimmung der Zahlungstermine bleibt dem Ermessen der Ansiedlungskommission überlassen.

16. Die Kolonien der Ansiedler zu 40 Desj. werden zu 30 Höfen angesiedelt. Der Hof und Gartenstellen müssen eine Desjatinen enthalten u. die Breite jeder Hofstelle 40 Faden machen. Die Höfe und Gartenstellen der Freikäufer müssen anderthalb Desjatin enthalten und die Breite jeder Hofstelle 40 Faden messen. Bei der Anlage der Kolonien ist die Richtung derselben von Osten nach Westen soviel als möglich zu vermeiden.

17. Sowohl die Ansiedler auf 80 Desj. als auch die auf 40 Desj. sind verpflichtet Wald anzupflanzen u. zwar erstere 1/2 Desj. u. letztere jeder 1/2 Desj. Mit der Anpflanzung der Wälder müssen die Ansiedler nach Verlauf von 10 Jahren beginnen. Können aber auch nach eigenem Ermessen auch früher damit beginnen.

18. Mit den Ansiedlern jeder auf dem gekauften Lande zu erwähnenden Kolonie werden formelle (Natormelle) Kontrakte abgeschlossen, in welchen alle Pflichten und Rechte derselben enthalten sein müssen.

III. Der Pachtartikel

19. Um der Bevölkerung der neuen Ansiedlung die Möglichkeit zu geben, in Zukunft ihre Nachkommen selbst mit Land zu versorgen, werden von dem angekauften Lande 1.400 Desj. von der Besiedlung ausgeschlossen und als Gemeinde-Pachtartikel der Ansiedlung bestimmt. Enthalten in diesen 1.400 Desj. sind die Wassermühle am Tock und der Steinbruch am rechten Ufer des Flusses. Der Ertrag von dem ganzen Pachtartikel, nachdem er von dem Ansiedler als Eigentum erworben ist, fließt in die Kasse der Ansiedler, und wird nur zum Ankauf von Land für die zukünftigen Landlosen der Ansiedler verwendet. Für jeden Pachtartikel müssen die Ankäufer für jede Desj. denselben Preis an die Gnadenfelder und Halbstädter Gemeinden zahlen.

20 .....diese Schuld bleibt der
..... Pachtartikel... der Verwaltung der Halbstädter u. Gnadenfelder
... Bezirksgemeinden u. werden die Einkünfte ....
..... denselben ... Bezahlung dieser Schuld u. später
....bleibenden .....
.....gen der Ansiedler (: § 6,12+13) der....ndet
..... Einrichtung Pachtartikels für die Ansiedler u.
..... Nachkommen verlieren, sie u. ihre Nachkommen
das Ansiedlungsrecht auf dem Pachtartikel
der Gemeinden der Halbstädter u. Gnadenfelder Bezirks
..... die Einkünfte von diesen Pachtartikel.

1 Desjatine = 2400 qw. Faden = ca. 1.09 Ha
1 Faden = 2,1336 m = 7 Fuß

Anfang der Ansiedlung

von Peter Goertz, Jakob Martens und Peter Janzen

Vor 80 Jahren siedelte man prinzipiell nicht in der Nähe einer großen Stadt an. Unsere Väter waren durchweg ein ackerbautreibendes Volk und hielten es für eine besondere Ehre, gute Landwirte zu sein. Die Mutterkolo-

nie in Südrussland verfolgte eine bestimmte Siedlungspolitik, die es unseren jungen Leuten ermöglichte, Landeigentümer zu werden. Bei der Gründung der Ansiedlung wurde ein bestimmtes Landquantum, Pachtartikel genannt, nicht in Wirtschaften verteilt, sondern verpachtet und der Reinerlös angesammelt zum Ankauf von mehr Land.

So entstand auch Neu Samara. Dieses Land wurde von den russischen Großgrundbesitzern Krassikow, Pleschanow, und anderen 1890 gekauft und diese Namen den Dörfern beigelegt. Der Kaufmann Bogomasow hat beim Kauf des Landes mitgewirkt. Es waren ungefähr 20.388 Desjatinen und der Durchschnittspreis 30 Rubel. In demselben Sommer noch wurde das Land verplant und das Land jedes Dorfes in Wirtschaften vermessen und mit Nummern versehen. Ein Landmesser Janzen von Memrick übernahm diese Arbeit. Die Ansiedler hatten zehn Freijahre, in denen sie keine Zahlung auf die Landschuld machen brauchten. Nach Ablauf dieser Zeit, in der sich die Ansiedlung wirtschaftlich stabilisiert hatte, kam ein Bevollmächtigter der Mutterkolonie und schloss mit den Ansiedlern einen Kaufkontrakt, der in der Taganroger Bank auf 40 bis 42 Rubel per Desjatine versetzt wurde. Die Mutterkolonie bekam die Summe in bar ausbezahlt. Jedes Dorf musste sich nun verpflichten, der Bank jährlich an einem bestimmten Datum die vereinbarte Summe einzuzahlen. Durch eine gegenseitige Bürgschaft haftete jeder Bauer des Dorfes für diese Schuld. Jedes Dorf konnte die Zeitdauer zur Abtragung dieser Schuld in 30 bis 40 Jahren bestimmen. Mit diesem Schritt wurde die Ansiedlung selbstständig und musste danach den Zahlungstermin einhalten. Zwei Bauern sprachen später über diese Schuld. Der junge schaute skeptisch in die Zukunft, aber der ältere belehrte ihn, dass gerade das Bezahlen der Wirtschaft dieselbe wertvoller mache. Nach weiteren zehn Jahren hatte die Ansiedlung einen so enormen Aufschwung erlebt, dass sie nicht wiederzuerkennen war. Da bewahrheitete sich das Sprichwort: „Wer Schulden zahlt, vermehrt sein Gut."

Jakob Martens, Jugowka, berichtet über den Anfang der Ansiedlung: Unser Dorf hatte 35 Wirtschaften. Die meisten Ansiedler waren Kinder landloser Eltern im Süden, dem Beruf nach Handwerker mit großen Familien und etliche hatten, als sie an Ort und Stelle waren, nur 20 Kopeken in der Tasche. Wie wollten solche Leute wohl noch bis zum Winter ein Dach über dem Kopf haben? Aber da man 40 Desj. Land besaß, ging man mutig an die Arbeit, führte Wände von Lehm auf, legte runde Baumstämme hinauf, dann Strauch und Heu und bedeckte es mit Erde oder Wiesensoden. Wenn es regnete, stopfte man einen Sack mit Gras in die Fensteröffnung. Solche Zustände waren nicht lange erträglich.

Aber wie konnte man die Familie ohne Geld ernähren? Da man doch nicht das ganze Land bearbeiten konnte, verpachtete man es an Russen für Geld oder einen Teil der Ernte. Diese bearbeiteten es auf ihre Art und Weise, so dass sich die Quecke immer mehr einbürgerte. Waren erwachsene Söhne oder Töchter in der Familie, so fanden diese in den Dörfern, die etwas früher angesiedelt waren, oder sogar als Freikäufer galten, wie Pleschanowo, Kuterlja, Kamenez, manchmal Arbeit. Diejenigen, die ein Paar Pferde hatten, spannten sie zusammen mit dem Nachbarn ein und bearbeiteten das Land. Durch Fleiss, Ausdauer und Sparsamkeit brachten sie es so weit, dass sie nach etlichen Jahren bis 150 Tschetwert ernteten. Nach den billigen Preisen damals war das nur eine bescheidene Einnahme, aber es war ein Fortschritt. Als dann aber im Jahre 1906 eine totale Missernte eintrat, war es für alle sehr schwer, denn nicht ein Bauer im Dorfe erntete soviel wie er ausgesät hatte. In diesem Winter schickte die Mutterkolonie Johann Isaak zur Ansiedlung. Dieser richtete mit Hilfe von zu Hause in einigen Russendörfern Speiseküchen ein, in Jaschkino und Gratschowka.

Auch an unsere Armen wurde gedacht. Man konnte ein Arbeitspferd für fünf Rubel kaufen und ein Pfund Schaffleisch für zwei Kopeken, aber keiner hatte das Geld. Saatgetreide fürs nächste Jahr musste geborgt werden. Auf ähnlicher Weise borgte man auch Mehl für die Familie. Im Jahre 1908 wurde die Ansiedlung Barnaul in Sibirien gegründet und manche schwachen Bauern verkauften ihr Land hier und siedelten dort an. Besser gestellte Bauern kauften dieses Land und nach drei

guten Ernten war auf allen Gebieten guter Fortschritt zu verzeichnen. 1914 hatte Jugowka eine Schlichtmühle, die später auch feines weißes Mehl mahlte, einen Laden, zwölf Dreschmaschinen, davon zwei mit Motorbetrieb, vier Selbstbinder und alle anderen Ackergeräte und genügend Pferdekraft.

Peter Janzen, Podolsk, berichtet aus den ersten Ansiedlungsjahren: In Sorotschinsk kaufte Vater einen hölzernen Wagen und eine gelbe Stute. Damit fuhren wir zu unserer Ansiedlung, wo wir am Tock in den Speichern mit noch anderen Familien Unterkunft fanden. Sobald der Schnee verschwunden war, baute Vater auf unserer Hofstelle und wir bezogen unser Heim. Unsere Schulzenboten (Dorfberatungen) hatten wir draußen auf der Baustelle. Der erste Schulze war Reinhard Hübert, dann Wilhelm Franz und nach ihm Jakob Koop. Wer etwas Geld hatte, konnte besser bauen und kam schneller empor. Meine Eltern hatten viel Unglück. Die erste Kuh, die wir kauften, krepierte noch vor dem Winter und die gelbe Stute im nächsten Frühjahr. Die Pferde hatte Vater im Stall angekettet. Eines Nachts war draußen ein großes Schneegestöber. Vater musste in derselben Nacht auf Nachtwache im Dorf sein. Mutter hörte nachts Geräusch im Stall, stand auf um nachzusehen und sah, wie zwei Diebe mit einem Pferd durch die Tür verschwanden. Die Diebe hatten die Ketten zerbrochen und waren im Begriff das zweite Pferd zu lösen, als Mutter sie verscheuchte. Sie hatten noch aus zwei Ställen anderer Bauern Pferde genommen. Mein Vater kaufte einen hölzernen Wagen von den Russen und ließ diesen in der Schmiede mit Eisen beschlagen. Diesen Wagen haben wir zwölf Jahre gefahren. Eine Haspelmaschine kaufte Vater mit noch zwei Nachbarn, darum wurde sie in der Ernte Tag und Nacht gebraucht. Einen Schrägpflug mit vier Scharen machte Vater selbst. Gedroschen wurde mit dem Dreschstein.

Meine Schwester schreibt am 9. November 1958 aus Russland, „Mein Mann wurde den 3. September 1937 von der Geheimpolizei des Nachts abgeholt. Ich habe es Euch nicht geschrieben, weil ich fürchtete, man könnte den Brief öffnen und ich dann in eine schwierige Lage kommen. Auf mein Anfragen in Moskau über sein Schicksal erhielt ich die Antwort, dass er im März 1945 an Herzschlag gestorben sei und auf meine zweite Anfrage später, dass er lebe und wenn seine Zeit um sei, nach Hause kommen werde. Aber die Zeit ist um, und er kommt nicht. Frau Daniel Tessman bekam nach zehn Jahren Nachricht, dass er nicht an Hunger, sondern wegen Gram gestorben sei. Mein Bruder Abraham wurde am 12. September 1937 mit Peter Tessman zugleich gefangen genommen. P. Tessman war bei der neuen Wassermühle mit Reparatur beschäftigt. Seine Frau mit zwei Kindern wohnt hier."

Der erste Laden hier war in Heinrich Unruh's Sommerstube. Ein Kornelius Regehr handelte hier, vergrößerte das Geschäft und verkaufte es 1908 an H. Warkentin. Dann baute er am westlichen Ende des Dorfes eine Hochmühle aus gebrannten Ziegeln mit moderner Einrichtung. Auf meine Anfrage berichtete meine Schwester Helena, dass diese Mühle abgebrochen und verschleppt sei. Mein Onkel Benjamin Siebert baute am Tock eine Ziegelfabrik, die er 1909 an Reinhard Hübert verkaufte und nach Barnaul, Sibirien zog. Ich selbst zog 1913 auch nach derselben Ansiedlung und arbeitete in Schwager Benjamin Unruhs Schmiede in Kleefeld. 1913 heiratete ich Helena Toews, und 1925 wanderten wir mit noch neun Familien nach Mexiko aus.

Lage der Ansiedlung

von D. Löwen

Neu Samara, eine Tochter der Molotschna Kolonie, liegt östlich des großen Flusses Wolga, etwa 300 Kilometer östlich von der Gouvernementstadt Samara. Noch 100 Kilometer östlich liegt die Ansiedlung Orenburg. Der Name Neu Samara wurde der Ansiedlung zum Unterschied von Alt Samara gegeben, das schon 1865 von Mennoniten gegründet wurde, die direkt aus dem Danziger Gebiet kamen. Die Neu Samara Ansiedlung wurde 1890 gegründet mit zwölf Dörfern und einer Ackerfläche von 59.400 Acker. 1917 waren es schon vierzehn Dörfer und neun Großwirtschaften mit insgesamt 96.376 Acker und einer Bevölkerung von 3670 Seelen. Die weitere Geschichte beschreibt das Leben der

Dieses Land zwischen den Flüssen Ural und Wolga, zwischen den Großstädten Orenburg und Samara wurde 1890 zu neuer Heimat der Ansiedler für fast genau 100 Jahre. (Ansicht von N. Bachtijarowo).

Mennoniten der Ansiedlung Neu Samara. „Das Leben gleicht dem Sommertag, ist licht- und schattenreich“ Das erfuhren auch die Mennoniten auf unserer Ansiedlung im Orenburger Gebiet.

Die im Jahre 1917 entstandene Sowjetregierung änderte die Gouvernementgrenzen zwischen den Großstädten Samara und Orenburg. Bis dahin gehörte die Ansiedlung zum Kreis Busuluk Gouvernement Samara. Nach der Grenzverschiebung wurde der ganze Kreis Busuluk und damit auch die Ansiedlung zum Gebiet Orenburg zugezählt.

Die Massenübersiedlung im Jahre 1892 bestand meistens aus armen Bauern, Landarbeitern und Handwerkern aus dem damaligen Taurischen Gouvernement und von der Krim.

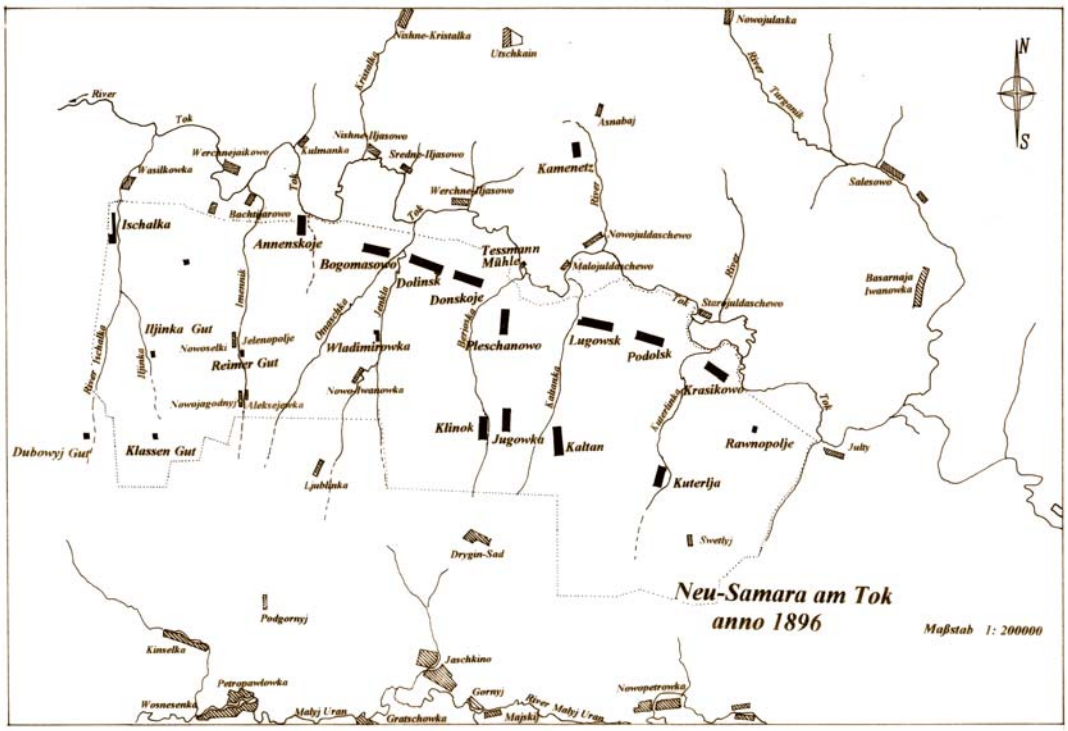
Die ersten neun Dörfer lagen am Fluss Tock, eins nördlich, der Rest südlich. Die Kolonie bestand aus: Ischalka, Annenskoje, Bogomasowo, Dolinsk, Donskoj, Pleschanowo, Lugowsk, Podolsk, Krassikowo, Kuterlja, Kaltan, Jugowka, Klinok, Kamenez. Annenskoje und Kamenez wurden später in andere Dörfer ausgesiedelt, so dass jetzt nur 12 Dörfer sind.

Ansiedler waren:

Krassikowo	mit 221 Seelen,	45 Wirtschaften,	4860 Acker
Podolsk	mit 263 Seelen,	47 Wirtschaften,	5000 Acker
Pleschanowo	mit 258 Seelen,	49 Wirtschaften,	4700 Acker
Lugowsk	mit 305 Seelen,	64 Wirtschaften,	3248 Acker
Donskoj	mit 298 Seelen,	45 Wirtschaften,	4860 Acker
Dolinsk	mit 220 Seelen,	44 Wirtschaften,	4800 Acker
Bogomasowo	mit 284 Seelen,	34 Wirtschaften,	3672 Acker
Annenskoje	mit 93 Seelen,	15 Wirtschaften,	2025 Acker
Ischalka	mit 212 Seelen,	22 Wirtschaften,	2700 Acker
Klinok	mit 246 Seelen,	33 Wirtschaften,	4700 Acker
Jugowka	mit 175 Seelen,	35 Wirtschaften,	3780 Acker
Kaltan	mit 251 Seelen,	45 Wirtschaften,	4800 Acker
Kuterlja	mit 195 Seelen,	40 Wirtschaften,	4320 Acker
Kamenez	mit 150 Seelen,	33 Wirtschaften,	3600 Acker

Geographische Einteilung der Ansiedlung Neu Samara

Neu Samara könnte man wohl eine vom Norden nach Süden leicht ansteigende Ebene nennen. Wenn man im Sommer an einem schönen Tag von Kamenez aus auf den Bergrücken kam, der sich an der rechten Seite des Flusses Tock zog, bot sich dem Auge ein wun-



derbares Panorama dar. Am Fuß eines Bergrückens schlängelte sich der Tock entlang. Dieser wurde rechts von einem Staudamm aufgehalten und in Turbinen geleitet, trieb das Räderwerk einer fünfstöckigen Hochmühle, stürzte sich von da in sein altes Bett und eilte dem Westen, dem Fluss Busuluk zu und floss in die Wolga, welche in die Kaspische See mündete. So weit das Auge sah, breitete sich ein grüner Teppich aus, der von sieben Baumgruppen, wie Perlen an der Schnur, unterbrochen wurde. Dieses waren die Dörfer, die sich von Ost nach West zogen: Krassikowo, Podolsk, Lugowsk, Pleschanowo, Donskoj, Dolinsk, und Bogomasowo, dann noch weiter nach dem Westen Ischalka. Nach dem Süden am Horizont lag links das Dorf Kuterlja, dann nach Westen Kaltan und mehr südlich gelegen Klinok und Jugowka. Mehrere Schluchten durchzogen diese Ebene, in denen kleine Bäche ihren Lauf haben und von Süden nach Norden in den Tock münden, so zwischen Bogomasowo und Dolinsk die Otnaschka und Jenkla, zwischen Donskoj und Pleschanowo die Berjosowka, unmittelbar vor Lugowsk die Kaltan und zwischen Podolsk und Krassikowo die Kuterlja. Unsere mennonitischen Dörfer wurden ein Zeugnis des mennonitischen Fleißes, Kultur, und Wesens. Zur linken Hand, ganz nahe am Abhang des Berges, klebte wie ein Schwalbennest ein armseliges Baschkirendorf mit seinen grauen Lehmhütten, ohne jeglichen Baumschmuck in der glühenden Sonne. Welch ein Kontrast!

Der ganze Landkomplex der Ansiedlung ist von Osten nach Westen ca. 30 Kilometer lang, und vom Süden bis zum Norden ca. zwölf Kilometer breit. Zwischen der Dörferreihe und dem Fluss Tock war eine zwei Kilometer breite niedrige Fläche, die jährlich nach der Schneeschmelze überschwemmt wurde und „Plauwinj“ genannt wurde. Hier blühten die schönsten Blumen, wie die gelben Maitulpen, Lilien, Krokusse und Veilchen. Hier gediehen die Brom- Johannes- und Erdbeeren am besten. Jedes Jahr durchbrach der Eisgang des Tock den Staudamm der oben erwähnten Hochmühle. Dann war das Dorf Kamenez, das im Norden vom Tock hinter dem Berg lag für mehrere Wochen von Verkehr, Post, Handel und Kirche abgeschnitten, bis der Damm, gleichfalls als Brücke dienend,

wieder aufgeschüttet war. Diese Mühle am Tock war ein Lieblingsplatz für Ausflügler am Sonntag. Das Kreischen der Krähen in den hohen Waldbäumen, das Rauschen des Wassers und der vor uns aufsteigende Berg machten auf den jungen Beobachter einen tiefen Eindruck. Das Baden im Tock oder eine Kahnpartie auf dem Fluss waren ein besonderes Erlebnis.

Das Klima

von Peter Goertz und D. Löwen

Neu Samara war damals die nördlichst gelegene Ansiedlung, welche die Mutterkolonie bis dahin gekauft hatte. In den Berichten im *Zionsboten* wurde es damals als hoch im Norden gelegen angesehen. Manche Eltern, deren Kinder dort ansiedelten, fühlten als ob sie dieselben in die Verbannung nach Sibirien abgegeben hätten. In den Briefen der Kinder an die Eltern erwähnten sie auch die haushohen Schneewehen um das Haus.

Da antwortete der Vater ihnen: „Wenn um Ostern bei mir auf dem Hofe noch so viel Schnee wäre, dann würde mich Pfingsten schon niemand dort sehen!“

Der Winter setzte gewöhnlich im Oktober mit dem ersten Schnee ein und verließ die Ansiedlung im April mit der Schneeschmelze. Eine tiefe Schneedecke legte sich auf den Boden. Im Februar begannen die sogenannten Schneestürme, „Buran“ genannt. Mit Wucht und Heulen tobte der Wind. Den Weg vor sich sah man nur auf ein paar Schritte und ein Strauch neben dem Wege erschien wie ein Ungeheuer, ein den Weg kreuzender Hase wie ein Wolf. Ganze Schneemassen wirbeln in der Luft und verklebten einem Augen und Nase und auch dem Pferde, so dass man anhalten musste. Wohl dem, der die Zügel schlaff liegen ließ und sich dem Orientierungsinstinkt des Pferdes anvertraute, denn es fand gewöhnlich seine Krippe. Darum wurden schon im Oktober, wenn die Schneedecke tief genug war, die Wege mit Fuden ausgesteckt oder markiert. Dazu bewahrte man die Sonnenblumenstängel im Herbst auf. Jeder Bauer im Dorf musste nun auf Anordnung des Dorfsamtes eine ihm bestimmte Strecke des Weges mit diesen Stängeln in gewisser Entfernung ausstecken. Dann konnte man bei einem Schneesturm den Weg entlang fahren. Der viele Schnee verschwand im Frühling in verhältnismäßig kurzer Zeit. Dann stockte jeglicher Verkehr auf eine Woche oder länger, da man der Schneedecke, unterspült von Wasser, nicht mehr trauen konnte. Flüsse und Bäche traten aus ihren Betten, stürzten sich rasend und tosend talabwärts, alles mit sich fortreißend, was ihnen in den Weg kam. Nachdem der Winter sechs Monate die ganze Natur mit eisigen Todesarmen umklammerte, wurde man nicht müde dem Brausen und Toben der Wasser zu lauschen, die befreit von Frost und Tod, neues, junges sprießendes Leben verkündeten, ein Lied von Tod und Auferstehung.

Ein wunderschöner frostiger Winterabend in einem Russendorf namens Iwanowka? Oder Kinselka? Oder Wosnesenka?

Bauernmahlzeit auf dem Felde.
Ölgemälde von W. Makowski 1871.

Neu Samara, eine Ebene, im Osten des europäischen Russlands, 300 Kilometer von

dem mächtigen Fluss Wolga gelegen und ebenso weit vom Fluss Ural, der seine Gewässer schon aus dem Uralgebirge nimmt, hat ein ausgesprochen kontinentales Klima. Der Sommer heiß und trocken und der Winter lang, kalt und schneereich. Schon Mitte Oktober fiel der erste Schnee und bedeckte die Erde mit einer dicken Schneeschicht, die erst Mitte April den warmen Sonnenstrahlen weichen musste. Da wachte die Erde grünend auf und in kurzer Zeit war die Arbeit im Feld und Garten in vollem Schwunge. Aber es gab auch wirtschaftliche Niederlagen und man konnte periodisches Auftreten trockener Jahre feststellen. War es 1901 trocken, so konnte man fast annehmen das 1906 und 1911 und 1916 und 1921 wieder schwache Ernten aufweisen würden. Von Mai bis Oktober brauchte man keinen Nachtfrost befürchten und Tomaten, Arbusen, und Melonen gediehen vortrefflich.

Rawil Iljasow (tüchtiger Bauarbeiter) mit Ehegattin Minikama (Lehrerin)l, Kinder Salija und Suljfat und Neffen Rim (zur Zeit Betriebsleiter der Maschinen- und Traktorenstation in Donskoj) und Karim. Nizhne-Iljasowo 1965

Unsere Nachbarn: Die Baschkiren

von Peter Kornelsen

Unsere nächsten Nachbarn auf Neu Samara waren die Baschkiren. Sie wohnten auf der rechten, nördlichen Seite des Flusses Tock, wir auf der linken, also niedrigen Seite, anderthalb Werst von dem Fluss abgelegen, weil diese Fläche im Frühling überschwemmt wurde. Sie gehören, wie auch die Tataren, zu den Mongolen, die im 13. Jahrhundert aus Asien kamen und Europa bis Ungarn und Deutschland eroberten. Sie herrschten über 300 Jahre in Russland, und erst dem Großfürst Ivan III. gelang es dieses Tatarenjoch abzuschütteln.

Bei ihrem Rückzug teilten sie sich in drei Horden: Eine derselben setzte sich auf der Halbinsel Krim fest, die zweite und größte, zog sich nach Norden bis Kasanj zurück und die dritte ließ sich im Osten bei Samara, Orenburg und Ufa nieder. Ihren Hauptsitz hatte diese Horde in Sterlitamak, nahe bei Ufa. Einige dieser unserer Nachbarn wohnten bei Gründung unserer Ansiedlung noch als Nomadenvolk in Zelten (Jurten). Sie waren ein Hirtenvolk und besaßen Pferde, Rinder, Schafe und Ziegen. Als Mohammedaner durften sie Schweinefleisch nicht essen. Ihr Nationaltrank war Pferdemilch, speziell zubereitet und unter dem Namen Kumys bekannt, sie hatte eine berauschende Wirkung. Pferdefleisch galt bei ihnen als Delikatesse. Die Pferde blieben das ganze Jahr draußen. Im Winter mussten sie sich das Gras mit ihren Hufen unter dem Schnee suchen. Ihre einzige Ernte, die sie bemüht waren einzubringen, war Heu, das sie auf der Wiese mit der Handsense mähten.

Die Frauen verrichteten alle Arbeiten, während die Männer auf der Straße waren und handelten oder Weisheit pflegten. Das Wasser holten die Frauen vom Fluss in einem Krug auf dem Kopf in der Morgenstunde und verhüllten ihr Angesicht, wenn sie einem Mann begegneten. Sie trugen Armspangen, allerlei Münzen an den Zöpfen und Ketten von Münzen und Perlen um den Hals. Die Männer hatten Bärte, rasierten aber das Haupt und trugen beständig eine kleine Kappe (Tjubetejka). Im Winter trugen sie Pelzmützen.

Gegenüber unserem Dorfe Krassikowo lag jenseits des Flusses das Baschkirendorf Juldaschewo. Die meisten Häuser waren Lehmkaten mit kleinen Fenstern, mit einer Lehmbank am Haus an der Straße als Ruheplatz für Männer und Kinder. In der Mitte des Dorfes war die Moschee mit einem Turm. Täglich morgens und abends bestieg der Mullah (Priester) den Turm und forderte mit lauter Stimme seine Gläubigen zum Gebet auf. In diesem Dorf war auch das

Ein Haus einer Baschkirischen Familie in Werchne-Iljasowo.
Kein Zaun, kein Baum, kein Schatten direkt an der Dorfstraße die dem rechten Ufer des Flusses Tock entlang läuft.

Wollostamt, zu dem auch unsere Ansiedlung gehörte. Der Oberschulze war ein Baschkir.

Die Baschkiren waren durchweg klein von Wuchs aber geschickter in ihren Bewegungen als die Russen. Schon von Kind an übten sie sich im Reiten, um später an den Treibjagden mit ihren Hunden auf die Wölfe teilnehmen zu können. Sie besaßen große Ländereinen, bearbeiteten sie aber nicht, sondern verpachteten sie billig an unsere Leute. Die Männer kamen in die Dörfer, um alte Pferde zu kaufen, irgendeinen Tauschhandel anzuknüpfen, arbeiteten aber auch als Tagelöhner. Sie übernahmen es auch, gewisse Heuflächen mit der Sense ab zu mähen, Ziegel- und Miststreichen war auch eine Arbeit, die sie gerne übernahmen. Die Frauen gruben Kartoffeln aus oder verschmierten die Häuser von außen mit Lehm. Jedes Dorf musste ja auch einen Viehhirten haben und oft waren es Baschkiren. Sie hatten aber eine sehr schwache Seite, nämlich das Stehlen. Auch Pferde wurden gestohlen. Weil sie gute Reiter waren, glaubten sie an ein sicheres Entkommen. Um die Dörfer vor Pferdediebstahl zu sichern, wurde der Vornehmste der Diebesbande für eine gewisse Summe als verantwortlicher Aufseher angestellt. Wurde dennoch ein Pferd gestohlen, so brachte dieser es bald zu seinem Eigentümer zurück. Sie waren gutmütig zu uns und bereit Freundschaft zu schließen. Kamen wir zu ihnen als Gäste, wurde gleich die Teemaschine aufgestellt und dann der Tee serviert. Ein Tischtuch wurde auf den Fußboden ausgebreitet. Man setzte sich auf Kissen, indem man die Füße unter sich kreuzte. Jeder erhielt eine Tasse Tee und ein Stück Zucker. Wer Milch in seinem Tee liebte, durfte mit einem hölzernen Löffel sich aus einer hölzernen Schüssel mit Milch bedienen. Anstatt Brot gab es dicke Pfannkuchen. Fleisch teilte der Gastgeber mit der Hand in Stücke und legte es einem jeden mit seiner Hand in den Mund. Messer und Gabel gab es nicht. Die Frauen durften sich nicht am Mahl beteiligen. Als Arbeiter waren die Baschkiren fleißig und treu, obwohl es manchmal zu Zwistigkeiten kam. Ein Arbeiter war einst auf seinen Wirt wütend und fragte einen Daniel Tessmann in unserem Dorfe nach einem Schimpfwort in unserer Sprache, das er seinem Wirt dann zurufen würde. Dieser lehrte ihn das Wort „Schöskirock“.

Im Jahre 1918 schlossen sich die Baschkiren zu einer autonomen Baschkirenrepublik zusammen. Wir blieben aber außerhalb derselben unter der Sowjetrepublik. Hier wurde die Lage immer schwerer: der Handel wurde unterdrückt, Getreide, Futter, Vieh, Butter, Eier mussten abgeliefert werden, die jungen Männer wurde mobilisiert und verschickt und viele sind spurlos verschwunden. In der Nachbarrepublik war es nicht so schlimm. Mit Erlaubnis von Moskau gingen die Orenburger und Neu-Samara-Ansiedlungen über in die Baschkirenrepublik, die in mehrere Kantone eingeteilt war. Wir gehörten zum Tock-Tschuranskij-Kanton. Es wurde nun alles etwas leichter: es konnte mehr gehandelt werden, die Abgaben waren nicht so hoch, und unsere Jungen konnten ihre Dienste in der Nähe tun oder ganz zu Hause bleiben. Zwischen der Orenburg und Neu Samara Ansiedlung lag das Landgut Schichoballow. Auf diesem Gut richteten die Baschkiren die Zentralregierung dieses Kantons ein. Hier traten viele unserer Jungen in den Dienst als Schreiber, Buchhalter, Handwerker, usw. Es wurde gebaut und repariert, aber wer sollte die Kosten tragen? Gewiss nicht die Baschkiren, denn die hatten nichts und lebten von der Hand in den Mund. Also mussten die Mennoniten aus Neu Samara und Orenburg die Hauptlast tragen. Auch immer mehr Baschkiren und Russen fanden hier Anstellung. Da es an Raum mangelte, beschloss die Zentrale eine Abteilung, das Kriegskommissariat, zum Winter 1919 auf unsere Ansiedlung nach Pleschanowo und Donskoj zu verlegen. Zum Sommer sollte es dann wieder nach Schichoballow übergeführt werden. Das wurde aber vergessen. Nun hatten wir die Bescherung. Sie mussten einquartiert und teilweise bewirtet werden und Fuhrwerke mussten jederzeit zur Verfügung stehen. Aber dies war noch nicht alles.

Ein Bibelwort heißt: „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler“ (Matt. 24,28). Zum Winter kam die ganze Zentralregierung des Kantons und belegte die meisten unserer Dörfer. Jetzt hieß es: „Schlimmer wird's immer und besser wird's nimmer.“ Einige Angestellte brachten Frauen und Kinder mit und quartierten sich in unseren Großstuben ein. Das war ein Treiben und Lärmen und Schmutz und Dreck. Zum Frühling 1921 gingen die Nahrungsmittel zur Neige. Alle Hebel setzten unsere Leute in Bewegung, um das Feld noch zu besäen, aber der Regen blieb aus. Brot und Fleisch wurden immer knapper. Da bat man die Hauptverwaltung in Sterlitamak, uns doch von der Einquartierung zu befreien. Aber man fand kein Gehör. Da entschloss man sich an Moskau zu appellieren. Hein. F. Klassen, der auch Schreiber im Kanton war, stellte eine Bittschrift auf, sammelte geheim Unterschriften und fuhr zu seinem Bruder Corn. F. Klassen nach Moskau. Auf Anordnung von Moskau musste die Verwaltung noch vor dem Winter unsere Dörfer räumen, was nicht ohne Zwischenfälle geschah.

Joh. Balzer berichtet folgenden Fall: Ein Soldat kam und verlangte ein Fuhrwerk. Der Schulze macht ihn darauf aufmerksam, dass sie doch schon Befehl bekommen hatten zu räumen. Der Soldat wurde zornig und drohte mit dem Gewehr in der Hand. Da sprang der junge Mann zu und drehte ihm das Gewehr aus der Hand. Der Soldat nahm Reißaus, sich umblickend, ob er nicht doch einen Schuss in den Sitz bekommen würde und prallte gegen einen Zaunpfosten. Solche Begebenheiten gab es recht oft, die dann von uns auf's herzlichste belacht wurden, trotz der dunklen Zukunft von morgen.

P. Goerzen berichtet eine Begebenheit aus dieser Zeit: In den Dörfern Bogomasowo, Dolinsk, und Donskoj gab es in dieser Zeit eines Tages eine große Aufregung unter unseren jungen Männern. Es kam zu einem Zusammenstoß zwischen Mennoniten und baschkirischen Soldaten. Niemand wurde getötet, obwohl geschossen wurde. Doch staunten die Soldaten über den Mut und die Tapferkeit unserer Jungen, zogen sich zurück und mäßigten sich nachträglich etwas an Kräften. Bald darauf räumten sie die Dörfer und wir organisierten uns zu einer selbstständigen Wollost unter dem Namen „Luxemburg“.

V. Wirtschaft

Plan eines Dorfes und einer Wirtschaft

von Peter Görtz

Ein schöner Anblick bot sich dem Auge, wenn man sich einem Dorf näherte mit seinen Häusern, versteckt im Grün der Pappeln, Eschen und Ahorn. Die breite Straße entlang zogen sich an beiden Seiten die schön gefärbten Bretterzäune. Hecken von Akazien oder Eschen, die sich von der Straße nach hinten zogen. Sie bildeten die Grenzen zwischen den Wirtschaftshöfen. Vor dem Hause an der Straße war der Vorgarten mit duftendem Flieder, Rosenbüschen und Blumen, Stachel- Johannes- und Himbeersträuchern und sogar manchmal Paradiesäpfeln. Hinter den Häusern waren der Gemüsegarten, das Kartoffelfeld, der Melonengarten und dann am Ende wieder eine oder mehrere Reihen Bäume.

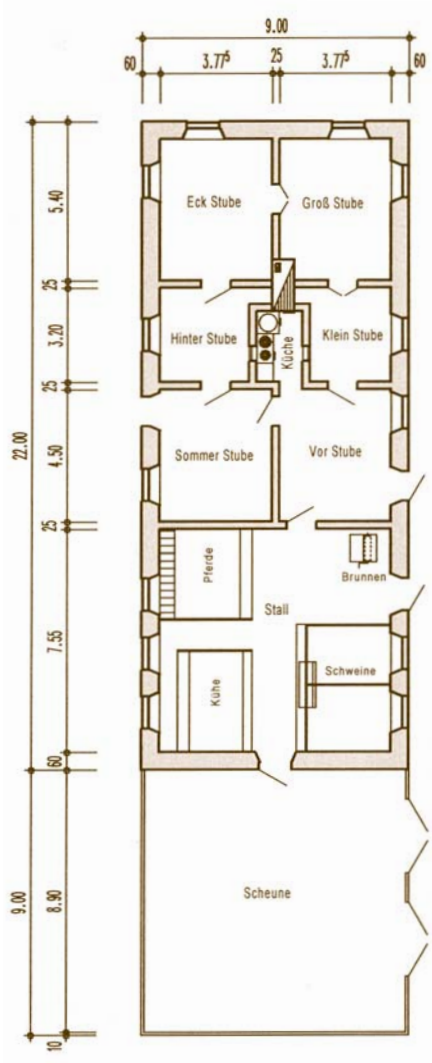
Jedem Hof waren 40 Desjatinen zugeteilt. Eine Desjatine enthält 2.7 Acker. Also war jede Wirtschaft 108 Acker groß. Die Hofstelle, wozu Vor- und Hintergarten gehörten, war 40 Faden breit und 60 Faden lang. Ein Faden: 7 Fuß. Jedes Dorf hatte 35-40 Höfe. In der Mitte des Dorfes war die Mittelstraße angelegt. Hier wurde eine Hofstelle fürs Schulhaus freigelassen und angrenzend an diesen Hof von hinten war der Kirchhofplatz. An einem Ende des Dorfes wurde das Hirtenhaus mit der Pferdebox angelegt, und am anderen Ende befanden sich das Nachtwächterhäuschen und die Schmiede.

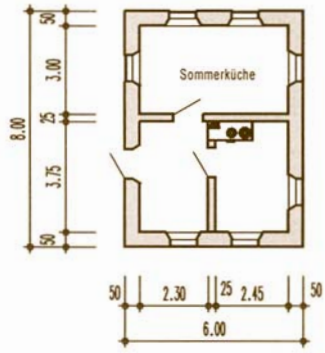
Die Gebäude standen alle in gewisser Entfernung von der Straße mit dem Wohnhaus der Straße zugekehrt, dann anschließend Stall und Scheune, alles unter einem Dach. Gegenüber dem Wohnhaus stand gewöhnlich ein Nebengebäude mit Sommerküche, Backofen und Werkstube. Br. P. Kornelsen behauptet, dieses sei ein Einheitsbau, nach dem unsere Vorfahren schon in den Niederlanden gebaut hatten. Aber in den Anfangsjahren in Samara baute man sich erst eine Erdhütte: Semljanka genannt. Man hob eine zwei Fuß dicke Schicht aus dem Boden, nach der Größe der zu bauenden Hütte, baute die Wände aus Wiesensoden, drei Fuß hoch, ließ etliche Öffnungen in den Wänden für Tür und Fenster, stellte auf zwei gegenüber liegenden Seiten einen acht Fuß hohen Pfosten auf und verband diese Pfosten durch einen starken Balken, den man Swolok nannte und der die Spitze des Daches bildete. Auf beiden Seiten verband man nun die Wände mit diesem Balken mit Sparren von Rundholz, bedeckte diese mit Reisig und Stroh, belegte das Dach mit Wiesensoden und verschmierte es mit Lehm. Diese Hütten waren im Winter warm und im Sommer kühl. Frau P. Neuman erzählte wie Not erfinderisch machte. Es war Sommer und ihnen fehlten Tisch und Stühle. So grub man eine zwei Fuß tiefe und drei Fuß breite Grube in der Erde im Kreise, nach der Größe der Familie, ließ aber die Mitte des Kreises stehen, die nun den Tisch bildete. Die Familie saß auf dem Rand der Grube.

Wenn die Mittel es erlaubten, baute man sich ein stabiles Haus auf einem Fundament von gebrannten Ziegeln. Die Dächer wurden mit Stroh, Brettern, Schindeln oder auch mit Blech gedeckt. Die gewöhnliche Breite der Häuser war 28-30 Fuß. Das Wohnhaus war 42-51½ Fuß lang und bestand aus acht Stuben und einem Gang. Die Vordertür, die Tür zwischen Vorder- und Hinterstube und die Hintertür waren in einer Linie gegenüber angebracht, so dass, wenn alle diese drei Türen offen standen, man durch das ganze Haus sehen konnte.

An der Hofseite des Hauses befand sich die Gast- oder Großstube. Sie wurde von der Familie selten benutzt und diente zur Aufnahme von Gästen. An der Innenwand derselben stand ein fein lackiertes Doppelbett aus Holz, das am Tage durch Einschieben des Vorderteiles zu einem Einzelbett gemacht wurde und auf dem nun alle Federbetten und Kissen aufgestapelt wurden. Oft hatte die Mutter

Wirtschaft (Wohnhaus, Stall, Querscheune) des Bürgers Kornelius Unger in Pleschanow. Gebaut 1891-1896





Grundriss des Wohnhauses und Sommerküche der Familie Abraham Funk in Bogomasow ca. aus dem Jahr 1905

Das Wohnhaus der Familie Bernhard Peters in Bogomasow, typisch nach mennonitischer Art 1912 gebaut (Wohnhaus, Stall und Scheune unter einem Dach)
Bernhard Peters hatte zehn eigene Kinder und fünf Kinder seiner zweiten Frau Margareta Hübert (Witwe) geb. Nickel

Mühe, dieses hohe Bett mit einer mit Stickerei versehenen Bettdecke zu behängen. Obenauf legte man noch zur Zierde zwei spezielle Auflegkissen. Am oberen Ende der Stube stand früher die Kiste mit blankem Messingbeschlag, jetzt aber gewöhnlich die Kommode. In der Ecke zum Hof hing ein Eckschrank, in dem Bibel, Gesangbuch und andere Bücher aufbewahrt wurden. Oben über diesem Schrank hing an einer Wand das Bild des Kaisers und an der anderen, das der Kaiserin. Am unteren Ende dieser Stube stand in der Ecke zum Hof ein massiver polierter Kleiderschrank und in der anderen Ecke beim Ofen der Glas- oder Mauerschrank, in dem das Porzellangeschirr zur Schau gestellt wurde. Der große, aus gebrannten Ziegeln gebaute und weiß angestrichene Ofen stand so, dass er von der Küche aus geheizt wurde und so die Groß- Eck- und Kleinstube wärmte. Der Ofen hatte in der Kleinstube eine Öffnung, etwa drei Fuß von Boden, Röhre genannt. Der Boden dieser Röhre bildete eine dicke Eisenplatte, die über dem Feuerraum des Ofens lag und vom Feuer rot wurde. Hier konnte man im Winter alles kochen und braten. An der Hofseite der großen Stube stand ein Bett aus Eichenholz, in der Mitte ein Tisch mit Plüschdecke, umgeben von sechs Rohrstühlen und an der Hinterwand hing die Krögeruhr. Ein russischer Herr, der zum ersten Mal ein mennonitisches Heim betrat, äußerte sich wie folgt:

„Alle diese gestrichenen und lackierten Möbel wie Büfette, Schränke, Ruhbänke geben der Hauseinrichtung ein besonderes Gepräge. Es ist als ob man zu einem reichen Kaufmann gekommen ist, der sich aber von den alten Gebräuchen noch nicht ganz trennen kann. Alles ist glänzend rein, die Fenster mit weißen Vorhängen verziert, an den Wänden sieht man schöne Bilder mit Landschaften, oder Bibelsprüche auf Glas gemalt. Ich fühle mich ungemütlich in meinem staubigen Anzug in solch glänzender Umgebung."

Das Vorhaus an der Hofseite war nur klein und diente hauptsächlich zum Ablegen der Überkleider. Oben in der Decke dieser Stube befand sich ein rundes Loch mit einem langen Beutel aus Leinwand, durch welches man den Weizen vom Boden, wo dieser aufgespeichert wurde, in Säcke laufen ließ. Im Sommer wurde dieses Vorhaus oft als Speisezimmer benutzt.

Aus dem Vorhaus gelangte man an der selben Hofseite in die Sommerstube. Diese diente entweder als Werkstube, wo dann die Hobelbank stand oder als Wohnstube für erwachsene Söhne oder verheiratete Kinder. Hier stand gewöhnlich eine Schlafbank, die am Tage zum sitzen gebraucht wurde und zur Nacht der Deckel geöffnet und der vordere Teil, auf zwei Füßen ruhend, ausgezogen werden konnte und ein Doppelbett darstellte. An der Hinterseite des Hauses befand sich der Straße zu, die Eckstube, wo ein Doppelbett für die Eltern stand. Hier war eine Schlafbank, wo Väterchen seinen Mittagsschlaf hielt, eine Kommode, Tische und Stühle. Angrenzend war die Kleine Stube, die im Winter als Speisezimmer diente. Hier standen auch eine Schlafbank für die Kinder, ein Tisch mit Bank oder Stühlen und am Ofen die beliebte Ofenbank, wo man, wenn man von draußen aus der grimmigen Kälte kam, sich den Rücken durchwärmen ließ. Hier saß die Mutter oft in der Dämmerstunde und erzählte den Kindern Geschichten. Weiter dem Stall zu betrat man das Hinterhaus. Von hier führte eine Tür nach außen, eine in die Speisekammer und eine in den Stall. Hier befand sich eine Schüsselbank, Wasserbehälter, verschiedene Hausgeräte, ein Tisch und Bänke. Hier wurde auch die Wäsche gewaschen. In der Küche stand ein gemauerter Kochherd mit einer Doppelplatte zum Kochen und ein großer Mauerkessel, um genügend heißes Wasser zum Waschen oder Schweineschlachten oder für Kaffee auf großen Festen zu haben. Von hier aus wurde auch der große Ofen in den Zimmern geheizt. Über der Küche war der große Schornstein, wo die Schinken und Würste geräuchert wurden. Die Speisekammer war nur klein mit einer Schüsselbank an der Wand zur Aufbewahrung von Milch und Speisen. Eine Luke im Fußboden führte in den Keller, wo Kartoffeln, Rüben, Fässer mit eingemachten Arbusen (ein vom russischen geborgtes Wort), Kohl und Gurken gelagert wurden.

Vom Hinterhaus betrat man durch einen Gang den Stall. In diesem Gang führte eine Treppe auf den Boden, wo der goldene Weizen lagerte. Gelangte man in den Stall, so fand man einen Brunnen, von einem hohen hölzernen Gestell umgeben, und nebenan den großen hölzernen Wasserkübel. Zu seiner Linken sah man nun eine Reihe Kühe mit ihren Köpfen der Mitte des Stalles zugekehrt. Die Krippe war vorne ziemlich hoch, damit das Heu nicht über sie geworfen werden konnte. Auf der gegenüberliegenden Seite standen an einer Doppelkrippe acht Pferde, je vier an jeder Seite.

Etwas weiter gab es noch eine Krippe für zwei Fahrpferde und daran einen Raum für Fohlen und Jährlinge. Über den Krippen waren Raufen angebracht für Langfutter wie Heu und Stroh. In dem Gang vom Hinterhaus in den Stall war oft eine Stube für den Knecht eingerichtet oder es stand hier die große, hölzerne Mangel. An der Hinterseite des Stalles war noch eine Ofenseite angebaut, die den Brennmist für den Winter barg. Anschließend an den Stall war die Scheune mit der großen Doppeltür an der Hofseite. Hier wurde das Futter für den Winter, wie Spreu, Stroh und Heu aufgestapelt und auch das Ackergerät und Maschinen untergebracht. Manche Scheunen standen auch im rechten Winkel zum Stall und hießen dann Querscheunen. Solch eine Vollwirtschaft, in Ordnung gehalten, zeugte von Wohlstand und war ein Stolz des Bauern.

Wo's Dörflein dort zu Ende geht,
Wo's Mühlenrad am Bach sich dreht,
Da steht im duft'gen Blütenstrauch
Mein liebes, altes Elternhaus.
Dahin, dahin verlangt mein Sehnen,
Ich denke dein so oft mit Tränen,
Mein Elternhaus so lieb und traut,
Das ich so lang nicht mehr geschaut.

Die Gärten

von Peter Kornelsen

In 1. Mose 2,8 lesen wir: „Und Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden gegen Morgen, setzte den Menschen hinein den er gemacht hatte und ließ aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume, lustig anzusehen und zu essen." Deshalb haben die Menschen auch heute noch ein Verlangen, ihre Häuser mit Bäumen und Gärten zu umgeben. Ist es die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies? Vor etwa drei-

Stachelbeeren, eine der beliebtesten Früchte der Ansiedler.

ßig Jahren schrieb eine nicht-mennonitische Schriftstellerin: „Nirgends kann man schönere Gärten finden als bei den Mennoniten. Ein jedes Heim im Dorfe hat einen eigenen Obstgarten, wo ihr die schönsten, einheimischen Früchte tragenden Bäume sehen könnt, wie Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Stachel- und Johannesbeeren."

Der Blumengarten ist die Zierde der Hausfrau, wo sie unbehindert ihrem Schönheitssinn Ausdruck geben kann. Dieselbe Schriftstellerin äußerte sich darüber wie folgt: „Wenn ich ein mennonitisches Heim besuchte, so dauerte es nicht lange bis ich aufgefordert wurde den Blumengarten anzusehen. Und niemals verließ ich ein Heim, ohne einen Armvoll der wohlbekannten Blumen wie Wicke, Strohblumen, Stiefmütterchen, Lilien und Löwenmaul mitzunehmen." Im kleinen Garten fehlte die Sonnenblume nicht mit ihrer großen, der Sonne zugeneigten goldgelben Scheibe mit Samen, deren Kerne als Nüsse geknackt und verzehrt wurden und die auch in Kanada einen großen Absatz finden. Daneben die Melonen und Wassermelonen die man bis zum späten Herbst genoss und wenn im Weizen verscharrt, noch länger. Ein Fass voll dieser Frucht, eingelegt in Arbusenschlamm, diente als Nachkost im Winter. Ein süßer Geruch verbreitete sich durchs ganze Dorf, wenn im Herbst aus dem Fleisch dieser Wassermelonen Sirup gekocht wurde.

Die Johannes- und Stachelbeeren wurden vom Süden 1891 als Stecklinge oder Pflanzen mitgebracht. Die Akazie, Öl- und Maulbeere wurde aus dem Samen gezogen. An der Straße und an der Hofseite des Hauses wurden meistens Pappeln und amerikanische Eschen gepflanzt. Der Gemüsegarten lieferte für den Tisch rote und gelbe Rüben, Kohl, Salat, Pasternak, Tomaten, Radieschen, Petersilie, Anis, Dill, Erbsen, Bohnen, Linsen, Kükenköpfe (Kichererbsen), Gurken, Pfefferschoten, Zuckerschoten, Pfefferminzen und Kamillen. Kürbis und Flaschenkürbis gediehen auch gut. Letzterer hatte die Form einer dickbauchigen Flasche und wurde als Gefäß zum Wasserschöpfen gebraucht, indem an einer Seite eine Scheibe abgeschnitten wurde.

Die Nachtigall, diese Sängerin der Nacht, versteckte ihr Nest gerne in einer Stachelbeerstaude und ließ sich am Tage in ihrem grauen Gefieder nicht sehen. Die Schwalbe, dieser nahe Freund des Menschen, baute ihr Nest aus Lehm und Stroh unter dem Dach der Häuser. Die graue Lerche versteckte ihr Nest im dichten Gras auf der Wiese. Sie stieg hoch in die Luft empor und trillerte ihr Liedchen. Die Wachtel ließ ihr Schlagen im Getreidefeld hören. Der Kuckuck war so vernommen mit dem Rufen seines Namens, um von sich hören zu lassen, dass er nicht Zeit hatte, seine Eier auszubrüten und legte sie in die Nester anderer Vögel. Der schwarze Star bezog sein Häuschen, das der Bauer seinem Liebling am Giebel oder an einer Stange angebracht hatte. Der bunte Specht zimmerte sich selbst sein Haus in einem alten Baumstamm und schlug den Takt zu all dem Gesang und Gezwitscher der munteren Schar. Der Wiedehopf mit seiner spitzen Kappe versuchte durch sein hup, hup, hup eine Abwechselung ins Konzert zu tragen.

Auf dem Lande
Wie schön ist das ländliche Leben,
Ein Häuschen auf grünender Flur,
Von schattigen Bäumen umgeben,
Wie glücklich macht mich die Natur!
Im Schatten der blühenden Bäume
Da sitz ich so gerne allein,
Da wiegen mich goldene Träume
Der schönen Vergangenheit ein.
Die Schwalbe dort oben am Dache
Mir zwitschert ein Morgenlied vor.
Ich höre so bald ich erwache,
Der Vögelein schwärmenden Chor;

Die Wachtel die schlägt im Getreide,
Die Nachtigall singt in dem Hain,
Es stimmet auf grünender Weide
Die Lerche so fröhlich mit ein.
Zufrieden leb' ich auf dem Lande,
Obgleich ich kein Edelmann bin,
Mir schwinden im mittleren Stande
Die Tage so fröhlich dahin,
Ich lob' meinen schmucklosen Kittel,
Er ist ja ganz einfach gemacht;
Er wecket nicht Neid mir um Titel
Und hat keine scheinende Pracht.

Landwirtschaft und Viehzucht

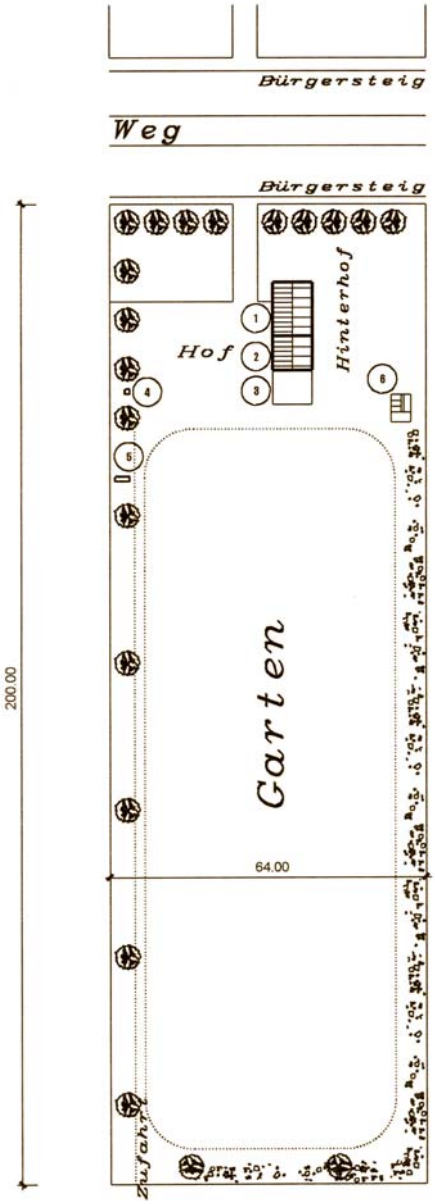
von F. Kliewer

Anfänglich pflegte man auf der Ansiedlung nur einjährige Grünbrache zu machen, nachdem das Land drei Jahre hintereinander besät worden war. Bald erwies sich, dass dadurch das Land arm an Nährstoffen wurde und das Unkraut überhand nahm. Darum ging man zur zweijährigen Grünbrache über. Im ersten Jahr

Der Einscharpflug als Bodenbereiter zur Aussaat.

Jakob Epp und Jakob Dück mit jungen Pferden. Das Einüben der Jungpferde, ob reiten oder im Gespann, war für die Jungen im Frühling immer eine lustige aber auch sinnvolle Beschäftigung. Kaltan 1920-er.

Lageplan einer Ansiedlerwirtschaft
M 1:1000



1 - Wohnhaus
2 - Stall
3 - Scheune
4 - Toilette
5 - Sommerbackoffen (Backhaus)
6 - Sommerstand für Rind und Schwein

mähte man das Unkraut auf dieser Brache ab. Im zweiten Jahr wurde es bis Mitte Juli beweidet und dann tief mit dem Einschar gepflügt. Das Unkraut, das sich jetzt noch zeigte, wurde vom Frost vertilgt. In dieser Brache säte man nur Weizen. Gerste und Hafer wurde im zweiten Jahre auf diesem Felde gesät. Der Weizen wurde nach Sorotschinsk auf den Markt gebracht, Gerste und Hafer als Futtergetreide verwendet. Außer diesen Getreidearten wurde auch noch Roggen gesät, mehr zum eigenen Gebrauch. Der Ertrag war mittelmäßig. Außerdem säte man auch noch Hirse und Mais, welche für Viehfutter verwendet wurden. Nachdem die Ernte eingebracht war, wurden die Stoppelfelder im Herbst noch tief umgepflügt und dann im Frühling entweder gut geeggt und mit der Drille oder mit dem Schrägpflug flach eingesät.

Als landwirtschaftliche Maschinen brauchte man den Einschar, den Schrägpflug mit Kasten, die Spardrille, die Falldrille, die steife Vierbalkenegge, die Federegge, die Grasmaschine, die Mähmaschine, den Garbenbinder, den Dreschstein, die Dreschmaschine mit Rosswerkbetrieb, die Putzmühle, die Fuchtel und den Trieur (Maschine zum Reinigen des Getreides von fremdartigen Samen). Als Fuhrwerke dienten dieselben Wagen wie in der Mutterkolonie, Rennpeningwagen, Droschke, Obojaner, Verdeckwagen und auch den Tarantas. Im Winter brauchte man den Spazier- und Frachtschlitten. Anfänglich begnügte man sich mit dem Vieh, das man in der Umgegend kaufen konnte. Später hielt man Umschau nach besserem Zuchtvieh. Jeder Bauer durfte nur eine gewisse Anzahl Vieh auf die Weide treiben. Hatte jemand mehr Vieh, so musste er sich mit dem, der weniger hatte, einigen. Der Hirtenschulze mietete den Hirten nach Anordnung der Dorfversammlung. Zum Winter wurde das Zuchtvieh wie auch der Zuchthengst bei einem Bauern gegen Entschädigung untergebracht. Durch die gemeinsam gekauften Zuchthengste, wurde die Pferderasse sehr verbessert. Auf der Weide bei den Dörfern sah man oft die schwarz-weiße Kuh der Holländer-Rasse. Später wurde die sogenannte „deutsche rote Kuh“ im ganzen Reiche berühmt. Die Schweinezucht hatte keine kommerzielle Bedeutung, es musste jedoch,

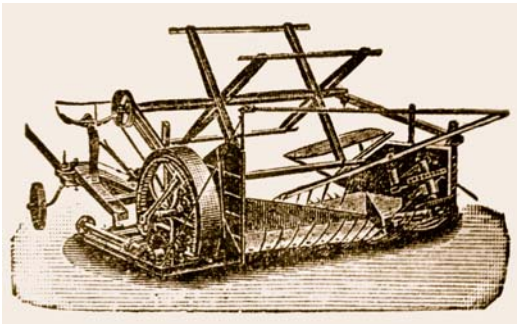
wenn es geschlachtet wurde, wenigstens seine 500 Pfund wiegen.

Einbringen der Ernte

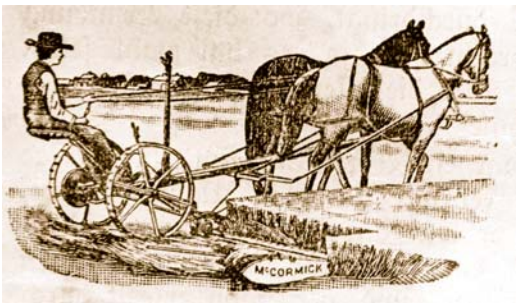
von Peter Goertz

In den ersten Jahren schnitt man das Getreide mit der Haspelmaschine, die man Lobogrejka nannte, auf deutsch Stirnwärmer. Wenn nun das ganze Dorf, mit so bei 30 bis 40 Maschinen auf dem Felde war, dann sagten die Alten: „Die Sommervögel singen schön!“ Diese Maschine hatte hinten auf der Plattform einen Stuhl, auf dem ein Mann mit der Forke saß. Die Maschine schnitt das Getreide und fünf Flügel legten es vor dem Mann auf die Plattform. Seine Aufgabe war nun dieses Getreide in regelmäßigen Schwaden von der Plattform hinter sich auf den Boden zu legen. Das war eine harte Arbeit. Bei einer Gelegenheit, wo die Arbeiter knapp waren, wurde der Nachtwächter, ein kräftiger Mann, gebeten auszuhelfen. Diese Arbeit war ungewohnte Kost für ihn, und das Getreide vor ihm häufte sich hoch, so, dass die Maschine anhalten musste, um diesen Haufen abzuschieben. Als sich dieses wiederholte und der Bauer ungeduldig und rot vor Zorn, sich umdrehte, schrie der Nachtwächter ihn an: „Was soll ich machen? Es kommt, es kommt, es kommt!“ Und doch trotz aller Mühe und Arbeit war eine reiche Ernte, die Freude des Landmannes. Er nahm beim Mähen des Getreides den köstlichen Duft desselben wahr, freute sich an den schönen dicken Ähren und ging vorsichtig mit demselben um. Nach und nach kam von Amerika die Harkmaschine und später auch der Selbstbinder.

Gedroschen wurde in den ersten Jahren mit dem Ausfahrstein. Er hatte sieben Dämme, war vier Fuß lang und drei Fuß im Durchmesser. Vor dem Dreschen musste eine Dreschtenne hergerichtet werden. Man wählte einen entsprechenden Platz, wenn möglich vor der großen Scheune. Diese Fläche, in Form einer Scheibe von 25 bis 30 Fuß, wurde von Unkraut gereinigt, mit Wasser begossen und mit Stroh bedeckt. Dann wurde mit der Mähmaschine und einigen Wagen so lange herum gefahren bis die Oberfläche schön glatt und



Die Haspelmaschine (Lobogrejka) eine der wichtigsten Geräte der Erntezeit.



Grasmähmaschine – wichtig für die Heuernte.

hart war. Auf so einer Tenne wurden dann zwei Fuder Getreide „angesetzt“, das heißt schön gleichmäßig verteilt. Dann fuhr man mit den Ausfuhrsteinen hinauf. Man fuhr im Kreise, fing am äußeren Rande an und fuhr dann bei jedem folgender Runde einen Stein breit weiter, bis die ganze Lage leicht nieder gefahren war. Dann fing man an, das Getreide am Rande mit einer hölzernen Gabel nach außen zu wenden und kam man zur Mitte, dann blieb da ein leerer Platz. Dann fuhr man wieder mit den Dreschsteinen bis das Getreide ausgedroschen war. Die Fliegen plagten die Pferde sehr und es kam vor, dass die vordersten stehen blieben, um in aller Ruhe ihre juckenden Nasen am Vorderknie rieben. Dem jungen Reiter dauerte es manchmal zu lange, dann rief er: „Mama, es it nich ool gout jennoach?“ Mutter antwortete: „Best oba en Ploagejeist!. Foa noch en poo mool romm, en dann kaust rutfoore.“ Johann lebte mit einmal ganz auf, treibt die Pferde mit einem Stock zu schnellerem Gange an, rutscht im Sattel hin und her und dreht bald von der Tenne ab. O ja, Arbeit

macht das Leben süß, lindert jede Last. Der nur keine Freude hat, der die Arbeit hasst. Doch nichts besteht für immer, auch nicht der mennonitische Dreschstein. Man kann ihn noch in den Vereinigten Staaten im mennonitischen Museum als Rarität sehen. Die ersten Dreschmaschinen auf dem Markt entsprachen nicht unseren Anforderungen. Das Rosswerk einer solchen Maschine hatte ein aus grobem Holz gezimmertes Gestell. Die Zahnräder waren aus Guss und ruhten nicht auf Roll- oder Kugellagern. Auch das große Schwungrad war aus Holz und der Treibriemen aus Kuhleder.

Der hölzerne Dreschkasten war etwa 6½ Fuß lang und enthielt außer der Stiftenstrommel nichts. Damit das Stroh und Spreu nicht allzu weit aus der Maschine geschleudert wurde, war hinten am Kasten eine Blechwehr angebracht, die Rasjanka genannt wurden. Hinter der Maschine mussten vier Personen mit hölzernen Gabeln das Stroh wegnehmen, während Weizen und Spreu auf der Erde liegen blieben. Später kamen Dreschmaschinen aus der Klassen-&-Neufeld-Fabrik im Süden, die vor der Trommel einen kleinen Elevator hatten, der das Getreide einsetzte und ein Sieb, das auch das Stroh von Weizen separierte. Spreu und Weizen fielen unten auf einen Elevator, der es in die Scheune hoch oben zur Putzmühle brachte. Oft ging der Weizen noch durch eine zweite Putzmühle und war für den Markt rein genug. Die Spreu wurde von einem Elevator ins Spreufach befördert.

Speicher zur Aufbewahrung des Weizens hatte man nicht. Er wurde in Säcke geschüttet und auf der Schulter auf den Boden des Wohnhauses getragen. Manche Böden waren nach der Ernte so schwer beladen, dass in der großen Stube zwei Stützen gestellt werden mussten. Diese Dreschmaschine wurde von einem Rosswerk mit acht Pferden bespannt, betrieben. Später, noch vor dem Ersten Weltkrieg, wurden Dieselmotoren aus mennonitischen Fabriken als Antrieb benutzt.

Verkauft wurde der Weizen in dem 50 Werst entfernten Sorotschinsk, an der Eisenbahn. Den Transport des Weizens dorthin übernahmen gewöhnlich die Russen und zwar zur Winterzeit. In ihren einfachen Schlitten breiteten sie zuerst eine Schicht Heu aus, bedeckten dieses mit einem Tuch (Radno) und schütteten den Weizen aus. Dieses „Radno“ wurde oben zusammengeschlagen und mit kleinen hölzernen Stiften gesichert. Diese Schlitten wurden nur mit einem Pferd bespannt und enthielten, wenn beladen bis zu 25 Pud oder 1.000 Pfund (ca. 400 kg).

VI. Administration und Industrie

Dorf und Wollostverwaltung

von P. Riediger

Jemand sagte: „Der Prüfstein wahrer Kultur ist das Gefühl für's Zusammenhalten und Gemeinsinn." Unsere Mennoniten wurden durch die vielen Wanderungen, verursacht durch Verfolgung und Not, gezwungen, sich enger zusammen zu schließen, um einer dem anderen zu helfen. Unser Volk hatte in Russland seine Eigenart, seinen eigenen Atem, seine eigene Stimme. Weil es ein Volk ist, das langsam unter Druck wuchs, wie ein Mensch, konnte es seinen Beitrag zur Kultur unbewusst machen. Besondere Gelegenheit dazu wurde ihm in den öden Steppen Russlands, isoliert von der Welt, gegeben. Hier konnte es sich ungehindert gemäß seinem Sonderglauben, seiner Eigentümlichkeit als selbstständige Gemeinschaft entfalten. Hier durften sie sich in geschlossener Ansiedlung niederlassen, Gemeinden gründen, Kirchen und Schulen bauen und administrativ selbst verwalten.

Jedes Dorf hatte sein Dorfamt, dessen Vorsteher der Schulze war, der von der Dorfverwaltung durch Stimmenmehrheit gewählt wurde, von der Regierung bestätigt und gewisse Rechte hatte, um im Dorf Ordnung zu halten. Seine Kanzlei war in seinem Haus, und die Dorfsversammlungen wurden auch in demselben abgehalten. Er erhielt eine kleine Entschädigung in Geld und war von allen Dorfarbeiten und Zechefahrten frei. Sollte eine Dorfversammlung abgehalten werden, so schickte er folgende Ansage zum Nachbar: „Gleich zum Schulzen kommen und weiter ansagen." War die Versammlung zusammen, eröffnete er dieselbe und rief an Hand einer Liste die Namen der Bauern aus, die anwesend waren. Zur Beratung lagen gewöhnlich folgende Punkte vor: Anstellung des Lehrers, Hirten, Nachtwächters. Bei der Anstellung des letzteren wurden manchmal Stimmen laut, die da bezweifelten, ob seine Anstellung überhaupt notwendig sei, da er ja gewiss auch schlafe, wenn sie schlafen. Mir fällt da folgende Anekdote ein: Ein Nachtwächter ist auch auf einer Schulzenversammlung zugegen. Da es schon spät ist, stößt einer der Nachbarn ihn an, ihn an seine Pflicht erinnernd. Aber dieser sagt ganz ruhig: „Wer soll denn da draußen stehlen, wir sind ja alle hier." Wollte jemand seine Wirtschaft verkaufen, so musste die Genehmigung der Dorfgemeinde eingeholt werden, denn niemand durfte seinen Hof an Personen anderer Nation oder Religion abgeben. Auch Personen mit schlechtem Ruf wurde die Genehmigung verweigert. Die Anschaffung von Zuchthengsten und Bullen zur Verbesserung der Rasse war Angelegenheit der Dorfgemeinde. Dem Schulzen zur Seite standen zwei Polizisten in Zivil, der Sotskij und Desjatnik, deren Dienste nur selten in Anspruch genommen wurden. Gemeinschaftliche Arbeiten (Schoawoak) wie Aufschütten von Dämmen, Bauen von Brücken, Wegearbeit, Reparaturen an öffentlichen Gebäuden, waren Angelegenheiten, die beraten wurden. Eine weitere Stufe in der Verwaltung war die Wollost, Gebietsamt. Neun Dörfer gehörten zur Baschkirenwollost in Staro-Juldaschewo, die den Namen Jumran Tabynskaja Wollost trug, Kaltan, Klinok und Jugowka gehörten zur Wosnesenskaja Wollost und Ischalka zur Kusminsk Wollost.

Als Wollostvorsteher dienten in den ersten Jahren Baschkiren, die das Ruder ganz in ihren Händen hatten. Dieses wirkte sich sehr nachteilig für die Mennoniten aus, da die Baschkiren in kultureller Hinsicht sehr niedrig standen. In den ersten Jahren war ein Baschkir mit Namen Jultaew Oberschulze. Jede Wollost hatte auch ihr Gericht, bestehend aus drei Personen, die für drei Jahre gewählt wurden. Die Regierung verlangte, dass einer von den dreien ein Mennonit sei. Hier möchte Br. P. Riediger eine besondere Begebenheit erwähnen: Es war im Jahre 1910, als ein mennonitischer Ladenbesitzer eine Klageschrift gegen mehrere Russen, die Waren ge-

kauft und nicht bezahlt hatten, an das Gericht einreichte. Der Vertreter der Mennoniten im Gericht las die Klageschrift, schaute in den Akten nach und fand, dass dieses die erste Eingabe von einem Mennoniten seit Gründung der Ansiedlung sei und machte den Ankläger darauf aufmerksam. Dieser zog nun seine Anklage zurück, denn er wollte nicht als der erste auf der Liste stehen. Br. Johann Loewen, Kamenez, hat mehrere Jahre dieses Amt bekleidet. Als die Revolution 1917 das alte Regime über den Haufen warf, wurde auch eine neue administrative Verwaltung eingeführt. Die höchste Instanz war der allrussische Rat der Arbeiter, Bauern und Soldaten. Im Dorf wurde das Schulzenamt durch einen Dorfrat ersetzt, dessen Funktionen auf einer anderen Stelle klargelegt wurden. Anstatt des Schulzen amtierte der Vorsitzende mit einem Schreiber oder Sekretär. Das Wollostamt wurde zu einem Rajonrat mit seinem Vorsitzenden anstatt Oberschulze. Unsere Ansiedlung bildete den Luxemburger Rajon. Später wurden die Grenzen dieses Rajons verschoben und auch Russendörfer aufgenommen. Darüber berichtet Robert Wall in seinem Bericht.

Der erste Vorsitzende dieses Rajonrates (Wollost) war H. Baumann, dann Peter Reimer, Bogomasow, Peter Wittenberg, Donskoj, Jakob Unrau, Donskoj, Gerhard Dueck, Pleschanow, Peter Loewen, Lugowsk: Isaak Kroeker, Kamenez u.a. Während früher das Amt eines Oberschulzen ein Ehrenamt war, wurde dieser Vorsitzende in dieser so bewegten Zeit wie ein Hund gehetzt, der Tag und Nacht keine Ruhe fand. Als Schreiber in diesem Rajon dienten: Heinrich Fast, Franz Albrecht, Kornelius Dyck, Jakob Isaak und Peter Wittenberg.

Feuerversicherung

von Peter Kornelsen

Sämtliche Mennoniten in Russland hatten ihre eigene Brandversicherung. In einem jeden Gebietsamt gab es einen Brandältesten und in jedem Dorf einen Brandschulzen. Jeder Mennonit konnte seine Gebäude, Vieh und das ganze bewegliche Vermögen zu zwei Dritteln des wirklichen Wertes versichern. Die Versicherungssteuer wurde in jedem Jahr nach der Höhe des Brandschadens in demselben verrechnet. Der Brandschulze hatte die Buchführung und Einkassierung der Prämien zu besorgen.

In jedem Jahre musste er mit einem Brandschulzen aus dem Nachbardorf die Schornsteine in seinem Dorf nachsehen, ob sie in Ordnung und reingekehrt seien und ob die Brandgeräte, wie Brandleiter, Feuerhacken und Eimer an dem an jedem Haus bestimmten Platz seien.

Wenn im Dorf Feuer entstand, so war das ganze Dorf verpflichtet zu helfen. In jedem Dorf war in der Mitte desselben ein Spritzenhaus, wo die Feuerspritze stand. Nach dem Feuer wurde die Feuerstätte von den Dorfbewohnern gesäubert.

Andere gegenseitige Hilfe kam beim Häuser bauen. Die Wände waren von rauem Lehm oder gebrannten Ziegeln. Standen die Wände fertig, so wurde das Dach aufgerichtet. Zu dieser Arbeit kamen die Nachbarn und Freunde, und unter dem Kommando des Baumeisters wurden die Sparren aufgerichtet und befestigt. Zu Beginn wurde ein Wort Gottes gelesen, und die Frauen dienten mit einem Mahl. Brannte ein Haus nieder, so wurde die Brandstätte gemeinsam aufgeräumt.

Das Waisensamt

von Peter Kornelsen

Die Mennoniten hatten ihre eigene Erbschaftsverteilungsordnung. Wenn Vater oder Mutter einer Familie starb, so wurden für die unmündigen Kinder von der Dorfgemeinde Vormünder gewählt, die darüber wachten, ob sie gute Pflege, die notwendige Bildung und später das ihnen zu stehende Erbe erhielten. Für eine Witwe wählte man einen „Gutmann", der ihr mit Rat und Tat zur Seite stand, bis sie heiratete. Beim Tode eines Ehegatten wurde das ganze Vermögen vom Waisenältesten und einem dazu bestimmten Taxatoren abgeschätzt und die Hälfte desselben an die hinterbliebenen Erben verteilt. Das unbewegliche Vermögen wie Häuser, Land, usw. blieb im Besitz des verbliebenen Ehegatten, bis die Kinder mündig wurden. Verheiratete derselbe sich,

so musste vorher die Teilung durchgeführt werden. P. Goertz, senior, Bogosmasowo, war viele Jahre Brandältester.

Handel und Industrie

von J. Nickel und J. Kliewer

Die meisten Ansiedler kamen mit sehr beschränkten Mitteln an. War der Acker bestellt, Haus und Stall gebaut, ein paar Pferde und Kühe angeschafft, ein Schwein und etliche Hühner gekauft, so waren die Mittel erschöpft. Nun hieß es beten, arbeiten und sparen. Jedes Pfund Butter, jedes Zehntel Eier wurde verkauft: 10-15 Kopeken das Pfund Butter und 5-10 Kopeken das Zehntel Eier. Wie konnte da eine Hausmutter mit einer Kinderschar mit so Wenigem auskommen? Zum Frühstück gab es nur trockenes Brot und Kaffee, aus Gerste zubereitet. Wohl der Mutter, die noch Sirup auf den Tisch stellen konnte. Butter, Eier, Zucker gab es nur an Festtagen. Kartoffeln mussten oft das Fleisch ersetzen. Die Not macht erfinderisch und Arbeitsamkeit ist eine Gabe Gottes, die nicht nur den Brotkasten Gottes aufschließt, sondern auch zu Wohlstand führt. Die Ansiedler waren wirklichkeitsnahe Menschen, die ihre Aufmerksamkeit immer auf das richteten, was sie in ihrem Arbeiten und Vorwärtsstreben fördern konnten.

Die unumgänglichsten Bedarfsartikel wurden anfänglich aus Sorotschinsk gelegentlich mitgebracht. In Donskoj eröffnete Franz Klassen einen Laden mit Kolonial- und Schnittwaren. Schon im ersten Jahr der Ansiedlung fuhr er nach Sorotschinsk, kaufte dort Waren, anfänglich nur einen Sack voll, und begann zu handeln. Er war geschickt und aufrichtig, erforschte die Bedürfnisse der Leute und gewann bald ihre Gunst. Er nahm Briefe mit und brachte auch auf dem Rückwege die Post. So erfuhr er auch, wenn die Leute Geld von ihren Verwandten erhielten, versuchte eine Summe von ihnen zu borgen, die ihnen als Kredit gebucht wurde gegen Waren, die sie bedurften. Später baute er einen Laden in Donskoj, der von seinem Sohn zu einem großen Handelsgeschäft erweitert wurde. Nach einigen Jahren hatte fast jedes Dorf einen Laden. Auch in Podolsk erweiterte sich der Laden von Korn. Regehr, den später H. Warkentin kaufte, zu einem großen Handelsgeschäft. In Dolinsk handelte Kaufmann Joh. Dyck mit Erfolg (siehe auch Dolinsk: Erinnerungen). In zwei Kaufläden in Bogomasow konnte man die meisten Sachen für den Haushalt kaufen. Dies war für die Hausfrauen sehr passend, weil auf diese Weise der Überschuss an Butter und Eiern abgesetzt werden konnte. Die Überproduktion an Milch fand mit der Zeit auch einen Absatz. Im Dorf Pleschanow wurde eine Käserei angelegt und hier wurde die Milch, die man entbehren konnte, abgeliefert.

Bogomasow hatte keinen ständigen Arzt. Dieser war in Pleschanow stationiert. Es war aber ein Nachbar im Dorf, H. Goertzen, der, obzwar kein medizinisch ausgebildeter Arzt, dennoch mit gutem Erfolg bei verschiedensten Krankheiten half. Hatte man einen Knochen oder ein paar Rippen gebrochen, so war es Goertzen, der sie richtete. Erkrankte jemand im Dorfe, so war es wieder er, wo man die erste Hilfe suchte. Sein Ruf als Arzt drang weit über die Grenzen von Bogomasow hinaus. Von weit kamen Russen und Baschkiren, um von ihm behandelt zu werden. Es war im Dorf auch eine Hebamme, Frau D. Penner. Obzwar auch sie keine spezielle Bildung in Geburtshilfe hatte, hat sie doch als Hebamme vielen Frauen geholfen. Sie war überall geachtet und sehr beliebt. Diese Frau, eine aufrichtige Christin, hatte besondere Gaben, Menschen zu trösten!

Als Tierarzt betätigte sich Johann Voth, da das Dorf etwa 750 Stück Vieh wie: Pferde, Kühe, Jungvieh, Schafe und Schweine hatte, wurde seine Hilfe oft beansprucht. Wohl in jedem Dorf waren Bauern, die auch Handwerker waren wie Tischler, Schmiede, Färber und andere. Diese machten dann ihre eigenen Möbel und reparierten ihre eigenen Geräte. Mit der Zeit hob sich die Wirtschaft, und das Geld war nicht mehr so knapp. Jetzt konnten auch die, die keine Handwerker waren, sich neue Sachen wie Möbel, und anderes machen und von einem Färber anstreichen lassen, waren auch imstande ihre Geräte von einem richtigen Schmied ausbessern zu lassen. So entstand fast in jedem Dorf eine einfache Kleinindustrie.

Die Mühle des Tobias Voth, Lugowsk. Nach der Kollektivierung wurde diese Mühle Eigentum des Staates und später in eine Käserei umgebaut. Die Käserei wurde und ist immer noch Hauptverarbeiter der Milchproduktion aller Kolchose und Sowchose des Kreises.

Die Windmühle in Krassikow.

Windmühle von Hermann Klassen. Jugowka.

Derksen hatte eine für jene Zeit modern ausgestattete Werkstatt, wo verschiedene Möbel wie Kommoden, verschiedene Bänke, auch die bekannte mennonitische Schlafbank, Kleiderschränke und Särge gemacht wurden. In allerletzter Zeit fing er an Veranden zu machen. Diese waren 12 bis 16 Fuß groß, wurden hier fix und fertig gemacht und konnten leicht an irgendein Haus angebracht werden. W. Friesen war der Färber. Aus Derksens Werkstatt wurden die fertigen Möbel hierher gebracht und fachmännisch angestrichen.

Es waren drei Schmieden im Dorf. Hier wurden die Maschinen und Geräte repariert und kleine Gegenstände wie Ketten, verschiedene Pressen (Siruppressen) u.a.m. gemacht.

A. Nickel und H. Plett hatten jeder eine Mühle und sorgten dafür, dass jeder Bauer sein Getreide zu Schrot und Griesmehl gemahlen bekam. Die Mühlen hatten gewöhnlich viel Arbeit, weil auch viele Russen aus den Nachbardörfern kamen und hier ihr Getreide mahlen ließen. Zwei Bauern, D. Penner und J. Ewert betrieben neben der Wirtschaft in den langen Wintermonaten noch Geschirrmacherei. Ersterer war besonders geschickt im Sielenmachen.

Die notwendigsten landwirtschaftlichen Maschinen brachten die Ansiedler damals vom Süden mit. Später bemühten sich Br. B. Voth, der den Auffahrtshof in Sorotschinsk hatte und Aron Warkentin dort, um landwirtschaftliche Maschinen aus dem Süden zu besorgen. 1906 eröffnete Jakob Wittenberg in Donskoj ein Maschinenlager und später Gerhard Dueck in Pleschanow. Der Handel vergrößerte sich mit den Jahren, denn nicht nur unsere Dörfer wurden bedient sondern auch die Russendörfer im Umkreise. In Krasikow war eine Windmühle und in jedem Dorfe eine Schrotmühle, die die Bauern mit Schlichtmehl zu Brot und Schrot fürs Vieh versorgten.

Wassermühle am Tock

Herr Johann Wall war der Eigentümer dieser Mühle, die zwei Werst nördlich von Pleschanow lag. Sie wurde von Schöpfrädern getrieben, aber Wall ließ sie bald auf Turbinenbetrieb umstellen. Gemahlen wurde Weizen zu Schwarzbrot und Futtergetreide zu Schrot für das Vieh. Diese Mühle erwies sich bald als zu klein, und Wall baute an der Nordost Seite des Flusses eine große Mühle aus gebrannten Ziegeln. Mit Kellergeschoss zählte diese Mühle fünf Stockwerke. Betrieben wurde sie von zwei Turbinen, jede 150 Pferdekräfte stark, die in einem Gebäude neben der Mühle untergebracht waren. Diese Mühle lieferte in 24 Stunden 1.000 Pud Weißmehl und Grieß (Mannagrütze). Bedient wurde sie von sieben Arbeitern. Später verkaufte er sie mit Wirtschaftsgebäuden, Wohnungen und 28 Desjatinen Land an Herrn Tessman. Nach ihm war Jakob Hübert Eigentümer dieser Mühle, bis die rote Regierung sie übernahm und als

Die Wassermühle am Tock bei Pleschanow wurde von zwei Turbinen betrieben. Gebaut von Johann Wall, dann an Herrn Tessmann verkauft und später an Jakob Hübert. Ihm wurde die Mühle 1929 enteignet und verstaatlicht.

So wurde Der Tock jeden Frühling aufgestaut um das Wasser auf die Turbinen zu leiten. Ursprünglich wurde diese Arbeit mit Pferden, Schaufeln und Menschenkraft getan. Alle Dörfer mussten bestimmte Arbeits- und Pferdetage ableisten.

Der letzte Eigentümer der großen Wassermühle am Tock als Bräutigam mit seiner Braut der zweiten Ehe. Ihnen wurden vier Kinder geboren. Nach der Enteignung lebte die Familie eine Zeit in Dolinsk bei Susanne Warkentin im Versteck. Es ist ihnen noch die Flucht nach Kanada 1929 gelungen, und damit sind sie die Repressalien der 30-er Jahren entgangen.

Staatsgut verwaltete. Der Eigentümer musste sich auf die Flucht begeben. Der erste Verwalter war Herr Günther aus Dolinsk.

Reform und Wirtschaft unter den Bolschewiken

von J. Kliewer

Die Bolschewiken hatten nach der Revolution 1917 die Oberherrschaft über die anderen Parteien gewonnen und sich in Moskau festgesetzt. Nun fing man mit den „Reformen" an. Alle Versprechungen, die dem Volk gemacht wurden, sollten nun ausgeführt werden. Das Reich war groß, und es herrschte große Unordnung. Als Erstes galt es, die Liquidierung allen privaten Eigentums zu verwirklichen. Man fing bei den Wohlhabenden an. Die Bevölkerung wurde in drei Klassen ge-

Kollektivierungsprozess in Pleschanow in vollem Gange.

teilt: die Wohlhabenden, die Mittelklasse und die Armen.

Das Land sollte in Kolchosen (Gemeinschaftswirtschaften) aufgeteilt werden. Es war jedoch ein sehr schwerer Prozess, den die Regierung durchzuführen versuchte. Ein schwerer Druck beschlich die Siedler der Ansiedlung. Zwar konnten unsere Bürger noch ihre Wirtschaften bearbeiten und in ihren Häusern wohnen, das Land jedoch war Staatsgut. Man konnte es sich nicht vorstellen, wie die gemeinsame Bearbeitung des Landes vorwärts gehen könnte und dabei gute Ergebnisse erzielt werden sollten.

Der ganze Ertrag der Ernte sollte dann abgeliefert werden, und die Regierung würde dann einen jeden mit Brot und Futter versorgen. Was sich besonders schwer auf unser Volk legte war, dass unsere gläubigen Lehrer durch antichristliche Lehrer ersetzt wurden. Diese versuchten dann aus den Kindern alle Begriffe von Gott und Glauben auszumerzen.

Eine Vereinigung aller Mennoniten in ganz Russland fand statt, und ein Komitee aus drei Personen wurde gewählt, die ihre Office (Kanzlei) in Moskau hatten. Dieses Komitee sollte unser Volk überwachen und in schweren Fällen bei der neuen Regierung vorstellig sein. Es hatten sich unterdessen in Russland verschiedene Republiken gebildet, die politisch zwar unter der Zentralregierung Moskaus standen, bei der Ausführung der Gesetze am Orte aber unterschiedlich waren. So hatte sich im südöstlichen Teil des europäischen Russlands die Republik Kanton Kir-Kraj gebildet, die ihren Hauptsitz in Sterlitamak hatte. Um der Enteignung alles beweglichen und unbeweglichen Eigentums zu entgehen, kam das Komitee aus Moskau in die Ansiedlung. Es wurden allgemeine Versammlungen in Pleschanow abgehalten. Es wurde der Versammlung eine Vorlage unterbreitet, ob es nicht ratsam sei, sich dem Kir-Kraj anzuschließen. Nach einer längeren Debatte, einigte man sich darauf, und das Komitee wurde beauftragt in Moskau vorstellig zu werden, um solches dort durchzuführen. Dieses wurde von da aus bewilligt. Die Bürger dieser Republik waren Kirgisen, Baschkiren, Russen und Tataren, sie gehörten meistens zu der dritten Klasse. Nachdem der Übergang offiziell durchgeführt war, wurde die örtliche Administration, zu der wir nun

gehörten, mit allen Kanzleien, mit Personal und militärischer Ausstattung in die Dörfer der Ansiedlung überführt. Jeder Bauer bekam Einquartierung, wo keine Kanzlei war, da wurden Soldaten oder Personal stationiert. Nicht nur dass sie unter uns wohnten, sie beanspruchten auch die Kost. Die Kommissare machten großen Anspruch auf Fuhrwerke und ließen sich auf die Droschken (Federwagen) von Dorf zu Dorf fahren. Oft waren die Fuhrwerke Tag und Nacht unterwegs. Es gab wenig Futter für die Pferde, ihre Kraft schwand – die Herrschaften aber hatten es eilig, und so kam es, dass manch ein Pferd versagte.

Manches haben dann die Frauen auch in der Küche erlebt, wo sich die Helden zur Mahlzeit einfanden, in vielen Fällen sehr fordernd auftraten und dieses oder jenes Gericht verlangten. Die Besatzung hatte die Vorstellung, dass es bei den Bauern nie Mangel gab und nichts ausging. Meistens handelte es sich wohl um Brot, Fleisch und Kartoffeln bei den Mahlzeiten, doch auch diese wurde weniger, und Schmalhans wurde Küchenmeister.

Durch diese Besatzung wurde die Kolonie bis aufs letzte ausgesogen und dem Verfall preisgegeben. Dann kamen die Steuern. Es wurde Geld, Getreide, Fleisch, Brennmaterial und verschiedenes anderes aufgelegt und mit Zwang kollektiviert. Anfänglich war die Kanzlei für Lebensmittel im Dorf Iljaska und ein Mongole (Baschkir) namens Bachtijarow war Vorsteher dieses Zweiges mit einem Schreiber, Kuramscha (Baschkir). Dann wurde Johann Kliewer, Donskoj, dort angestellt. Das Getreide wurde in Donskoj in einen Maschinenschuppen, der früher Jakob Wittenberg gehörte, geschüttet. Der Schuppen war von gebrannten Ziegeln gebaut und hatte Holzfußboden. Inzwischen ging die Einberufung der jungen Mannschaft vor, und manch einer fand in den verschiedenen Abteilungen Arbeit und konnte seinen Dienst damit abtun. Es wurde durch die Steuer im Herbst und anfangs Winter etwa 24.000 Pud Weizen und 116.000 Pud Roggen zusammen gebracht, dazu Gerste und Hafer. Weil das Getreide von sehr viel Steuerzahlern kam, war es auch von sehr verschiedener Qualität, manches nicht ausgereift und nicht trocken.

Es dauerte nicht lange, da wurde das Getreide heiß, worüber der Vorsteher Bachtijarow sich wenig Sorge machte. Die Arbeiter dagegen, die meistens Mennoniten waren, außer dem Empfänger an der Waage, machten sich große Sorge darüber. Die Nachricht über den Zustand des Getreides war irgendwie bis zum Zentrum nach Sterlitamak gelangt.

Daraufhin wurde eine extra Untersuchungs-Kommission von drei Männern zu uns geschickt. Es war kaltes Winterwetter. Da, an einem kalten, stürmischen Tag, traf die Kommission in der Kanzlei in Iljaska ein, verfroren und hungrig. Sie waren mit allerlei Vollmachten ausgerüstet, Untersuchungen vorzunehmen und falls man Veruntreuung des Regierungsgutes vorfand, auch Arreste zu vollziehen. Bachtijarow, der Vorsteher und Verwalter, ließ sich keine Angst einjagen, sondern suchte durch den Magen das Denken der Kommission zu beeinflussen. Er ließ vom Hauswirt eine gute Mahlzeit vorbereiten, mit viel Fleisch, selbst gebranntem Wodka und Kumys (Stutenmilch) und dem dampfenden Samowar. Als dieses alles auf dem Fußboden nach morgenländischer Sitte auf einem Tischtuch ausgebreitet war, ließen sich die Herren mit gekreuzten Beinen unter dem Sitz nieder und nun ging es los, die erstarten Glieder aufzuwärmen. Es dauerte nicht lange, da waren sie satt und durch die starken Getränke gut durchgewärmt. Mittlerweile waren die Fuhrwerke fertig um nach Donskoj zu fahren, welches fünf Werst entfernt war, um dort das aufgeschüttete Getreide zu untersuchen. Es wurde eingestiegen und im Galopp fuhr die frohe Gesellschaft über Steppe nach Donskoj.

Dort angekommen, betraten sie den Speicher und im Anblick so einer Menge Getreide, waren sie ganz überwältigt und schrieben so eine Heldentat dem Vorsteher Bachtijarow zu, der so einen großen Vorrat gesammelt hatte und in so einem modernen Speicher gelagert. Ihr richtiges Denken war durch die vielen starken Getränke wohl geschwunden und ihre eigentliche Aufgabe vergessen. Indessen war das Protokoll angefertigt und sie unterschrieben, dass sie zufrieden seien mit dem großen Vorrat von Getreide, das sehr gut untergebracht sei. Sie verabschiedeten sich als gute Freunde und fuhren heim.

Nun waren es unsere Bauern, die es nicht übers Herz bringen konnten, so eine Menge

Getreide verkommen zu lassen. Es wurde eine Dorfversammlung zusammengerufen und man beriet, wie es zu helfen sei. Es blieb nur ein Ausweg: überputzen. Es wurde am nächsten Tag durch freiwillige Arbeit beim Speicher eine große Fläche vom Schnee freigemacht und etwa ein Dutzend Windstöbern (Fuchteln) aufgestellt und gearbeitet, Tag für Tag. Auch aus den Nachbardörfern kam man zur Hilfe, bis alles Getreide bei großem Frost übergeschüttet war und dadurch gerettet wurde. Der Vorsteher Bachtijarow ließ es gerne geschehen.

Während dieser Zeit hatte er in seinem Heimatdorf mit seinen Freunden ein großes Nachtgelage. Dabei war es zu Streit und Zänkereien gekommen, die mit einer Schlägerei endete, wobei er ums Leben kam. Darauf wurde nun Herr Dietrich Berg, Lugowsk, zu diesem Posten herangezogen. Die Kanzlei wurde sogleich von Iljaska nach Donskoj überführt und bei Herrn Joh. Braun in der großen Stube einquartiert. Er war der Nachbar zum Speicher.

Während in Donskoj diese Veränderungen vorgingen, hatte jemand die heimgekehrte Kommission angeklagt und gewarnt, dass das Getreide nahe am verkommen sei. Gleich wurden die drei Kerle in Verwahrung gebracht und eine zweite extra Kommission abgeordnet, mit einer unbeschränkten Macht, das Getreide in Donskoj zu untersuchen. Dort angekommen, fanden sie einen neuen Verwalter, wurden freundlichst aufgenommen und zum Speicher geführt. Hier wurde gründlich untersucht und das Getreide rein und in gutem Zustande vorgefunden. Ein neues Protokoll wurde unterschrieben und bestätigt, sie verabschiedeten sich und kehrten zurück. Freilich blieb es für sie ein Geheimnis, so einen Kontrast zwischen Anklage und aufgefundenen Fakten zu finden. Dieses Getreide wurde dann auf Order vom Zentrum zur Mühle am Tock gefahren, wozu die russischen Bauern mobilisiert wurden mit ihren Fuhrwerken, dort gemahlen und zur Bahn nach Sorotschinsk gebracht zur Versendung.

Anders war es mit dem Fleisch. Es wurde viel Rindvieh, Schweine, Schafe und Geflügel geschlachtet, gefroren und nach Lugoswk gebracht, wo es in der ehemaligen Mühle von Voth aufgestapelt wurde. Nun hatte die Regierung es versäumt, das Fleisch in gefrorenem Zustand zu verfrachten. Als nun das Tauwetter einbrach, musste viel Fleisch in den Fluss gefahren werden, um Epidemien vorzubeugen. Also waren die Rotarmisten, aber auch die Bauern ohne Fleisch. Somit waren die Steuern abgeliefert, die Arbeit in den Kanzleien der verschiedenen Dörfer nahm ab, das Personal wurde verringert und nur die notwendigen Arbeiter behalten. Durch die Besatzung war die Kolonie ausgebeutet worden, und es lag ein großer Druck auf Land und Leuten. Man wollte los von der Einquartierung. Daraufhin wurde in Moskau beantragt, ob es nicht möglich wäre, aus dem Kanton aus zu scheiden. Das wurde gerne angenommen. In kurzer Zeit kamen Fuhrwerke aus verschiedenen Russendörfern, es wurde aufgeladen und somit verlor die Kolonie die Besatzung.

VII. Die Dörfer

Pleschanow

Als das Land für die Neu Samara Ansiedlung 1890 von den russischen Großgrundbesitzern Krasikow, Pleschanow und anderen gekauft wurde, wurden diese Namen den Dörfern beigelegt. So entstand auch Pleschanow, mit 258 Seelen, 49 Wirtschaften, und 4700 Acker. Zwischen Donskoj und Pleschanow floss die Berjosowka, während die Kaltan zwischen Lugowsk und Pleschanow die Grenze bildete.

In einer Zeitschrift berichtete man von: Pleschanow, Kreis Busuluk, Gouv. Samara. 1903. Nach einem schneereichen Winter begann Anfang April die Saatzeit, die ziemlich gut vonstatten ging, indem mäßig warmes Wetter herrschte. Die Saat ging schön auf, litt dann aber durch eine dreiwöchige Dürre. Später aber trat Regen und Witterung ein, und das Getreide erholte sich noch so gut, dass man auf eine mittelmäßig gute Ernte rechnete. In manchen Dörfern wurde durch Hagelschlag bedeutender Schaden angerichtet.

In Pleschanow entstand die erste Kirche der Ansiedlung, und später wurde dieses das Gotteshaus der Mennonitengemeinde. Am 16. und 17 September 1902 wurde die von Franz Klassen erbaute Kirche bei großer Beteiligung eingeweiht. Man feierte gleichzeitig ein Erntedankfest und Liebesmahl. Aber im Winter wurden die Andachten in Schulhäusern in den Dörfern abgehalten. Im Frühling, zu Pfingsten, mit dem Tauffest und heiligen Abendmahl fuhren die Glieder der Mennonitengemeinde zur Kirche nach Pleschanow. Im Jahre 1906 eröffnete Jakob Wittenberg in Donskoj ein Maschinenlager und später Gerhard Dueck in Pleschanow. Herr Johann Wall war der Eigentümer einer Mühle, zwei km nördlich von Pleschanow.

Sie wurde von Schöpfrädern getrieben, aber Wall ließ sie bald auf Turbinenbetrieb umstellen. Gemahlen wurde Weizen für Schwarzbrot und Futtergetreide zu Schroht für das Vieh.

In den ersten Jahren hatte Franz Klassen, Großvater des wohlbekannten C.F. Klassen, einen Laden auf dem Pleschanow Gut am Tock. Jährlich lud er während der Weihnachtszeit die Schule zu sich ein. Die Kinder trugen ihr ganzes Weihnachtsprogramm vor und jedes Kind wurde mit einer Tüte Süßigkeiten beschenkt.

Eine schöne geräumige Schule zierte das Dorf. Für das Schuljahr (1911-12) waren drei Lehrer angestellt: Heinrich Neufeld, Prinzipal, Lehrer Heinrich Martens, Pleschanow und Lehrer Heinrich Reimer, bisher Lehrer in Kuterlja. Die Lehrer arbeiteten mit großem Enthusiasmus, und man war stolz auf die Schule.

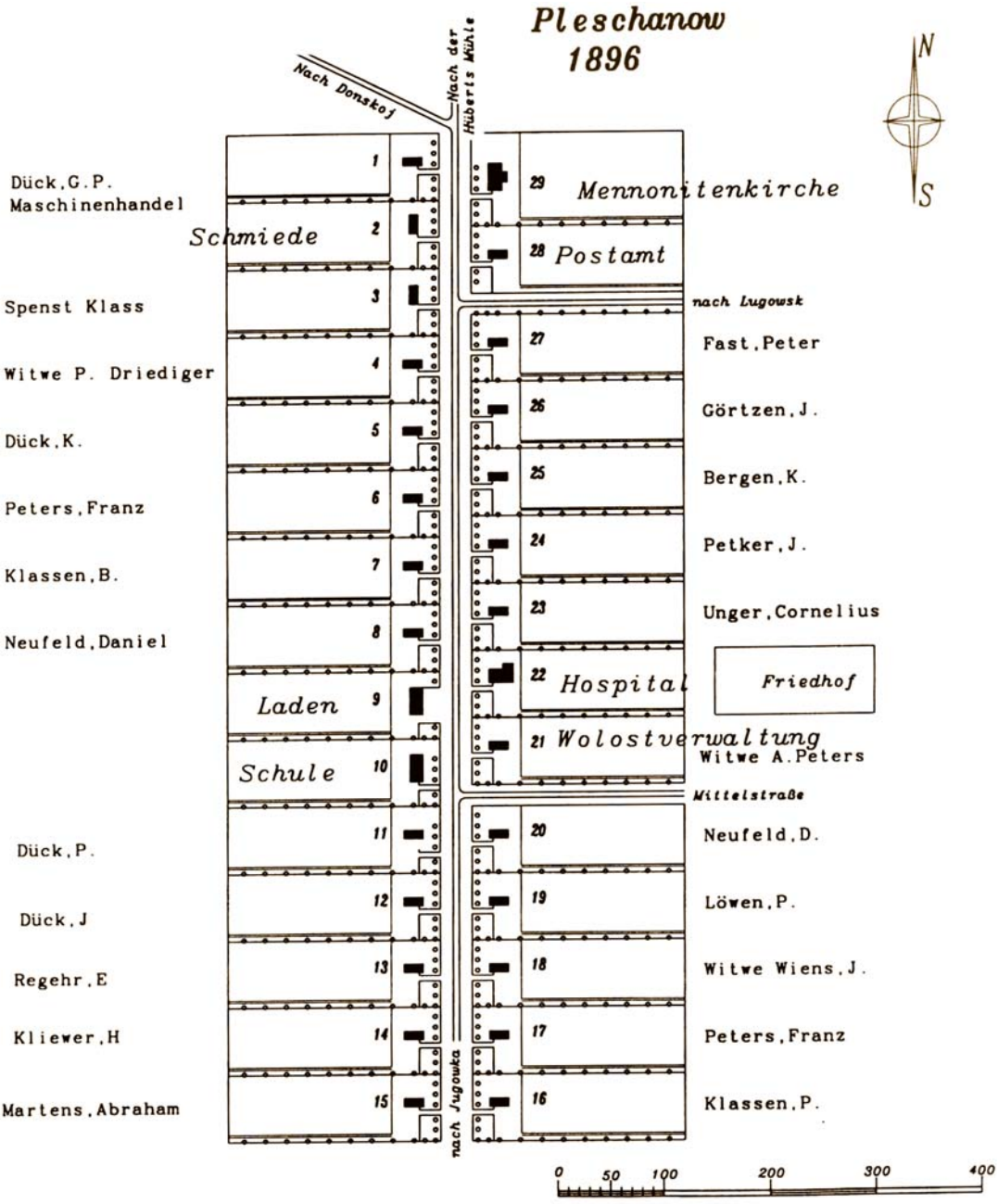
Nach 1917 war der erste Vorsitzende dieses Rajonrates (Wollost) H. Baumann, dann Peter Reimer, Bogomasow; Peter Wittenberg, Donskoj; Jakob Unrau, Donskoj; Gerhard Dueck, Pleschanow; Peter Loewen, Lugowsk; Isaak Kröker, Kamenez; und andere.

Da es an Raum mangelte, beschloss die Zentrale eine Abteilung, das Kriegskommissariat, zum Winter 1919 auf unsere Ansiedlung nach Pleschanow und Donskoj zu verlegen. Zum Sommer sollte es dann wieder nach Schichoballow übergeführt werden.

Unsere Dörfer gehörten administrativ zu drei Sowjets: Luxemburg in Pleschanow, Podolsk, und Bogomasow.

Um der Enteignung alles beweglichen und unbeweglichen Eigentums zu entgehen, kam das Komitee aus Moskau zur Ansiedlung. In der allgemeinen Versammlung in Pleschanow wurde eine Vorlage unterbreitet, ob es nicht ratsam sei, sich dem Kir-Kraj anzuschließen.

Alle Groß- und viele Mittelbauern wurden als „Kulaken“, d.h. Fäuste gestempelt, entrechtet, und verbannt. In Pleschanow wurden die Familien Peter Dueck, Daniel Neufeld, Johann Willms, und B. Bergen davon betroffen. Sie mussten sich fertig machen, wurden auf Schlitten geladen und unter Bewachung nach Sorotschinsk gebracht, um



die Reise in die Wälder Sibiriens anzutreten. Sie waren auf zehn Jahre Zwangsarbeit verurteilt. Die Männer erlagen bald dem rauen Klima, der schweren Waldarbeit und schwachen Kost.

In Pleschanow errichtete man später ein großes Gebäude für den Kooperativ. Jedes Mitglied musste eine gewisse Summe einzahlen aber Dividende oder Zinsen wurden nicht gezahlt..

Als die Kirche in Pleschanow am 6. Januar 1931 geschlossen wurde, benutzte man das Gebäude anfänglich als Klubhaus, dann als Getreidespeicher und zuletzt als Schule.

Das erste Krankenhaus wurde in Pleschanow 1895 gebaut.

Östlich von Donskoj wurde eine große Autowerkstatt aus Pleschanower Querscheunen erbaut und mit 1 1/2 und drei Tonnen Lastkraftwagen ausgestattet, die das Getreide nach Sorotschinsk fuhren und auf dem Rückweg Brennstoffe und anderes brachten.

In einem Brief von 1960 schreibt Jacob Esau: Die Schule in Pleschanow ist jetzt zweistöckig, ein schönes Internat angebaut. Die Kinder bekommen da schönes Essen und sind ganz zufrieden. Überall ist Wasserheizung eingerichtet. Diese Schule hat sieben Klassen. Noch in diesem Jahr soll hier eine Schule mit elf Klassen gebaut werden. Die Schule in Lugowsk ist auch zweistöckig. Da wird auch sehr gelernt. In den Schulen wird Deutsch auch Russisch gelernt. Auch in unserer Schule (Klinok) sind zwei Lehrer. Dies Dorf hat sich sehr verbessert: alte Häuser sind wenig; neu wird gebaut; mit Stroh wird auch nicht mehr

Das erste Bethaus der Ansiedlung gehörte der Mennonitengemeinde Pleschanow. Erbaut ca. 1898. Seit der Schließung 1931 wurde als Speicher, Schule, Klubhaus genutzt.

gedeckt, sondern mit Schiefer und Blech; Holz-Fußböden werden überall gelegt, bis zum Stall.

Erinnerungen an Dolinsk

von Frau Anna Dyck

Ich bin Frau Anna Dyck, Frau des verstorbenen Joh. J. Dyck, Ladenbesitzer in Dolinsk, Neu Samara. Meine Eltern waren Aron A. Warkentin, Sorotschinsk. Wir kamen 1901 von Sofiewka, Südrussland, hier an. Dort arbeitete mein Vater als Buchhalter drei Jahre lang in der Fabrik „Klassen und Neufeld". Dann wurde er beauftragt, in Sorotschinsk einen Handel mit landwirtschaftlichen Maschinen zu eröffnen, und wir kamen am 1. Mai hier an. Als wir von der Station zu unserem Quartier fuhren, passierten wir den Marktplatz, wo große Berge von Säcken mit Salz aufgestapelt waren. Da sagte Vater zu Mutter: Sieh hier all diese Salzberge und wir haben ein Pud Salz extra vom Süden mitgebracht und dazu noch 45. Kopeken Fracht bezahlt, während hier das Salz ganz billig zu haben ist. Dieses Salz kam aus den Steinsalzgruben bei Iletzk am Uralgebirge.

Bald kamen die Mennoniten von der Ansiedlung, um hier ihre Produkte, wie Getreide, Butter, Eier, abzusetzen und die Bedarfsartikel für Haus und Wirtschaft einzukaufen. Da manch ein gewünschter Artikel hier nicht auf Lager war, übernahm mein Vater die Aufgabe, die Ansiedlung mit diesen Artikeln zu versorgen. Es gab auf der Ansiedlung auch noch keine Post, Telegraph- und Telefonverbindung, also übernahm mein Vater auch hier die Vermittlung. Ich holte die Post für die Ansiedlung vom Postamt, sortierte sie nach Dörfern und übergab sie dem Postboten, der einmal wöchentlich von der Ansiedlung kam. Vor uns besorgte Benjamin Voth diese Arbeit. Er hatte einen Einkehrhof, wo die Ansiedler übernachteten. Zu dieser Zeit wurde auch das Versammlungshaus in Lugowsk gebaut. Ich erinnere mich noch wie damals zur Einweihung dieses Hauses mehrere Gäste vom Süden bei uns waren, unter ihnen Pred. P. Koehn, Waldheim.

Mein Schwiegervater Johann Aron Dyck, Ladenbesitzer in Dolinsk, war vielen bekannt. Als Bevollmächtigter der Ansiedlung musste er viele Reisen machen. Es fehlte immer an Geld, und die Dörfer verpfändeten ihr Land an die Bank, um Bargeld in die Hand zu be-

kommen. Es gab auch Unannehmlichkeiten. Zum Beispiel gab es in Dolinsk eine Zeitlang zwei Dorfgemeinden; die Schulzen waren die Brüder Jakob und Franz Fast. Von der Stadt Omsk bezog der Schwiegervater solide Unterwagen und von der Kompanie Kenitzer in Samara verschiedene Maschinen und Geräte für die Ansiedlung.

Im Jahre 1907 hatten Joh. Dyck und ich Hochzeit und wohnten in Dolinsk. Unsere Kirche war fünf Werst entfernt in Pleschanow. Unser Ältester war Daniel Boschmann. Pred. Joh. Warkentin wohnte in Podolsk und Jakob Nickel in Krasikow.

Der ehemalige Laden von J. Dyck in Dolinsk. Das Haus wurde nach der Revolution an Herr Riesen verkauft, der in den 30-er Jahren entkulakisiert wurde und in den Norden verbannt. Das Gebäude wurde zuerst als Klubhaus und seit dem 1. September 1972 als Dorfschule genutzt. (In der Ansiedlung als „Riesen'shaus" bekannt)

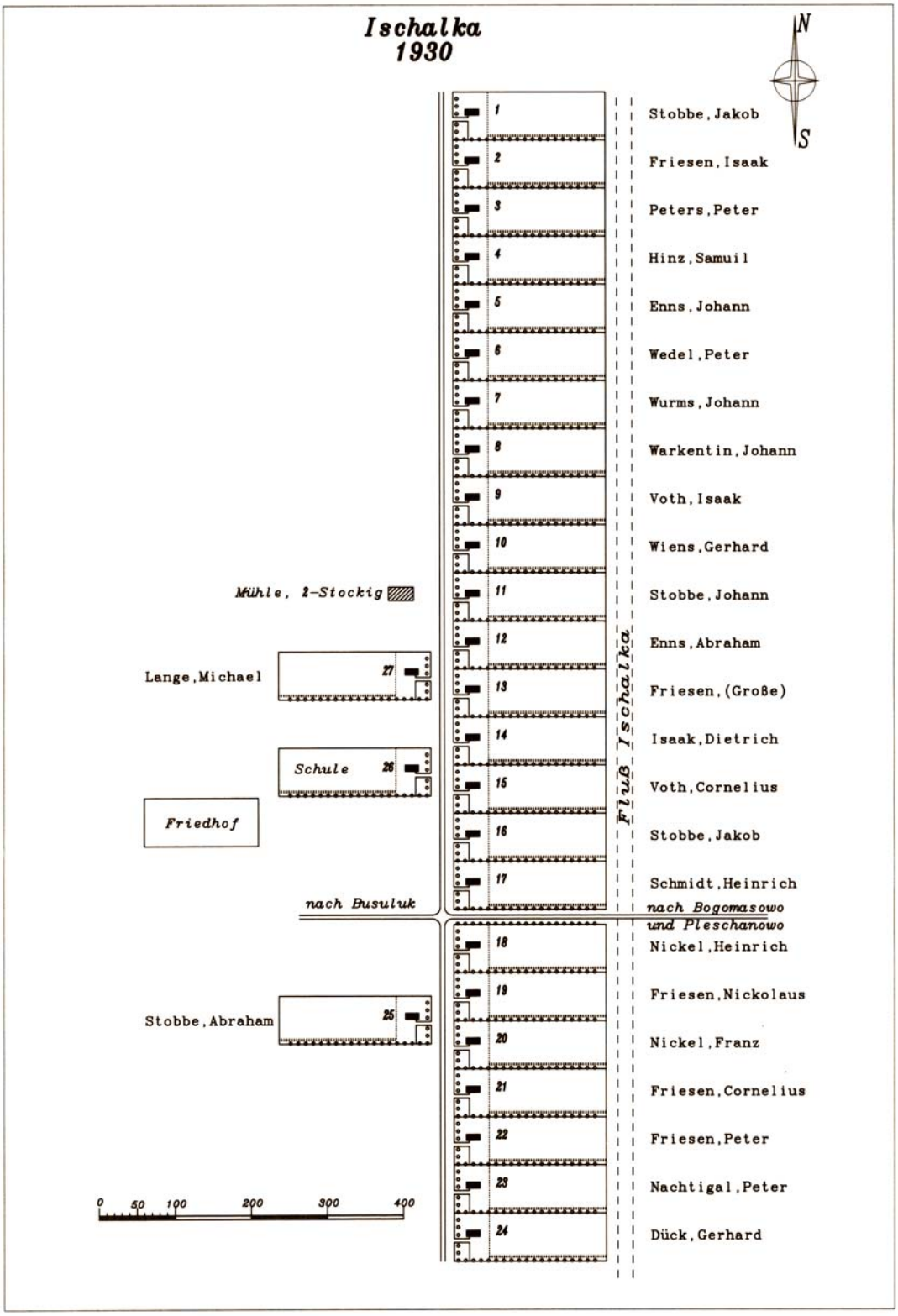
Unser Fabrikherr von Sofiewka, H. Neufeld, besuchte uns im Jahre 1904, um sich von dem Stand des Handels hier selbst zu überzeugen. Bei dieser Gelegenheit wollte er auch seinen Verwandten Daniel Friesen in Kaltan besuchen und bat uns ihn zu benachrichtigen. Als nun der Tag kam, bereitete Mutter Friesen ein schönes Mittagsmahl, nämlich Koteletts, Kartoffeln mit allem Zubehör. Während des Essens bemerkte H. Neufeld, wie Friesen die Kartoffeln mit dem Messer in Stücke schnitt und jedes Stück vorsichtig ins Fett tauchte. Er gab ihm den Rat, die Kartoffeln mit der Gabel zu einem Brei zu zerdrücken, und dann das Fett überzugießen.

„Nein", sagte Br. Friesen, „wir sind es noch so gewöhnt von unseren Anfangsjahren, da hatten wir nur sehr wenig Fett und durften das Stück Kartoffel nicht im Fett umdrehen. Tat es dennoch jemand, so wurde es gleich Mutter geklagt: ‚Hans hat an allen Seiten des Stückes Fett.'"

„Ja," sagte Herr Neufeld, „darum siehst du auch so mager aus, aber weiterhin drehe das Stück nur mehrere Mal im Fett um", und drückte ihm beim Abschied noch etliche Papierzettel in die Hand.

Wir haben in Dolinsk eine wunderschöne Zeit verlebt, hatten sehr gute Nachbarn und wenn im Herbst die Schweineschlachtfeste kamen, dann ging es immer lustig zu. Im Jahre 1924 wurde unser Laden liquidiert. Mein Mann versuchte es noch mit Landwirtschaft, aber wir wurden bald ganz entrechtet, und 1926

Der Laden von J. Dyck in Dolinsk (Anfang des 20. Jahrhunderts)


Ischalka
1930
N
S
1 Stobbe, Jakob
2 Friesen, Isaak
3 Peters, Peter
4 Hinz, Samuil
5 Enns, Johann
6 Wedel, Peter
7 Wurms, Johann
8 Warkentin, Johann
9 Voth, Isaak
10 Wiens, Gerhard
11 Stobbe, Johann
12 Enns, Abraham
13 Friesen, (Große)
14 Isaak, Dietrich
15 Voth, Cornelius
16 Stobbe, Jakob
17 Schmidt, Heinrich
18 Nickel, Heinrich
19 Friesen, Nickolaus
20 Nickel, Franz
21 Friesen, Cornelius
22 Friesen, Peter
23 Nachtigal, Peter
24 Dück, Gerhard
Fluß Ischalka
Mühle, 2-Stockig
Lange, Michael
27
Schule
26
Friedhof
nach Busuluk
nach Bogomasowo
und Pleschanowo
Stobbe, Abraham
25
0 50 100 200 300 400

schlossen wir uns einer Auswanderungsgruppe an. 104 Reisepässe wurden unserer Gruppe ausgehändigt. Die Reise ging gut und wir landeten glücklich in unserer neuen Heimat.

Ischalka

von P. Duerksen

Das Russendorf Nowo-Nickoljsk verkaufte den Mennoniten ein Stück Land an dem Fluss Ischalka. Auf diesem Land wurde das Dorf Ischalka mit 21 Wirtschaften und 2 Gütern (Großfarmen) angelegt. Die Wirtschaften enthielten 30, 40, 50 ja sogar 100 Desjatinen, je nach der Höhe der Anzahlung die gemacht wurde. Die zwei Güter (Großwirtschaften), der eine von Aron Warkentin und der andere von Joh. und Benjamin Voth angelegt, enthielten zusammen 500 Desjatinen. Es musste eine Anzahlung auf das ganze Land gemacht werden. Die Ansiedler bezogen das Land, aber der Abschluss des Kaufkontraktes verzögerte sich, denn es fanden sich unmündige Erben des Landes, die nun Anspruch auf das Land machten. Die Ansiedler appellierten um Hilfe an die Mutterkolonie, die einen Bevollmächtigten sandte, der diese Angelegenheit regelte und dann den ganzen Kaufpreis den Russen auszahlte. Somit wurde Ischalka auch verpflichtet, dieses Land an die Mutterkolonie in Jahren zu bezahlen.

Weil die Leute in unserem Dorf aus verschiedenen Gegenden kamen und verschiedene Ansichten hatten, waren Reibungen nicht zu vermeiden. Aber bald legten sich die Wellen und ein geregeltes Dorfleben trat ein. Ischalka gehörte zur Wollost Kusminsk. Der erste Dorfsschulze war Jakob J. Stobbe, dann David Regehr und Joh. Willms. Die Schule wurde 1899 gebaut und die ersten Lehrer waren: Peter Duerksen, D. Goertzen, D. Regehr und Julius Plett. Prediger Peter J. Stobbe hielt im Schulhaus regelmäßig Andachten am Sonntag. Aber Pfingsten fuhren wir alle zur Kirche nach Pleschanow, auch zum Tauffest und heiligen Abendmahl. 1912 kaufte Nikolai Joh. Friesen eine Wirtschaft in Ischalka und diente nun der Gemeinde als Prediger.

Er wurde 1874 in Marienthal, Molotschna, geboren. Mit 18 Jahren bestand er das Lehrerexamen in Orenburg und übernahm die Schule in Donskoj, dann in Kamenez, wo er 1904 als Prediger ordiniert wurde. 1907 – 1912 war er Ökonom auf der Forstei Scherebkowo. Dann kaufte er in Ischalka eine Wirtschaft und bediente noch ein Jahr die Schule. Im Ersten Weltkrieg war er anfänglich Ökonom auf einer Forstei bei Tosno, nahe bei Petersburg, wo 200 Männer, meistens gewese-

Winter in Ischalka

ne Förster von Alt- und Neu Samara und Trakt, dienten. 1929 war er zum letzten Mal in Moskau in Angelegenheit der Auswanderung. Er selbst durfte nicht teilnehmen, weil einige seiner Kinder kranke Augen hatten. Im Jahre 1930 wurde auch er entrechtet und fand eine Anstellung als Nachtwächter. 1950 durfte er selig heimgehen zu seinem Erlöser. Prediger Wilh. Sawatsky und Gerhard Voth dienten noch auf diesem Begräbnisse mit dem Worte.

Bogomasow

von J. J. Nickel

Bogomasow, am sogenannten Großen Weg gelegen, der sich an der Westseite der Ansiedlung entlang zog, hatte 36 Wirtschaften. Es war, wie auch die anderen Dörfer, ein typisches mennonitische Dorf, hatte eine Gasse, die sich von Westen nach Osten zog. An beiden Seiten derselben lagen die Bauernhöfe sich gerade gegenüber. In der Mitte des Dorfes an einer Seite war ein etwas schmalerer Platz als die Bauernhöfe, offen gelassen für die Schule. Ihr gegenüber lag eine ebenso große offene Stelle. Diese hatte später P. Rogalsky gekauft und hier einen Kaufladen eröffnet.

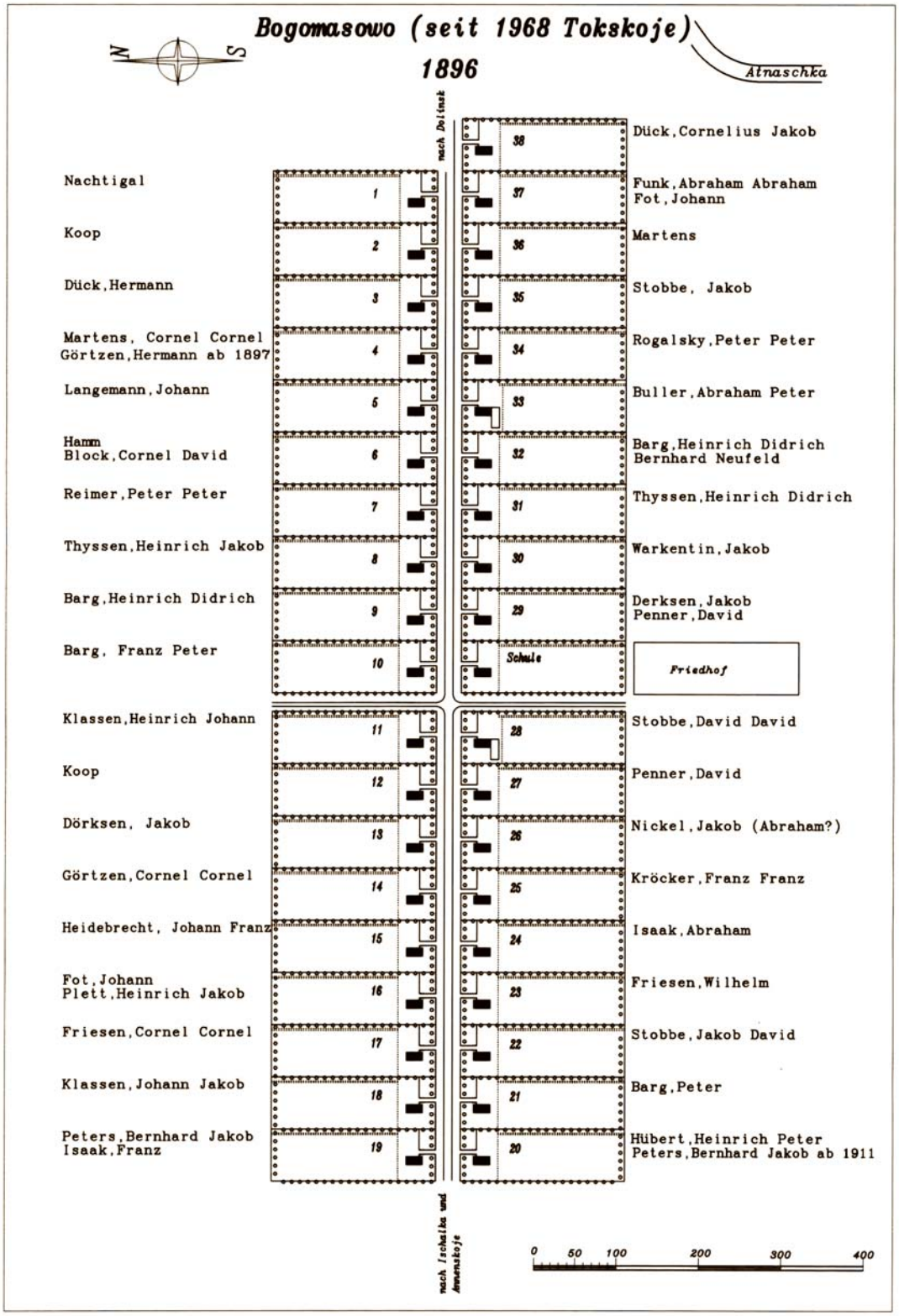
Das Dorf Bogomasow lag inmitten des Landes, das zum Dorf gehörte. Jeder Bauernhof hatte an der Gasse einen Vorgarten, wo nur Bäume und Blumen gepflanzt wurden, dann kam die eigentliche Hofstelle und neben ihr der Gemüsegarten.

Das Land, das zu Bogomasow gehörte, war nicht alles gleich gut und die Entfernung vom Dorf war auch verschieden. Damit nun nicht ein Bauer alles gute und nahe gelegene Land bekam und ein anderer alles geringere und weiter entfernte, wurde alles Land in Parzellen aufgeteilt, jeder bekam seinen Teil vom guten wie auch geringen Land. Der Entfernung wurde auch Rechnung getragen. Jede Wirtschaft enthielt 40 Desjatinen.

Arm und weit entfernt von Eltern, Geschwistern und Freunden kamen sie hier an. An irdischen Gütern besaßen sie wenig, doch hatten sie einen großen Schatz mitgebracht, nämlich: Mut, Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit, und mit solchen Eigenschaften ausgerüstet, konnten auch die größten Hindernisse bewältigt werden. Aber schwer war der Anfang. Das Holz zum Bau der Gebäude wurde im Wald geschlagen, der ziemlich weit entfernt war. Den Weg hin und zurück konnte man höchstens zweimal in einer Woche machen. Nicht alle Ansiedler konnten sich auch nur ein kleines, sehr primitives Häuschen bauen und mussten vorläufig mit einer Erdhütte vorlieb nehmen. Und doch trotz all der Strapazen in den ersten Jahren, kamen die Leute allmählich vorwärts. Schon nach 25-30 Jahren

Das Haus von Johann Funk gebaut 1893 von Jakob Nickel. Aufnahme 1995

Die Ansicht des Dorfes Bogomasow-Tockskoje von Nizhne Iljasowo im Sommer 2002


Bogomasowo (seit 1968 Tokskoje)
1896
N
S
Atnaschka
nach Dolinsk
Nachtigal
Koop
Dück, Hermann
Martens, Cornel Cornel
Görtzen, Hermann ab 1897
Langemann, Johann
Hamm
Block, Cornel David
Reimer, Peter Peter
Thyssen, Heinrich Jakob
Barg, Heinrich Didrich
Barg, Franz Peter
Klassen, Heinrich Johann
Koop
Dörksen, Jakob
Görtzen, Cornel Cornel
Heidebrecht, Johann Franz
Fot, Johann
Plett, Heinrich Jakob
Friesen, Cornel Cornel
Klassen, Johann Jakob
Peters, Bernhard Jakob
Isaak, Franz
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
Dück, Cornelius Jakob
Funk, Abraham Abraham
Fot, Johann
Martens
Stobbe, Jakob
Rogalsky, Peter Peter
Buller, Abraham Peter
Barg, Heinrich Didrich
Bernhard Neufeld
Thyssen, Heinrich Didrich
Warkentin, Jakob
Derksen, Jakob
Penner, David
Schule
Friedhof
Stobbe, David David
Penner, David
Nickel, Jakob (Abraham?)
Kröcker, Franz Franz
Isaak, Abraham
Friesen, Wilhelm
Stobbe, Jakob David
Barg, Peter
Hübert, Heinrich Peter
Peters, Bernhard Jakob ab 1911
38
37
36
35
34
33
32
31
30
29
28
27
26
25
24
23
22
21
20
nach Ischaika und Annenskoje
0
50
100
200
300
400

hatte Bogomasow sich aus einem Stück öder Steppe zu einem saubern blühenden Dorf entwickelt. Man sah keine Erdhütten mehr, jeder Bauerhof hatte ein ordentliches Haus, Stall, Scheune und Nebengebäude.

Angrenzend an Bogomasow war im Norden das Land der Baschkiren und im Süden das große Landgut H. Reimers. Die Baschkiren hatten zwar Land, doch bearbeiteten sie lange nicht alles, so auch nicht H. Reimer. Dieser Umstand gab den Bauern Gelegenheit Land zu pachten. Der hierdurch entstandene Mehrbetrag schuf eine ansehnliche Beisteuer zu den Einnahmen.

Angebaut wurde meistens Weizen, aber auch Hafer, Gerste und Flachs, versuchsweise sogar Sonnenblumen. Die Erträge standen und stehen zum Teil auch heute noch im Verhältnis zu den Niederschlägen. Diese waren sehr verschieden, folglich auch die Erträge. Es gab auch Fehlernten. Außer anderen Jahren waren 1911, 1917 und 1921 besonders schwierig. Dieses letzte war bei weitem das schlimmste von allen, einmal der großen Dürre wegen, und dazu kamen noch die Heuschrecken. Diese zogen in großen Schwärmen durch die ganze Ansiedlung und fraßen alles, was trotz der Dürre noch gewachsen war. In früheren Missjahren waren die Ställe voll Vieh und hier und da war noch etwas Getreide und Futter vom vorigen Jahr übrig geblieben. Wo dieses nicht war oder nicht genügend war, konnte man es kaufen. Nicht überall war eine Missernte und aus diesen Gegenden wurde dann Futter und das nötige Getreide eingefahren und an Bedürftige verkauft.

Ganz anders aber war es im Jahr 1921. Ställe, Böden und Speicher waren leer, dafür hatten die Roten gesorgt, und nun keine Ernte. Die Folge davon war eine Hungersnot, denn die Rote Regierung kümmerte sich nicht darum, ob etwas zu essen da war oder nicht, ob die Menschen hungerten oder nicht, sie hatte ihnen wohl alles abgenommen, halfen ihnen jetzt aber nicht. Es starben sehr viel Menschen an Hunger, auch Mennoniten. Das Jahr 1921 blieb vielen noch lange in Erinnerung.

Um der Jugend an den langen Winterabenden eine gute und zugleich angenehme Unterhaltung zu bieten, wurden Dorfchöre organisiert. In Bogomasow war die Triebfeder auf diesem Gebiet P. Fast aus dem Nachbardorf, Annenskoje. Er konnte sich für Gesang außerordentlich begeistern und hatte die Gabe, diese seine Begeisterung auf andere zu übertragen. Er brachte es fertig eine Anzahl junger Menschen zusammen zu rufen, die gar keine Kenntnis von Ziffern hatten (damals wurde nur nach Ziffern gesungen), ein halbes Dutzend Mal mit ihnen zu üben – und schon sangen sie mehrere Lieder vierstimmig ziemlich gut!

Außer Chorübungen wurde auch ein Versuch mit Literaturabenden gemacht. Es wurden kurze leichte Bühnenstücke aufgeführt, deklamiert und gesungen. Das erste war wohl „De Bildung“ von J. Janzen. Es zeigte ganz deutlich, dass die Jugend interessiert dafür war. Dies gab Anlass zu weiteren Aufführungen wie J. Janzens, „Daut Schultebott“ und anderes mehr, ja man versuchte es sogar mit Schillers Wilhelm Tell. Solche Abende waren für die Jugend nicht nur angenehmer Zeitvertreib, sie wirkten auch bildend, sie lernten frei auftreten und artikuliert zu sprechen.

Angeleitet wurde es von Lehrer Peter F. Siemens, der wieder seine Lehrerstellung angenommen hatte und nebenbei aber einer Gruppe Jünglingen an den Abenden Kurse bot, in Mathematik, Geographie, Weltgeschichte und Plattdeutsch. Man schrieb 1918-1919, und so war der Studieneifer durch den Ersten Weltkriege geweckt. Auch diese Aufführungen waren im selbigen begründet. In Bogomasow waren zwei Gemeinden vertreten, die Mennonitengemeinde mit 30 und die Mennoniten-Brüdergemeinde mit neun Familien. Die Mennoniten-Brüdergemeinde hielt ihre Versammlungen in Donskoj ab, die Glieder der Mennonitengemeinde fuhren im Sommer nach Pleschanow zur Kirche. Im Winter wurden die Andachten im Schulhause abgehalten. Diese wurden von den Predigern abwechselnd geleitet.

Beide Gemeinden hatten jede einen Diakon. In der Brüdergemeinde war es Br. P. Reimer und nach seinem Tode A. Nickel, in der Mennonitengemeinde D. Penner. Die Brüdergemeinde hatte jeden Mittwochabend Bibelstunde und am Sonnabend Gebetsstunde. In 1923 fing auch die Mennonitengemeinde mit der Bibelstunde an.

Die Sonntagschule wurde von der Mennoniten-Brüdergemeinde geleitet. Die Diakone

Peter Reimer und Ab. Nickel waren wohl die ersten Sonntagschullehrer. Andere Lehrer Ger. Wiens, Sara Dück, Susana Buhler, Agatha Buhler (Schw. J. A. Nickel), Heinrich Isaak, Neta Isaak und Mariechen Friesen (Schw. Abr. Isaak). Prediger hatte Bogomasow nur einen, Johann Langemann, der auch nach Off. 2,10 als Märtyrer gelitten und gestorben ist!

Lugowsk

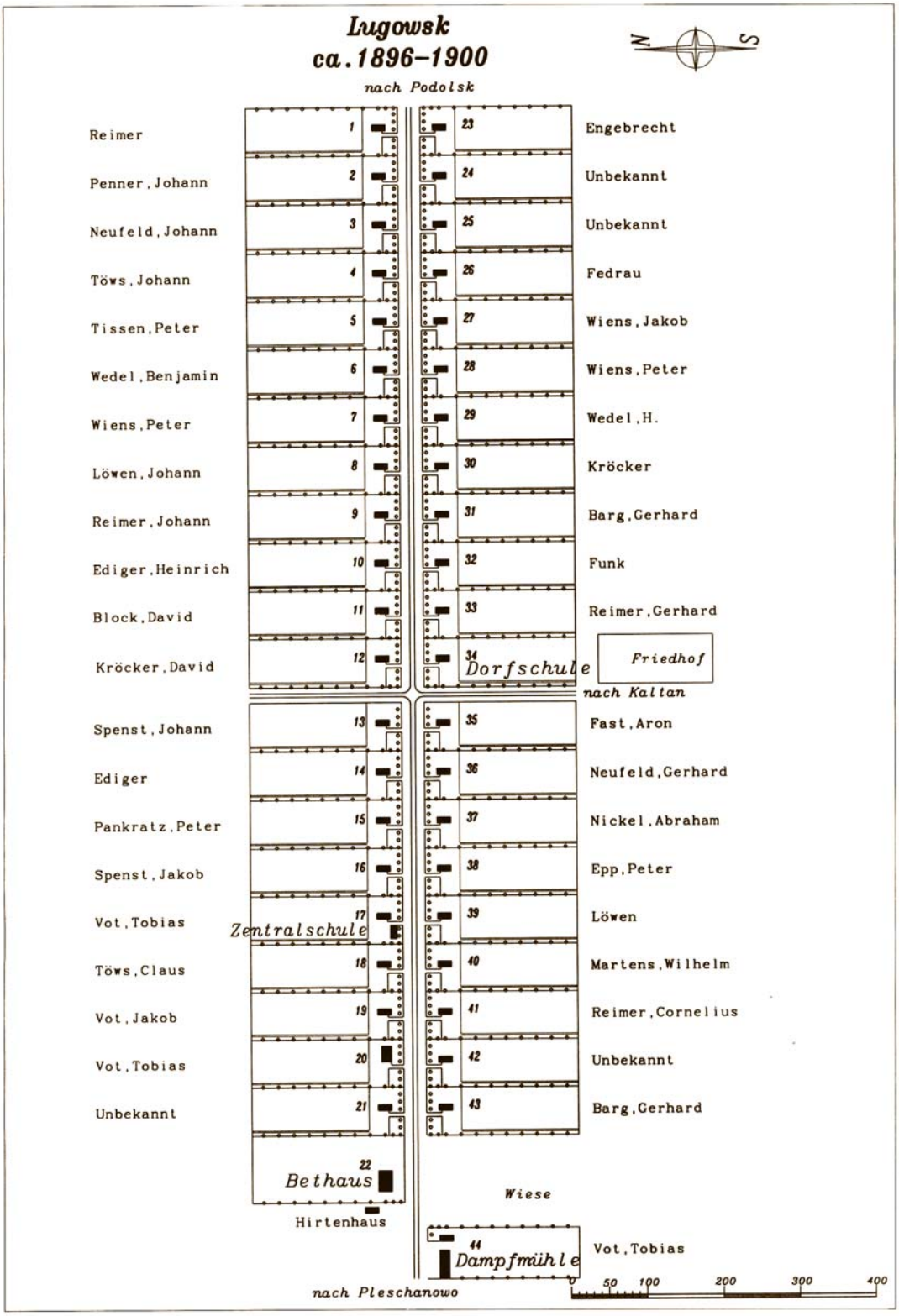
von P. Kornelsen

Lugowsk wurde wie auch die anderen Dörfer auf Neu Samara im Frühjahr 1891 angesiedelt. Es befand sich in der Mitte der Ansiedlung und lag zwischen den Dörfern Pleschanow im Westen, Kaltan im Süden, Podolsk im Osten. Im Norden grenzte es an den Fluss Tock. Auf der anderen Seite dieses Flusses war das Land der Baschkiren des Dorfes Juldaschewo. Zwischen Lugowsk und Pleschanow bildete der kleine Fluss Kaltan die Grenze. Das Dorf lag beinahe in der Mitte des Dorfplanes. Im Süden lagen die Hauskogel, dann die kleinen Äcker, die bis an die Grenze reichten. Diese hießen Schoadroade, wohl weil sie am meisten von dem Vieh des Nachbardorfes bedroht waren, denn im Norden war die Landfläche so verteilt, dass zwei Acker Landstücke je auf einen Hof kamen. Das Dorf bestand aus 40 Wirtschaften zu je 40 Desjatinen. Neun Desj. war Ackerland, 10 Desj. Weideland und 1 Desj. Baustelle.

In der Mitte des Dorfes befand sich die Schule, die auch oft als Andachtsraum benutzt wurde. In den ersten zwei Jahren wurde in Häusern die Schule abgehalten, zuerst in Gerhard Dücks, dann in David Krökers Haus. Die Häuser der ersten Zeit waren nur ärmlich. Einige konnten nur eine Erdhütte aufrichten, und andere bauten nur einen Stall und bewohnten einem Teil desselben. Es gab aber auch solche Ansiedler, die Wohnhaus und Stall bauten. Die großen Scheunen wurden erst in den späteren Jahren gebaut. Im Jahre 1900 war eine gute Ernte, es regnete aber im Herbst so viel, dass beinahe alles Getreide ungedroschen blieb. Im Winter wurde es von Mäusen so beschädigt und verunreinigt, dass es nur einen geringen Wert hatte.

Es gab auch Unglücksfälle. So brannte einmal die Wirtschaft unseres Dorfsschulzen Gerhard Berg am Westende des Dorfes ab, und das andere Mal folgende fünf Wirtschaften in der Mitte des Dorfes: J. Ediger, Joh. Spenst, David Kroeker, David Block und Jakob Fast. Später brannte noch die Wirtschaft des alten Peters ab, die aber schon von Klaus Toews erworben worden war. Es gab auch Diebstähle, besonders in den ersten Jahren. Die Diebe hatten es meistens auf unsere Pferde abgesehen. Besonders schlimm war es in einem Jahr, da wir nur eine schwache Ernte bekommen hatten. Unerklärlicher Weise waren die Häute der Pferde besonders teuer und manch ein Bauer fand sein Pferd ohne Haut auf dem Felde. So wie ich mich erinnere, gab es in unserem Dorf bei Gerh. Baergs auch einen Raubüberfall. G. Baerg war nach Süden gefahren und Frau Baerg war mit den kleinen Kindern und einem Schulmädchen des Nachbars nachts allein im Hause. Sie hörte die Diebe in der großen Stube und versuchte die Eckstubentür zuzuhalten, aber es gelang ihr nicht. Die Diebe hatten ihre Gesichter verhüllt. Sie nahmen 40 Rubel und den Schulzenstempel, um sich für gestohlene Pferde Ausweise auf ihre Namen anzufertigen. Sie wurden nie entdeckt.

In Lugowsk wurde im zweiten Jahr ein kleines Versammlungshaus der M. B. Gemeinde im Vorgarten von Br. Braun gebaut. Nur wenige Familien gehörten zu dieser Gemeinde. Aber nach einigen Jahren war dieses Haus zu klein und man baute ein größeres an der Westseite des Dorfes. Da aber im Jahre 1897 der Herr durch den Evangelisten Jakob Kroeker, Wernigerode, Deutschland, eine Erweckung sandte, wurde auch dieses Haus zu klein, und 1901 baute man auf demselben Platze ein Bethaus aus gebrannten Ziegeln. Die Gemeinde errichtete eine Ziegelei und nachdem genug Ziegel für diesen Bau hergestellt waren, verkaufte sie dieselbe. Bei dem Bau machten wir eine Entdeckung. Als wir das Fundament von etwa einem Meter Höhe fertig hatten, füllten wir es mit Erde. Diese nahmen wir von einem großen Hügel im Norden des Dorfes, der aus schwarzer Erde bestand, wo doch die kleineren, natürlichen


Lugowsk
ca. 1896–1900
N.
S.
nach Podolsk
Reimer
Penner, Johann
Neufeld, Johann
Töws, Johann
Tissen, Peter
Wedel, Benjamin
Wiens, Peter
Löwen, Johann
Reimer, Johann
Ediger, Heinrich
Block, David
Kröcker, David
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
Dorfschule
Friedhof
Engebrecht
Unbekannt
Unbekannt
Fedrau
Wiens, Jakob
Wiens, Peter
Wedel, H.
Kröcker
Barg, Gerhard
Funk
Reimer, Gerhard
nach Kaltan
Spenst, Johann
Ediger
Pankratz, Peter
Spenst, Jakob
Vot, Tobias
Töws, Claus
Vot, Jakob
Vot, Tobias
Unbekannt
13
14
15
16
17
18
19
20
21
35
36
37
38
39
40
41
42
43
Zentralschule
Fast, Aron
Neufeld, Gerhard
Nickel, Abraham
Epp, Peter
Löwen
Martens, Wilhelm
Reimer, Cornelius
Unbekannt
Barg, Gerhard
22
Bethaus
Hirtenhaus
Wiese
44
Dampfmühle
Vot, Tobias
nach Pleschanowo
0
50
100
200
300
400

Das neu restaurierte frühere Versammlungshaus der Mennoniten-Brüdergemeinde in Lugowsk. Heute das Büro vom Milch-Butter-Käse Unternehmen.

Nach der Schließung 1932 aufgestockt und zu der Zentralschule umgebaut.

Hügel gelbe aufwiesen. Hier stießen wir nun auf bearbeitete Steine, .6 m mal 1,3 m groß und 15 cm. dick. Einige vergoldete Armspangen und Reste menschlicher Knochen sagten uns, dass wir auf eine vorzeitliche Grabstätte gestoßen waren.

Die alten Ansiedler sind wohl alle tot. Von den Schülern, mit denen ich in den ersten Jahren die Schule besuchte, leben heute noch, wie mir bekannt ist, noch zehn. Es sind dies David Wiens und Witwe Maria Reimer, geb. Klass Toews in Lugowsk; Witwe Maria Toews, geb. Wedel in Kuterlja; Katharina Olfert, geb. Fast in Kanzerowka, Orenburg; Peter A. Dürksen, Slawgorod; Witwe Mathilda Janzen, geb. Körber in Paraguay; Heinrich Löwen, Saskatoon, Sask., Kanada; Franz und Gerhard Dürksen und ich, Peter Kornelsen in Clearbrook, B.C., Kanada.

VIII. Gesellschaftsleben

Sitten und Bräuche

von J. Balzer

Unsere Mennoniten in Russland hatten ein besonderes völkisches Gepräge, das sich abzeichnete von anderen, sogar von dem Gesellschaftsleben unserer Stammesgruppen, aber anderer religiöser Richtungen. Dank unserer Isolierung und der außergewöhnlichen Privilegien unter einem absolutistischen Regierungssystem, konnten wir unser persönliches Gesicht über 100 Jahre erhalten. Heute strebt man nach einer restlosen Einheitlichkeit, einer großen unterschiedslosen Menschenfamilie – z. B. der Sowjetmensch in Russland. Gleichmäßige Erziehung, Verstädterung, bedingt durch industrielle Expansion, verbesserter Verkehrsmittel, drohen die Unterschiede zwischen den Völkern, Nationalitäten und Kulturen zu verwischen, die doch das Leben interessant und schön machen. Dieses Streben führt zu einer grauen eintönigen Existenz, in der es schwierig ist, die eigene Persönlichkeit zu entfalten. Unser Gesellschaftsleben dort in Russland würde unsere jüngere Generation wohl interessieren, denn es unterscheidet sich radikal von dem in Kanada.

Bei Fremden zu arbeiten kam nicht in Frage, denn der Bauernhof bot Arbeit für jedes Glied der Familie. Sohn und Tochter betrachteten diesen Hof als ihr Eigentum, waren stolz darauf und bestrebt ihn zu verbessern und vergrößern. Die Jungen in ihrer Gesellschaft sprachen von ihrem Acker, ihren Pferden, ihrem neuen Selbstbinder. Heiratete dann Sohn oder Tochter, so zog man in die Sommerstube, aß aber am Familientisch und arbeitete nach einem gewissen Abkommen in der Familie weiter, bis er selbstständig werden konnte. Um dies zu ermöglichen, wurden von der Mutterkolonie große Landflächen erworben und an Landlose auf Abzahlung verkauft.

Jakob Wiens, Johann Langemann und Johann Wiens. Auf dem Steg in Bogomasow im Frühling 1966.

Unser Gesellschaftsleben spielte sich im Rahmen der Ansiedlung ab. Heiraten mit Personen außerhalb dieses Zirkels, wie mit Baschkiren und Russen, kamen selten vor. Die Jugend versammelte sich meistens im Winter in der Sommerstube und im Sommer auf der Wiese, im Wäldchen oder am Teich. Jede Baustelle war an der Straße mit einen Zaun abgegrenzt und entlang des selben war ein aufgeschütteter Steg für die Fußgänger. Diese Zäune bildeten eine gerade Linie an beiden Seiten der Straße von einem Ende des Dorfes bis zum andern. Diese Zäune, die jeden Frühling frisch angestrichen wurden und die Fußstege könnten uns manches aus unserem Gesellschaftsleben berichten. Diesen Steg benutzten die Kinder auf ihrem Gang zur Schule. Auf diesen Zaun kletterten sie, wenn sie von Hunden verfolgt wurden. Auf diesem Zaun saß man am Sonntagnachmittag und knackte Sonnenblumenkerne. Die Jungens glaubten diese Stege seien für sie angelegt und schlenderten auf denselben abends auf und ab, plaudernd, singend, lachend, sich austobend. Auf diesem Steg begleitete der Jüngling abends sein Mädel heim bis zum kleinen Tor. „Wo sind sie nun, die Gespielen unserer schönen Jugendzeit? Oft gedenke ich der vielen, deren Lieb' mein Herz erfreut."

Nachts ging der Nachtwächter diese Stege entlang mit seiner Klapper in der Hand nach Dieben oder Feuer Ausschau haltend. Ein anderer Lieblingsplatz der Jungen war die Pferdebox am Ende des Dorfes. Die Pferde wurden mit dem anderen Vieh gemeinsam auf die Weide getrieben. Abends wurden die Pferde von der Herde getrennt und zur Nacht in die Box getrieben, während den Kühen längst der Dorfstraße Gelegenheit gegeben wurde, ihren Hof zu finden. Im Sommer wurden die Kühe draußen in einer Box gemolken, dort über Nacht gelassen und am Morgen, wenn sie wieder gemolken waren, wurden sie auf die Straße getrieben, wo der Hirte sie empfing und auf die Weide brachte. Das Melken besorgte die Mutter mit den Mädchen. Wehe dem Mädchen in der Gesellschaft, das sich verschlafen hatte und ihre Kühe dem Hirten nachtreiben musste. Es gab ein Gerede im ganzen Dorf.

Dann öffnete der Hirte auch das Tor an der Pferdebox und nahm die Pferde mit auf die Weide. Jeder Bauer musste, wenn er Pferde brauchen wollte, abends sich dieselben aus der Box holen. Das besorgten gewöhnlich die großen Jungen, darum hatte diese Box für sie solche Anziehungskraft. Jedes Pferd wurde beurteilt, besichtigt, wie heute die Autos. In dieser Box wurde auch der Dorfhengst über Nacht gehalten. Jeden Sonnabend wurde zur Badestelle am Tock gefahren, um die Pferde, die in der Woche in Staub und Schweiß gearbeitet hatten, zu waschen. Man badete auch selbst und fand Vergnügen am Schwimmen und Tauchen. Jeden Frühling versammelten sich die Jungen hoch zu Ross am Ende des Dorfes und übten sich im Wettrennen. Zu Ostern wurde in der hohen Scheune eine Schaukel angebunden, wo zwei Personen je eine auf dem Ende des Brettes und oft eine dritte in der Mitte sich nach Herzenslust vergnügten. An den Nachmittagen wurde auf der Wiese oft Ball gespielt, wie Polak, Rumball und drei Finger. Auch Gesellschaftsspiele für Jungen und Mädchen waren sehr beliebt.

Schweine schlachten

von Peter Kornelsen

Dieses war ein Fest gegenseitiger Hilfe. Jeder Bauer schlachtete im Herbst drei bis vier Schweine, die fett waren und bis zu 500 Pfund schwer. Er lud mehrere Familien ein, um diese Arbeit an einem Tage zu bewältigen. Schon am Tag vorher bereitete er alles vor: die Messer und Beile wurden geschärft, Hauklotz, Leiter, Hangholz, Kette, Brühtrog, Schlachttisch, Stricke und zwei Stellböcke mussten bereit liegen. Ein großer Kessel (Grappen) von 6-8 Eimern wurde mit Wasser gefüllt und Holz fertig gemacht. Die Hausfrau hat alle Hände voll zu tun mit backen, kochen und Gefäße reinigen. Am Morgen sehr früh erschienen dann die Helfer, denn ehe es hell wurde, musste man gefrühstückt haben. Nun gingen die Männer daran, die Schweine abzustechen. Einer der Männer legte eine Schlinge um den Hals eines Schweins, und alle zogen es nun aus der Schweinebox, warfen es auf die Seite und erstachen es mit einem Stechmesser. Dann wurde es auf einer Leiter bis zum Brühtrog getragen und auf dem Bauch

Schweineschlachten bei Johann Janzen in Donskoj, Sowjetstrasse 74. Hier wird die leckere Leberwurst gestopft. Zum Abendessen kommen die schon fertig auf den Tisch. Auf dem Bild von links Johann Janzen mit seiner Frau Raissa und Schwägerin Elisabeth Janzen.

Schweine schlachten bei Peter Fast, Donskoj, Sowjetstrasse 137.Da mussten drei Männer schon kräftig anpacken um so ein Schwein auf die Seite zu legen. Dann wurde eine Schlinge um den Oberkiefer gelegt, mit dem linken Fuß stieg man auf den Strang und das Schwein konnte mit einem Stechmesser geschlachtet werden.

in denselben gelegt. Während es nun mit kochendem Wasser begossen wurde, drehten es etliche Männer mit Ketten. Nun kam es wieder auf die Leiter, die auf zwei Böcke gelegt wurde. Die längsten Borsten wurden mit der Hand ausgerissen und dann wurde es mit dem Schermesser schön sauber geschabt. Durch die Sehnen an den Hinterbeinen wurde ein Hangholz gesteckt, das Schwein nun an einem Galgen in die Höhe gezogen und von einem Mann ausgenommen. Die Gedärme wurden in einer Mulde zur Reinigung ins Hinterhaus gebracht. Diese Arbeit besorgten die Frauen. Dann kam es auf den Schlachttisch und wurde in Wurstfleisch, Schinken, Schmalz, Sülz- und Pökelfleisch und Rippenspeer zerlegt. Die Schinken wurden eingesalzen und nach etwa zwei Wochen geräuchert. Die Wurst wurde gestopft und am nächsten Tage geräuchert. Das Sülzfleisch wurde gekocht und in Molke gelegt. Das Schmalz wurde im großen Kessel ausgebraten. In diesem Schmalz wurde auch das fette Rippenspeer ausgebraten, darum war es so schmackhaft. Die Leber mit etwas fettem Fleisch wurde zu Leberwurst verarbeitet.

Die erste Erholung von der Arbeit trat ein, wenn die Mutter zum Mittagessen lud, denn da erwartete uns ein köstlicher Hühner- oder Entenbraten mit Kartoffeln und sauren Gurken und zur Nachkost Obstmus oder dicker Milchreis mit Zimt und Zucker.

Um vier Uhr gab es Kaffee mit Zwieback (Tweuback) und Pfeffernüssen. Aber den Höhepunkt der Bewirtung bildete die Abendmahlzeit etwa um acht Uhr. Nach fröhlicher Unterhaltung kam endlich Leberwurst und Rippenspeer auf den Tisch und zuletzt erhielt noch ein jedes Paar, das geholfen hatte, ein Stück dieser Delikatesse als Geschenk

Unsere Sprache

von Peter Kornelsen, Katharina Nachtigal, Daniel Janzen

Neu Samara war eine Tochterkolonie der Molotschna-Ansiedlung, darum hatte sie auch dieselbe Umgangssprache Plattdeutsch. Das *n* am Ende eines Wortes wurde durch das kurze *i*, wie in „Himmel," ersetzt: *rani*, *lachi*, *Wolti*, *Russi* und die Endung *er* durch *a: oba*, *blaua*, *bunta Kota* usw.

In der Schule wurde hochdeutsch und russisch gelehrt, in der Kirche hochdeutsch gepredigt, gesungen, und gebetet, aber die Sprache der Gemeindeberatungen, Bibelstunden und Dorfversammlungen war die plattdeutsche. Unsere Vorfahren haben sich Jahrhunderte lang dieser Sprache bedient. Der Mathematiker Siemon Stewin (1551) verfasste seine wissenschaftlichen Werke in plattdeutsch. Die meisten Auswanderer in der zweiten Hälfte

des 16. Jahrhunderts, die aus den Niederlanden in die Weichselniederung im Osten umsiedelten, waren aus dem Mittelstande und Bauern oder Handwerker. Und wenn auch die größte Mehrheit aus dem fränkischen Gebiet auswanderte, wie H. H. Schroeder behauptet, so kamen doch Gruppen von Friesen und Niedersachsen. Menno Simonis war mit der „dietschen" Sprache wohl bekannt und seine ersten Werke erschienen in dieser Sprache. Seine Ausbildung als Geistlicher erhielt er in dem fränkischen Utrecht, wo die „dietsche" Sprache üblich war. Als die Mennoniten in das Weichsel-Nogat-Gebiet kamen, hörten sie in ihrer Umgebung das preußische Plattdeutsch. Hier hat sich in den 200 Jahren ihres Aufenthalts das Plattdeutsch gebildet, das unsere Vorväter nach Russland brachten. Hier sind nun während ihres 150-jährigen Verweilens russische Wörter in die Umgangssprache aufgenommen worden, wie Ritsch = Fluss, Plauwing = Niederung, Osa = See, Mohil = Hügel, Borscht = Krautsuppe, Arbusen = Wassermelonen, Bulte = Weißbrot und andere. Die erste eingewanderte Generation lernte nicht russisch, und da hat es manchen Spaß gegeben, wenn einer unserer Bauern dem Russen etwas mitteilen wollte. Bei einer Gelegenheit begegnete er einen Russen mit einer großen Fuhre Holz und bemerkte, dass die Bretter nach hinten ausrutschten. Er schrie den Russen an: „Dien Bratt schort", was auf russisch etwa hieß: „Dein Bruder ist ein Teufel."

400 Jahre hat sich unsere mennonitische Gemeinschaft unter den schwierigsten Verhältnissen erhalten mit ihrer Sonderlehre der Freiheit vom Wehrdienst, mit ihren charakteristischen Eigentümlichkeiten wie Aufrichtigkeit, Fleiß, Sparsamkeit, Absonderung von der Welt, nun aber ist sie in Russland unter dem Druck der Kommunisten am Aussterben. In Amerika wird ja kein Druck ausgeübt. Aber um nicht als rückständiger Mennonit aufzufallen, passt man sich an, verwirft die Muttersprache, nimmt mit der neuen Sprache auch neue Sitten an, eine mehr liberale Weltanschauung, neue Traditionen, die zwar viel älter als unsere sind, uns aber neu sind und uns so anspricht, weil wir damit besser in die Umgebung hineinpassen. Die Versuchungen für unser Glaubensleben sind hier unter diesen Verhältnissen größer als sie dort waren, wo wir in Absonderung in unseren Dörfern lebten. Aber auch viel mehr Gelegenheiten gibt es heute, das Wort Gottes zu hören und an Evangelisationen und Missionsbestrebungen teilzunehmen.

Man sollte auch verstehen, dass uns die Sprache, die unsere Väter, Großväter und Urgroßväter gesprochen haben, lieb und wert geworden ist.

MIENE MUTTASPROAK

De Sproak, de mieni Mutta sproak,
Auls eck bi ar gesaeti,
De Mutta met dem sch'lehne Doak,
Eck kaun si nich vijaeti.
Se haud so langit blondit Hoa,
Daut daet se emma flachtjti
Eck glaew de Mood en jani Joa
Wea goanich soni schlachti.
On wenn eck aundri Sproaki mott
Hia schriewi oda redi,
Daut innigste Gebed to Gott
Do eck en dietsch blos baedi.
Daut disse Sproak di basti es,
Wea haft daut woll bestraedi,
Sest haud de Mutta gaunz gewess
Se mie nich laeht to redi.
On wann mie enmoal noch de Wachj
No Russlaund han sull fehri,
So well eck ea vefollnit Grauf
Met Blomi schmock vizieri.

Aus Dr. Postmas Buch: *Das niederländische Erbe*

Aus ihren Empfindungen in den Jahren nach 1930 schreibt Katharina Nachtigal: In der plattdeutschen Sprache wurde eine Ehefrau nicht mit ihrem Namen genannt, sondern man nannte sie mit dem Namen ihres verstorbenen oder lebenden Mannes, dem man die Silbe *„sche"* hinzufügte (*Peuta Dytschi, Heinrich Panaschi, Hauns Früschi* usw.). Eine Besonderheit der plattdeutschen Sprache lag in der Einfachheit, der Wahrhaftigkeit. Sie war keine Sprache für erhobene Liebeserklärungen, sondern eine Sprache der nackten Wahrheit. Der eigentliche Wert einer Ehefrau durfte nicht über den Wert des Ehemannes überhoben werden. Dieses galt auch für

andere Völker, nur kam es in ihren Sprachen nicht zum Ausdruck.

Von der Sprache, ab 1930, schreibt Daniel Janzen: Die Umgangssprache ab 1930 blieb, wie auch am Anfang der Ansiedlung „Plattdeutsch“ Doch Zeit und Umstände verursachten, dass immer mehr russische Worte gebraucht wurden, z. B. Cholodieljniek (Kühlschrank), Rukomojniek (Waschbecken), Tormosa (Bremsen) usw. Etliche russische Wörter wurden gebraucht mit einer Sonderendung – „eihi“ z. B. saprawleihi (tanken), oformleihi (fertig machen), ubiereihi (ernten) usw. und so gehörten solche Wörter schon zu der plattdeutschen Sprache. Aber obwohl russische Worte in der deutschen Sprache gebraucht wurden, wurde in den Dörfern plattdeutsch gesprochen, wenn auch mit etlichen kleinen Unterschieden, z. B.

Ohs mett „en“ öda dorouhne
Hauptsach, daut wie ons verstouhnen
Ob jewasst öda jewese
Daut kaun tjeuna nuonig lese
Ob deu Kniepa öda Tjniepa
Ohs deu kript öda deu tjript
Wea kaun saje, du redst faulsch
Nich in Hauns uk nich ne Maulsch
Weil Grammatitj hie nich ess
Sennt wie emma ons jewess
Sos wie rede daut ess rajcht
In bliewe disse Spruok in Tjnajcht

Auch in den Gottesdiensten war das „Platt“ sehr üblich, gesungen, gebetet und gelesen wurde hochdeutsch, aber gepredigt plattdeutsch. Bibelstunden und Beratungen waren immer in plattdeutsch.

Später durften wir erfahren, dass die plattdeutsche Sprache noch weitere Verbreitung hat. Im Jahre 1989 waren wir mit etlichen Brüdern in den U.S.A. Es war erstaunlich als in Washington, in einem mennonitischen Hotel uns ein Ehepaar „Harder“ in Plattdeutsch begrüßte und bewirtete. Als wir dann nach Kansas kamen, hörten wir noch viel Plattdeutsch.

Wir besuchten da einen Farmerhof, der Farmer führte uns in seinen Kuhstall, und unter anderem sagte er: „dissi Bunti jeft dröinzewentich (73) Lita Maltj em Dach“ Auch er sprach plattdeutsch.

Unser Streben war immer wie folgt:
Deu Spruok bleuf Plohtdietsch, sö ohs deu Mutta ons doht lehd. Deu Vuhdasch weri strenj to ons. Seu sedi emma, Tjinja – wie sent dietsch in bliewi dietsch. Deu Spruok well wie uk so höhli, uk deu nü nohnwohßendi Tjinja daut lehri. Enni Schöhl weh betti 1938 ohlis dietsch, uba wieda mußt wie ohla rusch redi lehri, ohndasch kohm wie en Russland uk nich wajch. Enni Schöhl bleuf deu dietsche Spruok blös noch ohs Framdspruok.

Nü sennt wie enn Dietschlohnd, in twiewli ohs wie, doht es jimeunt di Tjinja, deu plohtdietsche Spruok wuori bihöhli, dann deu Tjinja welli blös huchdietsch redi.

Wann wie nü uk so strenj wuore senni ohs onsi Voudasch weri, dann kohn doht wuori.

Deu plohtdietsche Spruok es scheun, mohn kohn uk muhl woht saji, dot nich ohle mohn vistouni sohl. Wann mohn deu plohtdietsche Spruok redt, dann feuhlt mohn sich ohs tüß. Dann denjt mohn tridj ohm Elternhüß. Doht wud uk seuja scheuhn senni, wann wie daut meuha deudi, dann de Elri habi ons muo göhdit jeleht, doa feuhld wie onns so göht, daut leut wie onns von tjeunim nehmi.

Tim Schluss noch eun Jidicht:

Tüss es Tüss
Tüss es Tüss, daut es in grohtit Wout
Ost in West, in Süd in Noud
Tjejie denntji waut jie welli
Mett dem aulabassti Welli
Mett dem aulabassti Schautz
Tüss es doch de basti Plautz
Tüss woh Papa in Mama sennt
Woh daut Fieja beta brennt
Woh de Bassims reina feji
Woh de Freidi schwanda weji
Woh de Sonn fehl woama es
Tüss es behta, dauts jiwess
Woh daut Huntji behta knurt
Woh daut Mietztji behta schnurt
In wo kaun de Huhn so tjreihi
In so schöhn in Stolz sich dreihi
Es di Welt uk noch so ritj
Doch mett Tüss es tjöhn fijlitj
Tüss, wo schlapt sich daut so fein
In wo sennt dö Badi rein
Woumi Datji to tidatji
In wo kaun maun sich so stratji

Wann maun schlapt, wo dreumt maun seht
Daut maun guonich behta weut
Wea deu Welt jiseuni haft
Sich noch aul daut Scheune tjaft
Scheuni Hiesa haft jiseuni
Auli Sorti, groht uk tjleuni
Framd es am doch jieda Hüss
Ouba Tüss, doa es it Tüss
Ess it mau ni tjlieni Kout
In so schiblich in jelout
Kaun maun kaum dem Desch bidatji
Ouba wo fehl behta schmatje
Aus de Ennt em framdi Hüss
Drejit Brot in Wouta Tüss
In wo jletjlich es de Maun
Dü nihüss noch eumoul kaun
Sohna wau tut framdi Tjreisi
Doch nihüss kaun eumoul reise
So ohs Tüss so wehrit nie
Tüss es Tüss, doa bliew etj bie.

IX. Schulwesen

Die Dorfschule

von Jakob Brucks
(Siehe auch Johann Walde, Klinok)

In jedem russischen Dorf befand sich neben der Kirche eine Schule, die von der Kirchensynode unterhalten wurde. Diese Kirchenschulen standen auf einem sehr niedrigen Niveau, und mehr denn die Hälfte der Russen waren Analphabeten. Anders war es in den Schulen der Mennoniten, denn diese wurden von den Siedlern gebaut und unterhalten und stellten auch den Lehrer an. Der Lohn betrug 1912 etwa 500-700 Rubel im Jahr. Dann war der Lehrer auch verpflichtet, die Schule zu versorgen, d.h. die zwei großen Öfen zu heizen und das große Schulzimmer zu kehren und zu putzen. Das Verhältnis der Dorfgemeinde zu den Lehrern war ein vertrauensvolles. Der Modus der Anstellung der Lehrer war noch der seit Alters eingeführte: der Lehrer wurde „gemietet" und zwar auf beiderseitigen Wunsch immer auf ein Jahr, was für die Lehrer Zeit ihres Lebens eine unsichere Existenz bedeuten musste.

Schulbücher und Schreibmaterial wurde vom Lehrer besorgt und von den Eltern der Kinder bezahlt. Der Schulbesuch war obligatorisch für alle Kinder vom siebenten bis zum vierzehnten Lebensjahr. Neben einer guten schulischen Ausbildung legte man besonderen Wert auf eine christliche Erziehung. Der Religionsunterricht bildete das Hauptunterrichtsfach, dann Unterricht in Deutsch, Russisch, Geschichte, Geographie, Rechnen und Gesang. 30 – 40 Kinder und darüber wurden von einem Lehrer in zwei Sprachen in sieben Schuljahren unterrichtet. Während er ein oder zwei Schuljahre in einer Gruppe lehrte, mussten die anderen mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt werden. Ein gewissenhafter Lehrer musste sich jeden Abend gründlich für den nächsten Tag vorbereiten. Später wurden nur jedes zweite Jahr Anfänger aufgenommen und dadurch die Zahl der Gruppen auf die Hälfte reduziert.

Ein Unterrichtsplan für einen Tag der Schule sah ungefähr so aus:

Eröffnung mit Lied und Gebet.

erste Stunde:	Biblische Geschichte 1/2 Stunde mit Oberstufe, hier auch Katechismus 1/2 Stunde mit Unterstufe
zweite Stunde:	Deutsche Sprache Lesen, Gedichte, Stilarbeit-schreiben, Grammatik. Fibel und Lesebuch I. und II. Stufe.
dritte Stunde:	Rechnen mit Oberstufe in russischer Sprache mit Unterstufe in deutscher Sprache
Mittagspause:	eine Stunde
vierte Stunde:	Russische Sprache: Anfänger und Mittelstufe
fünfte Stunde:	Russische Sprache mit Oberstufe Literatur, Grammatik, Geschichte und Geographie
sechste Stunde:	Malen, Schönschreiben, Singen, u.s.w.

Da der Lehrer wenigstens sechs Jahrgänge vor sich hatte, die er in drei Stufen zusammen fasste, musste er oft zwei Stufen mit schriftlicher Arbeit beschäftigen, während er die andere unterrichtete.

Anfänglich hatte man den Unterricht in Privathäusern in der sogenannten „Großen Stube," aber schon im zweiten Jahr baute man Schulen, indem man die Wände mit Lehmziegeln aufführte und das Dach mit Stroh deckte. Das Gebäude war 26 Fuß breit und ungefähr 75 Fuß lang und enthielt das Schulzimmer, dann Vor- und Hinterhaus, Wohnzimmer und Ess- und Schlafraum für den Lehrer und seine Familie, sowie Stall und den Raum fürs Brennmaterial. Das Klassenzimmer hatte an den drei Außenwänden je zwei Fen-

Die Schüler von Jugowka mit Lehrer Abram Janzen 1925.

Schüler aus Krassikow mit Lehrer Nickel

Lehrer Heinrich Nickel (Dolinsk) mit seinen Schülern in Sorotschinsk 1907.

ster. An der vierten Wand stand der große aus Ziegeln gemauerte Ofen. Eine doppelte Tür an der Vorderseite der Schule führte ins Vorhaus und von da für die Kinder ins Schulzimmer und für den Lehrer ins Wohnzimmer. Im Hinterhaus stand der aus Ziegeln aufgeführte Kochherd und ein großer eingemauerter Kessel. Von hier aus wurden auch die Öfen im Schulzimmer und in der Wohnung des Lehrers geheizt. Eine Hintertür führte in den Garten. Im Schulzimmer standen nun Schultische, verbunden mit einer Bank zum Sitzen. 5-6 Kinder hatten Platz an einem Tisch. Zwei Reihen solcher Tische füllten den Raum. Vor den Tischen stand der Tisch des Lehrers und links und rechts eine große Wandtafel. Ein Kaiserbild, ein Globus und eine Rechenmaschine ergänzten die Ausstattung.

In den Anfangsjahren fanden sich Personen, die für eine geringe Entschädigung sich verpflichtet fühlten, die Kinder Schreiben und Lesen zu lehren und sie mit den biblischen Geschichten bekannt zu machen. Mehrere Namen dieser Lehrer sind bei unseren Alten noch im Gedächtnis wie A. Hiebert, D. Kanke, Joh. Loewen, Willms, Harms, Ph. Cornies, und Jacob Willms. Jacob Martens, Jugowka, schreibt über das Schulwesen von damals wie folgt: „Das Schulwesen hat in Jugowka wohl

Lehrer von Neu Samara v.l.n.r. vorne: ?, C.F. Klassen, ?,Frau Martens, Frau Janzen, hinten C. Matthies, ?, J. Friesen, J. Janzen, P. Martens.

КАЗАНСКІЙ УЧЕБНЫЙ ОКРУГЪ

СВИДѢТЕЛЬСТВО

1904го мая 29го дня Никкель Гейнрихъ Яковлевъ меннонитскаго вѣроисповѣданія, сынъ поселянина собственника селенія Линденау Малышинской волости Новоузенскаго уѣзда Самарской губерніи родившійся 20го дня 1888го года, успѣшно окончилъ полный курсъ въ Кеппентальскомъ двухклассномъ сельскомъ училищѣ Министерства Народнаго Просвѣщенія, почему имѣетъ право на льготу, установленную 2 пункт. 64 ст. Уст. о Воинской повинности, въ чемъ и выдано ему сіе свидѣтельство за печатью училища 1904 г. мая 29го дня.

Завѣдующій школой

Законоучитель

Учителя:

Die Urkunde des Absolventen der Köppentaler Lehrerschule Heinrich Nickel (Ischalka, Dolinsk).

am längsten von allen Dörfern in Pionierpantoffeln gewandelt. Obzwar alle erkannten, dass man etwas Bildung haben müsse, so wehrte man sich doch gegen eine höhere Bildung mit dem Spruch: ji jileada, ji vikjeda. Aber trotzdem wurde so bald wie möglich in der großen Stube unterrichtet und dann in der Schule. Das Schulzimmer war ungefähr 26 bei 26 Fuß groß. Damals haben manche Ereignisse im Leben viel Staub aufgewirbelt, aber hier in der Schule erlebten wir es jeden Tag, denn der Fußboden war aus Lehm. Hier habe ich sieben Winter mit noch 43 Schülern die Bänke gedrückt. Da hatten wir nicht viel Ellbogenfreiheit und es war auch nicht zu verhüten, wenn der Nachbar Ungeziefer mitbrachte und Mutter abends manches Tierchen in dem Hemde erdrücken musste.

Aber dieser Zustand dauerte nicht lange. Nachdem das Dorf Klinok schon im Jahre 1908 eine neue Schule von gebrannten Ziegeln mit schönen großen Fenstern gebaut hatte, ging auch Jugowka daran und baute 1911 eine moderne Schule aus gebrannten Ziegeln. Diese Schule kostete 3500 Rubel, also 100. Rubel auf die Wirtschaft und musste bar bezahlt werden. Wie wurde es dennoch möglich gemacht? Man versetzte das Land des Dorfes in der Bank, erhielt die Summe ausgezahlt und trug dieselbe in jährlichen Zahlungen allmählich ab. Bald folgte auch Pleschanow diesem Beispiel und eine schöne geräumige Schule zierte das Dorf. Auch Kamenez und Kuterlja hatten Vorbereitungen getroffen, aber zum Bau kam es nicht mehr.“

Schwierigkeiten gab es am Anfang bei der Anstellung geeigneter Lehrkräfte, aber sobald man es sich leisten konnte, wurden qualifizierte Lehrer aus dem Süden angestellt. Diese erhielten ihre Ausbildung in den Zentralschulen an der Molotschna oder Altkolonie mit einem zusätzlichen zweijährigen pädagogischen Kursus. Die Lehrer der Ansiedlung schlossen sich zu einem Lehrerverein zusam-

men. Einmal monatlich wurde eine Lehrerkonferenz anberaumt und zwar abwechselnd in verschiedenen Schulen, auf denen der Lehrplan, Unterrichtsmethode, Schulbücher, usw., besprochen und Referate über Pädagogik oder Erziehung gehalten wurden. Diese Konferenzen fanden am Sonnabend statt. Am Vormittag gab der Lehrer der betreffenden Schule mit einer Gruppe seiner Schüler eine Lektion in einem der Unterrichtsfächer. Nachmittags fand die Kritik dieser Lektion statt und da ging es manchmal lebhaft zu. Gestärkt und ermutigt kehrte der Lehrer wieder zu der ihm liebgewordenen Schularbeit zurück. Höhepunkte im Leben der Schule waren das Weihnachtsfest, Ausflüge mit den Schülern im Frühling und das Schulfest oder Prüfung genannt, das als Familienfest galt, wo Eltern und Geschwister der Schüler zugegen waren.

Als Bildungseinrichtung unterstanden unsere Schulen den allgemeinen Schulgesetzen, aber Inspektionen von den betreffenden Behörden waren äußerst selten. Unsere mennonitische Schulbehörde, bestehend aus dem Ältesten und etlichen Predigern, besuchten die Schule hin und wieder und wohnten hauptsächlich dem Religionsunterricht bei. Im Jahre 1913 wurden unsere Schulen dem Verband der Semstwoschulen eingefügt. Diese Neuordnung trug viel zur Hebung des Schulwesens bei, überließ aber dabei den Dorfgemeinden die Verwaltung der Schulen wie bisher. Die Semstwo stellte die Lehrer ein, aber mit Rücksicht auf den vom Dorfe vorgeschlagenen Kandidaten. Sie zahlte dem Lehrer monatlich 30 Rubel, ungefähr die Hälfte des Lohnes, den die Gemeinde bis dahin gezahlt hatte. Die Gemeinde zahlte den Rest, auch ungefähr 30 Rubel.

Die Semstwo versorgte die Schulen mit russischen und deutschen Schulbüchern und Schreibmaterial und dem in unseren Schulen so mangelhaft vorhandenen Anschauungsmaterial, wie Bilder, Karten, usw. Sie gewährte Kredite zur Renovierung des Gebäudes und zum Neubau. Als die Lehrer im Ersten Weltkriege mobilisiert wurden, zahlte sie den zurückgebliebenen Lehrerfamilien die 30 Rubel monatlich weiter aus. Nach einem Dienst von ungefähr drei Jahren durften die Lehrer wieder ihren Dienst in derselben Schule übernehmen, die in der Zwischenzeit von russischen Lehrerinnen besetzt gewesen waren. Im Hungerjahre 1921 erhielten die Lehrer von der Amerikanischen Hilfe eine gewisse Unterstützung in Produkten. Da die Bauern ganz arm geworden waren, konnten sie auch den Lehrer nicht länger bezahlen. Die Sowjetregierung ließ ihnen ein gewisses Quantum an Produkten zukommen, stellten aber Forderungen an den Lehrer, die dieser mit seinem Gewissen nicht vereinbaren konnte, denn Marxismus und christlicher Glaube können nicht in einer aufrichtigen Seele koexistieren. Darum verließen 1921 schon einige Lehrerfamilien, wie P. Siemens, H. Wieler, G. Toews ihren Posten und flüchteten nach Deutschland. In den Jahren 1924-26 wanderten die Lehrer wie J. Nickel, G. Toews, der von der Flucht zurück nach Podolsk kam, P. Martens, H. Toews, G. Matthies, J. Janzen, D. Günther, A. Warkentin, H. Fast und J. Friesen aus. Deutsche Schulen, wie sie früher existierten,

Gerhard Dick
Schalka
Biblische Geschichten.
für
mennonitische Elementarschulen
Oberstufe
Цѣна съ перепл. 60 коп.
Zusammengestellt von den Religionslehrern
K. Unruh, W. Neufeld und K. Wiens.
2. Auflage.
Halbstadt, Gouv. Taurien.
Gedruckt in der Buchdruckerei „Raduga".
1911.

Die Titelseite des Lehrbuches „Biblische Geschichten" Ausgabe 1911.

gab es nicht mehr. Die Lehrer erhielten in kommunistischen Anstalten ihre Ausbildung; sie waren verpflichtet die kommunistische Lehre in der Schule und im Dorfe zu verbreiten und zu stärken. Die Kinder wurden im Geiste dieser Lehre unterrichtet. Aber sie durften deutsch Schreiben und Lesen lernen. In den Bibliotheken waren gewisse, von der Zensur erlaubte, deutsche Bücher zu finden.

Religionsunterricht war verboten in und außerhalb der Schule. Der Same der damals von unseren Lehrern im Religionsunterricht, ausgestreut wurde, bringt heute noch Frucht, denn die Briefe, die ich von meinen gewesenen Schülern von dort erhielt, zeugten von festem, kindlichem Glauben. Gewiss hatte der Einfluss des christlichen Heimes den Samen zum Keimen gebracht. „Aber dass ich vergrub so manches Pfund der Gnaden, das, Freunde, reuet mich und ist mir Gram!“ Selige Erinnerungen erwachen, wenn ich an die Singstunden denke, oft draußen unter den grünen Bäumen der Schule, an denen Sänger beider Richtungen teilnahmen.

Ich denke an das Sängerfest im Mai eines Jahres auf dem Chutor Blagodatnuj, bei Kuterlja, wo die Chöre von der ganzen Ansiedlung in der Darbietung von Liedern wetteiferten. Und dürfen sie sich heute nicht wie früher zur Andacht im Schulhaus versammeln, so stimmen sie doch auf Hochzeiten, Begräbnissen oder im Kreise der Familie ein Lied nach dem andern aus diesem Schatz im Herzen zur Ehre Gottes und zur Erbauung an.

Die Zentralschule

von Jakob Kliewer
(Siehe auch Johann Walde, Klinok)

Im Herbst 1908 wurde die Fortbildungsschule, meistens als Zentralschule bekannt, in Lugowsk eröffnet. Zu Anfang hatte die Schule noch nicht ihr eigenes Gebäude und wurde in dem alten Versammlungshause der M. B. Gemeinde untergebracht. Der erste Lehrer war Heinrich Willms, bisher Lehrer in Bogomasowo. Das zweite Jahr wurden in demselben Raum zwei Klassen unterrichtet von Lehrer Dan. Wölk. Das dritte Jahr durften wir schon die großen, hellen Räume des neuen Schulhauses beziehen. Jetzt wurden schon drei Jahrgänge von zwei Lehrern unterrichtet. Prinzipal der Schule war jetzt Lehrer Heinrich Neufeld von Sagradowka. Er unterrichtete Religion und deutsche Sprache. Lehrer S.N. Sokoloff unterrichtete die anderen Fächer. Für das vierte Schuljahr (1911-12) waren drei Lehrer angestellt: Heinrich Neufeld – Prinzipal, Lehrer Heinrich Martens aus Pleschanow und Lehrer Heinrich Reimer, bisher Lehrer in Kuterlja. Die Lehrer arbeiteten mit großem Enthusiasmus, und man war stolz auf die Schule.

In den Kriegsjahren war die Schule wohl geschlossen. Aber im Herbst 1917 öffnete sie wieder ihre Türen. In den folgenden Jahren unterrichteten verschiedene Lehrer: Religion unterrichtete Lehrer C.C. Matthies aus Pleschanow, Franz F. Klassen, Donskoj und Heinrich Wieler. Die andern Fächer wurden von russischen Lehrern unterrichtet: Tschubarow, Sacharow, H. Albrecht, Lebedjew und Pisarew. Die Zeit des Dienstes der verschiedenen Lehrer kann ich nicht genau angeben.

In deutscher Sprache wurden folgende Fächer unterrichtet: Heilsgeschichte, Bibelkunde, Kirchengeschichte, Grammatik und deutsche Literatur. Jeden Morgen versammelten sich Schüler und Lehrer im Raum der größten Klasse zur Morgenandacht, mit Lied und Gebet. Dieses wurde so gepflegt, dass es nicht nur Gottesfurcht und Frömmigkeit in uns Schülern, sondern auch Ehrfurcht und Respekt vor den Lehrern weckte. Ich erinnere mich gerne der guten Ordnung und Disziplin in der Schule. Anfangs waren nur männliche Studenten, später kamen auch schon Mädchen hinzu.

Schüler aus den Lugowsk nahe liegenden Dörfern kamen meistens von zu Hause mit Pferden zur Schule gefahren. Andere quartierten sich in Lugowsk ein. Etliche Jahre (wohl 1917-1919) hatte ein Jacob Spenst in einem Nebengebäude auf dem Hofe der Schule eine Küche für die Schüler eingerichtet. Spenst war Nachbar der Schule. Ein Ehepaar wurde angestellt, das die Speisen für die Schüler kochte. Die rohen Produkte wurden von den Schülern gebracht. An jedem Wochenende erhielt jeder beteiligte Schüler einen Zettel mit dem Verzeichnis der Produkte, die er für die nächste Woche mitzubringen hatte. Mit der Zeit wurden auch Vorkehrungen für Schlaf- und

Das Ehepaar Heinrich und Katharina Reimer hat ihr ganzes Leben der Schule und den Kindern gewidmet. Ihre Arbeit in der Zentralschule in Lugowsk und später in Pleschanow ist nicht zu unterschätzen. Fast jeder in der Ansiedlung kannte den „dollen Reimer“.

Wohnzimmer geschaffen, weil wegen der Revolution die Pferde immer weniger wurden. Unter immer wachsenden Schwierigkeiten hielt sich die Schule dank des Schulsinns unsrer Väter bis Mitte der zwanziger Jahre.

Als dann aber die kommunistisch-atheistische Regierung ihre Hand auf die Schule legte, zog ein anderer, uns gänzlich fremder Geist in die Schule ein. Wir aber gedenken mit Dankbarkeit an Gott auch an unsere Eltern und Lehrer, die es sich etwas kosten ließen, die Schule zu erbauen und auch manchmal unter sehr schwierigen Verhältnissen zu unterhalten. Sie wurde von Männern mit Schulsinn ins Leben gerufen und auch später als Vereinsschule unterhalten.

Lehrer des Luxemburger Rajon im Januar 1941: 4. Elisabeth Wedel, 5. Agnes Kröcker, 6. Anna Stobbe, 8. Johann Koop, 9. Heinrich Reimer, 23. Agnes Friesen, 24. Elisabeth Wiens, 25. Gertrud Nickel, 26. Katharina Janzen, 27. Katharina Dück, 28. Anna Görtzen, 29. Johann Penner, 30. Gerhard Wiens, 70. Isaak Friesen, 81. Gerhard Reimer, 82. Jakob Unruh, 85. Peter Kliewer.

X. Gemeinde vor 1930

Mennoniten Gemeinde – Pleschanow

von Jakob Brucks

Die meisten Ansiedler kannten ja ein geregeltes Gemeindeleben an der Molotschna, woher sie kamen, so dass es hier in dieser Hinsicht nicht nennenswerte Schwierigkeiten gab. Schon im Lager bei der Wassermühle am Tock, wo sie im März 1891 vorläufig Unterkunft fanden, bis sie ihre Wohnung im Dorf beziehen konnten, wurden am Sonntag Andachten gehalten, denn einem Mennoniten schmeckte ein Sonntag ohne Gotteswort wie eine Wassersuppe ohne Salz. Waren doch auch etliche Prediger unter den ersten Siedlern da, wie Joh. Isaak, G. Wiebe, Jakob Schartner, u. a. Eine Kirche für die ganze Ansiedlung wurde an der Südseite des Dorfes Pleschanow gebaut und 1900 eingeweiht. Sonntäglich versammelte sich hier die Gemeinde am Vormittag zum Gottesdienst. Ein gemischter Chor sang zur Abwechslung Lieder. Orgel oder Klavier fehlten, darum wurde der Gemeindegesang von den Vorsängern, die oben auf der Plattform mit den Predigern und Diakonen saßen, eröffnet und geleitet. Ich erinnere mich noch an die Vorsänger Dückmann und Nachtigall. Beim Betreten der Kirche durften die Besucher sich nicht lange besinnen, denn die Männer saßen zur Rechten und die Frauen zur linken. Hier fand auch jährlich am Pfingstfest das Tauffest statt und im Herbst das Erntedankfest. Jährlich wurde ein Missionsfest begangen, auf dem, wenn eben möglich, Missionare uns mit Missionsfeldern, wie Java, Sumatra, usw. bekannt machten. In den Wintermonaten wurden auch Andachten von Predigern in den Schulen der Dörfer abgehalten. Neben der Kirche war ein großer Hof zum Parken der Wagen, später waren es alles blitzblanke Droschken. Hier ging der Kirchenwärter Voth die langen Reihen der Gespanne auf und ab und ein Knall seiner Peitsche hielt die Ruhestörer in Schranken. Er wohnte in einem Haus auf dem Hofe und versorgte die Kirche.

Diese Gemeinde war unter dem Namen Pleschanower Mennoniten Gemeinde bei der Regierung registriert. Zu ihr gehörten im Jahre 1905 ungefähr 2.000 Seelen, von denen etwa 1.000 getauft waren. Sie genossen dieselben Privilegien wie ihre Brüder im Süden und wurden in einem Kirchenbuch registriert. Dieses enthielt die Angaben über Datum und Ort der Geburt jeder Seele, Taufe, Trauung, wie auch Veränderung durch Geburt, Tod, oder Abzug. Jeder Geburts-, Tauf-, Trauungsschein musste durch Unterschrift des Ältesten und Stempel der Kirche bestätigt sein. Diese Registrierung hatte gesetzliche Gültigkeit bei der Regierung.

Die Gemeindeausgaben wurden durch freiwillige Kollekten bestritten, die in einem am Eingang in der Kirche angebrachten Kasten eingelegt wurden. Auch die Unterstützung der Missionsbestrebungen auf Java und Sumatra, sowie auch Wohltätigkeitseinrichtungen, wie Reisepredigt, Waisenhaus und Taubstummenanstalt, wurden freiwillig durchgeführt. Auch die Besoldung der Prediger war nicht üblich. Sie wurden meistens aus den Reihen der Bauern gewählt, daher waren sie frei von Zechenarbeit und Fahrten, die von der Dorfverwaltung von jedem Bauern gefordert wurden.

Ältester dieser Gemeinde war Daniel Boschmann. Er wurde am 24. Juli, 1866 in Fischau geboren, am 5. Juni 1886 in Lichtenau getauft, am 9. Januar 1894 von Ält. Johann Wiebe, Alt Samara, ins Predigtamt eingeführt und am 7. Juni 1904 als Ältester von Ält. Peter Janzen, Memrick, ordiniert. Er hat das Gemeindeschifflein 25 Jahre lang treu unter der Leitung des heiligen Geistes geführt.

Sein Sohn, A. D. Boschmann, Winkler, Manitoba, Kanada, schrieb am 11. Jan. 1964:

Ich war dann 17 Jahre alt, als am 8. März 1930, am 'Tag der Frauen' mein Vater, Ältester Daniel Boschmann, mit der ganzen Familie in die Verbannung geschickt wurde. Es war furchtbarer Schneesturm; nach 7 Tagen Fahrt

Daniel Boschmann

kamen wir im ersten Sammellager an, Lusa, im nördlichen Uralgebirge. Ein Jahr später wurden die Eltern und Schwestern weiter in den Norden geschickt, in das Lager Werch Wiesljana, am Fluss Wiesljana; ein Nebenfluss der Kama im Komi-Seerjan Bezirk. Hier starb Mutter an Hunger. Vater und Schwestern wurden 1932 wieder weitergeschickt. Im Lager Krassnokamsk, (30 Kilometer flussabwärts von Swerdlowsk) starb Vater an Hunger im Jahre 1933.

Mit dem Ält. Boschmann arbeiteten die Prediger: P. Stobbe, Ischalka, ordiniert 1893; Johann Isaak, Kuterlja, ordiniert 1876; David Warkentin, Dolinsk, ordiniert 1898; Johann Braun, ordiniert 1898; Johann Warkentin, Podolsk, ordiniert 1899; und Gerh. Wiebe. Diakone: P. Fast, Pleschanow, ordiniert 1895 und Jakob Lorenz, ordiniert 1895.

Als Br. Jakob Nickel im Jahre 1911 zum Prediger ordiniert wurde, waren seine Amtskollegen:

Ältester D. Boschmann, Krassikowo
Prediger Joh. Warkentin, Podolsk
Prediger Dav. Warkentin, Dolinsk
Prediger P. Stobbe, Ischalka
Prediger W. Sawadski, Klinok
Prediger Elias Regehr, Pleschanow
Prediger Cornelius Regehr, Podolsk
Prediger Andreas Voth, Dolinsk
Prediger Johann Matthies, Jugowka
Prediger Nikolai Friesen, Ischalka
Prediger Gerh. Bergen, Kaltan

Wilh. Sawadski hat zwei Mal fünf Jahre Verbannung überlebt und wohnt gegenwärtig in Lugowsk. Er wurde 91 Jahre alt, und seine Frau starb mit 83. Er war beinah blind, diente aber gelegentlich noch auf Begräbnissen, wenn es gewünscht wurde. Nach unserer Auswanderung (1924) wurden noch gewählt: Joh. Warkentin, Podolsk, in der Verbannung umgekommen. Heinr. Nickel, Ischalka, in der Verbannung ungekommen. Jakob Pauls, Dolinsk, gestorben. Die Brüder Johann und Peter Neufeld, Podolsk, verschollen.

Diakone waren: P. Fast, Pleschanow; A. Buhler, Bogomasowo; D. Penner, auch Bogomasowo, und P. Bäcker, Klinok.

Die Regierung suchte auf satanische Art und Weise das Gemeindewesen zu erdrosseln. So lange wie eben möglich, ja unter Todesgefahr, haben die Prediger das Wort Gottes gepredigt. Wenn der Prediger gefragt wurde: Warum lässt Gott es zu, dass unsere Väter, Brüder in die Verbannung getrieben werden? – dann wies er auf Jesum, der auch verstoßen wurde und nichts hatte, da er sein Haupt hinlegte. Er ermahnte sie mit Paulus, sich doch durch keine Trübsal oder Hunger und Schwert von der Liebe Gottes scheiden zu lassen, und als Hirte der Herde musste er allen voran in die Verbannung gehen. Man handelte nach dem Motto: Schlage den Hirten, und die Herde wird sich zerstreuen. Dem Prediger wurde vorgeworfen: die Seelen junger Menschen zu vergewaltigen und zu beschmutzen, Gegner jeglichen Fortschritts zu sein; Verbrecher zu sein, die sich unter einer frommen Maske staatsfeindlich betätigen und die Gesetze der Sowjets mit Füßen treten. Um sie zu vernichten, wurden sie mit hohen Steuern belegt, die sie unmöglich zahlen konnten, dann beschuldigt, ihr staatliches Soll nicht erfüllt zu haben und dem Richter übergeben, der sie zur Verbannung verurteilte. So ging einer nach dem anderen unserer Prediger auf Neu Samara dem Märtyrertode in der

Verbannung entgegen. Nur Prediger W. Sawadski kehrte aus der Verbannung zurück und trug die Kirche in die Häuser, diente auf Begräbnissen und Hochzeiten, bis auch dieses verboten wurde. Der Unterricht der Kinder und Jugend im Worte Gottes wurde verboten. Die arbeitsfähigen Mütter mussten auf Arbeit, und da übernahm die Großmutter die Betreuung der Kinder und manch ein Lied und Gebet wurde von ihr ins kindliche Herz geprägt. In Briefen, die ich von meinen ehemaligen Schülern aus Neu Samara erhalte, heißt es: „Wir müssen unser Los im Glauben tragen. Gott hat uns bis jetzt wunderbar geführt und erhalten, er wird auch weiter helfen. Aber schwer ist es uns doch. Wenn man der Kinder beraubt ist, denn sie gehen den Weg der Welt, wenn der Mann in der Verbannung verschollen ist, wenn man kein Plätzchen mehr hat, wo man sein müdes Haupt hinlegen kann, so ist das natürlich sehr schwer. Aber wenn der Herr diesen Weg für uns beschlossen hat, dann geschehe sein Wille. Wenn er uns Kraft gibt, bis ans Ende treu zu bleiben, dann ist auch dieser Weg gut.“ Welch ein Zeugnis von der Tragkraft ihres Glaubens! War unsere Kirche eine lebendige, eine Bekennerkirche? Gewiss, denn wie konnten sonst so viele ruhig ihrem Untergang entgegen gehen und ihren Glauben mit dem Tode besiegeln? Worte konnten diese Menschen nicht viel machen, aber die kleinste Tat ist mehr als das größte Wort. Wir müssen auf den Glauben dieser Menschen sehen, sonst bleiben sie uns ein Geheimnis.

Gegenwärtig gibt es auf Neu Samara keine organisierte Mennonitengemeinden. Aber die Kirche Jesu Christi bedarf nicht besonderer Formen. Christus hat seiner Gemeinde keine bestimmte Organisation gegeben, außer dem Wort. Das Wort Gottes schafft überall Kirche. Unsere Geschwister dort wurden in die Tiefe gestoßen, aber sie blieben offen für Gott und sein Wort. Kirche ist überall da, wo zwei oder drei versammelt sind in Jesu Namen. Das ist das Wunderbare dieser Kirche, dass sie nicht besiegt werden kann. Man kann die Christen entrechten und verfolgen, man kann sie einkerkern und hohe Mauern um sie bauen, aber man kann es nicht verhindern, dass der Geist Gottes zu ihnen kommt; er durchdringt auch den eisernen Vorhang.

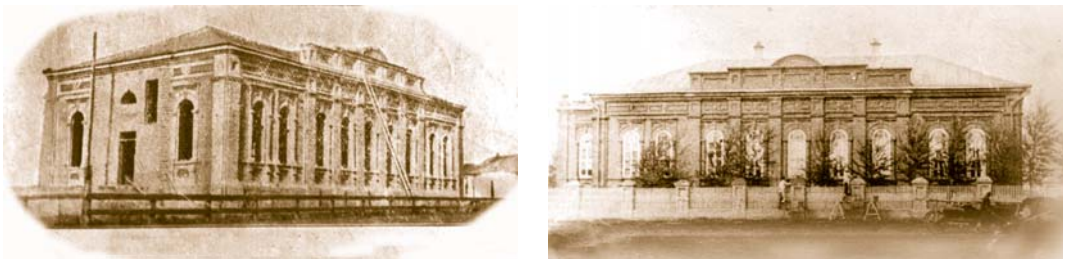
Neu Samara als Siedlungsgebiet mit ihren Dörfern besteht heute noch, aber nicht mehr als mennonitische Ansiedlung. Die Lebensgrundlage dieser Gruppe ist zerstört. Die Lebensgemeinschaft war ja die Bauerngemeinde. Diese war die Rechtsform, in der sich das geistige und kulturelle Leben entwickelte. Die Ordnung der Gemeinde war auch die Grundlage für das gesamte Schul- und Bildungswesen. Keine dieser Gemeinden besteht mehr, Kirchen und Schulen, wie wir sie kennen, sind aufgelöst. Die einzige Lebensgemeinschaft für sie ist das völkischgemischte Kollektiv, die Arbeitsbrigade – das Arbeitslager. Letzte Autorität ist die Partei, Maßstab für alles Denken und Handeln: das Parteiprogramm, Lebensinhalt und Lebensziel ist die Erfüllung des vorgeschriebenen Arbeitsplanes. Wir wollen Gott danken, dass er aus den Verwüstungen vergangener Jahre noch Wurzelstücke seiner Kirche übrig gelassen hat, deren Teile nicht tot zu kriegen sind.

Mennoniten Brüdergemeinde – Lugowsk

von Peter Goertz, A. J. Klassen

Unter den ersten Ansiedlern in Neu Samara waren auch Glieder der M. B. Gemeinde. Es dauerte mehrere Jahre bis jede Wirtschaft in den Dörfern besetzt war. Die ersten, noch im Süden ordinierten, Prediger waren Daniel Friesen, Kaltan und Jakob Bergen, Kamenez. Der erste Diakon war Jakob Fast, Lugowsk, und der erste Dirigent Jakob Fast, Donskoj.

Die Brüdergemeinde war anfänglich nur klein, aber in den Jahren 1897-1905 erlebte sie einen rapiden Zuwachs. Ausgehende Missionare und auswärtige Evangelisten besuchten die Ansiedlung und hielten Erweckungsversammlungen. Reiseprediger wie die Brüder David Duerksen aus der Krim, Jakob Reimer von Rückenau, David Nachtigal, und P. Koehn aus Waldheim arbeiteten mit großem Segen. Auch ein Br. Podin aus den Ostseeprovinzen, mit seinem Begleiter, bereisten die Dörfer und predigten das reine Evangelium mit Kraft. Es war damals, als ginge der Gnadenwagen durch die Ansiedlung. Viele wurden bewegt und bekehrt. Manche schlossen sich durch die Taufe

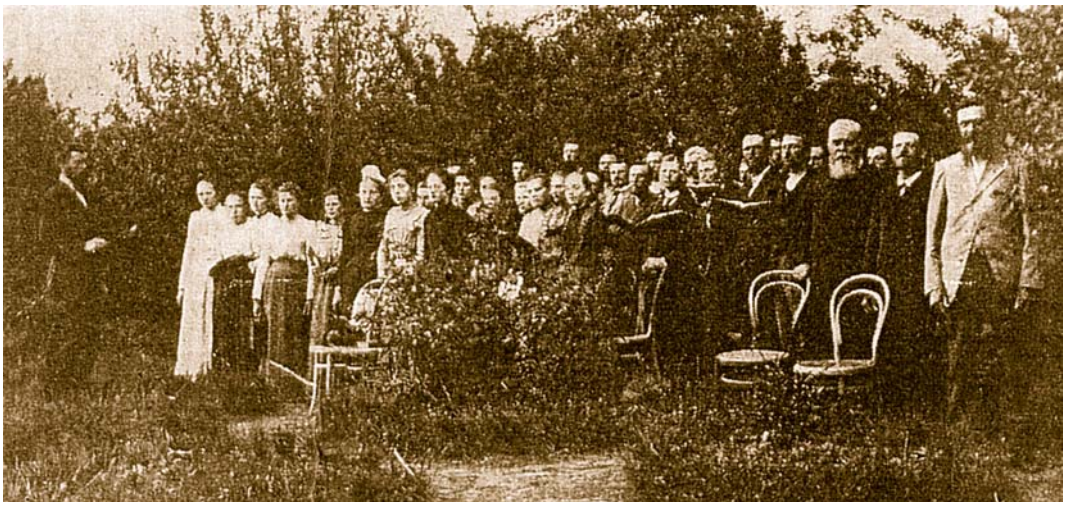


Das Bethaus der Mennoniten-Brüdergemeinde in Lugowsk 1901.

der Gemeinde an. Es gab Tauffeste wo an einem Tage bis 35 Seelen getauft wurden. Getauft wurde in Lugowsk in dem Kaltanflüsschen, das am westlichen Ortsende vorbei floss. Die Dorfgemeinde dämmte das Flüsschen nach der Schneeschmelze ab und in diesem Teich taufte man. Beim Gang zur Taufstelle wurden manche herrliche Lieder gesungen. Am Wasser wurde die Taufrede gehalten, und den Täuflingen Gelegenheit zum Beten gegeben. Dann stieg der Täufer ins Wasser, und die Täuflinge folgten. Nach der Taufe wurden sie in der Versammlung in die Gemeinde aufgenommen.

Das erste Versammlungshaus war im Vorgarten von Br. Franz Braun, Lugowsk. Dann wurde ein zweites, größeres gebaut. Als sich auch dieses zu klein erwies, baute man im Jahre 1901 das letzte, große Versammlungshaus auf dem Westende der Nordseite des Dorfes. An der Westseite standen große Pferdeställe, und auf dem Hof war ein Brunnen, aus welchem man die Pferde in der Mittagspause tränkte.

Das hohe Fundament des Hauses baute man aus Steinen vom Steinbruch, 30 Werst hinter Iwanowka. Die Erde dazu lieferte ein Hügel am Westende des Dorfes. Dabei entdeckte man Menschenknochen und verschiedene Münzen; wahrscheinlich ein Massengrab eines Nomadenfürsten aus alter Zeit. Die Arbeit wurde von den Gemeindegliedern als Schurwerk getan. Die gebrannten Ziegeln zu den Wänden wurden in einer Ziegelei, nördlich des Hauses hergestellt. Ein Meister und etliche Ziegelstreicher aus der Molotschna überwachten den Bau. Dieses Versammlungshaus war das geräumigste und schönste in der Ansiedlung, und der ganzen M. B. Gemeinde



Chor (Sänger aus Lugowsk und Dawlekanowo, Dirigent Cornelius Neufeld)
und Prediger Ält. David Dürksen aus der Krim und Ält. David Schellenberg aus Rückenau (vorne rechts)
bei der Einweihung des Bethauses in Lugowsk 1901.

Russlands. Die Kanzel stand am Ostende auf einer Erhöhung von etwa viereinhalb Fuß. Die Erhöhung gab Plätze für zwei Chöre. Die Kanzel wurde von einem Meister im Süden gebaut, und ihre Form erinnerte an eine aufblühende Lilie. Der Versammlungsraum lag parallel der Straße, von Westen nach Osten. An jedem Ende hatte das Haus an der nördlichen Seite eine Halle. Am Westende war die Frauenhalle, mit Kleiderraum und Kinderstube. Am Ostende, die Männerhalle mit Kleiderraum und Predigerstübchen. Später wurden die beiden Hallen verbunden, und der lange Raum diente bei Gelegenheiten als Esssaal.

Das Fest der Einweihung fand im Herbst 1901 statt. Gäste aus verschiedenen mennonitischen Ansiedlungen waren erschienen. Von der Krim war Br. David Dürksen, ein Fürst unter den mennonitischen Predigern, aus Rückenau Ältester David Schellenberg, aus Orenburg, Ältester Defehr, aus Dawlekanowo, Br. Korn. Neufeld, begleitet von seinem Chor. Derselbe verschönerte die Feier mit manchen herrlichen Liedern, und zum Schluss – das große Halleluja von Händel. An diesem Tag bestätigte sich Ps. 87:3 „Herrliche Dinge werden in dir gepredigt, du Stadt Gottes!“ Etwa 3.000 Gäste füllten den Saal und die Gänge. Alle wurden mit einem Mittagsmahl bedient.

In den ersten Jahren hatte die Brüdergemeinde ihre Versammlungen am Vor- und auch am Nachmittag. In den Dörfern kamen die Geschwister am Mittwochabend zur Bibelstunde, und am Sonntagabend zur Gebetsstunde zusammen. An sehr kalten Tagen, oder während der Schneeschmelze versammelte man sich mit der Mennoniten-Gemeinde zusammen zum Gottesdienst im Schulhaus. War ein Predigerbruder zugegen, so diente er am Wort, wenn nicht, wurde eine Predigt aus dem Buch des Baptisten Predigers Ludwig Hofacker vorgelesen.

Jedes Jahr im Winter fand eine allgemeine Bibelbesprechung statt. Für diese Tage wurden gewöhnlich tüchtige Brüder aus Südrussland eingeladen. Die Predigerbrüder der M. B. Gemeinde wählten bei ihren periodischen Zusammenkünften zur Wortbetrachtung und Beratung das Wort für die Bibelbesprechung. Der betreffende Abschnitt wurde von einigen Brüdern in Themen geteilt. Jedem Predigerbruder wurden dann die Themen, über die er zu sprechen hatte, zur Vorbereitung zugesandt. In etwa 15 bis 20 Minuten wurde der Abschnitt ausgelegt. Darauf folgte dann eine kurze, allgemeine Besprechung. Jedem stand es frei, über die Ausführung etwas zu sagen, Ergänzungen zu machen, usw. Die Bibelbesprechungen waren der Ansiedlung zum großen Segen.

Ältester Abraham Martens und seine Frau Liese, geb. Dück, stammten aus Landskrone, Molotschna, und siedelten 1892 in

Gitarrengruppe aus Pleschanow dienend in Lugowsk 1916. Die Töchter von Ält. Abram Martens.

Ältester der Mennoniten-Brüdergemeinde zu Lugowsk Abraham Martens mit seiner zweiten Ehefrau Maria geb. Bergen.

Pleschanow, Neu Samara an. Schon im nächsten Jahr wurde er Gemeindeleiter, und leitete von 1893 bis 1926 das Schifflein der M. B Gemeinde in Lugowsk. Das neue *Glaubensbekenntnis* der M. B. Gemeinde wurde am 16. Dezember 1900 mit Siegel und Unterschrift von Br. A. Martens als Leitender bestätigt. Andere Unterschriften waren: Br. Daniel Friesen, Diakone Isaak Wiens und Jakob Fast. 1907 fuhr er mit Pred. C.C. Klassen 800 km nach Petrowka, aber die vorausgesehene Sitzung wurde von der Regierung nicht erlaubt. Sie fuhren zurück bis Alexanderfeld und hatten einen Tag Sitzung wegen Heidenmission, denn die M. B. Gemeinden in Russland hatten Missionare wie Abraham Friesen in Nalgonda, Indien ab 1890. 1899 waren Abr. Hübert nach Suriapet, und Heinrich Unruh nach Joangoan, Indien gegangen.

Als Ältester wurde er 1910 von Ältester David Duerksen ordiniert und diente weiter im Interesse der Heidenmission. Nach einer guten Ernte fuhr er 1914 mit C.C. Klaassen zur Sitzung nach Millerowo. Martens diente auch als Lehrer an der Bibelschule in Lugowsk, die 1923 bis 1925 abgehalten wurde. Die Familie Martens hatte 9 Kinder: Hein-

Das Begräbnis von Abraham Martens mit Gottesdienst im Betthaus Pleschanow. Die Beisetzung fand auf dem Friedhof Pleschanow statt.

rich, Anna, Liese, Abram, Johann, Tina, Maria, Peter, Jakob. Als seine Frau erkrankte, verschob Liese, die Johann Klassen, Kamenez, heiraten wollte, ihre Hochzeit. Sie pflegte die Mutter, bis diese starb. Dann heiratete sie 1919. Abr. Martens heiratete später Maria Bergen aus Pleschanow. In der zweiten Ehe wurden 2 Söhne, Kornelius und Berhnard, geboren. Er durfte den All-Russischen Verein der Mennoniten in der Molotschna, unter der Leitung von B. B. Janz (1925) beiwohnen. Er ist auch auf dem Bild von der letzten Allgemeinen Bundeskonferenz in Melitopol, Süd-Russland, Okt. 1926.

Als die Regierung eine feindliche Stimmung gegen die Gläubigen erzeugte, den Predigern das Stimmrecht nahm und manche in die Verbannung schickte, und die Jünglinge nicht mehr Ersatzdienst leisten konnten, kam die Frage der Emigration nach Kanada 1926 in Betracht. Wegen Augenkrankheit durfte die Familie Martens nicht fahren. Die älteste Tochter Liese, mit ihrem Mann, Johann Klaassen und Familie zog im Sommer, 1926 nach Kanada und sah ihren Vater nicht wieder.

Ältester Martens erlitt einen Schlaganfall und starb 1928. Er wurde im Sarg auf mennonitische Weise von dem Bethaus in Pleschanow zu Grabe getragen.

Nach Abraham Martens wurde Bernhard Bargen, Pleschanow, 1928 Gemeindeleiter. Er hatte an der Berliner Allianzbibelschule studiert, und wurde später nach Solowki verbannt. Nach einigen Jahren wurde er freigelassen, dann wiederum verbannt und ist verschollen.

Pred. **Cornelius C. Klaassen** schrieb oft seine Erinnerungen in ein Tagebuch. Folgendes ist demselben entnommen: Ich wurde den 9. Okt. 1857 in Fürstenau, Molotschna geboren. Mein Vater Cornelius Klaassen stammte von Schönau und Mutter, Johann Goossens Tochter, Katharina – von Schönsee.

Im Februar 1874 zogen meine Eltern mit ihren Kindern, Vieh und alles was sie hatten nach Alexanderwohl, in die Wirtschaft des Heinrich Unruh, Nr. 2 Ich war 16, Leni 10, Tin 8 und Joh. 6 Jahre alt. Die Schule war überfüllt und Lehrer war Hein. Wedel, Vater von Cor. Wedel, Gründer von Bethel College, U.S.A. Ein anderes Dorf, andre Sitten und Anschauungen, sogar etwas andres Plattdeutsch. Eine andre Gesellschaft, alles fremd, doch waren in meiner Gesellschaft Jungens, die nicht rauchten, und so konnte ich auch aufhören, hatte auch keine Sehnsucht danach. Sonst aber war die Gesellschaft nicht

Prediger der M.B. Gemeinde zu Lugowsk:

1. Abraham Martens	Gemeindeleiter	Pleschanow 1893-1926
2. Jakob Bergen	im Süden ordiniert	Kamenez
3. Daniel Friesen	im Süden ordiniert	Kaltan
4. Klaas Toews		Lugowsk
5. Kornelius Neufeld		Pleschanow
6. Cornelius Klaassen	1907 ordiniert	Kamenez – 1902-1926
7. Tobias Voth		Lugowsk
8. Jakob Wieler		Podolsk
9. Bernhard Bargen	1913 ordiniert	Pleschanow - Leiter 1928
10. Jakob Wiens		Lugowsk
11. Herman Görzen		Kamenez
12. Peter Reimer		Krassikowo
13. Heinrich Janzen		Donskoj
14. P. Gaede		

Diakone:

1. Jakob Fast	im Süden ordiniert	Lugowsk
2. Isaak Wiens		Podolsk
3. Johann Reimer		Kaltan
4. Joh. Dalke		Klinok

Cornelius C. Klassen

besser als in Fürstenau, aber das Haus war größer, die Stelle 30 Faden breit.

Ich war zu den Brüdern geneigt. Auch meine Tin neigte zu den Brüdern, ich aber hielt auf. Ich wollte nicht verloren gehen und habe mitunter auf Knien Gott gebeten, Er solle mich doch nicht verstoßen. Da kam auch noch Bädeker und dem taten sich manche Türen auf, die so lange den Brüdern verschlossen waren. Als er im Jugendunterricht darauf drang, sie sollten sich bekehren ehe sie die Taufe empfingen, fragte ein Täufling, ob er bekehrt gewesen sei bei der Taufe, musste er solches verneinen. Er ging durch die Flusstaufe über zur Brüdergemeinde.

Den 20. Oktober, 1881 heiratete ich Abr. Isaaken Tin, Alexanderwohl. Bald nach der Hochzeit fingen wir an, ehe wir zur Ruhe gingen, niederzuknien und im stillen zu beten. Es war in Alexanderwohl auch anders als in vielen Dörfern, denn das Feuer, das Bernhard Harder angezündet hatte, war nicht ganz erloschen. Wir und viele waren darüber verstimmt, andere aber waren froh. Doch haben ich und meine Frau ihn gerne gehört. Die Wogen der Erregung gingen hoch in unserm Volke über Reimer und die Brüdergemeinde.

Unser Erstgeborener, Cornelius starb als er sechseinhalb Jahre alt war. Im Jahre 1891 zogen wir mit drei Kindern: Tin, Abram und Johann nach Neu Samara und siedelten im Dorf Kamenez an. Am 1. Juli kamen wir hin und wurden von Bergens aufgenommen. Unter Dach waren wir, aber doch nicht ganz zufrieden, denn Bergens gehörten zu der Brüdergemeinde. Den folgenden Tag suchte ich mir Hofstellen aus. Viel war schon nicht auszusuchen, denn die besten waren vergeben. Die an der niederen Seite waren für die Großen, die 80 Des. bestimmt nahmen. So nahm ich eine an der hohen Seite, die dritte vom Südende. Das Dorf lag ziemlich von Norden nach Süden. Nur Bergens, Plett und Isaak Kröcker wohnten im Dorf, die anderen fünf bauten auch, aber wohnten auf dem Chutor.

Im Sommer 1900 am Himmelfahrtstag wurden wir getauft von Diakon Is. Wiens, Podolsk und wurden in die Mennoniten-Brüdergemeinde aufgenommen. Wir hatten beim Bau der Kirche geholfen, und halfen jetzt das neue Versammlungshaus zu bauen. Das Fundament wurde gelegt, eine Ziegelei wurde angelegt, und im Jahr 1901 konnten wir bauen. Der Plan, von der Regierung bestätigt und auch vom Architekten vorgeschrieben, war einfach großartig. Einmal sagte ich, wir bauen, als ob wir schon genug Geld haben und ein Bruder erwiderte, das haben wir auch, denn wir haben einen sehr reichen Vater im Himmel.

In einem Jahr wurde ich zur Wortverkündigung herangezogen. Ab 1903 diente ich drei Jahre im Bekehrten Zustande als Dorfältester. Im Jahre 1905 durfte ich mit Br. Dan. Friesen nach Friedensfeld zur Sitzung fahren, und besuchte auch die Verwandtschaft meiner Frau, Joh. und Ab. Isaak und Penners. Von da fuhr ich nach Alexanderwohl, denn Mutter lebte noch. Ich war herzlich willkommen, obwohl ich nun zur Brüdergemeinde gehörte. Auf der Rückreise fuhr ich noch zu meinen Verwandten 18 Werst hinter Memrick. Wurde auch von diesen stark kirchlichen, auf Onkel Mantlers Veranlassung, sonntags zu einer Aussprache aufgefordert nach Matth. 11,29. Viele waren ergriffen. Anfang des Winters starb meine Mutter im Glauben an Jesum.

Ich bereiste auch einige Dörfer im Orenburger Gebiet, alle acht Molotschnaer und

einige Altkolonier, sogar in Pretoria, wo so lange kein Bruder in der Schule predigen durfte. Es war Winter und ein Br. Joh. Klassen, Donskoj, fuhr mich hin.

Das Jahr 1906 war schwer, aber am 20. Oktober hatten wir Silberhochzeit. Alle sechs Kinder saßen bei uns, noch alle ledig und gesund. Der Chor sang, die Spielleute spielten. Philip Cornies und Ält. Ab. Martens hielten die Ansprachen, und wir waren glücklich. Jak Klassen Alexanderw. (mein Vetter) und Sudermann von Alexandertal waren auch zugegen. In diesem Winter schickte die Mutterkolonie Joh. Isaac (Vetter meiner Frau), um Speiseküchen in etlichen Russendörfern einzurichten. Auch unserer Armen wurde gedacht.

Im Jahre 1907 fuhr ich mit Ält. Abraham Martens zur Sitzung nach Petrowka, wo wir vom alten Regime verjagt wurden. Wir fuhren dann zurück bis Alexanderheim und hielten da eine Notsitzung. Dann fuhr ich noch nach Alexanderwohl, aber Mutter war nicht mehr da. Wir hatten Gelegenheit, einer Prüfung der Taubstummen in Waldheim beizuwohnen. Wir waren auch in Rückenau in der Versammlung. Auch 1907 wurde ich von David Schellenberg, Rückenau als Prediger ordiniert. Es war ein gutes Jahr und die Allianzgemeinde entstand und baute sich in Donskoj ein Versammlungshaus. 1908 war auch ein gutes Jahr. Im Herbst wurde unser Chor nach Ufa eingeladen, zur Einweihung des Versammlungshauses bei Berjosowka. Ich fuhr auch mit meinen Kindern, Tin und Ab. Auf drei Leiterwagen fuhren wir von der Mühle am Tock los. Die Fuhrleute waren Russen, die hatten Leiterwagen voll schönes Steppenheu geladen und wir packten uns mit unsern Sachen ein. Wo wir Tee tranken, sangen wir vor dem Essen „Nun danket alle Gott." Bald waren die Fenster voll neugieriger Russen. Nach dem Essen sang Br. Gerh. Reimer noch mehrere Lieder mit dem Chor. Dann ging's in die finstre Steppe hinein, einer mit der Laterne voran, und so kamen wir zur Bahn. Es war schon längst Tag, als der Zug kam und dann ging's per Bahn bis Dawlekanowo, Orenburg. Wir wurden zur Schule gefahren, wo die Tische gedeckt waren. Als wir gegessen hatten, wurden wir noch 18 Werst auf Droschken gefahren und kamen zu Abend hin. Am folgenden Tag war das Fest. Ich fand da einen kleinen Vetter, welcher mich zu sich mitnahm zur Nacht.

Das große Versammlungshaus in Lugowsk wurde im Jahr 1901 erbaut. Das alte blieb für den Wärter und für uns zum Essen am Sonntag. Später war es das Lokal zur Zentralschule bis selbige ihr eigenes Lokal hatte. Im Jahre 1910 oder 1911 schlossen sich Mennonitenbrüder- und Allianz-Gemeinden zusammen.

Im Jahr 1908 fuhr ich in Begleitung des Chores nach Alt Samara zum Erntedankfest. Nach einer Hochzeit fuhr ich nach Barnaul, traf mit Br. Dav. Janzen, Orenburg zusammen und besuchten die 30 Dörfer der Ohrloffer Wolost. Auf der Rückreise besuchte ich noch das neue Margenau, Isil-kul und auch Dawlekanowo. Im Jahre 1913 fuhr ich mit den Br. Joh. Braun und Franz Klassen nach Gortschakow, Ufa, zur Sitzung. Im Jahre 1914 im Mai fuhren Ältester Ab. Martens, meine Frau und ich nach Millerowo zur Sitzung und zur Ordination Wilh. Dücks zum Ältesten. Nach der Sitzung fuhr Martens zurück. Wir fuhren nach Anadol, um unsern Sohn Johann beim Dienst zu besuchen und von da nach Berdjansk zu Ab. Isaak. Wir waren auch in Rückenau, Fürstenau, Schönsee, Blumenort und Ohrloff.

Der Krieg kam. Johann, der das letzte Jahr auf der Forstei diente, ging als Sanitäter. Dann musste der Knecht entlassen werden, weil er eingezogen wurde. Verschiedene Sitzungen wurden gehalten. Andere Regierung, andere Ordnungen: Geldspenden fürs Rote Kreuz und unvorhergesehene Ausgaben. 1915 wurden Pferde und Wagenlieferungen gefordert. Wir waren patriotisch, nannten uns Holländer, damit der Russenhass uns nicht treffe. Wilhelm soll zu einigen unserer Gefangenen gesagt haben Ihr Memmen, nennt euch nur Holländer. Deswegen musste ich dreimal vor Gericht kommen, und das letzte Mal wurde mir Strafe angedroht. Die ersten Kommissare kamen sehr höflich an, fragten wieviel Weizen ich liefern könne. Ich sagte wieviel, da sagten sie, ich sollte nicht zuviel an geben. Doch das war nicht auf lange.

1919 brachte ich unsern jüngsten Sohn Franz in den Dienst, und er ist nicht mehr nach Hause gekommen. Als erster kam Abram nach

Hause, und dann auch Johann, der dann Hochzeit machte mit Liese Martens, Tochter von Ält. Martens, Pleschanow.

Kerensky wurde gestürzt und nun kamen die Weltverbesserer an die Regierung. Jetzt kam es schwerer. Die nahmen die Saat, viel Fuhrwerke, Soldaten, Getreide, Mehl, Fleisch, und vieles andere. Weil 1921 fast alle Saat genommen war, konnten wir wenig säen, und nun kamen noch Heuschrecken und fraßen das meiste auf. In dieser Zeit hatten ich, Lena und Marie es draußen auf dem Felde nicht leicht. Meine Frau und Abrams Frau im Hause auch nicht. Die Gefangenen mussten auch helfen, wer da konnte. Abram zog nach Krasikow und Johann blieb bei uns, aber musste wieder in den Dienst. Seine Frau blieb bei uns. In dieser Zeit hab ich viel fahren müssen: Heu fahren, mit Kommissaren, Soldaten, Tag und Nacht. Oft waren sie betrunken und schlecht. Ich musste fahren: in Kälte, Schneegestöber, in Gefahr vor Wölfen und Dieben. Aber Gott hat mich behütet, Ihm sei Dank dafür. Wäre da nicht die Hilfe von Amerika gekommen, dann wäre es sehr schlimm geworden. Doch war es in den Jahren im Samarischen und Orenburgschen Gebiet nicht so schlimm wie im Süden. Im Samarischen ist kein Mennonit erschossen worden und ganz wenige verhungerten. Aber an Typhus sind viel gestorben. 1922 gab die Regierung uns etwas Saat, aber die mussten wir uns 65 Werst holen. Es war ein gutes Jahr, und wer noch etwas Saat hatte, bekam eine gute Ernte. Wir erholten uns wieder und es fing an, wieder gut zu gehen. Mit dem Geld wurde es wieder normal. Ich hatte 60 des., Johann 40. Ich konnte wieder einen Knecht halten. Pferde hatte ich 5, er 4 so dass wir schon davon sprachen, jeder allein zu ackern.

Da fingen die Leute an auszuwandern. Einige gingen schon 1921 aber ohne Pass. 1924 gab's schon Pässe und etliche Familien zogen. 1925 zogen wieder unsere Familien. Weil Religion in der Schule verboten war und Prediger das Stimmrecht verloren, beschlossen wir auch auszuwandern. Am 7. Juli 1926 zogen wir von Pleschanow und wohnten noch zwölf Tage bei unserem Sohn Abram. In Sorotschinsk mussten wir noch einen Tag und eine Nacht länger bleiben als wir wollten, wegen dem Waggon. Wir warteten noch eine Woche und bekamen 4 Pässe für 1.000 Rubel, welche wir bezahlen konnten. In Riga warteten wir 3 Tage und durften dann reisen.

Am 12. August kamen wir durch Gottes Gnade und Erbarmen, alle wohlbehalten auf Crowfoot, Alberta, Kanada an, und zogen bei Pet. Görzens, und Johann mit Frau Liese und Familie bei Jakob Löwen ein. Was das geistlichen Leben betrifft, könnte man wohl Jes. 53.6 anwenden. Unsre Versammlung hatten wir in der Schule, die Bibelstunde bei uns in den Häusern. Zwei Lehrer hielten Sonntagsschule, fünf Prediger dienten mit dem Wort, und alle Jahre hatten wir Gebetswoche und Bibelbesprechungen. Am 5. März, 1933 starb meine Frau. Ja, der Mensch denkt und Gott lenkt.

Wegen mehreren Missernten zogen Johann und Familie und ich mit Tochter Lena 1937 weiter in den Norden nach Lindbrook und wirtschafteten zusammen weiter. Es waren schon viele von Neu Samara dahin gezogen und hatten eine Mennoniten Brüder Gemeinde gegründet. Ich durfte weiter mit Predigt und Hausbesuchen dienen.

Er starb dort im Jahre 1942.

Pr. Tobias Voth wurde nach Solowki verbannt, wo er auch verschied. Jakob Wieler, Student der Krischona Bibelschule, starb in Coaldale, Alberta. Pr. Jakob Wiens, der die Allianzbibelschule in Berlin besucht hatte, starb in Ontario. Herman Görzen und Peter Reimer waren Studenten der Tschongrawer Bibelschule auf der Krim.

Die M. B. Gemeinde erkannte die Wichtigkeit des Gesanges im Gottesdienst. Der Chor sang vor Beginn der Andacht, zwischen den Ansprachen und zum Schluss. Der erste Dirigent war Br. Jakob Fast, Donskoj. Im Jahre 1899 zog Familie Fast nach Tomsk, Sibirien, und Br. Gerh. Reimer, Lugowsk, übernahm den Dienst. Dieser demütige Bruder besaß die wunderbare Gabe, die jungen Geschwister in einer liebenden, sanften Weise zu leiten. Bis in sein hohes Alter diente er, und wurde von den Sängern als väterlicher Freund geliebt und geehrt. Mit großer Beteiligung wurde sein 25-jähriges Jubiläum als Dirigent im Jahre 1923 gefeiert. Als Br. Reimer an diesem Tag alle aufforderte, die bei ihm gesungen

hatten, aufzustehen, meldete sich ein großer Teil der Gemeinde. Gemeinde und Sänger halten sein Andenken in Ehren. In den Jahren 1902-1904 dirigierte Br. Korn. Neufeld den Chor in Lugowsk.

Die Sonntagsschule wurde als wichtiger Zweig der Gemeindearbeit gepflegt. In jedem Dorf gab es eine Sonntagsschule, die gewöhnlich am Sonntagnachmittag abgehalten wurde. Jedes Jahr gab es ein großes Kinderfest, auch Maifest genannt. Im Jahre 1909 waren 538 Kinder auf dem Hofe in Lugowsk versammelt. Ein jedes Kind bekam eine Schnur mit zehn Kringeln und Tee mit Zucker.

Allianzgemeinde (später Mennoniten-Brüdergemeinde) – Donskoj

Die Allianzgemeinde zu Donskoj entstand im Jahre 1909-1910. An der Molotschna war sie schon vor mehreren Jahren entstanden und das Allianzhaus in Halbstadt wurde von den Zentralschülern oft besucht. Hier predigten Lehrer W. Neufeld, A. Kroeker, Jakob Kroeker, H. Braun, Jakob Vetter, und Prof. Stroeter, die unter dem Einfluss der Allianzbewegung in Deutschland standen. Hier war die Existenz dieser Bewegung ganz und gar berechtigt. Aber anders lagen die Verhältnisse auf Neu Samara. Die Brüder Gemeinde betrachtete sie als ein Abweichen von ihren Gemeindestatuten und ein Entgegenkommen der Mennoniten Gemeinde. Die Mennoniten Gemeinde sah sie mehr als Brüder Gemeinde an, die ja auch nach einigen Jahren eine Filiale der Brüder Gemeinde wurde.

Ein schönes Haus aus gebrannten Ziegeln wurde in Donskoj gebaut. Da dieses Haus für die Dörfer, westlich von Donskoj nur halb so weit entfernt als Lugowsk war, wurden die Versammlungen gut besucht.

Die ersten Prediger dieser Gemeinde waren Br. Johann Braun, Donskoj, und Franz Peters, Pleschanow. Diese Gemeinde bildete nun eine Filiale der Gemeinde zu Lugowsk. Im Herbst 1911, ging Br. P. Goertz, der Dirigent, nach Berlin, wo schon Br. B. Bargen studierte. Br. Peter Fast, Annenskoje, übernahm nun den Gemeindechor. Am 26. Dez. 1913, wurden die Brüder P. Goertz und B. Bargen in Lugowsk zum Predigtdienst ordiniert. Br. Heinrich Janzen, Dolinsk, war Diakon in der Gemeinde zu Donskoj. Nach Br. J. Brauns Tode wurde Br. P. Goertz die Leitung übergeben, bis er 1924 nach Kanada auswanderte. Dann übernahm Br. Janzen die Gemeindeleitung.

Das ehemalige Bethaus der Mennoniten-Brüdergemeinde Donskoj, gebaut im Jahre 1908, geschlossen 06.01.1931. Seitdem – die Dorfgrundschule.

Prediger in der Gemeinde zu Donskoj:	
1. Johann Braun	Donskoj - Gemeindeleiter 1910
2. Franz Peters	Pleschanow, früher Donskoj
3. Heinrich Unruh	Pleschanow, früher Kirchenprediger
4. Heinrich Warkentin	Dolinsk, früher Kirchenprediger
5. Peter Goertz	Annenskoje, früher Donskoj, Gemeindeleiter nach Joh. Braun bis 1924. Bruder P. Goertz hatte zwei Jahre in der Berliner Allianzbibelschule studiert.

Prediger Kandidaten (Mitarbeiter):	
1. Jakob Warkentin	Annenskoje, später Krassikowo
2. Johann Langemann	Bogomasowo

Diakone:	
1. Abram Nickel	Bogomasowo
2. Heinrich Janzen	Dolinsk, Gemeindeleiter nach P. Goertz – 1924

Der erste Gemeindeleiter (1910 – 1922) der Mennoniten-Brüdergemeinde in Donskoj Prediger Johann Braun mit seiner Ehefrau Katharina geb. Willms. Sie kamen Ende der 90er des 19. Jahrhundert nach Donskoj aus Konteninsfeld Molotschna.

Sängerchor der Mennoniten-Brüdergemeinde Donskoj 1920. Chorleiter Peter Fast aus Annenskoje (im Bild links) 1937 in Stalins Kerker verschollen.

Missionsarbeit unter den Russen

Die orthodoxe alleinseligmachende Kirche verurteilte sehr streng jeglichen Versuch, jemand aus ihrer Herde für eine evangelische Gemeinde zu gewinnen. Verbannung nach Sibirien war die Folge. Besonders schwer war es für uns Mennoniten, da wir den Kriegsdienst verweigerten. Aber es gab russische Baptistengemeinden, die trotz Verfolgung und Verbannung mit der Zeit geduldet wurden. Sie waren wehrhaft. Trotzdem unternahm die Mennoniten Brüder Gemeinde Versuche, das Evangelium unter die Russen zu tragen. Nach der Missernte im Winter 1906-1907 schickte die Mutterkolonie Johann Isaak in die Russendörfer, um Küchen einzurichten, wo die vielen armen Russen gespeist wurden.

Trotz seiner Ungelehrsamkeit erweckte Gott einen einfachen Mann, **Heinrich Sukkau**, zum Dienst im Weinberge des Herrn unter der umliegenden russischen Bevölkerung.

Den ersten Winter fuhr er in die Stadt Samara, um die russische Sprache und die Bibelsprache besser zu erlernen. Dort hatten viele gläubigen Russen ihre Gemeinde. Im Frühjahr ging er aus und verkündigte das Evangelium mit großem Erfolg: viele bekehrten sich. Kein Missionskomitee oder Konferenz unterstützte ihn und er war ganz auf den Glauben angewiesen. Als seine Arbeit mehr unter den Russen bekannt wurde, bekam er Einladungen von Orenburg, Samara, Taschkent, Ufa und bis nach Sibirien. Er war weit bekannt und beliebt. Die Russen nannten ihn nur Andrej Petrowitsch. Er trug die russische Tushurka, einen Rock mit stehendem Kragen, bis oben zugeknöpft, ohne Schlips. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges konnte er mit Gottes Beistand sein Arbeitsfeld erweitern, wo er, so lange es möglich war, obzwar mitunter mit großen Gefahren verbunden, seine Arbeit im Weinberge des Herrn im Segen verrichtete. Im Ersten Weltkrieg 1914-1918 wurde er auch eingezogen und diente in Moskau als Sanitäter. Als nach der Revolution von den gläubigen mennonitischen Soldaten der Christliche Soldatenverein gegründet wurde, war er von Anfang an ein tätiges Mitglied. Er diente mit dem Wort, verteilte Traktate und versuchte, venerisch kranken Soldaten den Weg der Rettung in Christo Jesu zu zeigen. Als

Heinrich Sukkau – wohnhaft in Lugowsk, ein unermüdlicher Missionar unter den Russen. Doch auch er wurde Opfer der Gewalt und Verfolgung. Hier in der Verbannung in Murmansk 1932.

andere in den zwanziger Jahren nach Amerika auswandern wollten, hatte er auch Lust dazu. Aber als das die russischen Geschwister hörten, setzten die russischen Gemeinden im Norden ihn als Ältesten über alle 90 Gemeinden ein. Doch auch er wurde ein Opfer der Gewalt und Verfolgung in den dreißiger Jahren.

Br. **Bernhard Bargen** entwuchs einer christlichen Familie in Pleschanow. Bis zum Soldatendienst arbeitete er in der Wirtschaft seiner Eltern. Dann verließ er das Elternhaus und diente die folgenden Jahre. In dieser Zeit erwachte in ihm ein neues Leben, er wurde ein Eigentum des Herrn und Jesus Christus wurde sein persönlicher Heiland. Als ein gläubiger Jüngling kam er nach Hause. Hier schloss er sich der gläubigen Jugend an. Sein geistliches Leben wurde gefördert, und in den Versammlungen wurden mehr Jugendseelen gläubig. Er begnügte sich nicht damit, nur zu Hause das Wort Gottes mit den Geschwistern lesen, sondern fuhr im Winter, in der freien Zeit, unter die russische Bevölkerung, um ihr

Br. Bernhard Bargen (Bergen).

die Frohe Botschaft von Jesus Christus zu predigen. Im Sommer arbeitete er zu Hause in der Wirtschaft seiner Eltern. Zum Prediger der Mennoniten Brüdergemeinde wurde er schon vor dem Krieg ordiniert und arbeitete dann viel unter der Jugend. Etliche Jahre war er auch mit Prediger Kornelius Klaassen Bibellehrer im Dorf Lugowsk. Nachdem Br. Abr. Martens, Leiter und Ältester der Mennoniten Brüdergemeinde krank wurde (er bekam einen Schlaganfall), wurde Bruder Bernhard Bargen zum Leiter der Gemeinde gewählt.

Er trat in die Ehe mit Anna Thiessen und legte seine eigene Wirtschaft an. Doch nicht lange durfte er seinem eigenen Hausstand vorstehen, sondern wurde mit vielen in den Regierungsdienst des Ersten Weltkrieges eingezogen. Die Wirtschaft musste seine Frau nach Möglichkeit weiter bestellen. Nach drei Jahren des Krieges kam er nach Hause und bestellte seine Wirtschaft weiter. Am 25. Juni 1929 kurz vor seiner Verbannung, schrieb er, dass viele von den russischen Brüdern, welche führende Stellungen bekleideten, bereits verschickt, eingesperrt, usw. waren.

Aus der Stadt Samara allein waren schon acht oder neun Brüder nach den verschiedenen Einöden Russlands verschickt. Nach kurzer Zeit wurde er verhaftet und nach Sibirien verschickt, wo er mit schwerer Arbeit belastet wurde. In der Verhaftung brach er sich ein Bein und kam ins Gefängnis. Als er frei gelassen wurde, ging er mit einem Handschlittchen und einem Stock, worauf er sich stützte, 300 km in die Freiheit. Den übrigen Weg fuhr er per Bahn. Zu Hause traf er seine Familie in großer Armut an, die Kinder noch klein und die Frau bedenklich krank. Um die Familie zu erhalten, hütete er Schafe. In dem kranken Zustand seiner Frau wurde er zum zweiten Mal verhaftet. In der zweiten Abwesenheit starb seine Frau, und die Kinder blieben sich selbst überlassen. Doch in drei Jahren kam er zu seinen verwaisten Kindern wieder nach Hause und heiratete eine Witwe, Lena Wiebe. Doch eine Woche nach der Hochzeit wurde er zum dritten Mal verhaftet. Aus dem Gefängnis schrieb er in einem Brief nach Hause: „Gottes Wege sind unbegreiflich, aber ich durfte vielen Menschen den Weg zum Herrn Jesus weisen.“ Ähnlich war es wie in 1. Könige 19, 14, wo Elia sprach: „Ich habe um den Herrn, den Gott Zebaoth geeifert; denn die Kinder Israel haben deinen Bund verlassen, deine Altäre zerbrochen, deine Propheten mit dem Schwert erwürget.“

In der Revolutionszeit wurden mehrere Brüder um des Evangeliums willen in die Verbannung geschickt.

Bibelschule in Lugowsk

von Aron Toews

Ein anderes junges Missionswerk der Brüdergemeinde war die Bibelschule. Wo eine Bibelschule entsteht, da ist die Liebe zu Gott und zum Worte Gottes die Triebfeder gewesen. Das muss auch in Neu Samara der Fall gewesen sein, als in dem Dorf Donskoj eine Bibelschule, oder Bibelkurse, wie sie anfänglich genannt wurde, im Jahre 1923 entstand. 1925 wurde sie nach Lugowsk verlegt, wo sie im Januar und Februar fort gesetzt wurde und zwar in dem Haus der Geschwister Johann Löwen.

Mit großen Erwartungen traten die Schüler ein und wurden auch nicht enttäuscht. Der Raum in dem Privathaus war voll, und bald mussten etliche der jüngeren Geschwister den Platz räumen, um den aktiven Gemeindearbeitern den Vorzug zu geben. Ungefähr zwanzig Studenten beteiligten sich an dem

Bibelschule in Donskoj 1923, wurde 1925 nach Lugowsk verlegt. Vier Lehrer (vorne sitzend von links.): Peter Görtz aus Donskoj, Cornelius Klassen aus Kamenez, Bernhard Bergen aus Pleschanow und Abraham Martens (Stuhl mit der Bibel – er war an dem Tag krank) unterrichteten nach Programm der damaligen Bibelschulen.

Kursus. Darunter waren Brüder und Schwestern vom achtzehnten bis zum vierzigsten Lebensjahr, die aus den verschiedenen Dörfern der Ansiedlung kamen. Laut einem Bericht in *Mennonitische Märtyrer* (Band 1, Seite 121) hat der Bibelunterricht in Lugowsk etliche Jahre angehalten.

Die Lehrer hatten sich dem Herrn für Seine Sache gewidmet und hinterließen einen tief positiven Eindruck auf die jungen Herzen. Der älteste der Bibelschullehrer war Prediger Cornelius Klaassen von Kamenez, der die Gabe hatte, Vertiefung des Wortes Gottes zu übermitteln. Er hatte viel in den mennonitischen Kolonien als Reiseprediger mit Bibelbesprechung gedient. Prediger Bernhard Bargen von Pleschanow mit einer tüchtigen theologischen Ausbildung von Deutschland, und seinem Rednertalent, fesselte die Aufmerksamkeit aller Schüler. Der dritte Lehrer war Prediger Herman Görtzen von Kamenez, der die Tschongrawer Bibelschule auf der Krim beendet hatte.

Die Fächer, die da unterrichtet wurden, waren: alt- und neutestamentliche Auslegung, die Propheten, die Psalmen, das Leben Jesu, Glaubenslehre, Homiletik und deutsche Sprache. Manche Herzen bekamen einen Blick in die Reichs-Gottes-Sache. In anderen wurde das Verlangen geweckt, weiter Gottes Wort zu studieren. Die Auslegung des teuren Wortes in der Lugowsk Bibelschule bewirkte einen weittragenden Segen in der Mennoniten-Brüdergemeinde.

Nach einigen Jahren des Bibelunterrichts in Lugowsk erstickte auch sie in der schweren Sowjetatmosphäre. Religion in den Schulen wurde verboten. Die Prediger wurden für stimm- und rechtlos erklärt, dann verbannt und Tür und Tor weit geöffnet für die gottlose Propaganda.

„Und ob auch alle Teufel,
hier sollten widersteh'n,
Wird Gott doch, ohne Zweifel,
hier nicht zurücke geh'n.
Was Er sich vorgenommen
und was Er haben will,
das muss doch endlich kommen
zu seinem Zweck und Ziel."

Unsere Feste vor 1930

von P. Riediger

Weihnachten. Welche Wonne, welche Freude brachte das liebe Weihnachtsfest auch unsern Kindern auf Neu Samara. In dieser Jahreszeit konnte es bei uns schon grimmig kalt sein, mit Schnee und Schneegestöber sind an der Tagesordnung. Schon lange vorher wurde in Schule und Haus auf dieses Fest vorbereitet. Die Geschenke, wie Strümpfe, Handschuhe, Tücher, Schlitten, Puppenwiege, Pferdchen wurden meistens selbst gefertigt oder auch gekauft, wie Bilder- und Geschichtenbücher. Es wurde gekocht und gebacken. Schinkenfleisch und Pflaumenmus bildeten die Hauptmahlzeit.

In der Schule kaufte der Lehrer für jedes Kind verzierte Weihnachtsumschläge (Hefte). An einem bestimmten Tag durften die Kinder nach dem Unterricht sich ihren Umschlag aussuchen. Das war eine Freude! Nun musste ein jeder Schüler seinen langen Weihnachtswunsch an die Eltern sauber aufschreiben und in diesem Umschlag einbinden. Für die Kleinen besorgten die großen Kinder diese Arbeit. Dann wurde ein Programm mit Gedichten, Liedern, der Geschichte der Geburt Jesu vorbereitet und in der Schule vor den versammelten Eltern und Geschwistern am heiligen Abend vorgetragen. Eine geschmückte grüne Fichte erhellte mit ihren Lichtern den Raum. Zum Schluss erhielt jedes Kind eine Tüte mit Süßigkeiten und Nüssen. Vor dem zu Bett gehen, stellte jedes Kind einen Teller auf den Tisch für den Weihnachtsmann (Nätklosz). Morgens sagten die Kinder vor den Eltern ihre Weihnachtswünsche auf und erhielten dann ihre Geschenke. Sie durften später auch diese Wünsche den Verwandten vortragen und von ihnen beschenkt werden.

Weihnachten wurde an drei Tagen gefeiert. Am ersten Feiertag war vormittags in der Schule Andacht; am Nachmittag wurden Besuche abgestattet, denn Weihnachten war ein Familienfest. In den ganz ersten Jahren wurde die Schule von Lugowsk von Franz Klassen, Großvater des wohlbekannten C. F. Klassen, eingeladen. Er hatte einen Laden auf dem Pleschanow Chutor am Tock und trotz des kalten, stürmischen Wetters, wurde die Einladung angenommen. Die Kinder wurden in Schlitten mit Pelzdecken verpackt, und durch Schnee und Sturm ging's zu diesem alten Onkel. Die Kinder trugen das ganze Programm vor, und jedes Kind wurde mit einer Tüte Süßigkeiten beschenkt.

Neujahr wurde nur einen Tag gefeiert, mit dem üblichen Silvesterabend. In den Dörfern, die von der Kirche entfernt lagen, wurde im Winter die Andacht in der Dorfschule abgehalten. Zu Neujahr backte die Mutter Neujahrskuchen (Porzilki), ballartige Kuchen mit Rosinen, in Fett gebraten. Ein Gedicht aus alter Zeit kommt mir in den Sinn:

„Eck sach den Schornstehn roaken
Eck wiszt woal waut se moaken
Schoeni Niejausch Koaken.
Jewi se mi eni, bliew eck stoani,
Jewi se mi twe, fang eck aun to goani,
Jewi se mi dre tojlick,
Wensch' eck junt daut Himmelrik."

Auch das Fest der **Heiligen drei Könige** wurde am 6. Januar gefeiert.

Karfreitag wurde besonders ernst genommen mit Andacht und oft auch mit Abendmahl. Einige unserer Leute fasteten auch an diesem Tage.

Ostern wurde drei Tage, mit den üblichen Andachten in Kirche oder Schule. gefeiert. Dieses Fest wurde damals noch nach dem alten Stil, also 13 Tage später abgehalten. Am Vorabend gab es gekochte Eier und zwar so viel ein jeder verzehren konnte. Für die Kinder brachte der Osterhase gefärbte Eier. Die Russen fasteten sechs Wochen vor Ostern, durften kein Fleisch, Milch, Butter oder Eier genießen, sondern nur Fische und Pflanzenöl. Dann kam die Butterwoche, wo sie nachholten, was sie versäumt hatten, und der arme Magen wollte fast platzen. Zu Ostern wurde

ein besonderes russisches Gebäck, „Paska“, mehr und mehr eingebürgert.

Himmelfahrt wurde zehn Tage vor Pfingsten gefeiert.

Pfingsten wurde wie Weihnachten und Ostern drei Tage gefeiert. Zu diesem Fest wurden Häuser und Vorgärten gesäubert, die Zäune an der Straße frisch angestrichen, die Stege mit feinem Sand bestreut. Am Pfingsttag feierte die Mennonitengemeinde das Tauffest.

Erntedankfest wurde jährlich im Herbst von der ganzen Gemeinde in der Kirche gefeiert. Der Älteste und die Prediger der Schwestergemeinde wurden eingeladen und Gelegenheit gegeben mit dem Worte zu dienen. Ein oder mehrere Chöre brachten ihre Lieder zum Lobe des Herrn. War ein Missionar aus dem Felde zu Besuch, so wurde der Nachmittag zu einem Missionsfest. Die reichlichen Kollekten wurden für verschiedene Missionsbestrebungen bestimmt. Zu Mittag wurde gemeinschaftlich gespeist. Es wurde ein Rind geschlachtet, das Fleisch in großen Kesseln gekocht und dann als Borscht oder Rindsuppe serviert. Als Nachkost gab es dann noch Kaffee mit Sahne und Zwieback.

Hochzeit. Eine Hochzeitseinladung hatte gewöhnlich folgenden Inhalt:

Zur Hochzeitsfeier unserer lieben Tochter Anna mit ihrem Bräutigam Johann Peters, die so Gott will am 10. Oktober 1912 stattfinden soll, laden wir alle nachbenannten Freunde mit ihren Familien herzlich in unsere Behausung ein, um mit uns auf das zu vermählende

Heimliches Pfingstenfest der Gemeinde Bogomasow im Birkenhein 1930er.

Die grüne Hochzeit von Jakob Warkentin und Maria Dörksen im Jahre 1958.
Das Brautpaar mit der Jugend aus Dolinsk

Paar den Segen des Herrn herab zu flehen. Unsere Einladung ergeht zuerst an Nachbarn P. Kornelsen, dann an ehrsamen Prediger Abr. Warkentin, dann an ehrwürdigen Ältesten N. Friesen usw.

Vor der Hochzeit veranstalteten die Eltern der Braut ein kleines Verlobungsfest am Sonnabendnachmittag oder abends. Es wurden etliche Lieder gesungen, das Wort Gottes gelesen, und gebetet. Mit einem kleinen Mahl schloss die Feier ab. Der Brautstand währte zwei Wochen. Hauptsache war, dass sie an zwei Sonntagen öffentlich in der Kirche aufgeboten wurden. In dieser Zeit mussten die Brautleute ihre Verwandten und nächsten Nachbarn besuchen, von denen sie aufs beste bewirtet aber auch scharf beobachtet wurden. Am Abend vor der Hochzeit, am Polterabend, brachte die Jugend, Verwandte und Freunde dem Brautpaar ihre Geschenke dar. Es waren Sachen, die man im Haushalt wohl brauchen konnte. Es wurden Lieder gesungen, Gedichte vorgetragen, Spiele gespielt und zuletzt gemeinsam gespeist.

Die Hochzeit fand auch im Haus oder der großen Scheune der Brauteltern statt. Am Vormittag wurden im Dorf Bänke und Tische gesammelt. Mehrere Frauen bereiteten den Zwiebackteig für die vielen Gäste vor. Der Teig wurde dann in die Häuser der Nachbarn und Freunde verteilt und jede Frau bemühte sich in ihrem Ofen die schönsten Zwieback und Zuckerkuchen zu backen. Verwandte und Nachbarn stellten sich schon zur Mittagsmahlzeit ein, welche aus Obstmus und Schinkenfleisch bestand. Um 13 Uhr füllte sich der Hochzeitssaal mit Gästen und dann trat auch das Brautpaar ein, festlich gekleidet, der Bräutigam mit einem Strauß und die Braut mit einem Myrtenkranz geschmückt und setzte sich auf die für sie bekränzten Stühle ganz vorne.

Ein Prediger eröffnete die Feier mit Lied, Gebet und kurzer Ansprache. Dann trat ein anderer Prediger auf und hielt die Traupredigt. Anhand des Wortes Gottes hielt er die Trauhandlung, erflehte den Segen für das junge Paar und erklärte sie als Eheleute. Beim Singen des Schlussliedes verließ das Paar den Saal und die Jugend folgte seinem Beispiel.

Dann wurde die Hochzeitsmahlzeit aufgetragen: Kaffee und Zwieback und Zuckerkuchen. Das junge Paar saß vorne am Tisch. Vor dem Essen wurde ein Tischlied gesungen und gebetet. Am Abend versammelten sich die Gäste noch einmal. Es wurden Lieder gesungen, eine Predigt angehört oder ein Programm vorgetragen. Das junge Paar nahm wieder seinen Ehrenplatz obenan ein. Nun wurde ein hierzu passendes Lied gesungen wie: „Schöner

Die Goldene Hochzeit des Ehepaares Wilhelm Sawadski in Lugowsk 1957.

grüner Jungfernkranz", und eine Jungfrau nahm dem Bräutigam den Strauß von der Brust und der Braut den Myrtenkranz vom Haupte ab. Dann trat eine junge Frau hervor und setzte der jungen Ehegattin feierlich die Haube auf den Kopf, die sie nun laut Gottes Wort berechtigt war zu tragen.

Begräbnis. Auch zum Begräbnis wurden alle Gäste brieflich eingeladen, und der Brief war auf der Seite der Adresse mit einem schwarzen Rand verziert. Der Sarg wurde von einem Schreiner nach einer bestimmten Vorlage gemacht. Die Leiche wurde im Winter in einen kalten Raum und im Sommer im Eiskeller aufbewahrt. Am Vormittag kamen die dazu bestellten Frauen und sargten die Leiche ein. Der Sarg wurde mit Sägespänen gefüllt und mit weißer Leinwand gepolstert. Der Sarg war am Kopfende breiter und höher als am Fußende und schwarz angestrichen. Er bestand aus zwei Teilen: der Unterlage mit der Leiche und dem Deckel von derselben Länge, aber etwas flacher. An der Unterlage wurde am oberen Rande von außen eine weiße Borde aus Kattun angebracht und mit Spitzen verziert. Am breiten Ende des Deckels stand mit Silberbuchstaben: „Ruhe sanft", und auf der Seite desselben: „Auf Wiedersehen".

Begräbnis von Maria Friesen. Am Sarg: Nichte Maria Tissen und Ehemann Prediger Heinrich Friesen. Bogomasow.

Die Enkeln von Frieda Funk trauern um ihre Oma 1990.

Das Begräbnis war gewöhnlich im Hause des Verstorbenen. Es wurden zwei Ansprachen gehalten, Lieder gesungen, gebetet und dann der Sarg von Trägern zum Friedhof getragen oder von Pferden auf dem dazu geschmückten Leichenwagen gefahren. Auf dem Kirchhof wurde der Sarg noch einmal geöffnet, zum letzten Abschied, dann an Stricken ins Grab hinabgelassen.

Mehrere junge Männer schaufelten nun das Grab zu und machten einen schönen Grabhügel, auf den die Kränze und Blumen gelegt wurden. Während dessen wurde noch ein Lied gesungen, ein Schriftwort gelesen und gebetet. Dann gab es noch ein Trauermahl mit Kaffee und Zwieback.

Geburtstage. Auch die Geburtstagsfeste brachten Abwechslung ins Gesellschaftsleben. „Saure Wochen, frohe Feste sei hinfort dein Losungswort." Es kamen gewöhnlich die nächsten Verwandten und Nachbarn, unterhielten sich und tranken eine Tasse Kaffee, die sogenannte Vespermahlzeit. Oft wurde Gottes Wort gelesen.

XI. Krieg und Revolution

Revolution und Hungersnot

von Jakob Brucks

Der russische Bauer war ein armer, entrechteter Mann. 80 Prozent der Bevölkerung waren Bauern und lebten auf dem Lande. Bis 1861 war er Leibeigener des Gutsbesitzers, dessen Land er bearbeitete und dessen Eigentum er mit seiner Familie war. Ihm wurde ein kleines Stück Land zugewiesen, auf welchem er Kartoffeln und Gemüse für seinen Bedarf pflanzte. Hanf und Flachs verarbeitete er zu Stoff für Hose und Hemd. Etliche Schafe gaben Felle für Pelz und Wolle zu Filzstiefeln. Die leichten Sommersandalen wurden aus Lindenbast geflochten. Zur Bearbeitung seines Grundstückes wurde ihm einige Zeit in der Woche erlaubt, sonst aber war er mit der Familie verpflichtet, unentgeltlich auf dem Gut seines Herrn zu arbeiten. Seine Wohnung war eine aus Lehm gebaute Kate, mit Stroh gedeckt, angrenzend ein Schuppen aus Strauch und Stroh.

Schulen gab es damals auf dem Lande nur sehr wenige und nur wenige Bauern konnten lesen und schreiben. Unwissenheit, Armut und Gehorsam war ihr Los. In jedem Dorf war unbedingt eine kleine Kirche, die sonntäglich und an Kirchenfesten, die es viele gab, pünktlich besucht wurde. In der einen Ecke jeder Kate hing unbedingt ein Heiligenbild, die Mutter Gottes, vor dem beständig eine kleine Öllampe brannte. Hier beteten sie und schlugen ihr Kreuz. Der russische Bauer war religiös und gastfreundlich.

Im Jahre 1861 wurde er unter dem Zaren Alexander dem Zweiten von der Leibeigenschaft befreit und erhielt auf jede männliche Seele der Familie einen gewissen Anteil Land. Da die Seelenzahl des Dorfes wuchs, der Dorfplan aber nicht vergrößert wurde, wurde dieser Anteil auf die Seele immer kleiner und der Bauer gezwungen, wieder um geringen Lohn beim Edelmann zu arbeiten um leben zu können. Diese Ausbeutung der Armen, unterstützt von Staat und Kirche, führte zu Unruhen und Aufständen. Zum Beispiel wurden die Aufstände eines Pugatschow und Stjenka Rasin an der Wolga blutig unterdrückt, aber das Feuer glimmte unter der Asche weiter. Sie wurden zu Helden der Befreiung und vom Volke in Liedern besungen. Dichter wie Dostojewskij, Tschechow, Maxim Gorkij öffneten durch ihre Werke dem Volke die Augen über ihre elende Lage unter der Tyrannenherrschaft. Russland hatte sich hauptsächlich durch Eroberungskriege gewaltig ausgebreitet und seine Länge von West nach Ost erstreckte sich auf 9.600 Kilometer. Es hatte zahlreiches Militär und ein starkes Polizeisystem, das die 160 Millionen Einwohner kontrollierte.

Aber unsere Mennoniten litten nicht unter dem Druck dieser Gewaltherrschaft, denn sie lebten wie die Stillen im Lande, abgeschlossen, wie auf einer Insel, in diesem Völkermeer. Die Regierung war ihnen wohlgesinnt, denn sie anerkannte ihren Beitrag bei der Erschließung und Kultivierung neuer Gebiete, Entwicklung von Industrie und Einführung der obligatorischen Schulbildung von 7 bis 14 Jahren. Sie hatten schon tief Wurzeln geschlagen auf dem russischen Boden, dank der Selbstverwaltung auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet. Sie durften auch frei ihren Glauben leben, aber jeglicher Versuch, einen Rechtgläubigen zum Übertritt in unsere Gemeinschaft zu überreden, wurde mit Verbannung nach Sibirien bestraft. Trotzdem haben auch unsere Mennoniten dazu beigetragen, dass eine evangelische Bewegung unter den Russen entstand, die durch Bibelstunden in kleinen Gruppen in den Häusern genährt wurde und die unter dem Namen Stundisten bekannt war. Auch von ihnen mussten mehrere in die Verbannung ziehen. Von Anfang an standen die Mennoniten in administrativer Hinsicht unter einem Wohlfahrtskomitee, das seinen Sitz in Jekaterinoslaw und später in Odessa hatte. Im Jahre 1871 wurde dieses Komitee aufgehoben und die Mennoniten unter allgemeine russische Administration gestellt

und auch gezwungen in den Schulen Russisch zu lehren.

Die Frage unserer Stellung zum Militärdienst und unsere Verpflichtung dem Staate gegenüber wurde in dieser Zeit angeregt. Dadurch entstand in vielen Herzen Zweifel, ob Russland wirklich die ideale Zufluchtsstätte bleiben würde und im Jahre 1874 verließen 18.000 Mennoniten diese Heimat und gingen nach Amerika und Kanada. Diese Geschwister reichten uns in den Jahren 1921 bis 1929 eine rettende Hand über den Ozean in der Hungersnot und Auswanderung. Aber die Befürchtungen der Auswanderer waren scheinbar unbegründet, denn 1880 schon traf die Regierung mit den Mennoniten ein Abkommen, wonach sie anstatt Wehrdienst den Ersatzdienst auf den Forsteien leisten konnten. Die Männer: Kommandos, mussten von unseren Gemeinden mit Nahrung, Kleidung, usw. unterhalten werden. Jede Forstei hatte ihren Ökonom-Prediger, der die Männer betreute.

Die Dienstzeit dauerte drei bis vier Jahre. Dieser Dienst wirkte durch die Disziplin und den Einfluss auf der Forstei erzieherisch und bildend auf die Männer und man merkte es in der Gesellschaft und bei der Arbeit. Die dienstpflichtigen Männer auf Neu Samara mussten ihren Dienst auch hier ableisten.

Auch Neu Samara war unabhängig von der Mutterkolonie geworden, denn sie hatten dort die Landschuld bezahlt und waren zu Wohlstand gekommen. Aber die Leute hatten noch Schulden bei der Donschen Agrarbank bis zur Enteignung des Landes 1930. Den für Russland so verhängnisvollen Krieg mit Japan erlebten wir aus Zeitungsberichten hinter dem warmen Ofen. Gewiss sahen wir das Elend in den Russendörfern, die Herz ergreifenden Szenen beim Abschied der Männer von ihren Familien und versorgten die Soldatenfrauen und pflügten ihren Acker. Nach dem Krieg, also 1905, brach wiederum die Revolution aus mit Mord und Brand, aber sie kam noch nicht zum Durchbruch und viele mussten in Ketten gelegt den Weg in die Verbannung nach Sibirien ziehen. Die Regierung aber wurde doch in ihren Grundfesten erschüttert und Minister Stolypin prokla-

Die Mennoniten im Ersatzdienst in der Forstei Tschernolessk (Schwarzwald) leisteten schwere Waldarbeit ohne jegliche Mechanisierung mit vollem Körpereinsatz. 1911.

Appell am Sonntag oder Feiertag (Bild links) und Appell zur Arbeitsverteilung im Feld.

Nicht nur Waldarbeit aber auch von zu Hause bekannte Feld- und Drescharbeit während der Erntezeit wartete auf die Männer im Dienst. Links das Rosswerk, von vier Pferden angetrieben, zum Getreide aus dem Stroh zu dreschen. Links sind die Fuchtel und Putzmaschine zu erkennen. Die reinigten das ausgedroschene Getreide. Das ausgedroschene Stroh wurde in große Blockhaufen gestapelt und das Getreide kam in den Speicher.

mierte 1907 eine Landreform, wonach jeder Bauer Land erwerben und Landbesitzer werden konnte. Eine Volksvertretung namens Duma wurde gewählt, um das Wohl des Volkes zu fördern. Auch die Mennoniten waren da vertreten durch Herrn Bergmann, einen der größten Grundbesitzer. Dann im Jahre 1914 wurde das ganze Reich erschüttert wie durch einen Blitz aus heiterem Himmel durch die Kriegserklärung Russlands an Deutschland, den Anfang des Ersten Weltkrieges. Auch wir Mennoniten erkannten, dass uns schwere Zeiten bevor standen. Unsere Vordermänner fühlten, dass wir in diesem Konflikt nicht abseits stehen bleiben durften und verhandelten mit der Regierung über einen Dienst in Hospitälern, Rotem Kreuz und in den Wäldern. Schon im August wurden unsere dienstpflichtigen Männer nach der Stadt Jekaterinoslaw berufen.

Auch nach Neu Samara kam dieser Ruf. In der Kirche zu Pleschanowo wurde ein Abschiedsfest veranstaltet und das heilige Abendmahl gefeiert. Niemand wusste, welcher Dienst uns bevorstand. Hier in Jekaterinoslaw lagen wir beinahe einen Monat, denn unsere Dienstangelegenheit war noch nicht geregelt, es wurden Listen Freiwilliger für verschiedene Zweige des Ersatzdienstes aufgestellt. In Betracht kamen Sanitätsdienst, Waldarbeit, Waldaufsicht, Wegebau, und anderes. Die meisten Männer von Neu Samara wählten Waldarbeit und kamen auf eine Forstei Tossno nahe Petersburg. Wir waren von Neu Samara, dann Alt Samara und Trakt. Prediger Nikolai Friesen war unser Ökonom und Johann Neumann Starschij (der Älteste). Aber im Dezember wurden die Tage hier im Norden so kurz und die Schneedecke so tief, dass die Arbeit im Wald unmöglich wurde. So zogen wir im Januar 1915 in den Sanitätsdienst nach Moskau.

Der blutige Krieg wütete weiter. Die russische Armee musste sich zurückziehen, die Verluste wurden immer größer. Verschiedene Verbände eröffneten Hospitäler, wo auch unsere Sanitäter Anstellung fanden. Der landwirtschaftliche Verein „Semskij Sojus“ organisierte ein Transportsystem, um die vielen Verwundeten von der Front ins Innere des Reiches zu befördern. Diese Züge waren als „Frontzüge“ bekannt und ihrer waren viele. Andere Züge übernahmen die Verwundeten von diesen Ansammlungspunkten und lieferten sie in die städtischen Hospitäler.

Auch diese Züge wurden von unseren Sanitätern bedient. Andere taten Hilfsdienst in Lazaretten oder hatten Anstellung als Waldwächter, Wegearbeiter und anderes. 1915 bis 1917 zählte man in den verschiedenen Kriegseinsatz-Organisationen 22.000 Diensttuende. Zum Unterhalt dieser Männer, wie Nahrung und Kleidung, trugen unsere Gemeinden mit ca. fünf Millionen Rubel bei.

Schon vor dem Krieg setzte die Hetze gegen alle Deutschen ein, indem man auf deren übermäßig großen Landbesitz hinwies, deren Sonderstellung man beneidete und ihre Loyalität anzweifelte. Beim Ausbruch des Krieges

Das Personal des Hospitals in Igdir (damals Armenien jetzt Türkei) 1915. Stehend dritter von rechts (in schwarz) Heinrich Nickel (Ischalka, Dolinsk). Unter den Sanitäter müssen noch einige Mennoniten auch aus Neu Samara sein.

Abraham A. Funk, Bogomasow.

Johann H. Tiessen, Bogomasow.

Sanitäter aus Dolinsk: Heinrich Unruh, Riesen, Abram Töws in Moskau 1915.

Bernhard B. Peters, Bogomasow.

Abraham J. Funk, Dolinsk.

wurde der Gebrauch der deutschen Sprache in der Presse und auf öffentlichen Versammlungen verboten. Im nächsten Jahr kam von der Regierung die Anordnung alles Eigentum der Deutschen zu liquidieren und die Familien nach dem Osten abzuschicken.

In Wolynien mussten viele Tausende Deutsche ihr Heim verlassen und manche fanden

Rechts Johann Abram Funk (Bogomasow, Annenskoj) im Kaukasus als Sanitäter im Ersten Weltkrieg.

Unterkunft auf der Neu Samara Ansiedlung. Dieses Liquidationsgesetz betraf auch alle Mennoniten, kam aber nicht zur Durchführung, denn im Oktober 1917 brach die Revolution aus. Indessen nahm der Weltbrand des Krieges immer größere Dimensionen an. Die Verluste der Armee wurden immer auffallender und konnten vor dem Volke nicht mehr verhehlt werden. Die Korruption in Regierungskreisen wurde durch geheime Flugblätter in der Armee und im Volke bekannt gemacht und aufgebauscht. Da, als ich eines Morgens Anfang März im Jahre 1917 in Moskau auf die Straße trat, war alles so still, so feierlich, als ob es Sonntag wäre. Aber auch der Verkehr stand still und die Straßen waren leer. Hin und wieder begegnete ich einer Person, die mich freundlich anblickte und fragte: Hast du es schon gehört? Der Kaiser hat abgedankt, nun gibt es Frieden. Am 1. Mai fand auf dem Platz vor dem Kreml eine grandiose Massendemonstration statt, ein Maifest sondergleichen. Der ganze Platz war geschmückt. Die provisorische Regierung, die Abgeordneten der Duma, ausländische Attachés, Militärbehörden nahmen die ihnen angewiesenen Plätze ein. Die Musik setzte ein. Ich hatte einen Platz auf dem DenKilometeral des Kaisers Alexander III. erobert und konnte die ganze Situation überblicken. Reden wurden gehalten, das Militär in Paradeschmuck zog vorüber und die Begeisterung stieg. Nun zogen Delegationen mit Plakaten vorüber und jede hatte ein und dieselbe Parole aber jedes Volk in seiner Sprache: Brot, Frieden, und Freiheit. Mehrere Stunden dauerte diese Prozession, denn in Russland werden etwa hundert verschiedene Sprachen gesprochen. Es war rührend dieses Bild zu schauen und die tiefe Sehnsucht des armen Volkes zu erkennen. 300 Jahre unter mongolischer Herrschaft, bis 1880 Leibeigenschaft, dann unter dem Druck einer absolutistischen Zarenregierung und nun waren die Ketten gesprengt und sie sollten wirklich frei sein?

Auch unsere Mennoniten atmeten erleichtert auf, denn das Gesetz der Landliquidierung aller Deutschen und deren Aussiedlung war nun hinfällig geworden. Begeistert gingen sie an die Arbeit, eine Organisation zu schaffen, um unsere Interessen vor der Regierung zu vertreten. Professor Karl Lindemann, Lic. B. Unruh, B. B. Janz und andere wirkten führend in diesem Bestreben. Es entstand der Allrussische Mennonitische Kongress mit der Exekutive Mennozentrum.

Die provisorische Regierung setzte alle Hebel in Bewegung, um noch einmal einen gewaltigen Vorstoß an der westlichen Front durchzuführen. Aber Volk und Soldaten waren müde, denn zwei Millionen Soldaten waren schon gefallen und vier Millionen verwundet.

Der Angriff der russischen Armee im Westen wurde blutig zurückgeschlagen. Die Soldaten, mit der Waffe in der Hand, verließen die Front, um die Revolution im Inneren des Reiches zum Siege zu führen. Generäle und Offiziere wurden ihrer Abzeichen beraubt und viele erschossen. Das arme Volk wurde angefeuert, das Alte zu zerstören und ein Reich der Gerechtigkeit zu gründen. Lenin kehrte 1917

„Die chaotische Demobilisierung der alten Armee". Ölgemälde von G. Sawitzkij 1928.

aus dem Ausland zurück und übernahm die Führung der Bolschewiken, geleitet von den Ideen des Karl Marx. Die provisorische Regierung wurde gestürzt, der Zar mit Familie hinter den Ural verbannt und später erschossen. In seinem ersten Aufruf an das Volk verlangte Lenin, dass alles Land der Regierung, der Kirchen und Klöster und Großgrundbesitzer mit Vieh und Inventar ohne Entschädigung an Armee und Landlose übergeführt werde. Denn nur auf den Trümmern des Alten kann eine Sowjet-Regierung aufgebaut werden, man dürfe vor keinem Opfer und auch keiner Grausamkeit, vor Morden und Brennen zurück schrecken. Die Zerstörungswut des Volkes kannte keine Grenzen: Gebäude, Getreidespeicher mit Getreide wurden verbrannt, ganze Schafherden, mit Gasolin begossen und verbrannt und oft auch die Eigentümer dem Flammentod übergeben. Banden organisierten sich zu Mord und Raub. Neu Samara hat nur wenig von unter diesen Banden gelitten, denn es war 40 Werst von der Eisenbahn entfernt, dazu waren die Russen und Baschkiren, die unsere Ansiedlung umgaben, mehr friedlich gesonnen und schlossen sich nicht den Banden an. Die Bemühungen der Regierung einen Keil zwischen die Armen und die Reichen in unserer Mitte zu treiben, misslangen vorläufig. Aber nun setzte die Konterrevolution ein, die Weiße Armee und alles was diese brauchte, musste der Bauer liefern. Wurde diese Armee zum Rückzug gezwungen, so kam die Rote Armee und forderte mit der Waffe in der Hand Pferde, Futter, Wagen, Brot, Fleisch und Kleider.

In jedem Dorf wurde nach strenger Anordnung ein Dorfrat mit Vorsitzendem und Sekretär gewählt – der Dorfsowjet. Alle Wohlhabenden wurden für stimmlos erklärt. Arme Bauern und Arbeiter wurden die Herren des Landes. Der Hass der Armen gegen die Reichen wurde systematisch geschürt; Verrat und Verfolgung waren an der Tagesordnung. Kam der Frühling, so raffte der Bauer sich auf und bestellte seinen Acker. Manchmal wurde er auf dem Feld von Soldaten überfallen, die die Pferde ausspannten und für die Armee requirierten. Kam der Herbst, wurde ihm mit Waffengewalt das letzte Getreide genommen mit dem Versprechen, ihn mit Brot, Futter und Saat aus den Regierungsvorräten zu versorgen.

Hungersnot. So kam das Jahr 1921 und mit ihm ein langsames, schauerliches Sterben. Schon 1920 war der Ernteertrag klein gewesen. Vor dem Krieg 1913 betrug die Ernte 2.500 Millionen Pud, aber 1920 nur 1.000 Millionen. Die Getreidekammer Russlands in der Ukraine und an der Wolga versagte. Am schwersten wurden die Gebiete Saratow, Samara, Orenburg und Ufa betroffen. Die Tiere starben an Futtermangel. Die Kadaver derselben wurden von Menschen gegessen. Bald gab es keine Hunde, Katzen und Mäuse mehr. Aus Knochen, getrockneten Häuten, Gras, Baumrinde, Krautsamen wurde Mehl zu Brot gemahlen. Auf den Landstraßen, an den Ufern der Flüsse und auf Bahnstationen waren die Menschen auf der Suche nach Brot. Typhus, Malaria, und Cholera brachen aus und forderten ihre Opfer. In Häusern und auf Straßen lagen die Toten, denn es war niemand da, um sie zu begraben. Jeden Morgen im Winter fuhr an der Schule ein Schlitten mit gefrorenen Leichen vorbei, um sie auf dem Kirchhof hinter der Schule zu begraben. Als ich im Sommer von meiner Reise nach Moskau zurück kam und von Jaschkino nach Kuterlja in der Nacht zu Fuß über die Steppe ging, stieß ich noch auf manch ein Skelett verstorbener Menschen. Auf der Straße von Sorotschinsk hatte man im Winter mehrere Leichen zum Spott im Schnee aufgestellt, mit dem Plakat: „Proletarier aller Welt, vereinigt euch!“ Viele Millionen Menschen sind in diesem Jahr im ganzen Reich an Hunger gestorben. Regierungspolitik, Bürgerkrieg, Anarchie hatte das reiche Land verwüstet. Der Transport war zusammengebrochen.

Durch die erste Hilfe der amerikanischen Brüder an die Mennoniten A.M.R.A. (Amerikanische Mennonitische Relief Agentur) wurde die Welt etwas auf die Not aufmerksam gemacht. Einzelne Hilferufe, wie die von Maxim Gorkij, drangen in die Welt. Auf einer Hilfswerksitzung in der Stadt Samara im Hungerjahr 1921, wo Mittel und Wege zur Hilfe beraten wurden, sagte Lenin, der Führer des Volkes: „Jede Maßnahme zur Abhilfe in der gegenwärtigen Situation, jede Verbesserung derselben ist eine Unterstützung der alten Ordnung und ein Aufschieben des Zusammenbruchs, der allein uns helfen kann. Je größer die Not, je schlechter die Lage, desto näher unser Ziel.“ Auf den Hinweis, dass der Bürgerkrieg zu viel Menschenleben fordere, antwortete er: „Wir rechnen nicht mit den drei Vierteln der Menschen, die da umkommen, sondern mit dem letzten, die dann Kommunisten sein werden. Spätere Jahrhunderte werden die Grausamkeiten rechtfertigen, zu denen wir durch die Verhältnisse getrieben werden. Die Revolution begann mit der Idee Freiheit für alle und endete mit Kommunismus und Diktatur. Freiheit ist ein Hirngespinst der Kapitalisten. Absolute Unterordnung und Aufgeben der Persönlichkeit führen zur Gleichheit, indem die Menschheit zu einer Herde wird, verbunden durch die Furcht, seine eigene Meinung zu haben. Atheismus ist ein wichtiger Faktor in der Revolution. Wir müssen die Religion bekämpfen, wir müssen Gott stürzen, den Erzfeind des Kommunismus. Verleugnet Gott und wir können eine Gesellschaft schaffen, wo Gerechtigkeit und Gleichheit herrscht. Religion ist Opium für das Volk.“

Auch an das Internationale Rote Kreuz wurde appelliert. Endlich im April beauftragte das Rote Kreuz Dr. Nansen, das Gewissen der Welt zu wecken, um eine große Hilfsaktion einzuleiten. In Amerika wurden Schiffsladungen von Mais ins Meer versenkt, um den Preis zu stabilisieren. Die Siegermächte frohlockten, denn Deutschland lag zertreten am Boden und Russland, dieser Koloss im Osten, war durch Hunger und Pestilenz dem Aussterben nahe. Nun war ja der Frieden der Welt auf Jahrzehnte hinaus gesichert. Verleumdungen, Lügen, Vorurteile waren die Antworten, die Dr. Nansen zu hören bekam auf seinen Appell um Hilfe für ein sterbendes Volk. Er bat um eine Anleihe von zehn Millionen zum Ankauf von Brot in Polen und Schweden, um es so schnell wie möglich an die Hungernden zu verteilen. Man willigte nicht ein, weil Russland die alte Schuld der Zarenregierung nicht anerkannte. Man war willig dem Volke zu helfen, wollte aber nicht den Kommunismus stärken. Es blieb für Dr. Nansen nur noch der eine Weg offen: an das Gewissen der Welt um Wohltätigkeit zu appellieren. Eine Zentralstelle für diese Hilfsaktion wurde in Genf eröffnet. Nun kamen Angebote für Geld, Brot, Kleider und Medizin von Einzelnen und Orga-

nisationen. Züge mit Getreide und anderen Lebensmitteln rollten auf den Schienen nach Russland. Amerika allein hat für die Nothilfe etwa 50 Millionen Dollar gespendet und selbst Deutschland, das nicht satt zu essen hatte, stand nicht zurück. Wo die Regierungen sich in ihren politischen Ansichten versteiften, da fühlte sich das Volk in seinem Gewissen getroffen und half dem Bruder in Not. Da wurde wahr, wozu jene Toten dort im Schnee mit dem Plakat aufforderten: „Proletarier aller Welt vereinigt euch!“

Auf Neu Samara sind nur wenige direkt an Hunger gestorben, aber viele waren unterernährt, und Typhus und Malaria forderten manche Beute in jedem Dorfe. Junge Männer sammelten Kleider und fuhren nach Sibirien, um sie gegen Brot einzutauschen. Die meisten erkrankten unterwegs an Typhus und nicht alle kehrten zurück. Gegen Weihnachten traf die erste Hilfe aus Amerika ein. Jede Schule erhielt etwa 20 Pfund Mehl und etliche Pfund Zucker. Welche Weihnachtsbescherung für die Kinder! Nun war die Verbindung mit unseren Brüdern hergestellt und bald erhielten die Notdürftigen in unserer Mitte durch die A.M.R.A. regelmäßig Unterstützung. Auch viele Nahrungspakete von Freunden und Verwandten halfen die Not zu lindern. Schon im Jahre 1921 versuchte eine Gruppe von Neu Samara über Wolynien nach Deutschland zu flüchten. Es waren die Familien: Großgrundbesitzer Jakob Wieler, der sich versteckt halten musste, dann Peter Wiens und die Lehrer P. Siemens, G. Toews, und H. Wieler. Große Schwierigkeiten mussten überwunden werden, aber die Flucht gelang und sie fanden Unterkunft im Lager Lechfeld. G. Toews Frau starb, und er kehrte nach Podolsk zurück. Auch J. Wielers Frau starb, aber er setzte mit der Familie die Flucht fort.

1919 wurden auch die Baschkiren in unserer Nähe zu einer selbstständigen Sowjetrepublik organisiert. Um unsere Ansiedlung von den Ausschreitungen der extrem linksgerichteten Elemente in der russischen Wollost zu schützen, gelang es dem unermüdlichen Wirken unseres Vertreters in Moskau Br. Cornelius F. Klassen, unsere Ansiedlung als selbständige Wollost unter dem Namen Luxemburg, dieser Baschkiren-Republik anzuschließen.

Cornelius F. Klassen, freiwilliger Vertreter der mennonitischen Auswanderer und Flüchtlinge bei den Regierungsbeamten in Russland, in Deutschland, in den USA und in Kanada. Von den Landsleuten liebevoll „Onkel Klassen“ und sogar „Vater“ genannt.

Cornelius F. Klassen war der Sohn von Franz F. und Justina (geb. Wiebe) Klassen, die aus Lichtfelde und Landskrone, Molotschna stammten. Sie waren unter den ersten Ansiedlern in Donskoj, Neu Samara. Am 3. August 1894 wurde Cornelius geboren. Als er größer wurde, brachten die Gebete der Eltern beim Abendsegen ihn zur Sündenerkenntnis. Er durfte im Glauben die Vergebung der Sünden empfangen, welches seine Eltern erfreute. Er war bei Kirchlichen und auch Brüdern ganz zu Hause. Im Schwimmen und Laufen wurde er bald müde, denn er hatte scheinbar ein schwaches Herz.

Die Zentralschule besuchte er drei Jahre auf der Krim, wo er bei der Tante Greta wohnte. Weiteres Studium als Lehrling in Moskau und Petersburg, wurde 1914 durch den Krieg unterbrochen. Als er zum Militärdienst aufgefordert wurde, ging er in die Forstei in Süd-Russland. Seine Dienstbrüder wählten ihn 1917 als Vertreter bei der Regierung und auf der mennonitischen Konferenz im August desselben Jahres.

Als die Hungersnot 1921-22 in den mennonitischen Kolonien wütete, legte er ein Wort auch für die Kolonien in Alt- und Neu Samara ein. Er half in der Verteilung der Lebensmittel, die von den Mennoniten aus den die U.S.A. geschickt wurden. Für Dawlekanowo gab es $ 300, Orenburg $ 1.000, Köppenthal $ 1.500, Neu Samara $ 3.000, Alt Samara $ 1.000, Orenburg $ 3.000, Ufa $ 300. Pakete mit Mehl, Reis, Zucker, Schmalz, Tee und Dosenmilch retteten manche Familien vor dem Hungertod (S. 52, *Ambassador for His People*, 1990).

C. F. Klassen lebte besonders für sein „Volk", die Mennoniten. Rastlos half er ihnen bei der Auswanderung aus Russland in den zwanziger Jahren. Er wirkte ohne Rücksicht auf seine Gesundheit oder seine Frau oder der vier Kinder. Geschickt und oft, trotz eigener Gefahr, in Zusammenarbeit mit Peter Fröse und B. B. Janz, wirkte er von 1923-28 in der Auswanderung aus Russland. Sein Büro in Moskau war ein Bienenkorb von Aktivität. Knapp kam er 1928 heraus als sich die Türen für die Emigration schlossen.

In Kanada half er in den dreißiger Jahren bei den Sammlungen der Gelder zur Abzahlung der Reiseschuld, denn viele der armen Mennoniten waren auf Kredit bei der CPR (Canadian Pacific Railroad) und Schifflinie eingewandert.

Die mennonitische Bruderschaft und Weltereignisse förderten die Entwicklung seiner Gaben. Er hatte Rednertalent, aber er wurde nie Prediger. Er hatte Organisations- und Geschäftssinn, doch wurde nicht Kaufmann wie sein Vater. Aber er verstand mit Menschen umzugehen. Er konnte sich mit gebildeten und ungebildeten, Flüchtlingen oder hohen Regierungsbeamten, Gläubigen oder Ungläubigen verständigen. In jeder Person sah er einen Menschen, den Gott liebte und für den Jesus gestorben war.

Menschen bewunderten seine Tätigkeit und Hingabe, die dazu führte, dass 12.000 Flüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg ihn „Vater" nannten. „Onkel Klassen" opferte Zeit und Kraft, um den Russland-Flüchtlingen in Deutschland zu helfen. In dieser Arbeit, von 1945 bis 1954, hatte er anstatt Büro ein Auto, in dem er meistens allein und oft bei Nacht, von einem Flüchtlingslager zum anderen sauste. Er arbeitete mit den englischen, amerikanischen und deutschen Regierungsbeamten zusammen, sogar mit den Vereinigten Nationen. Bei der Holland-Amerika-Linie mietete er ein Schiff, welches die Flüchtlinge nach Südamerika brachte. Manchmal flog er nach Washington, USA oder Ottawa, Kanada, um Hindernisse, die man der Auswanderung der Flüchtlinge in den Weg gelegt hatte, zu beiseitigen. Wenn Onkel Klassen bei den hohen Regierungsherren vorstellig wurde, öffneten sich trotz Schwierigkeiten gewöhnlich die Türen.

Man spürte immer wieder seine Liebe für die mennonitische Bruderschaft. Diese drückte sich aus, indem er Mitgründer der internationalen Bienenberg-Bibelschule in der Schweiz und einiger Altersheime in Deutschland wurde. Zusammen mit Prof. H. S. Bender (USA) rief er die Zeitschrift „*Der Mennonit*" ins Leben. Jedermann spürte bald, dass man nicht nur mit C. F. Klassen zu tun hatte, sondern mit allen Gemeinden, die hinter ihm standen. Öfters gab er der mennonitischen Bruderschaft in Kanada stundenlange Berichte, wo die Leute oft stehend, ihm interessiert lauschten. Er glaubte fest, dass Gott das Geschick der Menschen, insbesondere der Mennoniten leitet und für sie einen besonderen Auftrag in der Welt hat. Die Jugend forderte er auf, in den PAX (Friedensdienst) einzutreten.

„Gott kann", pflegte er zu sagen, und Tausende von Flüchtlingen und niedergeschlagenen Menschen fassten neuen Mut. Am 8. Mai 1954 fuhr er sein Auto beim Flüchtlingslager in Gronau vor. Er hatte auf der Fahrt wohl einen Herzanfall erlitten und man brachte ihn sofort ins Krankenhaus. Als man am nächsten Morgen ins Zimmer schaute, fand man ihn mit der Bibel in der Hand, aber der Geist war entflohen. Am 13. Mai 1954 fand die Trauerfeier in Frankfurt in Deutschland statt.

Als man sich etwas vom Schock erholt hatte, erinnerte man sich an seine Worte: „Gott kann!" Er hatte der mennonitischen Bruderschaft einen großen Dienst geleistet und allen vorgelebt, dass Gott kann!

Damals, 1919, waren die Baschkiren mehr konservativ in ihrer Gesinnung und als stren-

ge Mohammedaner dem Kommunismus abhold. Diese Republik war administrativ in mehrere Kantone eingeteilt. Wir gehörten zum Jumuran-Tabinskij Kanton. Im Herbst des selben Hungerjahres entschloss sich dieser Kanton, die ganze Verwaltung mit all ihren Zweigen zum Winter in unseren Dörfern unterzubringen. Das hieß für uns vom Regen in die Traufe zu kommen. Quartiere mussten ihnen in unseren Häusern eingeräumt werden. Fuhrwerke mussten beständig dienstbereit sein. Wir hatten eine schwere Last zu tragen. Von den verschiedenen Kommissariaten, wie für Administration, Versorgung, Sicherheit, Militär usw. wurde je eines in jedem Dorf untergebracht. In Kuterlja war das Kommissariat für Bildung und Volksaufklärung eingerichtet. Der Kommissar dieser Abteilung war ein ungebildeter Baschkire mit Namen Tabuldin, gewiss ein Kommunist, der seinen Revolver nebst Handgranate immer bei sich trug. Der Vorsitzende, Abitajew, war ein gutmütiger Mann mit Universitätsbildung. Aber welch ein unruhiges, aufreibendes Leben! Unsere Jungmannschaft wurde nach allgemeinem Gesetz in die Rote Armee einberufen, durfte aber dank unserer Vertretung in Moskau an eine Gerichtsinstanz für Kriegsverweigerer appellieren und nach bestandener Prüfung Ersatzdienst tun. Anfänglich genügte ein Zeugnis von der Gemeinde. Später musste jeder persönlich vor Gericht erscheinen um seinen Standpunkt zu verteidigen. Die Prüfungen wurden immer schwieriger, endlich ganz aufgehoben und alle in die Rote Armee eingereiht.

Die Kommunistenregierung mit Lenin an der Spitze saß nun fest im Sattel und die Rote Armee wälzte sich wie eine Lawine, allen Widerstand erdrückend bis in die entferntesten Winkel des Reiches. Gleichzeitig musste auch die ruinierte Wirtschaft des Landes aufgebaut werden und zwar auf sozialistischer Grundlage. Um den Widerstand der Bauern zu brechen, wurde erst der Großgrundbesitzer entrechtet und enteignet. Dann kam der Mittelbauer, Kulak (Faust), genannt, an die Reihe. Jedes Dorf wurde mit einem gewissen Soll der Lieferung von Getreide belegt und zwar absichtlich mehr als das Dorf geerntet hatte. Der Dorfrat, wo die Armen die Herren waren, musste nun eine Liste der Bauern aufstellen, die nach seiner Meinung noch Vorräte hatten. Soldaten, Trojka, untersuchten nun Haus und Stall des betreffenden Bauers. Unbarmherzig, mit der Waffe in der Hand wurde diese Operation durchgeführt und da man selbstverständlich die Vorräte nicht fand, wurde die Familie von Haus und Hof vertrieben. Der Bauer war enteignet, entrechtet, d.h. er hatte kein Stimmrecht und durfte auch nicht an ein Gericht in seinem Fall appellieren. So wurde der Bauer willig gemacht für die neue Sowjetwirtschaft. Das Land des Dorfes wurde als eine Einheit und kollektiv bearbeitet. Alles Vieh und Inventar gehörte dieser Wirtschaft. Stallungen und Scheunen der einzelnen Bauern wurden abgebrochen und große Stallungen auf dem Hof des Kollektivs gebaut. Die Bauern mit ihren Familien mussten alle Arbeit verrichten und durften ohne Erlaubnis ihren Arbeitsplatz nicht verlassen; sie waren wieder Leibeigene des Staates. In jedem Dorf wurde eine Kinderkrippe eingerichtet, wo die Mütter ihre Kinder für den Tag abgeben konnten um selbst zur Arbeit zu gehen. Kirchen wurden zu Klubs, Kinos, Schulen umgebaut oder zur Aufspeicherung von Getreide gebraucht.

Der Konflikt zwischen Mennoniten als streng religiöse Gruppe und einem atheistischen Staat war ja voraus zu sehen. Aber noch andere Elemente kommen in Betracht. Die Mennoniten bildeten eine spezielle soziologische Gruppe, für die sich im kommunistischen Dogma oder in der Sowjet-National-Politik kein Raum fand. Vergeblich versuchten die Kommunisten, einen Keil zwischen Reiche und Arme zu treiben, um unter den letzteren einen Stützpunkt zum Kampf gegen die Reichen zu finden. Vergeblich versuchten sie, die Mennoniten, die ja auch Deutsche waren, in nationale Gruppen deutscher Minderheiten, wie in der Ukraine, zu inkorporieren. Die Mennoniten fühlten, dass sie in erster Linie eine religiöse Gemeinschaft sind und an zweiter Stelle ein Volk, das deutsch sprach. Um dem Drang der Sowjets entgegen zu arbeiten und nicht unter die Herrschaft deutscher Nationalgruppen zu kommen, gründeten sie, unter der Leitung von B. B. Janz den Verein „Bürger holländischer Herkunft in der Ukraine“. War nicht Menno

Simons ein Holländer und waren nicht viele unserer Väter Friesen? Aber im Jahre 1926 wurde dieser Verein von den Sowjets offiziell aufgelöst. Im Jahre 1925 reichten die Mennoniten ein Memorandum an die Regierung mit folgenden Punkten ein:

1. Freie religiöse Versammlungen in Gebets- und Privathäusern.
2. Freiheit, unsere Jugend um in unserem Glauben auf Grund der Bibel zu unterrichten.
3. Gründung von Kinderheimen zur christlichen Erziehung unserer Kinder.
4. Freiheit, Bibeln und periodische Blätter zu drucken.
5. Freiheit, Bibelkurse zu veranstalten zur religiösen Ausbildung von Lehrern.
6. Die Schule als neutrales Territorium zu erklären, wo weder Religion noch Antireligion unterrichtet wird.
7. Keinen Militärdienst für Mennoniten, sondern Arbeitsdienst.
8. Freispruch vom Schwur.

Alle diese Bedingungen wurden abgelehnt. Aber man gab den Kampf nicht auf sondern gründete sich auf das Wort der Schrift: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen." Da die Religion in den Schulen verboten wurde, unterrichteten sie dieselbe in Privathäusern. Die Lehrer in den Sowjetschulen wurden von einer Kommission bezüglich ihrer politischen und atheistischen Zuverlässigkeit geprüft und viele entlassen. Der Druck wurde immer größer, und bei vielen reifte der Entschluss auszuwandern, um ihre Kinder diesem atheistischen Einfluss zu entziehen. In den Jahren 1923 bis 1929 wanderten 23.000 nach Kanada aus. Aber die Mehrheit blieb in Russland und kam unter die Schreckensherrschaft Stalins.

Die Bibelschule auf der Krim, unter der Leitung von A. H. Unruh, wurde geschlossen, die Kirchen in Klubs, Theater oder Vorratshäuser umgewandelt und fast alle Prediger arretiert. In 1921 wurde die Herausgabe von „*Unser Bote*" verboten und der vorige Editor Alexander Ediger, als einer der ersten an das Eismeer verbannt. Ein anderes Opfer war Aron Rempel. Die Gemeinde, der er vorstand, war die der evangelischen Brüder, gegründet nach der Revolution 1917, infolge der letzten Erweckungsbewegung in Russland, die bald mehrere hundert Glieder zählte und strenge Gemeindezucht übte. Rempel wurde zur Arbeit in der Kohlengrube verurteilt und später noch nach Sibirien verbannt, wo er starb. Die Verfolgung erreichte ihren Höhepunkt 1937, als fast alle arbeitsfähigen Männer nach Sibirien verbannt wurden und dort auch verschwanden. Auch über Neu Samara rollte diese Schreckenswelle.

Der Zweite Weltkrieg (1939-45) brachte die Mennoniten im Süden an den Rand der Vernichtung. Die Regierung plante die Deportierung aller Deutschen nach Sibirien, aber der Vormarsch deutscher Truppen ließ den Russen nicht genug Zeit, um ihr Vorhaben durchzuführen, aber 22 von den 58 Dörfern wurden vollständig geräumt. Im Jahre 1943 verließen alle Mennoniten im Süden ihre Heimat und flohen unter dem Schutz der deutschen Truppen nach dem Westen. Nicht aus Begeisterung für das Dritte Reich sondern dankbar, eine Gelegenheit ergreifend, in der Hoffnung zu ihren Brüdern in Amerika zu gelangen, die 1923 nach Kanada gingen. Von den 35.000 haben nicht die Hälfte Rettung im Westen gefunden. Viele Alte, Kranke und Kinder fanden ihr Grab am Rande des Trecks, andere wurden von der Roten Armee überholt und nach Sibirien verbannt. Nur spärlich waren die Nachrichten durch Briefe, die uns von hinter dem Eisernen Vorhang erreichten. Auf Neu Samara und Orenburg lebten die Mennoniten noch in ihren Dörfern im Prozess der zwangsmäßigen Einverleibung in die Kollektive. Die Mutterkolonien im Süden waren liquidiert. Ein Zentrum der verbannten Brüder fand man in Karaganda, im Herzen von Kasachstan und ein zweites in Frunse, im Tjan-Schan-Gebirge.

Schon im Jahre 1922 erkannte Lenin, dass das Reich am Abgrund eines wirtschaftlichen Bankrotts stehe und solche radikale Reformen nicht ertragen könne. Darum wurde eine neue ökonomische Politik proklamiert, eine Politik der privaten Initiative, der privaten Wirtschaft. Die Requisitionen von Getreide wurden eingestellt und der Bauer konnte seine Produkte wieder auf dem freien Markt ver-

kaufen. Freier Handel wurde eingeführt. Diese Zugeständnisse von der Regierung und die Arbeit der mennonitischen Verbände am Wiederaufbau der Wirtschaft erfüllten die Herzen mit neuer Hoffnung. Aber durfte man den Sowjets wirklich trauen? Und wenn schon auf wirtschaftlichem Gebiet, aber der Religionsunterricht, sogar außerhalb der Schule, war verboten, Religion als Opium für das Volk erklärt. Das Lehreramt hatten Heinrich Hooge und ich wie auch andere christliche Lehrer schon verloren. War da ein Ausweg aus der Lage? Von der Mutterkolonie im Süden war man schon Jahre lang abgeschnitten. Gerüchte drangen durch, dass man dort an Auswandern denke. Im Sommer 1922 wurde ich von einer Gruppe Auswanderungslustigen gedrängt im Einvernehmen mit der Wollost nach Moskau zu fahren, um bei unserem Mennoverband Informationen über etwaige Auswanderungsmöglichkeiten einzuholen. Die Reise wurde möglich gemacht, indem man freiwillig bei mir Butter und Käse ablieferte, die ich dann durch einen Spekulanten in Geld umsetzte. Es war dieses für mich ein gewagtes Unternehmen, aber ich kam nach Moskau. In unserem Verband dort dachte man nicht an auswandern, sondern war beschäftigt mit dem Wiederaufbau in Russland. Der Verband hatte große Pläne, um die Wirtschaft aufzubauen. Man plante große Landflächen genossenschaftlich zu bearbeiten und Reinsamen zu ziehen, Rassenvieh zu züchten und landwirtschaftliche Maschinen, besonders Traktoren, zu erwerben. Prof. Unruh wirkte in Holland, um Kredite für diese Zwecke flüssig zu machen. Durch einen Bruder Isaak erfuhr ich, dass man im Süden eine Studienkommission über die Grenze geschickt habe, um im Frühling mit unseren Brüdern im Westen in Verbindung zu treten zwecks Auswanderung. Von etlichen Brüdern aus Alt Samara erfuhr ich, dass es einen gesetzlichen Weg gebe zur Ausreise nach Deutschland. Ich holte Informationen ein im Auswärtigen Kommissariat und auch im Deutschen Konsulat in Moskau. Der Weg war offen für einzelne Personen und Familien, aber nicht für Gruppen. Einzelne Familien aus Alt Samara waren auf diesem Weg schon nach Deutschland gereist. Man musste eine Einreiseerlaubnis aus Deutschland vorweisen und dieselbe war leicht aus Deutschland zu erhalten. Mit dieser Information ausgerüstet, kehrte ich nach Neu Samara zurück, gab meinen Bericht, und machte mich gleich daran, mein Hab und Gut zu verkaufen. Durch Spekulation mit Seifstein verdiente ich noch einige Millionen Rubel, denn das Geld fiel fast jeden Tag im Kurs. Mitte August verließen wir Kuterlja, Neu Samara, und anfangs Oktober landeten wir in Stettin, Deutschland. Der Herr hat uns wunderbar geführt, ihm die Ehre. Im August 1923 traten wir unsere Reise nach Kanada an.

Erlebnisse eines Sanitäters

von A. Funk

Im August 1914 brach der Erste Weltkrieg aus. Im September wurde ich mit meinen Freunden N. Enns und Jac. Martens mobilisiert und im November in den Sanitätsdienst des Allrussischen Vereins der Adeligen in Moskau eingereiht. Wir wurden nach Lemberg an der österreichischen Front geschickt, wo wir dem Sanitätszug 157 eingegliedert wurden, der die Aufgabe hatte, Verwundete aus den Schlachten im Karpatengebirge zu sammeln und nach Lemberg zu transportieren. Aber nach etlichen Monaten in diesem Dienst wurde ich nach Moskau zurück geschickt, um meine kranken Augen dort zu heilen. Hier war ich etliche Zeit behilflich in der Küche, aber sobald meine Augen besser wurden, meldete ich mich wieder zum Dienst im Sanitätszug 155. Hier wurde mir eine leichte Arbeit im Zug angewiesen, nämlich das Personal, Ärzte und Schwestern (Krankenschwestern) zu bedienen. Als 1917 die Revolution ausbrach, erhielt ich Urlaub, verheiratete mich, musste aber nach einigen Wochen wieder in den Dienst fahren, aber nur auf wenige Monate, denn die ganze Armee meuterte und floh mit den Waffen in der Hand ins Innere des Landes.

Nun eilten auch wir zu unseren Lieben. Anfänglich wohnten wir, ich und meine Frau, in der Sommerstube, dann übernahm ich einen Dienst an der Wassermühle am Tock. Als dann im Frühjahr 1919 das Hochwasser

diese Mühle sehr beschädigte, war mein Dienst hier zu Ende. In dieser Zeit starb mein Vater an Typhus. Diese Krankheit wurde vom Militär verschleppt und viele Menschen starben daran. Etliche Tage nach dem Begräbnis wurde ich in die Rote Armee mobilisiert. Da ich mich weigerte, die Waffe zu nehmen, wurde ich mit noch anderen ins Gefängnis gesteckt, aber bald entlassen und als Sanitäter an die Front geschickt gegen die Weiße Armee, die von General Denikin kommandiert wurde. Hier mussten wir oft viele Kilometer zu Fuß marschieren. In einer Nacht erhielt ich von unserem Stab den Auftrag, eine Nachricht nach dem etliche Kilometer entfernten Roten Kreuz zu bringen. Unsere Linie wurde vom Feind unter Kanonenfeuer gehalten.

Als ich das Haus verlassen wollte, bemerkten wir, dass unser Haus umzingelt war. Da krachten auch schon Schüsse durch die Fenster. Der Kommandant und die Offiziere sprangen durchs Fenster an der nach hinten gelegenen Seite. Ich wusste nicht wohin und lief ins nächste Zimmer um mich unter einem Haufen von Flinten zu verstecken, als ich auf einen Offizier stieß. Es kamen noch mehrere Soldaten in unser Versteck, aber allen war klar, dass wir uns hier nicht halten konnten und uns ergeben mussten. Niemand wollte unter diesem Feuer die Tür öffnen und dem Feind entgegentreten. Da entschloss ich mich, betete, band mir ein weißes Tuch mit dem Roten Kreuz Zeichen um den Arm und trat durch die Tür. Ein Kosak mit gezogenem Säbel stürzte sich auf mich, schob mich zur Seite, untersuchte mich, und fragte, ob noch andere Kameraden im Haus seien. Ich bejahte diese Frage und da stürzten auch schon die anderen ohne Waffen ins Freie und ergaben sich. Wir wurden nun in dunkler Nacht mit noch anderen Gefangenen zu Fuß weitergetrieben. Unterwegs wurde uns alles Geld, Ringe, Messer, ja selbst Rock und Mantel abgenommen, und wir wurden auf den Hof eines russischen Bauern getrieben. Hier mussten wir, umgeben von einem hohen Zaun, die Nacht draußen, fast nackt, zubringen. Ich fand Schutz unter einem kleinen Heuhaufen.

Am nächsten Morgen sah ich, dass noch mehrere Mennoniten unter den Gefangenen waren. Nun ging es wieder weiter zu Fuß, während die Wächter hoch zu Pferd saßen. Kamen wir durch Dörfer, so steckten uns mitleidige Frauen Brot zu. Wir bekamen den ganzen Tag kein Essen. Abends trieb man uns wieder auf einen Hof, wo wir auf der kühlen Erde, ohne Decken, ohne Mantel, nur in Hose und dünnem Hemd, lagerten. Ich hatte meinen Mantel mit dem roten Kreuz noch bis dahin behalten, nun aber kam ein Kosak und verlangte meinen Mantel. Ich bat ihn mir denselben zu lassen, er aber versetzte mir einen derben Schlag auf den Kopf, so dass ich hinfiel. Nun zog man mir den Mantel aus, da half kein Bitten, denn wir waren ja in ihrer Gewalt.

Am Morgen ging es wieder weiter und abends kamen wir in einer Stadt. Hier wurden wir wieder zur Nacht in einem umzäunten Hof eingesperrt und bekamen etwas zu essen. Nachts kam ein Offizier mit einer Liste in der Hand. Die Aufgerufenen mussten aufstehen, es waren Kommunisten. Dann wurden ihnen die Hände auf dem Rücken gebunden und bewaffnete Soldaten trieben sie weg. Eine Gruppe Gefangener erhielten Spaten und mussten ihnen folgen. Wir haben sie nicht wieder gesehen. Oft wurden wir noch durchsucht, ob etwas Wertvolles versteckt sei und aufgefordert es freiwillig abzugeben und drohten demjenigen bei dem sie etwas finden würden, blutig zu schlagen. Ich hatte nichts mehr, aber meinem Freund Heinrich Franz von Podolsk war es gelungen, noch bis dahin 500 Rubel Nikolaigeld bei sich zu tragen. Er wollte es schon freiwillig abgeben aus Angst, ich aber nahm das Geld, schlich mich unbemerkt davon und verscharte es auf einer Stelle in der Erde. Als wir weiter marschieren sollten und die Wache gewechselt wurde, ging ich nach der Stelle, setzte mich da auf die Erde und zog das Geld hervor. Diese Wache bestand aus Studenten, die Mitleid mit uns hatten. In der nächsten Stadt erlaubten sie uns sogar bei einem Laden Essen zu kaufen. Wie froh waren wir nun, uns satt essen zu können und auch mit unseren Kameraden zu teilen. Und so wanderten wir zu Fuß viele Kilometer.

In einer großen Stadt kamen wir in ein riesiges Gefangenenlager. Hier wurden wir mit noch anderen, wohl über 1.000 Mann, in Reihen aufgestellt. Dann trat einer der hohen

Hauptleute auf und verdammte die Gefangenen, dass sie durch ihren Dienst in der Roten Armee das Vaterland verraten hätten und durch diesen Verrat nichts besseres zu erwarten hätten als wie räudige Hunde niedergeschossen zu werden. Uns wurde angst und bange und wir baten um ein Wort. Als dieses uns gewährt wurde, erklärte einer von den Gefangenen, dass wir in den Dienst der Roten Armee gezwungen wurden und keine Neigung zu den Kommunisten hegten. Darauf antwortete der Hauptmann: „Wenn es sich wirklich so verhält, dann beweist es damit, dass ihr die Waffen nehmt und uns helft den Feind zu besiegen." Aber oh weh uns Mennoniten! Da einer von uns den Hauptmann darauf aufmerksam machte, dass wir als Mennoniten auf Grund der Bibel wehrlos seien, antwortete er: „In der Bibel steht aber auch, wer nicht mit uns ist, der ist wider uns. Wenn ihr uns nicht helft, seid ihr unsere Feinde und werdet dem gemäss behandelt." Wir wurden in mehrere Gruppen geteilt und abtransportiert.

Unsere Gruppe, in der auch Heinrich Thiessen, Kuterlja, war, wurde über die Wolga, etliche Stationen hinter Zarizyn, abgeladen. Hier mussten wir an der Bahn arbeiten. Unsere Wohnung war ein Viehwagon. Eine Strohlage diente uns als Bett. Keine Decken oder Kissen wurden uns verabreicht. Wir hatten Tag und Nacht nur Hosen und Hemd auf unserem Leibe. Bald überkam uns eine andere Plage. Da wir die Kleider nicht wechseln konnten und keine Badeeinrichtung vorhanden war und wir nachts dicht einer an den anderen gedrückt liegen mussten, nahmen die Läuse überhand. Wir wurden von dem Ungeziefer so geplagt, dass wir nachts nicht schlafen konnten. Sobald wir einige freie Zeit hatten, suchten wir einen alten Topf, füllten ihn mit Wasser, und stellten ihn draußen aufs Feuer. Sobald das Wasser kochte, steckten wir Hose und Hemd ins siedende Wasser. Als wir sie nach einiger Zeit aus dem Wasser zogen und zum Trocknen ausbreiteten, waren sie grau bedeckt von aufgedunsenen Läusen. Auf kurze Zeit waren wir von dieser Plage erlöst. Die Kost bestand meistens aus einer Suppe mit Kartoffeln, etwas Hirse und Kraut und einem Stück Brot. Sechs Mann, ausgestattet mit einem hölzernen Löffel, setzten wir uns um eine hölzerne Schüssel und jeder versuchte so viel wie möglich herabzuschlucken, aber satt waren wir nicht.

Eines Sonntags erhielt ich die Erlaubnis, ins nächste Dorf zu gehen. Die Häuser standen leer, nur in einem Haus entdeckte ich eine deutsche Mutter mit ihren kleinen Kindern. Diese Frau schenkte mir ein Neues Testament. Nun konnten Heinr. Thiessen und ich in der Stille manchmal Gottes Wort lesen, das wir schon lange entbehrt hatten. Infolge der schwachen Kost, des vielen Ungeziefers und der schweren Arbeit, spürten wir, wie unsere Kräfte abnahmen. Eines Sonntags erhielt ich wiederum die Erlaubnis ins nächste Dorf zu gehen und durfte auch Heinr. Thiessen mitnehmen. Als wir zu der Familie kamen, stellte die liebe Frau uns eine Schüssel Dickmilch auf den Tisch und gab jedem von uns ein großes Stück Brot. Wie das schmeckte! Wir durften uns satt essen, dankten der guten Frau und auch dem lieben Gott und kehrten ins Lager zurück. Als ich eines Tages vom Vorgesetzten zu der Station geschickt wurde, traf ich Heinr. Janzen aus Podolsk, den ich schon lange nicht gesehen hatte. Er war krank, ganz abgemagert und fast nackt. Ich gab ihm meinen Rock, den ich vor kurzem von jemandem bekommen hatte, dazu etwas Geld und ein Stück Brot und sprach ihm Mut zu. Ich habe ihn nie wieder gesehen, er ist verschollen wie so viele andere. Eines Tages hörten wir wieder Kanonendonner, der näher kam. Es war die Rote Armee. Wir wurden nun hastig nach Zarizyn gebracht, wo wir Schiffe auf der Wolga ausladen mussten. Ich fühlte mich schon lange sehr schlecht, wurde jetzt aber schwer krank und man brachte mich ins Hospital, wo der Arzt Hungertyphus feststellte. Dank Gottes Hilfe, der guten Pflege und der besseren Kost konnte ich nach einem Monat das Hospital verlassen. Ich traf auch noch meinen Freund H. Thiessen, den das Typhusfieber auch ergriffen hatte. Er hatte die Krise schon überstanden. Da ich noch zu schwach zur Arbeit war, bat ich um Urlaub, der mir auch gegeben wurde, und da wir von unserer Heimat abgeschnitten waren, fuhr ich zu Verwandten auf der Memrick-Ansiedlung. Zu einem Skelett abgemagert, in Lumpen ge-

hüllt, trat ich die Reise an. Freund Thiessen gab mir einen Brief an seine Tante mit.

Selbstverständlich wurde ich von meinen Verwandten, die ich vor drei Jahren besucht hatte, nicht gleich erkannt, aber dann hieß es bald: „Ins Bad mit dir“, und nachdem ich reine Wäsche und Kleider angezogen hatte, fühlte ich mich wie ein anderer Mensch. Dann ging es an den Kaffeetisch. Jeder Typhuskranke spürt nach der Krankheit einen furchtbaren Heißhunger. So ging es auch mir, als ich an dem Tisch saß und die Pflaumenpiroschki vor mir hatte. Vor dem zu Bett gehen, brachte die Tante noch Sülzfleisch auf den Tisch. In der Nacht wurde ich todkrank, aber man pflegte mich liebend, Gott heilte und nach etlichen Tagen konnte ich das Bett wieder verlassen. Indessen kam die Rote Armee näher und mit ihr die schweren Zeiten. Alle jungen und gesunden Männer wurden zur Weißen Armee einberufen. Ich hielt mich in einem Keller versteckt, um nicht auch mitgerissen zu werden. Die Weißen mussten sich auf die Krim zurückziehen. Die Front entfernte sich, es wurde ruhiger, aber nun fanden sich Banden, die unter dem Führer Machno raubten, brannten und mordeten. Krankheiten brachen aus, so dass fast in jedem Haus Typhuskranke lagen und viele starben. Als es im Frühling ruhiger wurde, machten Heinr. Thiessen und ich uns auf den Weg nach Neu Samara. Auf Frachtzügen und oft auch zu Fuß gelangten wir nach einen Monat in unsere Heimat. Die Freude des Wiedersehens mit den Lieben war groß.

In der Weißen Armee

von P. Stobbe

Am 20. Mai 1916 wurde unser Jahrgang mobilisiert und nachdem wir in Busuluk von der Kommission als tauglich für den Dienst befunden wurden, fuhren wir zum ersten Mal in unserem Leben mit der Eisenbahn, Ziel: Moskau, Allrussischer Landwirtschaftlicher Verband, Hauptlager der Sanitäter. Wir waren 300 Mann, die da gekommen waren den Krieg zum siegreichen Ende zu führen. Da nicht genug Betten vorhanden waren, musste ein jeder von uns einen Strohsack mit Spänen füllen und sich dann im dritten Stock auf dem Fußboden zur Nacht lagern. Am nächsten Tag bekamen wir unsere Uniform und nun ging es ans Exerzieren auf dem Hofe. Wir wurden gedrillt im Marschieren wie auch im Titulieren der Offiziere und Generäle. Endlich konnte unser Unteroffizier es wagen uns durch die

Die Eisenbahn 1915 in Russland.

Straßen Moskaus zu führen. Wie viel Neues gab es da für uns Bauernjungen zu sehen!

Nach zwei Wochen brachte man uns zu der Bahnstation, wo viele Sanitätszüge manövrierten. Jeder Zug bestand aus Viehwaggons, die zum Transport von Leichtverwundeten eingerichtet wurden. Arzt, Schwester, und Sanitäter wohnten in Passagierwaggons. Moskau war überfüllt von Verwundeten und um Raum zu schaffen, transportierten wir die Verwundeten aus den Hospitälern Moskaus nach Pensa, Kurs, Simbirsk, Kasanj usw. Aber im Oktober stellte sich starker Frost ein, und da unsere Waggons nicht für den Wintertransport eingerichtet waren, wurden diese Transporte bis auf einige Züge eingestellt. Ich meldete mich nun für einen Frontzug und wurde mit noch drei Kameraden im Zug Nr. 219 eingeteilt, der in Tscherkassy an der österreichischen Front stand und Verwundete nach Charkow, Moskau, Kijew, usw. brachte.

Da die Österreicher sich zurückzogen, rückten wir ihnen nach bis zur Grenzstadt Oknieza und beförderten die Verwundeten von da nach Tscherkassy. Auf der Hinfahrt zur Front wurde unser Zug oft mit Soldaten beladen, was für uns sehr unangenehm war, denn unser Zug trug ja das Rote Kreuz als Abzeichen und die Soldaten beschmutzten die Waggons – extra Arbeit für uns.

Da die Revolution immer mehr um sich griff, wir unsere Lieben schon über ein Jahr nicht gesehen hatten und Urlaub streng verboten war, baten wir, d.h. mein Freund und ich, unseren Arzt, uns der Untersuchungskommission zu empfehlen. Aber er weigerte sich, uns gesunde Kerls zu entlassen. Da wir nicht nachließen mit unseren Bitten, schickte er uns beide nach Moskau, wo unser Schicksal dann entschieden werden sollte. Ehe wir Moskau erreichten, trafen wir auf einer Station einen Militärzug, der nach Pensa fuhr, aber überfüllt war. Weil wir von der Front kamen und dort ziemlich abgehärtet waren, zwängten wir uns mit Rippenstößen hindurch in den Waggon. Wir waren 70 Mann, wie Heringe im Fass zusammengedrängt. In Pensa hielt der Zug und jeder bekam ein Pfund Schwarzbrot. Dann kamen wir nach Samara, aber weiter ging der Zug nicht. Wir stöberten einen Zug auf, der nach Taschkent ging, zwängten uns wieder in den Waggon und kamen bei unserer Station Sorotschinsk am Heiligen Abend, Weihnachten an. Als wir ausstiegen, trafen wir noch mehrere von unseren Leuten, die mobilisiert und

Die Brücke Bolschoj Moskworetzkij Most über den Fluss Moskwa in Moskau 1911.

zur Arbeit in einer Fabrik in Kostroma gezwungen worden waren. So waren wir 15 Mann. Aber bis zu Hause hatten wir noch 50 Werst und draußen war es furchtbar kalt. Wir gingen zu Joh. Reimers Auffahrt und wollten Tee trinken aber alles war geschlossen und kalt, denn es war kein Brennholz da. Im zweiten Gasthaus bekamen wir den selben Bescheid. Nun blieb uns nichts anderes übrig als hungrig in der kalten Winternacht zu Fuß nach Hause zu gehen. Zum Glück hatte ich noch zehn Pfund Zucker und eine Brotkruste im Rucksack. Das wurde unter uns verteilt und aufgeknabbert. Wir waren auf halbem Weg bis zum nächsten Russendorf Wosnesenka, als einer unserer Kameraden zusammenbrach. Er konnte nicht weiter. Ich hatte noch etliche Stücke Zucker in der Tasche. Die aß er auf und unterstützt von zwei Kerls setzten wir mit ihm unseren Marsch fort bis zum Dorf.

Hier ruhten wir bis zum Morgen. Dann bespannte der Russe, ein Freund von uns, seinen Schlitten. Im Schneegestöber, so stark, dass abwechselnd einer von uns vor dem Pferd her gehen musste um auf den Weg zu achten, kamen wir Weichnachten, am ersten Feiertag in unserem Heimatdorf an. Welche Freude des Wiedersehens! Nun ruhten wir uns aus. Aber im Februar beunruhigte uns immer mehr der Gedanke an Moskau und was uns da wohl erwarten würde, denn melden mussten wir uns doch einmal, das war klar. Zwei von uns fuhren nach Moskau, um sich zu erkundigen. Als wir auf unserer Bahnstation waren, begegneten wir mehreren Sanitätern, die aus Moskau kamen. Die gaben uns den Rat uns in unserer Kreisstadt anzumelden und unsere Ausweise vorzuzeigen. Aber wir hatten ja keine Papiere. Einer unserer Freunde hatte sich vorsichtshalber mit mehreren gestempelten Ausweisformen versorgt. Die wurden nun auf einen jeden ausgefüllt und wir begaben uns in die Stadt. Dort wurden unsere Papiere angenommen und wir auf unbestimmte Zeit wieder entlassen.

Der Bürgerkrieg tobte weiter. Die Roten waren nun bei uns am Regiment und erließen einen Mobilisationsbefehl. Wir ignorierten ihn und stellten uns nicht. Wir mussten uns aber verstecken, wenn man von Haus zu Haus nach Deserteuren suchte. Im Frühjahr 1919 kam Koltschak aus Sibirien mit seiner Weißen Armee und aus Orenburg, die Armee der Kosaken unter General Dutow. Die Roten mussten das Feld räumen. Im Juli wurden wir mobilisiert und nach Busuluk gebracht. Die Weißen wussten nicht, was sie mit uns wollten. Nachts plagten uns die Wanzen. Wir legten unsere Matratzen in der Mitte des Zimmers auf den Fußboden und gossen Wasser mit dem Teekessel um dieses Lager. Aber die Biester krochen die Wand hinauf und ließen sich von der Decke mitten in unser Lager fallen. Wir beschlossen diesem Faulenzerleben ein Ende zu machen weil unsere Frauen zu Hause die Arbeit nicht bewältigen konnten. Aber wie ohne Ausweise die Wache passieren? Ganz einfach. Wir nahmen ein Päckchen Tabak aus der Tasche und machten uns eine Zigarette, während wir auf die Wache zuschritten. Das war für die Wache doch zu verlockend und Tabak war selten zu haben. So ließen wir der Wache das Päckchen und schlichen vorüber. Bald waren von den 80 Männern, die dort im Lager waren, nur wenige geblieben. Auch die russischen Soldaten folgten unserem Beispiel. Ein strenger Befehl von der Armee zwang uns wieder ins Lager zu kommen. Aber hier war wieder derselbe Müßiggang, während unsere Frauen die Ernte einbringen mussten. Wiederum nahmen wir die Gelegenheit beim Baden wahr, durchschwammen den Fluss und verschwanden im Busch. Zu Fuß ging es nun weiter. Wir hatten 50 Werst vor uns. Als die Sonne unterging, stieg hinter uns eine Staubwolke von einem Fuhrwerk auf. Vorne saß der Kutscher und hinten ein Offizier. Wir stoben auseinander. Er feuerte einen Schuss in die Luft ab, der Kutscher trieb die Pferde an und vorüber war er. Er fürchtete sich vor uns und wir sahen uns schon in Gedanken vor ein Kriegsgericht gestellt. Mutig schritten wir weiter, kamen nachts in unserem Dorf an und da alles schlief, machte ich mir ein Lager auf dem Weizenfuder.

Morgens richtete ich mich auf und sah Vater in der Stalltür stehen. Er drohte mir mit dem Finger und sagte: „Junge, Junge, eben habe ich dich nach Busulk gefahren und jetzt bist du wieder da.“ Er fürchtete, unsere Waghalsigkeit könnte ein schlimmes Ende nehmen. Ich half nun noch etliche Wochen beim

Dreschen. Dann wurde in der Wollost eine Versammlung anberaumt und unser Oberschulze Peter Reimer ermahnte uns dringend, gleich in unseren Dienst zurück zu kehren. Vater brachte uns wieder nach Busuluk. Wir meldeten uns im Stab, wurden mit allen erdenklichen Fluchwörtern empfangen und dem kommandierenden Offizier überwiesen. Reumütig kamen wir zu ihm und erwarteten einen derben Empfang. Aber er empfing uns freundlich und entließ uns bald mit einem Verweis. Morgens mussten wir vier Mann uns beim Kommandanten melden. Jetzt dachten wir, werden wir ins Loch kommen. Aber wir wurden einem Feldwebel übergeben. Der ging mit uns zur Sielenkammer, wo drei von uns zwei Halfter nehmen mussten und ich nur einen. Nun ging es zum Pferdeschuppen, wo wir Pferde für die Halfter aussuchen mussten. Dann fütterten wir die Pferde mit Heu und Hafer und legten ihnen das Geschirr auf. Auf dem Hof standen Armeewagen und die Pferde wurden vor die Wagen gespannt. Ich bekam einen Zweiräder mit weißer Bude und dem Rote-Kreuz-Zeichen. Dann mussten wir die Pferde wieder in den Stall bringen und abschirren. Dann wieder das Geschirr auflegen und die Wagen vorfahren. Einem meiner Kameraden wurde dieses Treiben zu bunt und fragte den Feldwebel, ob er uns für Kinder halte. Der befahl ihm seinen Mund zu halten oder er würde ihn wie einen Hund niederknallen. Nun ging es in die Stadt hinein, der Feldwebel voran auf einem Pferd und unsere Wagen folgten. Wir luden noch Brot und Konservenbüchsen auf und kamen an den Bahnhof.

Hier wurde ein langer Zug mit Infanterie und 50 Offizieren beladen. Auch wir mit unseren Wagen durften mit. Nun erfuhren wir, dass wir zum 11. Busuluk-Scharfschützen-Polk (Regiment) gehörten und auf dem Wege nach Samara seien. Dort angekommen, fuhren wir zum Hafen an der Wolga und alles wurde auf Schiffe geladen. Auch eine Abteilung Tschechen wurde aufs Schiff gebracht. Diese hatten sich freiwillig in die russische Gefangenschaft begeben und wurden der Weißen Armee einverleibt. Später verrieten sie die Weiße Armee und gingen zu den Kommunisten über.

Als die Ladung beendet war, kam eine Hornmusikkapelle aufs Schiff. Die Kapelle spielte, die Dampfsirenen heulten und die Schiffe fuhren ab; Richtung Simbirsk. An den Ufern standen viele Menschen und winkten uns den Abschiedsgruß zu. Jetzt dämmerte uns ein Licht: Es geht in den Kampf. In Simbirsk wurde eine Menge Flinten, Granaten, Kanonen und Munition an Bord genommen und weiter ging es mit vollem Dampf. Jeder Soldat wurde nun mit Flinte, Granate, und Munition ausgestattet. Wir vier Mennoniten weigerten uns. Ein Offizier redete uns freundlich zu. Er kenne die Mennoniten sehr gut, und wisse, dass sie nicht so wehrlos seien wie sie vorgeben. Er hoffe ganz zuversichtlich, dass wir uns von den roten Teufeln nicht würden überrumpeln lassen. „Und du," er wandte sich an mich, „siehst so aus, als ob du schon Feuer gerochen hast." Wir holten uns die Gewehre und als er uns fragte, ob wir mit dem Dinge wüssten umzugehen, sagte ich ihm wir würden nicht ins Blaue schießen. 30 Werst vor Kasanj mussten wir alles ans Land bringen. Die Roten hatten die Stadt eingenommen und die Weißen waren auf dem Rückzug. Wir lagerten in einem Russendorf und um vier Uhr nachmittags machten die Roten einen Luftangriff und warfen sechs Bomben auf das Dorf, verfehlten aber ihr Ziel und unsere Abwehrkanonen auch, so dass es keine Verwundeten gab. Nachts schliefen wir ruhig, aber morgens kam Alarm, die ganze Wolgafront sei im Auflösen von Kasanj bis Samara, die Roten hätten große Verstärkung von Moskau erhalten.

Nun ging es wieder ans Einladen. Was eben möglich zu entbehren war, wurde am Ufer liegen gelassen, denn Eile tat Not. Bei einer Biegung der Wolga, sahen wir vier Schiffe, es waren Weiße, die sich zurückzogen und von den Roten angegriffen wurden. Die Granaten schlugen schon in der Nähe unserer Schiffe ein. Wir waren mit dem Einladen fertig, aber der Stab wurde auf ein extra Schiff geladen und die waren nicht fertig. Die Lage wurde von Minute zu Minute bedrohlicher. Auch von unseren Schiffen wurde das Feuer eröffnet. Endlich war das Schiff mit dem Stab beladen und dampfte los. Wir folgten ihm und verloren die Roten bald aus den Augen. Da sahen wir in der Ferne eine große Rauchwol-

ke aufsteigen. Die Roten hatten beim Beschießen der Stadt einen großen Erdölbehälter in Brand gesetzt. Unser Stabschiff, die Suworoff, war voraus geeilt und unseren Blicken entschwunden. Wir schickten ein Motorboot auf Kundschaft aus. Die brachten uns die Nachricht, dass unser Schiff, die Suworoff, noch unter der Eisenbahnbrücke bei Simbirsk, wenn auch unter Feuer, doch durchgekommen sei. Nach Samara zurück sei der Weg auf der Wolga auch schon gesperrt. Wir mussten auskundschaften, wie weit die Roten auf der anderen Seite der Wolga vorgedrungen waren. Darum fuhren wir so nahe wie möglich ans Ufer und setzten zwölf Mann ans Land. Diese sollten auch noch Proviant mitbringen. Sie brachten zwei Schafe und etliche Säcke mit Brot, auch die Nachricht, dass nicht weit bei einem Dorf, eine kleine Hafenanlage und von den Roten keine Spur sei. Nun beschlossen wir am nächsten Tag auszuladen und uns auf dem Landweg bis Samara zurückzuziehen. Einstweilen verließen wir alle das Schiff und bereiteten uns einen Hammelbraten zu.

Am nächsten Tag luden wir aus und begaben uns auf den Marsch. Mittlerweile waren die Roten über den Fluss gesetzt, um uns am Vorwärtskommen zu hindern. Und noch an dem selben Tag gerieten wir mit den Roten in ein scharfes Gefecht. Es gab eine Menge Verwundeter und Toter. Wir verteidigten uns hartnäckig, die Roten zogen sich zurück und wir verfolgten sie bis zur Brücke bei Simbirsk. Da hier nur diese eine Brücke über die Wolga führte, drängten sie haufenweise auf sie zu und wir feuerten mit unseren Flinten und Maschinengewehren auf sie. Als wir in die Nähe der Brücke kamen, sahen wir, was wir angerichtet hatten. Da lagen die Roten haufenweise auf der Brücke, vor derselben und im Wasser. Alles war mit Toten und Verwundeten übersät. Wir brachten die Verwundeten zum ersten Verbandplatz. Die Toten musste die Bevölkerung begraben. Aber diese Schlacht wurde später an uns bitter gerächt. Am nächsten Morgen erhielten die Roten Verstärkung und wir mussten uns zwölf Werst zurückziehen. Am nächsten Tag drangen wir wieder bis zur Brücke vor, mussten uns aber unter heftigem Trommelfeuer zurück ziehen. So ging es weiter eine Woche lang. Am 10. September sollte sich das Schicksal unseres 11. Busuluk-Scharfschützen-Regiments entscheiden. Wir zogen abends wieder bis vor die Brücke. Ich wurde mit einem Verwundeten in das einen Werst entfernte Russendorf geschickt. Dort war der Verbandplatz mit einem Gehilfsarzt. Ich blieb zwei Stunden da. Als wir auf die Straße kamen, war das ganze Dorf leer. Es kam uns unheimlich still vor. Kein Hund bellte, kein Hahn krähte. Jetzt kamen etliche Schrapnelle über das Dorf geflogen, krepierten aber außerhalb des Dorfes. Ein Maschinengewehr, das ich bei meinem Eintritt bemerkt hatte, war verschwunden.

Wir ritten ungefähr zwei Werst aus dem Dorf und hörten Wagen rasseln. Es waren zwei Feldküchen mit dem Abendbrot. Wir fragten sie nach dem Namen ihrer Abteilung und merkten es waren Rote, die verirrt waren. Ein Reiter kam in vollem Galopp an. Er war von unserer Abteilung. Er berichtete uns, dass wir von den Roten umzingelt seien und nur noch ein schmaler Streifen für eine Flucht offen wäre. Nach einer halben Stunde brach schon die Hölle los. Von allen Seiten blitzte Feuer auf und ein ohrenbetäubendes Donnern war zu hören. Da kam auch schon unsere Armee von der Brücke her. Infanterie, Maschinengewehre, Kavallerie, Artillerie, alles durcheinander. Wie konnte eine solche Überrumpelung nur zustande kommen? Unsere Tschechenabteilung hatte den linken Flügel inne. Ganz in der Stille hatten sie sich zurück gezogen und den ganzen Flügel bloß gelegt. Das hatten sie vorher mit den Roten verabredet. Oh, diese falschen Tschechen! So mussten wir fliehen und hatten von ein Uhr nachts bis zum Morgengrauen 65 Werst zurückgelegt. Über die Hälfte unserer Armee war unterwegs geblieben, tot, verwundet, ausgemergelt oder gefangen. Ungefähr 1.500 Mann waren durchgekommen aber ohne Munition. Wir ruhten eine Stunde, tranken Tee und dann ging es wieder los in der Richtung auf Ufa zu. 200 Mann, der Arzt und ich wurden zurück gelassen. Wir sollten der Armee den Rücken decken, bis sie in Melekes die Bahn bestiegen hatten auf dem Weg nach Sibirien. An eine Gegenwehr war nicht mehr zu denken, denn unser Regiment war verblutet und zerschlagen.

So zogen wir auf einer großen Ebene weiter. Etwas abgelegen von unserem Wege sahen wir ein kleines Wäldchen. Da flog aus dem Wäldchen ein Schrapnell über uns hinweg. Ein zweites folgte, das uns nicht ganz erreichte. Das dritte würde sein Ziel erreichen. So stoben wir auseinander, ehe das dritte mitten auf unserem Weg platzte. Wir suchten nach unserer Kavallerie, aber fanden sie nicht. So waren der Arzt und ich allein geblieben. Wir trafen einen Wagen mit dem Roten Kreuz. Er gehörte zum Dritten Samarischen Regiment, also auch Weiße. Wir fuhren zum nächsten Dorf, um zu erfahren, ob unsere Reiterei da durchgekommen sei. Niemand wusste etwas. Wir blieben bei einem Bauern zu Mittag. Während wir aßen, erzählte seine Frau unter Tränen, was sich im vier Werst entfernten Dorf zugetragen hatte. Unser ganzer Tross (Armee) hatte sich durch das Dorf bewegt. Da hatten die Roten von einem Berg aus das Feuer aus den Maschinengewehren eröffnet. Viele Menschen und Pferde waren gefallen. Unser Schicksal war besiegelt. Wir ließen unsere Gewehre bei dem Bauer für das Mittagessen und fuhren zum Ausgang des Dorfes. Dort hatten sich 25 Bauern versammelt. Sie waren bewaffnet und forderten uns auf, unsere Pferde abzugeben. Wohl oder übel, wir erfüllten die Forderung. Nun hatten wir nur noch unsere Kleider und unser Leben. In einem Wäldchen wurden wir wieder von Soldaten aufgehalten und nach unserer Abteilung befragt. Es waren Soldaten vom Dritten Samarischen Regiment, also unsere Freunde. Jetzt waren wir wieder 80 Mann. Im nächsten Dorf blieben wir über Nacht. Die Polizei und die Dorfbeamten waren schon mit den Weißen geflohen. Wir stellten unsere Wache auf und begaben uns zur Ruhe, denn wir waren hundmüde. In der Nacht sagte ich zum Arzt: „Weißt was, wollen sehen wie wir auf irgend eine Weise nach Hause kommen."

„Mensch," sagte er „was denkst du? Es ist ja keine Aussicht. Es sind noch 400 Werst und ohne Geld und zu Fuß uns auf den Weg begeben?" Ich wies darauf hin, dass es sich gleich bliebe, ob wir an der Front oder auf der Flucht erschossen würden. Nur weiter ab von dieser verflixten Front. Und zu zweit hätten wir eher Aussicht durchzukommen, als der ganze Haufen. Er willigte schließlich ein.

Wir schlichen sehr früh aus dem Dorf und nach einem vierstündigen Marsch kamen wir wieder in ein Russendorf. Vor demselben trafen wir einen Bauern mit seiner Frau. Die warnten uns, denn die Roten seien im Dorf. „Die Bestien schießen euch nieder wie tolle Hunde. Die haben kein Erbarmen und ihr seid noch so jung."

Sie hatten auch einen Sohn in der Weißen Armee und keine Nachricht von ihm. Wir wiesen sie auf Gott, in dessen Hand wir stehen und gingen ins Dorf. Die Wache hielt uns an und auf die Frage woher, antworteten wir prompt „aus der Weißen Armee". Da wurden sie ganz brav, untersuchten uns und führten uns vor den Stab. Auf die Frage nach unserer Abteilung, lachte der Offizier uns höhnisch an.

„Dann seid ihr ja von der Abteilung, die sich bei Simbirsk so hartnäckig verteidigt hat. Wir werden euch jetzt zeigen, wie man stirbt." Darauf wurden wir in eine Lehmkate geführt und streng bewacht. Hungrig und müde hockten wir uns auf den Fußboden mit trüben Gedanken.

„Na," sagte ich zum Arzt, „wenn die uns bis zum Abend nicht erschossen haben, dann müssen wir in der Nacht versuchen durchzugehen."

„Aber Freund, dann müsste ein großes Wunder geschehen, die werden uns hier niederknallen wie die Hunde." „Nein," erwiderte ich, „der Kommissar wird erst seine Wut an uns kühlen. Sahst du nicht, wie verhasst der uns beim Verhör anschaute?" Der Tag neigte sich dem Abend zu und wir waren noch beide am Leben. Die Wache wurde gewechselt und mir schien, die hatten wohl ziemlich gesoffen. Nun, dachte ich, dass kann unsere Rettung sein. Die Kate hatte ein Fenster. In der Nacht wird es mäuschenstill. Ich nahm vorsichtig das Fenster aus dem Rahmen. Der Posten saß, den Rücken an die Wand gelehnt, die Flinte zwischen den Knien aufgepflanzt und schnarchte. Ich zwängte mich durch das Fenster und stand auf festem Boden. Nun winkte ich dem Arzt. Aber der stand wie angewurzelt am Fensterloch und klapperte mit den Zähnen. Ich packte ihm bei den Armen und zog ihn mit Gewalt durchs Loch. Als er draußen war, kam er zu sich und nun schlichen wir uns aus dem Dorf. Als wir draußen waren, ging es im Ga-

lopp über Stock und Stein. Als wir ungefähr eine Werst vom Dorf waren, hörten wir hinter uns einen Schuss krachen. Jetzt würden sie uns verfolgen. Aber alles blieb still. Im nächsten Wald verkrochen wir uns und ruhten aus. Mein Freund, der Arzt, blieb in Samara, das ich umging und gelangte nach manchen Strapazen endlich nach Bogomasow.

Als mein Vater mich sah, fragte er: „Na, Junge, hast du nicht endlich mal genug Abenteuer erlebt?" „Ja, Vater," antwortete ich „aber oft in die Enge getrieben, habe ich auch Gott erlebt in seiner Gnade!"

Stalins Schreckensherrschaft

von Jakob Brucks

Krieg, Bürgerkrieg, Hunger und Typhus hatten in den Jahren 1914-1922 viele Opfer an Menschenleben gefordert. Die Bolschewiken hatten im Inneren des Reiches gesiegt und hielten durch Terror die Macht fest in Händen. Die Schlagwörter der Revolution: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit hatten keine Wirkung mehr auf die Masse des Volkes, denn man kämpfte um die nackte Existenz, um die Erhaltung von Heim und Familie. Die gewöhnlichen Gebrauchsartikel fehlten, wie Salz, Zucker, Seife, Kaffee, Zündhölzer und Brennöl für die Lampen. Wie froh waren wir, als ein Russe auf der Straße in seinem Wagen Salzstein zum Kauf anbot. Er hatte es in der Salzgrube am Ural gegraben. Es musste durch Kochen und Verdunstung gereinigt werden. Zucker wurde durch Sirup aus Zuckerrüben ersetzt; Kaffee durch geröstete Gerste; Seife zum Waschen durch Lauge, also Wasser, das man durch eine Schicht von Strohasche durchsickern ließ. Anstatt Öllampe erhellte ein Docht in ein Gefäß mit Fett gelegt und angezündet die Stube. Wenn man morgens im Kochherd Feuer machen wollte, ging man auf die Straße und spähte nach Rauch aus einem Schornstein im Dorf und holte sich glühende Asche. Wenn der Bauer aufs Feld fuhr hatte er hinten am Wagen einen alten Eimer, aus dem Rauch entstieg, hängen. Man brauchte auch ein Feuerzeug, das aus einem Docht mit Salpeter getränkt, einem kleinen Feuerstein und einem Stück Stahl bestand. Man legte ein Ende des Dochts auf den Feuerstein, schlug mit dem Stahl gegen den Stein und die Funken entzündeten den Docht, Gubka.

Dann kamen endlich Jahre, die eine Erleichterung auf wirtschaftlichem Gebiet brachten. Die Hungersnot hatte den kommunistischen Führern eindringlich gezeigt, wohin die Vernichtung der besitzenden Klasse, die radikale, gewaltmäßige Sozialisierung führen. Die neue ökonomische Politik Lenins brachte der Privatwirtschaft und einzelnen Bauern Konzessionen. Nun setzte eine Erholung ein, die bis 1928 anhielt. Es wurden Saatgutwirtschaften angelegt und genossenschaftlich bearbeitet. Vieh und Pferdezucht lebte wieder auf, landwirtschaftliche Ausstellungen wurden abgehalten, Handel und Wandel begannen aufzublühen. Man bemühte sich, landwirtschaftliche Maschinen und Traktoren aus dem Ausland zu beziehen. B. Unruh versuchte in Holland Kredite zu diesem Zweck flüssig zu machen. Es wurde der Allmennonitische Landwirtschaftliche Verein gegründet.

Auch das Gemeindeleben regte sich wieder. 1925 tagte in Moskau der Allrussische Mennonitische Kongress. Über seine Anstrebungen siehe im „*Mennonite Exodus*". Im Süden wurde dieser neuen Politik von unseren Leuten mit Misstrauen begegnet. Trau, schau, wem? Kurz entschlossen sich viele ihren restlichen Besitz zu verkaufen oder alles zurück zu lassen und nach Kanada auszuwandern. Die erste Gruppe von 750 Personen verließ Chortiza im Juli 1923 und bestand aus Flüchtlingen, d. h. Großbauern, die gezwungen waren, ihren Besitz zu verlassen und Unterkunft in den Dörfern zu suchen. Andere Gruppen folgten. 1924 war die beste Gelegenheit zum Auswandern. Die Türen standen offen, die Pässe waren leicht zu erhalten und die Preise für dieselben waren niedrig. Die Canadian Pacific Railway (eine nationale Eisenbahn) in Kanada gewährte Kredite für Unbemittelte. In diesem Jahr konnten noch 2.000 Personen ihre Passage selbst bezahlen. Aber die Trennung von der lieben Scholle und die Aussicht auf bessere Zeiten hielt viele zurück. Dennoch fanden über 23.000 zwischen 1923 und 1930 in Kanada eine neue Heimat. Der allgemein bekannte Br. Benjamin Janz bestürmte oft unter Todesgefahr die

betreffenden Regierungsstellen der Kommunisten mit Bitten um Erlaubnis zur Auswanderung. Auch für Neu Samara kam die Gelegenheit auszuwandern. Von 1924 bis 1930 wanderten etwa 700 Personen von Neu Samara aus. Im Jahre 1928 erhielten nur noch 511 Personen die Erlaubnis Russland zu verlassen und die Tür wurde geschlossen. 1929 verbreitete sich die Nachricht, dass 70 Familien in Moskau die Erlaubnis zur Ausreise erhalten hätten. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht und nun begann eine Flucht auch von unseren Leuten nach Moskau. In dem Buch „*Vor Moskaus Toren*" wird das Schicksal dieser Armen geschildert.

1928 wurde die neue ökonomische Politik aufgehoben und der erste Fünfjahresplan Stalins proklamiert. Nun wurde die Kollektivierung des bäuerlichen Besitzes mit Gewalt durchgeführt. Die Gutsbesitzer hatten ja schon längst all ihr Hab und Gut verloren und nun kamen die Bauern an die Reihe. Jedes Dorf bildete ein Kollektiv. Alles Land mit lebendem und totem Inventar gehörte diesem Kollektiv. Der Bauer mit seiner Familie war verpflichtet auf demselben zu arbeiten, einschließlich Mädchen und Knaben ab 15 Jahren. Schulpflichtige Kinder besuchten die Schule. Mütter mussten ihre kleinen Kinder für den Tag in die Kinderkrippe bringen und zur Arbeit gehen.

Diese Neuordnung Stalins untergrub das Familienleben, zerstörte jegliche Privatinitiative und machte die Menschen zu Leibeigenen des Staates. Man weigerte sich, protestierte, es gab sogar Aufstände, aber dann setzte Stalins Schreckensherrschaft ein, der Millionen Menschen zum Opfer fielen. Lautete bisher die Anklage auf Konterrevolution, so wurden nun bei den Säuberungsaktionen weite Kreise der Sabotage, Spionage, illegaler Beziehungen zum Ausland angeklagt. Ein Brief oder Paket aus dem Ausland konnte verhängnisvoll werden. Prediger, Lehrer, Ärzte, usw. wurden als schädliche Elemente gestempelt und in Arbeitslagern im Norden verschickt. 1937 wurden an vielen Orten fast alle Männer ihren Familien entrissen und in Konzentrationslager gesteckt. Sie sind verschollen. Sollte der Sowjetstaat bestehen bleiben, so mussten die Produktion verstärkt und die Naturschätze ausgebeutet werden. Man brauchte Arbeiter. Unter irgend einem Vorwand wurden Menschen verhaftet, sogar Mädchen ab 15 Jahren und in Erz-, Kohlen- und Goldgruben untergebracht. So wurde nicht nur die wirtschaftliche Grundlage vernichtet, die Kirche zerstört, die Schulen in antireligiöse Propaganda-Anstalten verwandelt, sondern auch die biologische Kraft des Volkes geschwächt. Ab 1933 wirkte sich die politische Spannung zwischen Hitler und Stalin verheerend auf das Schicksal der Deutschen in Russland aus.

Beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurden alle Deutschen an der Westgrenze, im Süden auf der Krim und vom Kaukasus nach Sibirien umgesiedelt, die Männer von den Familien getrennt und in Arbeitslager gesteckt. Der rasche Vormarsch der deutschen Truppen 1941 verhinderte im Süden noch die Umsiedlung in vielen Dörfern.

Auch die deutsche Republik im Osten der Wolga, die 1924 von den Sowjets anerkannt wurde und deren Bevölkerung eine halbe Million betrug, wurde zerstört. Diese Menschen wurden in Viehwaggons gesteckt, die Männer getrennt und in Wüstengebiete Kasachstans gebracht. Die Nachrichten über diese Massendeportationen von über einer Million Menschen im Bereich des Sowjetstaates sind erst später zu uns durchgedrungen, da diese verschleppten Familien Jahre hindurch keinen Brief schreiben durften. Da die Sowjetregierung über dieses düstere Kapitel schweigt, ist ein abschließendes Bild über das Ausmaß dieser Tragödie nicht zu gewinnen. Vor der Verzweiflung und der Selbstaufgabe hat sie ihr christlicher Glaube bewahrt. Dieser ist trotz der Zerstörung der Gotteshäuser, trotz der Verschleppung und Vernichtung der Geistlichen und Seelsorgern und trotz des Verbotes der Bibel in den Herzen der älteren Generation lebendig geblieben.

Die Ansiedlungen Neu Samara, Orenburg und Ufa blieben verschont. Die Menschen wohnten in ihren Häusern in den Dörfern. Sie waren Arbeitsmaterial. Das Gemeindeleben wurde aufgelöst, die Geschlossenheit ihres Lebens in den Dörfern war dahin, Eheschließungen mit Menschen anderer Völkerschaften wurden häufiger und weil die deutsche Schule in einer fremden Umwelt geschlossen wurde, wurde auch die Muttersprache aufge-

geben. Die Russifizierung der Deutschen, welche die Zarenregierung anstrebte, erfüllte sich unter dem Sowjetregime: Der allmähliche Einschmelzungsprozess der deutschen Kolonisten in die Bevölkerung Russlands nach dem Zweiten Weltkrieg. Im Jahre 1940 waren in Russland 100.000 Mennoniten, von denen 60.000 entwurzelt und nach Sibirien vertrieben wurden, 30-35.000 mit der deutschen Armee nach dem Warthegau flohen, aber nur 15.000 entkamen, während der Rest von der russischen Armee überholt und nach Sibirien in Arbeitslager transportiert wurde. „*Mennonite Exodus*" berichtet, dass von den 15.000 – 8.000 nach Kanada kamen, – 5.000 nach Paraguay, – 1.000 nach Uruguay und – 1.000 nach USA.

Stalins Argwohn, Misstrauen und Blutdurst erstreckte sich nicht nur gegen Bauern, sondern auch gegen Mitglieder der Kommunistischen Partei. Eine Säuberungsaktion nach der anderen wurde durchgeführt und niemand war vor seinen Späheraugen sicher. Stalin litt an einer Verfolgungsmanie, die Tag und Nacht nicht nachließ. Als die Nachricht von seinem Tod öffentlich wurde, da hielt ganz Russland den Atem an, was kommt jetzt? Am 25. Februar 1956 drückte sich sein Nachfolger Chruschtschow in einer Ansprache folgendermaßen aus: „Kein Marxist, Leninist und überhaupt kein vernünftig denkender Mensch kann verstehen, wie es möglich ist, ganze Völker samt Frauen und Kindern für feindliche Handlungen einzelner Personen oder Gruppen verantwortlich zu machen und solche Massenrepressalien durchzuführen."

Somit zeugen nur noch einige Säulen von vergangener Pracht unserer blühenden Kolonien nach 150-jährigem Bestehen. Auch die Mennoniten im Danziger Gebiet wurden von demselben Schicksal ereilt und somit ein 400-jähriges Bollwerk unseres Mennonitentums zerstört.

Haben wir ein Recht zu behaupten, die Einwanderung nach Russland war ein Fehlschlag, nachdem wir uns dort 150 Jahre lang in Ruhe und Abgeschlossenheit entwickeln durften? Unsere Geschichte in den letzten Jahrzehnten ist mit Blut und Tränen geschrieben worden. Wir haben auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet unsere Umgebung dort weit über die Grenzen unserer Ansiedlung beeinflusst. Aber wie steht es in geistlicher Hinsicht? Haben wir da nicht mannigfaltig versagt? Heute ist dort die Nacht gekommen. Will der Herr der Geschichte uns eine Lektion lehren? Sind unsere Väter nicht immer auf der Suche nach einer Heimat und eingedenk der Worte gewesen: „Hier haben wir keine bleibende Statt"? Welche Garantie der Sicherheit für die Zukunft haben wir in Kanada, Paraguay, Brasilien und Uruguay? Welche Antwort haben wir, die wir das Licht des Evangeliums haben, auf die Frage aller Völker nach Sicherheit, Gerechtigkeit, nach dem Sinn des Lebens?

XII. Kollektivierung

Entkulakisierung und Kollektivierung 1929-1939

von Robert Wall, Sohn von Bern. Wall, Jugowka

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges kam ich als Waldarbeiter mit noch einigen meines Alters nach Kanada. 1939 war ich noch auf Neu Samara.

Die Entkulakisierung und Kollektivierung wurde von 1929-30 durchgeführt. Alle Groß- und viele Mittelbauern wurden als „Kulaken", d.h. Fäuste gestempelt, entrechtet und verbannt. In Pleschanow wurden folgende Familien davon betroffen: Peter Dück, Daniel Neufeld, Johann Willms und B. Bergen. Die Familien mussten sich fertig machen, wurden auf Schlitten geladen und unter Bewachung nach Sorotschinsk gebracht, um die Reise in die Wälder Sibiriens anzutreten. Sie waren zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Die Männer erlagen bald dem rauen Klima, der schweren Waldarbeit bei schwacher Kost. D. Neufeld versank im Sumpf und P. Dück und Johann Willms starben. Bis heute ist niemand von diesen zurückgekehrt. Das ganze Vermögen derselben wurde dem Kollektiv übergeben. D. Neufelds Wirtschaft wurde vom Dorfsowjet besetzt. B. Bergens Wirtschaft wurde als Kollektivbüro benutzt. Alle 14 Dörfer bildeten anfänglich ein Kollektiv. Der Verwaltungssitz war in Donskoj. Alle Pferde, Kühe, Getreide und landwirtschaftliche Maschinen gehörten dem Kollektiv. Die Bauern hatten wirklich kein Interesse an diesem Experiment und gingen nur so weit, wie sie geschoben wurden. Im zweiten Jahr wurde die Lage im Winter so schlecht, da das Futter so knapp war, dass Dächer abgedeckt wurden, um Pferde und Vieh zu füttern. Als auch das Stroh nicht aus-

Wirtschaft von J. Wittenberg in Donskoj.

reichte, wurden die Pferde nach Westen von Staro-Gratschowka gebracht. Im Frühjahr kamen nur wenige zurück. 1931-32 musste das Land mit Kühen bearbeitet werden. Später bildeten drei bis vier Dörfer ein Kollektiv und 1937 bildete schon jedes Dorf eine Einheit.

Die Maschinen-Traktoren-Station war in J. Wittenbergs Wirtschaft in Donskoj. Die ersten großen Traktoren, Caterpillar-Modell, kamen 1931, dazu noch die kleinen Fordson-Traktoren. Auch große Combine (Mähdrescher) kamen aus dem Ausland. Die Traktorenfahrer wurden in Sorotschinsk ausgebildet darunter auch viele Mädchen. Die Maschinen mit ihren Fahrern wurden in Brigaden geteilt und jedem Kollektiv zugeteilt. Zur Reparatur mussten die Traktoren nach Donskoj gebracht werden. Dieser Betrieb arbeitet auch heute noch und bedient auch Iwanowka und Salesowo. Östlich von Donskoj wurde eine große Autowerkstatt aufgebaut (alles von Pleschanower Querscheunen)und mit Anderthalb- und Drei-Tonnen-Lastkraftwagen ausgestattet, die das Getreide nach Sorotschinsk fuhren und auf dem Rückweg Brennstoffe und andere Artikel mit brachten. Der Verwaltungssitz unseres Rayons war in Jaschkino. Unsere Dörfer gehörten administrativ zu drei Sowjets: Luxemburg in Pleschanow, Podolsk, und Bogomasow.

Die drei Kirchen der Ansiedlung wurden geschlossen. Die Kirche in Pleschanow wurde anfänglich als Klubhaus, dann als Getreidespeicher und zuletzt als Schule für die Klassen 5, 6 und 7 benutzt. Das Versammlungshaus in Donskoj wurde zum Klubhaus eingerichtet und das in Lugowsk in eine Zehn-Klassen-Schule umgebaut.

Die alte Wassermühle am Tock wurde 1936 geschlossen und die 5-stöckige Hochmühle an der nördlichen Seite des Flusses wieder in Betrieb gesetzt. Die Mühle in Lugowsk wurde abgebrochen und eine Käserei gebaut, die in Podolsk wurde ebenfalls abgebrochen und eine Wäscherei eingerichtet. Die Mühle in Ischalka war im Betrieb. Die Windmühle in Krassikowo wurde nach Jugowka versetzt. Der Damm am Tock bei der Mühle wurde noch immer im Frühjahr durchstochen und nach dem Hochwasser wieder aufgeschüttet. 1960 wurde bei Krassikowo am Tock eine Kraftsta-

Der erste Fordson Traktor in Dolinsk (womöglich der erste Traktor der MTS, die zuerst in Dolinsk gegründet und später nach Donskoj verlegt wurde) ca. 1931. 4. von links Jakob Neufeld.

tion gebaut, die drei Dörfer mit Licht und Kraft versorgt. Seit dem unsere Dörfer zum Jaschkino Rayon gehörten, wurden alle Waren von Jaschkino bezogen, außer Benzin, Kerosin und Maschinen. Bis 1936 wurde noch alles Getreide nach Sorotschinsk mit Pferden transportiert, aber von dann an mit großen Lastwagen. Die Brücken wurden noch immer aus Holz gebaut und oft vom Hochwasser fortgeschwemmt. In Pleschanow wurde ein großes Gebäude für das Kooperativ gebaut. Jedes Mitglied desselben musste eine gewisse Summe einzahlen. Dividende oder Zinsen wurden nicht gezahlt. Auch wurden manche Waren nur gegen Getreide, Butter oder Eier abgeliefert. So musste man 1936 zum Beispiel für ein Fahrrad 252 Rubel zahlen und 36 Pud (600 Kilo) Getreide liefern.

Der Weg nach Sorotschinsk wurde 1933/34 aufgeschüttet, geebnet und mit Kiessand bedeckt, der mit Pferden von Tock geholt wurde. Heute geht täglich ein Autobus von Donskoj über Jaschkino nach Sorotschinsk.

Das Krankenhaus war auf K. Ungers Wirtschaft. Folgende Gebäude wurden da aufgeführt: Krankenhaus, Apotheke und Empfangszimmer, Wirtschaftshaus, Schwesternheim und Küche, Leichenhaus und Ärztewohnung. Bis 1939 waren da nur ein Arzt, zwei Gehilfen, zwei Hebammen und drei Schwestern. Von den Ärzten vor der Revolution möchten wir Dr. Tiessenhausen erwähnen.

Entwicklung der Landwirtschaft 1930 – 1989

von Gerhard Dörksen

In den Jahren 1929/1930 wurde die Kollektivierung (Enteignung des Privateigentums in die Kolchose) durchgeführt. Aus manchen Privatwirtschaften wurden Sowchose gegründet.

Jedes Dorf war eine Kolchose. Eine Kolchose hatte ca. 1.500 – 2.000 Hektar Land, eine Sowchose ca. 15.000 – 30 000 Hektar. Sie entwickelten sich schnell und in dieser Zeit kamen die ersten Traktoren mit 15 PS. In der Kolchose arbeitete man für Arbeitseinheiten. Wenn es ein gutes Jahr war bekamen die Leute am Ende des Jahres je nach erbrachten Leistungen Getreide und andere Lebensmittel. Aber wenn die Ernte schlecht war, mussten die Leute nur vom eigenen Garten leben. Die trockenen Jahre waren sehr schwierig. Jede Familie hatte ca. 0,5 Hektar eigenes Land, eine Kuh, ein Schwein, Schafe und Hühner.

Die Dorfbewohner wurden automatisch Kolchosemitglieder. Die Kinder mussten das Schicksal ihrer Eltern teilen. Leute, die nicht in die Kolchose wollten, wurden hart bestraft. Sie wurden Kulaken genannt und in Verbannung geschickt. Von dort kam niemand zurück. Wie man es in den achtziger Jahren erfuhr, wurden sie nach ein paar Tagen in der Gebietsstadt Orenburg einfach erschossen. Die meisten von denen sind jetzt von der russischen Regierung rehabilitiert. So, von Angst gejagt, schufteten die Leute Tag und Nacht. Infolgedessen wurden die Kolchose und Sowchose immer stärker.

In den Jahren 1936/1937 wurden wieder viele Dorfbewohner verhaftet. Besonders schwer waren für die Russlanddeutschen die Kriegsjahre. Die arbeitsfähigen Frauen und Männer wurden zur Zwangsarbeit eingezogen. Sie wurden in Kohlengruben nach Tscheljabinsk, Perm, Orsk oder Dombarowka geschickt. Viele starben in diesen Arbeitslagern.

In den Dörfern blieben nur Mechanisatoren, Leiter, alte Leute und Kinder unter 14 Jahren. Sie mussten alle Arbeit auf ihre Schultern nehmen. Auch nach dem Kriegsende am 09. 05. 1945 wurde es nicht besser. Wäre der Krieg nicht gewesen, hätte sich unser Leben anders entwickelt. Niemand wäre in die Zwangsarbeit eingezogen. Die Wolgadeutsche wären nicht verschleppt worden.

Die deutsche Republik an der Wolga war damals hoch entwickelt. Dort gab es deutsche Schulen, deutsche Berufsschulen und deutsche Hochschulen. Ich sah einmal ein Foto in der Zeitung, auf dem Stalin mit einer Gruppe Landarbeiter abgebildet war, darunter auch eine berühmte Melkerin von der Wolga. Später wurde sie als Abgeordnete des Obersten Sowjets des Landes gewählt. Während des Krieges wurde sie genauso wie alle anderen Deutschen innerhalb 24 Stunden in die kasachische Steppe verschleppt. Bis August 1956 waren die Deutschen unter Aufsicht der Kom-

Johann Abram Funk und Jakob Gerhard Klassen – Traktorführer des Traktors S-80 (Stalinetz-80PS) in der Kolchose „Komsomolez“ Bogomasow 1948.

mandantur. Das waren Folgen des Zweiten Weltkrieges, den Deutschland unter Hitlers Führung geführt hatte.

Im Jahre 1948 bekam die MTS die ersten Traktoren S-80 und STZ. Sie wurden in Charkow und später in Stalingrad gebaut. Etwas später kamen auch die ersten Mähdrescher S-1, S-6, im Jahre 1950 SK-3 und SK-4. Einsatz der Technik verkürzte die Dauer der Feldarbeit.

Im Jahre 1957 wurden die kleinen Kolchose in etwas größere vereint, 7–8 Dörfer zu einer Kolchose. Diese Maßnahme wurde nach folgendem Muster durchgeführt: 2–3 deutsche Dörfer mit ein par russischen und ein paar baschkirische Dörfer wurden zu einer Kolchose zusammengeführt. Warum? Weil die Deutschen viel besser arbeiteten und viel reicher waren, mussten sie die Armen und Schwachen mitziehen. Einer der Leitenden im Bezirk sagte: „Die Deutschen müssen nicht besser leben als die anderen.“

Im Jahr 1957 wurden die Landmaschinen aus der MTS an die Kolchosen verkauft. Die Kolchosen bauten sich eigene Werkstätten, Tankstellen usw. Die Technik wurde ständig modernisiert. Das Leben der Menschen besserte sich auch etwas und sie konnten ein eigenes Motorrad oder Auto kaufen.

Wirtschaftsentwicklung

von Jakob Stobbe, Bogomasow

Um die Industrie nach dem Zweiten Weltkrieg aufzubauen mussten alle Bürger Russlands jeden Monat ein so genanntes „Darlehen“ zahlen. Der Staat nahm alles: Butter, Eier, Fleisch, Geld usw. Wer sich weigerte dieses Darlehen zu unterschreiben wurde mit Haft bedroht. Da die Zwangsarbeit bei den meisten noch sehr frisch in Erinnerung war, haben die Leute das Letzte abgegeben um ihre Verpflichtungen nachzukommen.

Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre wurden die meisten Männer und Frauen von der Zwangsarbeit entlassen. Sie blieben noch bis August 1956 unter Kommandanturaufsicht, waren aber bei ihren Familien. Das wirkte sich auch sehr positiv in den deutschen Dörfern aus. Die Häuser wurden renoviert, und die landwirtschaftliche Arbeit wurde besser verrichtet.

Die Dörfer Bogomasow und Dolinsk bildeten am Anfang der fünfziger Jahre eine Kollektivwirtschaft (Kolchose). Die Wirtschaft in diesen deutschen Dörfern entwickelte sich sehr schnell, denn die Männer hatten sich während der Zwangsarbeit nach ihrem Feld und Stall mit Vieh gesehnt. Obwohl in den

Oft wurden auch aufwändige Reparaturen einfach auf dem Felde ausgeführt, so wie hier, am Ufer des Tockflusses. Ein Motorrad war unersetzlich bei der Beschaffung der Ersatzteile und für die Heimreise.

dreißiger Jahren alles enteignet war, hielt man doch irgendwie an dieser Arbeit aus der Kindheit fest. Schon im Jahre 1953 hatte die Kolchose bei der Regierung keine Schulden mehr und besaß schon etwas Geld, um Technik zu kaufen und um Unterkünfte für das Vieh bauen zu können. Die Nachbardörfer, wo die Baschkiren (ein moslemisches Volk) wohnten, waren aber ganz am Ende, total verschuldet und ohne Ernte.

Da in Russland die gesamte Wirtschaft staatlich war, wurde auch entsprechend gehandelt. Die gut entwickelten Dörfer wurden wirtschaftlich mit den schwachen vereinigt um somit Insolvenzen zu verhindern. So wurden die zwei deutschen Dörfer – Bogomasow und Dolinsk, mit zwei baschkirischen Dörfern – Nizhne-Iljasowo und Sredne-Iljasowo in eine gemeinsame Kolchose vereinigt. Einfacher gesagt, mussten die fleißigen Deutschen jetzt noch ein zusätzliches Joch tragen. Um den Acker besser zu bearbeiten wurde immer mehr Technik eingesetzt. Viele junge Männer haben in den fünfziger Jahren den Beruf Treckerfahrer gelernt. Es gab sogar in dieser Zeit Frauenmannschaften, die auch pflügten, säten usw. Zum Glück hat es nicht lange angehalten mit dieser Frauenbewegung, sonst hätten die Kinder bald keine Mütter mehr gehabt, sondern bloß „aktive Sozialismusterbäuerinnen".

Die Politik der Regierung Russlands war nach dem Jahre 1917 immer auf Terrorismus dem eigenen Volk gegenüber gerichtet. Das Volk lebte in Angst und war dadurch auch immer bereit alles mitzumachen was den Parteigenossen einfiel. Alles was vom Zentralkomitee der kommunistischen Partei gesagt wurde, musste auf Befehl ausgeführt werden. Für die Landwirtschaft war es besonders schädlich, weil Russland ein riesiges Land mit verschiedenen Bodentypen und verschiedener landwirtschaftlichen Technologie ist. Das wurde alles ignoriert. So zum Beispiel, Ende der fünfziger Jahre kam der Befehl, Mais anzubauen. Der damalige Parteiführer Chruschtschow war in den USA, hatte dort gesehen wie die Bauern ihr Vieh mit Mais fütterten und dabei gute Ergebnisse hatten. Der Herr Chruschtschow war der Meinung, wenn Russland Mais anbauen würde, werde das ewige Problem der Viehwirtschaft: der Futtermangel beseitigt. Dieser Blödsinn hat bei der Landwirtschaft großen Schaden verursacht, besonders in den Regionen, wo es zu wenig Regen und Schnee gab, oder wo der Sommer zu kurz war um den Pflanzen die nötige Entwicklungszeit zu gewähren.

Peter Funk in der Erntezeit auf einem Mähdrescher SK-4 während des Studiumspraktikums auf dem Neuland in den Ostorenburger Ursteppen (1975).

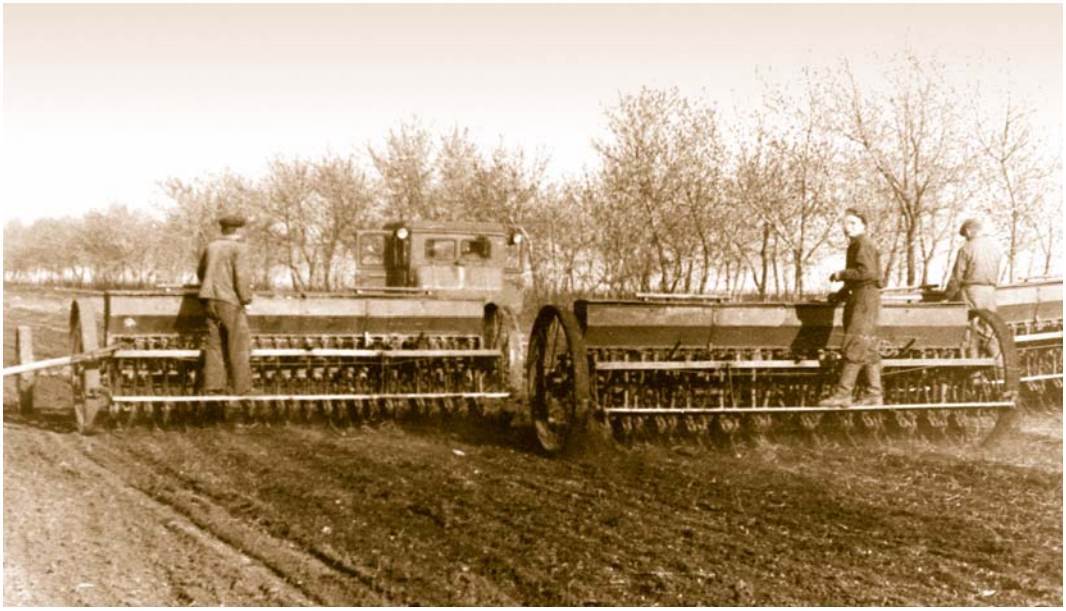
Ende der fünfziger Jahre kam wieder eine Direktive von „oben“: es ging wieder um Rettungsmaßnahmen für die durch die unsinnige Landwirtschaftspolitik geschwächten Kolchosen. Zu den oben genannten vier Dörfern wurden noch ein russisches Dorf Novo-Ivanowka und zwei mordowische Dörfer Helenopol und Alexejewka angeschlossen. Somit durften die Dörfer Bogomasow und Dolinsk danach noch fünf Dörfer mitziehen. Diese organisatorische Maßnahme wurde durch den Befehl: „alle möglichen Landwirtschaftsflächen zum Acker machen“ – ergänzt. Dann wurden alle Hügel und Berge umgepflügt, so dass kaum noch Platz blieb um das Vieh zum weiden. Besonders betroffen waren die Herden, die aus Privatvieh bestanden.

Anfang der sechziger Jahre besaß die Kolchose namens „Komsomolez“ 11.200 Hektar Ackerland, 3.500 Rinder, davon 1.300 Kühe und 3.000 Schweine. Beschäftigt waren 700 Arbeiter und Angestellte. 6.000 Hektar wurden für Getreide, 400 Hektar für Sonnenblumen und 1.300 Hektar für Mais genutzt.

Im östlichen Teil des Gebietes Orenburg wurde die Ursteppe zum Ackerland umgepflügt. Dadurch entstanden mehrere hunderttausende Hektar Ackerland, das für den Getreideanbau eingesetzt wurde. Russland konnte sich Ende der fünfziger Jahre zum ersten Mal nach dem Jahre 1913 an Brot satt essen. In den Kantinen gab es Brot kostenlos. Es dauerte aber nicht lange, bis der Tag kam, wo die Natur den Menschen bewies, dass vom Herrn alles harmonisch geschaffen wurde. Die Winderosion machte den neu bewirtschafteten fruchtbaren Boden unbrauchbar, die Wassererosion machte alle Hügel und Berge gelb – der Mutterboden war weggespült und man konnte nur gelben Lehm sehen.

Im Jahre 1963 gab es einen Machtwechsel im Kreml, an das Parteiruder kam Breschnew. Dieser Parteifunktionär hatte auch keine Ahnung von der wirtschaftlichen Entwicklung und besonders von der Landwirtschaft. Seine maniakale Sucht nach Ehre und verschiedene Auszeichnungen (er hatte vier goldene Heldensterne, usw.) hatte seine Gehilfen in den Gebietsparteikomitees sehr schnell angesteckt. Es wurden Millionen Medaillen und Orden verliehen. Selbstverständlich wurden die obersten Parteigenossen auch nicht vergessen.

Es kam so weit, das jedem Betrieb mitgeteilt wurde, wie viel Medaillen und Orden für seine Mitarbeiter vorgesehen sind. Es sollten z. B. zwei Melkerinnen, ein Viehzüchter und ein Traktorist sein. So hatte die Regierung dem Volk die Augen von den wirtschaftlichen Schwierigkeiten abgelenkt. Man durfte



Das Dreifach-Säaggregat von einem Raupentraktor DT-54 (54PS) (Traktorist Jakob Schilke) angetrieben. Die Aussaat ging in zwei Schichten je zwölf Stunden Tag und Nacht. Pleschanow 1964.

nur von Wachstum in der sozialistischen Ökonomie sprechen. Wer anders dachte oder von der Realität öffentlich sprach, wurde in der Presse als Feind des Sozialismus und als Gehilfe der Kapitalisten dargestellt. Gewöhnlich endeten diese unbequemen Leute in einer Psychiatrieanstalt.

Die Grundlage des sozialistischen Systems war die Zentralplanwirtschaft. Die zukünftige Entwicklung des Landes wurde in Fünfjahresplänen erfasst. Jeder Fünfjahresplan hatte sein eigenes Motto. Es war z. B. ein Fünfjahrplan der „Qualität", als ob in der anderen Zeit ohne Qualität zu arbeiten wäre Die örtlichen Parteikomitees waren verpflichtet die Aufsicht über die Erfüllung der geplanten Maßnahmen durchzuführen. Dieser Unsinn ging so weit, dass einige besonders „treue" Parteifunktionäre auf eine Idee kamen, die Arbeiter zu zwingen noch höhere Arbeitsverpflichtungen als geplant auf sich zu nehmen. Das waren die so genannten „sozialistischen Verpflichtungen".

Am Ende der sechziger Jahre war in Russland die Erweiterung der landwirtschaftlichen Flächen ohne erhebliche Kosten mehr oder weniger erschöpft. Deshalb setzte die Regierung als Ziel der Wirtschaftsentwicklung Intensität und Effektivität. Es war im Grunde genommen keine schlechte Idee, leider wurde sie genauso wie auch alle anderen wirtschaftlichen Maßnahmen unter Parteikontrolle gesetzt. Somit hatten wieder Leute mit überhaupt keiner Ahnung von der Volks- und Betriebswirtschaft das ausschlaggebende Wort. Allerdings wurde die Chemieindustrie aufgebaut um die Landwirtschaft mit Dünger zu beliefern. Weil Russland aber solche riesigen Ackerflächen hatte, gab es selten mehr als 10-15 kg Dünger auf einen Hektar. Wenn man noch weiß, dass auch diese winzige Menge ohne Bodenanalyse eingesetzt wurde, kann man sich vorstellen, dass diese Maßnahme nichts als Kostenerhöhung brachte. Um die Ackerflächen dieser Kolchose zu düngen brauchte man normalerweise 1200-1500 Tonnen Dünger jährlich. Die müsste aber auch noch jemand bezahlen können, außerdem müssten auch dazu entsprechende Lagerräume vorhanden sein.

Die Kolchose hatte kaum Geld um die abgenutzte Technik durch neue zu ersetzen, die Räume für das Vieh wurden gewöhnlich mit Bankkrediten gebaut. Für Lagerräume blieb also kein Geld übrig, deshalb wurden der

Gurkenzucht in Dolinsk – eine schwere Arbeit, brachte aber auch einen guten Gewinn.

Die Schafherde einer Kolchose. Die Schafzucht erwies sich unwirtschaftlich, denn für die Weide war sehr wenig ungepflügtes Land geblieben, das nicht mal für das Rindvieh ausreichte.

Rübensämaschine von einem Traktor MTS-5 angetrieben.

teuer bezahlte Dünger im Winter einfach auf den Schneeboden geschüttet. Verpackt waren die Dünger selten, meistens wurden sie wie Sand transportiert und so verschwenderisch auch aufbewahrt. Selbstverständlich war im Frühling nur noch 30 – 40 % der gekauften Menge nutzbar. Die Leute in den deutschen Dörfern sahen natürlich, dass es alles schief ging, konnten aber nichts sagen, weil die Wirtschaft von oben regiert wurde.

Anfang der siebziger Jahre kam eine neue Initiative von der oberen Etage der Parteiführung. Da hatte jemand die Idee, wenn man die Ackerflächen in Russland bewässern würde, gäbe es genug Lebensmittel im Lande. Die Versorgung des Landes mit Lebensmitteln blieb immer noch sehr aktuell. Obwohl das Verteilungssystem Anfang der fünfziger Jahre abgeschafft wurde, war es in den Großstädten doch noch knapp mit dem Essen. Die Leute mussten oft lange Schlangen stehen um Milch und Fleisch zu kaufen. Diese Mängel sollten beseitigt werden durch den Einsatz des großen Bewässerungsprogramms. Gesagt, getan. In Mittelasien wurden riesige Bewässerungskanäle gegraben. Im Orenburger Gebiet, wo es auch an Niederschlägen mangelte, gab es im Jahr nur 250-300 mm Feuchtigkeit, die als Regen oder Schnee vom Himmel kam. Es wurden Teiche gebaut um das Frühlingswasser für die Bewässerung abzufangen. Die Projekte wurden in großer Eile vorbereitet, weil die Parteiführung immer Tempo verlangte. Dadurch entstanden viele Mängel bei der Projektierung und beim Bau. Als Beispiel kann man den Teich beim Dorf Donskoj nennen. Durch Projekt- und Baufehler hob sich in paar Jahren der Grundwasserspiegel, so dass alle Einwohner in ihren Kellern Wasser hatten. In unserem Bezirk war eine Wasserader: der Fluss Tock. Der Tock war früher eine große Wasserbahn. Nach der Ackerflächenerweiterung, wo bis am Fluss gepflügt wurde, wurde der Mutterboden mit dem Frühlingswasser in den Fluss gespült. Außerdem forderte die Regierung von der Kolchose eine kontinuierliche Steigerung des Rindviehbestandes. Die Rindviehherden mussten geweidet und getränkt werden, dadurch wurden die Bäume und das Gebüsch, das am Ufer des Flusses wuchs, vernichtet. Viele Quellen gingen durch diese unbedachten Maßnahmen verloren. Für das Bewässerungsprogramm war der Fluss Tock auch noch ein leckeres Stück um die Parteidirektiven ins Leben zu rufen. Somit wurden den ganzen Fluss entlang Wasserpumpen aufgestellt und die anliegenden Flächen bewässert. Es kam so weit, dass dort, wo man früher im Tock schwimmen konnte, das Wasser noch kaum bis ans Knie reichte.

Die Bewässerungsanlagen kosteten die Kolchose viel Geld, haben sich aber leider nie bezahlt gemacht. Nach der „Perestrojka“ konnte die Kolchose wegen der Preiserhöhung nicht mehr die Stromkosten bezahlen, so dass die Bewässerung still gelegt wurde und die teuren Rohre und Geräte einfach geklaut wurden.

Die Parteiführung war nicht nur in der Landwirtschaft erfinderisch, sondern auch in der Viehwirtschaft. Nach dem westlichen Muster wurden große Viehräume gebaut wo bis zu 1.000 und mehr Rinder untergebracht wurden. Die Viehzucht wurde mechanisiert und sogar in einigen Fällen automatisiert. Im Dorf Bogomasow wurde eine sogenannte Milchfabrik in den siebziger Jahren gebaut. Da waren ca. 400 Kühe untergebracht die von zehn Melkerinnen gemolken wurden. Außerdem waren noch acht Viehzüchter und zwei Treckerfahrer, derer Aufgabe die Futterversorgung war. Zwei Techniker bedienten die Melkgeräte und die Kühlanlage, eine Laborantin prüfte jeden Tag den Fettgehalt und die Qualität der Milch. Diese Mannschaft wurde von einem Chef und einer Buchhalterin verwaltet. Also, insgesamt waren bei den 400 Kühen 25 Leute beschäftigt. Nimmt man noch die bescheidene Produktivität in Betracht – ca. 2.500 kg Milch pro Jahr von einer Kuh, so konnte eine solche Viehwirtschaft auch nie rentabel sein.

Besser sah es mit der Schweinezucht aus. Im Dorf Dolinsk war eine Schweinefarm, wo pro Jahr ca. 3.000 Ferkel zur Welt kamen. Die Läufer wurden dann später in eine Mastfarm, die sich in Bogomasow befand, versetzt. Es war auch oft knapp mit dem Kraftfutter, weil die Kolchose außer Saat alles Getreide an den Staat liefern musste. Aber die Schweinezüchter, überwiegend deutsche Leute, haben sich immer bemüht alles Mögliche zu machen um gute Ergebnisse zu erzielen. Im Jahre 1975 war eine Missernte, die Kolchose bekam nur knapp 0,25 Tonnen Getreide vom Hektar. Eingesät wurden im Frühling 0,18 Tonnen, also kaum die Saat. Dieses Ereignis führte zur Abschaffung des Schweinebestandes und in der Kolchose wurden nur noch wenige Sauen übrig gelassen. Da es auch kaum Langfutter gab, wurde per Eisenbahn mehrere tausend Kilometer gepresstes Stroh transportiert um das Rindvieh nicht verenden zu lassen. Noch schlimmer betroffen war das Vieh in den privaten Haushalten. Die Leute konnten knapp die einzige Kuh durch den Winter bringen.

Nach Breschnews Tod wurde es etwas milder in der Wirtschaftspolitik. Die Parteifunktionäre waren besorgt um ihre warmen Sessel, weil in Moskau ständig die Macht wechselte. Diese Zeit war echt gut für die Leute auf dem Lande. Da sie nicht mehr so streng unter Beobachtung standen, konnten die Kolchose ihre Pläne mehr oder weniger selbst schmieden. Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre waren die besten Jahre in den deutschen Dörfern. Die Leute konnten ihre private Wirtschaft etwas aufbauen. Das hieß ein paar Schweine und vielleicht eine Kuh mehr zu halten. Auf ihren 0,25 Hektar Land, auf dem Kartoffeln und Gemüse angebaut wurden, haben die fleißigen Deutschen viel Futter für ihr Vieh erzeugt. Das Fleisch und die Ferkel wurden dann auf dem Markt verkauft, um Geld für den Bau eines Hauses oder zum Kauf eines Autos einzusparen. In dieser Zeit veränderten sich die deutschen Dörfer sehr. Die Häuser wurden modernisiert, die Küchen wurden mit Gasherd ausgestattet, es wurden Gasrohrleitungen verlegt, damit die Heizung auf Gas umgestellt werden konnte.

Der Umbruch in der gesamten Zentralplanwirtschaft kam mit Gorbatschows Amtszeit. Es wurde „Perestrojka“ angedeutet. Am Anfang hatten die Parteifunktionäre dieses Motto als gewöhnliche Parteikampagne mit üblichem Applaus empfangen. Als es aber ernster wurde und Gorbatschow das Ruder immer mehr Richtung Marktwirtschaft zu drehen versuchte, wurde der Parteielite in den oberen Etagen klar, dass ihre Tage gezählt waren. Als Konsequenz entstand der Putsch im Jahre 1991, wo eine Gruppe von Parteifunktionären Gorbatschow verhaftete und versuchte, die „guten alten Zeiten“ wieder herzustellen. Zum Glück scheiterte dieser Versuch, und das Land konnte eine andere Wirtschaftsentwicklungsära beginnen.

Durch die milde Außenpolitik Gorbatschows bekamen die deutschen Leute endlich, die seit vielen Jahren ersehnte Möglichkeit zur Ausreise nach Deutschland. Obwohl unsere Neu Samara Dörfer nicht an dem langjährigen Kampf um Aussiedlung teilgenommen hatten, erklärte sich die Mehrheit der Einwohner bereit ihre Heimat zu verlassen und ins Land ihrer Vorväter umzusiedeln. Die ersten Aussiedler bekamen im Jahre 1989 die Erlaubnis zur Aussiedlung und seit dem konnte dieser Strom nicht mehr aufgehalten werden.

Man könnte viel diskutieren über die Gründe zur Aussiedlung, aber eins ist unbestritten: das deutsche Volk hatte kein Vertrauen mehr in die Politik, in die Regierung und überhaupt in das gesamte Land. Natürlich waren die Leute nicht alle eines Sinnes. Viele wurden verlockt durch die Möglichkeiten der Einführung der Marktwirtschaft. Es schien endlich wieder möglich, eine gute Einzelwirtschaft aufzubauen, denn landwirtschaftliches Land war in der Region im Überfluss vorhanden. Das war ja eigentlich der Grund, warum unsere Vorväter einmal aus Deutschland in die Süd-Ukraine umsiedelten und später ins Orenburger Gebiet kamen.

Durch den Zusammenbruch der Zentralplanwirtschaft zeigte es sich, dass die Kolchose eigentlich nicht existieren konnte. Die gemeinsame Arbeit hatte nicht die Produktivität des Bauernhofes. Weil aber an der Obrigkeit dieselben Leute geblieben waren, die sich jetzt als Demokraten maskierten, wurden keine Maßnahmen zur Unterstützung der Einzelbauern vorgenommen. Die Bauern konnten nirgends die nötigen Ersatzteile für ihre Technik kaufen, demselben Schicksal wurden sie ausgeliefert, sobald sie Kraftstoff und Dünger benötigten. Alles musste sich jeder selbst suchen und im Umkreis von 80 bis 350 Kilometer in den Städten Sorotschinsk, Orenburg und Samara kaufen oder abholen. Solcher Erwerb verlangte Zeit und war mit erheblichen Kosten verbunden.

Das Schlimmste war, dass es keine rechtliche Basis für den Erwerb der landwirtschaftlichen Fläche gab. Der Grund und Boden waren staatlich geblieben. Die Bauern waren gezwungen, Land bei der Kolchose zu pachten. Die Kolchose verpachtete in der Regel das schlechteste Land und zudem noch weit entfernt. So z. B. bekam eine Gruppe junger Leute im Dorf Bogomasow Pachtland, das ca. 30 Kilometer vom Dorf entfernt war. Solche Verhältnisse haben sehr zur Aussiedlung nach Deutschland beigetragen, sogar die Enthusiasten gaben schließlich ihre Bemühungen am Aufbau der Einzelwirtschaft auf.

Heute herrscht in Russland wilder Kapitalismus in der abscheulichsten Form. Die Behörden bereichern sich durch künstlich hochgeschraubte Gebühren, Firmen, die von Eigentümern gegründet sind, werden von kriminellen Strukturen ausgebeutet, die Leute in der Kolchose und in staatlichen Betrieben haben schon seit Jahren kein Geld für ihre Arbeit bekommen. Das Einzige, was noch verteilt wird, sind Sachbezüge: Fleisch, Getreide, Mehl und andere Lebensmittel.

Keiner von der Regierung hat den Mut, die staatlichen Betriebe und die Kolchosen zu liquidieren, eine vernünftige Privatisierung aller Güter und des Grundes und Bodens durchzuführen, um wirklich eine freie Marktwirtschaft einzuführen. Aber Russland ist ja noch immer ein besonderes Land gewesen. Es ist ein Wunder, dass Gorbatschow es geschafft hat, so ein riesiges Land ohne Blut auf ein anderes Wirtschaftsgleis zu stellen. Leider hatte sein Nachfolger der Herr Jelzin, nicht solch einen großen Erfolg. Seine Regierungen, die in der letzten Zeit ständig wechselten, spielten die Rolle passiver Zuschauer und das Land kommt nicht aus der tiefen Wirtschaftskrise heraus. Diese Lage beunruhigt die letzten Deutschen, die noch in den Dörfern von Neu Samara geblieben sind. Diese Unruhe ist auch nicht gegenstandslos. Die Gesellschaft hat sich in der letzten Zeit gespaltet. Es gibt mittlerweile sehr reiche Leute, die im Jahre 1996 ca. 350 Mrd. Dollar aus dem Land ausgeführt und im Westen deponiert haben. Es gibt aber auch solche Armut, dass die Leute nichts zu essen und zum anziehen haben. Dadurch entstehen immer größere Spannungen in der sozialen Sphäre. Möge doch Gott dieses Land vom Bürgerkrieg bewahren und nicht die Geschichte des Anfangs dieses Jahrhunderts, mit Revolution und allem was danach kam, wiederholen.

Krieg und Landwirtschaft

von Gerhard Dörksen, Bogomasow

Meine Kindheit bis Mai 1935 verging im Dorf Bogomasow. Danach zogen wir als Familie nach Donskoj, wo unser Vater schon in der MTS (Maschinen-Traktor-Station) als Chef-Agronom arbeitete. Dieses Amt hatte er bis 1950. Von 1935 bis 1942 besuchte ich die Schule.

Im Juni 1941 fing der Zweite Weltkrieg für Russland an und dann hieß es für alle arbeits-

Gerhard Dörksen 1942.

fähigen Deutschen: in die Arbeitsarmee. Am 20. März 1942 wurden die älteren kräftigen Männer nach Tscheljabinsk zum „Kombinat Tscheljabinskugol" mobilisiert.

Am 6. November 1942 wurde die zweite Gruppe: Jünglinge aus der siebten Klasse mit 14-15 Jahren und ältere Männer bis 50 Jahre rekrutiert. Wir wurden mit Leiterwagen zur Eisenbahn nach Sorotschinsk gebracht, und in Viehwaggons geladen. Wir 15-16-jährige Jugendlichen kamen wegen unserer schweren Koffern etwas später zu den Waggons. Ich hatte einen Koffer und eine Kiste. Die waren so schwer, dass ich sie nicht zugleich tragen konnte. Deshalb kamen wir nicht in den Waggon, in dem die Leute aus Donskoj waren, sondern mit den Leuten aus Klinok.

In Gremjatschinsk wurden wir der Kohlengrube Nr. 66 zugewiesen. Drei Monate lernte ich als Maschinenführer. Im Februar 1943 begann dann die Arbeit in der Grube Nr. 66 in drei Schichten. Die Schichten wurden jede Woche gewechselt. Gleichzeitig wurden neue Gruben gebaut. Die Gruben Nr. 61, 62, 63, 64, 65 66, 68, 69 produzierten schon Kohle. Später wurden auch die Gruben Nr. 72 und 74 eröffnet.

Weil Donbass unter deutscher Besatzung war, musste die Region Tscheljabinsk am Ural das Land mit Kohle beliefern. Aus Donbass waren teilweise Arbeiter und Meister nach Tscheljabinsk evakuiert, aber die meisten Grubenarbeiter waren die Russlanddeutschen aus dem Gebiet Orenburg, aus der deutschen Wolgarepublik und von der Krim. Das Essen war sehr knapp, völlig ohne Fett und Vitamine. Brot bekamen die Grubenarbeiter 1.200 Gramm und die anderen Arbeiter 700 Gramm pro Tag. Im Frühling 1943 starben die Ersten an Durchfall, ohne jegliche ärztliche Behandlung. Am Ende der Baracken stand ein Kasten, wohin die Toten gebracht wurden.

Durch schöne dichte Fichtenwälder gingen wir aus dem Dorf Gremjatschje zur Grube. Etwas später wurde neben der Grube eine Baracke gebaut. Viele Deutsche waren im Eisenbahnbau von Baskaja bis Gremjatschje (ca. zwölf Kilometer) beschäftigt. Die Eisenbahn wurde auch zu den Gruben geleitet. Bei diesem Bau starb eine große Menge junger Leute an Hunger. Der Winter 42/43 war extrem kalt, was die Arbeit besonders erschwerte. Wenn man von der Grube kam und jemand fehlte, dann musste die ganze Brigade (Mannschaft) zurück gehen und suchen, oft fand man nur noch eine Leiche.

Anfänglich wurden wir in Baracken in Gremjatschje untergebracht. Die erste Zeit mussten wir Wald roden, weil auf diesem Platz die Kohlengrube Nr. 66 entstehen sollte. Damals waren wir aus der siebten Klasse, und die Arbeit im Wald war für uns viel zu schwer. Eines Tages kam der Brigadeleiter und rief die „Kleinsten" zum Grubenleiter. Der fragte uns, ob wir lernen wollen. Wir waren natürlich alle sofort einverstanden. Am nächsten Tag nach dem Frühstück, kam der Grubenleiter Belosjorow und führte uns zur Grube Nr. 64: Drei Personen zum Kompressorhaus und drei Personen zum Haus der Lasthebemaschinen. So wurden wir zu Maschinenführern ausgebildet. Nur deswegen sind wir am Leben geblieben: „Gott sei Dank!"

Später kamen wir zur Grube Nr. 66 zurück und arbeiteten da als Maschinenführer. Die Arbeit in der Kälte war nicht leicht. Als die

Grube fertig war, mussten wir zu den Gruben Nr. 68 und 69, danach zu den Gruben Nr. 73 und 74. Im Herbst 1947, nach fünf Jahren im Arbeitslager, wurde ich wegen meiner schlechten Gesundheit nach Hause entlassen.

Ich kam zurück zu meinen Eltern und begann die Arbeit in der MTS als Traktorist und wurde später Lehrling in der Werkstatt. Alle Technik gehörte damals noch der MTS. Wenn es Feldarbeiten gab, arbeiteten wir mit der Technik auf den Feldern und die andere Zeit in der Kolchose. In der MTS bekamen wir als Lohn Geld, in der Kolchose wurde die Arbeit durch Sachbezüge (Getreide und andere Lebensmittel) belohnt. Im Herbst 1949 begann ich in Busuluk eine Ausbildung als Mechaniker der MTS.

Zu dieser Zeit wurden in den Dörfern Jugendvereine gegründet. Die Mütter lehrten uns heilige Lieder singen. Nikolaj Nebogin unterrichtete mit Dick Kornelius Religion. Und im Herbst 1947 konnte ich mich zu Gott bekehren. Wir konnten die heiligen Versammlungen besuchen. Aber es war nicht lange so. Im Mai 1951, nach der Verhaftung von zwölf Personen, unter denen auch mein Vater war, wurde alles anders. Nach diesen Ereignissen siedelten ich und meine Frau nach Tscheljabinsk um.

Ich arbeitete wieder in der MTS als Mechaniker. Später wurde ich Leiter der MTS, und von 1964 bis 1979 war ich als Ingenieur in einer Sowchose tätig. In der Zeit als diese Sowchose aus acht Kolchosen im Jahre 1964 gegründet wurde, war die Mechanisierung sehr bescheiden. Aber es gab jede Menge interessante Arbeit in Richtung Verbesserung der Technik, dem Feldanbau und in der Viehzucht. Es wurde viel gearbeitet in der Vorbereitung des granulierten Kraftfutters, trocknen des Heus und in Einführung neuer Technologien. Ende der 70-er Jahre wurden die Sowchosen im Etkulski Bezirk zu hoch entwickelten Wirtschaften.

Im Jahr 1979 zog ich mit meiner Familie ins Dorf Podolsk, Gebiet Orenburg um. Dort bauten wir uns ein Haus. Ich arbeitete als Ingenieur bis zur Aussiedlung nach Deutschland im Jahre 1989.

Niemals hatten wir den Gedanken nach Deutschland zu reisen gehabt. Die Kinder hatten sich für die Aussiedlung entschieden und wir mussten einfach mit. Denn wir wollten ja da auch nicht ohne Kinder bleiben. Alles was wir in unserem Leben angeschafft hatten: Haus, Auto, Vieh, Haushaltsgeräte, usw. sollte uns im Alter helfen. Nun war aber alles anders. Ungefähr 10 % von unserem Hab und Gut wurde uns erlaubt mit zu nehmen. Wegen der Inflation hatte alles keinen Wert mehr. Dank der deutschen Regierung konnten sich die Aussiedler doch relativ leicht in das neue Leben eingliedern.

XIII. Gemeindeleben in den Jahren 1930 – 1995

von Kornelius Unrau, Donskoj

Die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts waren eigentlich die schwierigsten Jahre unserer Geschichte in Russland. Die drei Bethäuser, die nach der Gründung der Ansiedlung Neu Samara gebaut wurden, dienten der Bevölkerung zu geistlicher Erbauung. Pleschanow wurde 1891 angefangen und diente der Mennoniten-(Kirchen)-Gemeinde. In dem Bethaus, gebaut in den Jahren 1907-1908, diente Ältester Daniel Boschmann, bis er 1930 ausgesiedelt wurde und dann nur noch wenige Monate lebte. Zwei Bethäuser gehörten der Mennoniten-Brüdergemeinde. Erstens war Lugowsk, gebaut am Ende des 19. Jahrhunderts, wo Ältester Abraham Martens diente, bis er erkrankte und im Jahre 1928 starb. In den Jahren 1907-1908 wurde das dritte Bethaus in Donskoj gebaut, es diente der Allianzgemeinde etwa 2-3 Jahre und wurde dann Filiale der Brüdergemeinde. Die Mitglieder der Allianzgemeinde durften auf ihren Wunsch entweder nach der Ordnung der Brüdergemeinde durch die Untertauchungstaufe aufgenommen werden oder sie schlossen sich der Kirchengemeinde an. Als Ältester der Gemeinde in Donskoj diente von der Gründung Johann Braun, bis er im Jahre 1922 erkrankte und starb. Dann übernahm die Leitung Peter Görtz (Donskoj), bis er im Jahre 1924 nach Kanada auswanderte. Seit 1924 diente als Ältester Heinrich Janzen (Dolinsk), bis er verhaftet wurde und das Bethaus im Jahre 1931 von der Obrigkeit geschlossen wurde.

Diese drei Bethäuser dienten der ganzen Ansiedlung zum Segen. Die sonntäglichen Andachten sowie die christlichen Festtage wurden mit Chorgesang begleitet. Es ist zu bemerken, dass in der Gemeinde in Lugowsk der Chorleiter Gerhard Reimer von der Errichtung des Bethauses, bis es geschlossen wurde, in dieser Arbeit diente. Im Bethaus Donskoj und in der Kirchengemeinde wurden die Chorleiter aus verschiedenen Gründen gewechselt. Von Zeit zu Zeit wurden Sängerfeste anberaumt, welche ebenfalls zum großen Segen und Nutzen dienten. Als Prediger in der Brüdergemeinde und in der Kirchengemeinde dienten einfache gläubige Diener am Worte Gottes. Ausnahmen waren im Jahre 1912 zwei Brüder aus der Mennoniten-Brüdergemeinde, Bruder Peter Görtz und Bernhard Bargen fuhren ins Ausland, um als Diener am Worte Gottes in der Berliner Bibelschule ausgebildet zu werden. Ihr Dienst dauerte aber nur eine kurze Zeit, weil der Erste Weltkrieg ausbrach und sie dann, wie alle anderen jungen Männer, einrücken mussten. Nach dem Ende des Krieges nahmen die Brüder Görtz und Bargen wieder ihren Dienst in der Brüdergemeinde auf. Die Brüdergemeinde verzeichnete ein Wachstum an Mitgliedern, weil jährlich neue Mitglieder durch die Taufe hinzukamen. Jahre vergingen, in denen die Gottesdienste in diesen Bethäusern so gepflegt wurden, wie wir sie nach väterlicher Weise übernommen hatten.

Schließung der Bethäuser und Verfolgung

Als 1917 die Revolution in unserem Lande durchgeführt wurde, brachte sie Not, Elend und Armut in die davor blühende Wirtschaft und die Kirche. Es gab eine ganz neue Umgestaltung des Staates, nämlich die Sozialisierung, wodurch auch die Religion beschränkt wurde. Von diesem dunklen Schatten bedroht, entschlossen sich viele Mennoniten in den zwanziger Jahren nach Kanada auszureisen. In den Jahren 1929-1930 wurde die Wirtschaft kollektiviert. Land, Wirtschaftgeräte und Vieh wurden den Bauern zwangsweise ohne Bezahlung abgenommen und in die Kolchose abgegeben. Das geerntete Getreide, auch die Viehproduktion gehörten nicht mehr den Bauern, sondern der Regierung. Den Arbeitern in den Kolchosen wurden nur die Arbeitstage angeschrieben und am Ende des Jahres bekamen sie einen sehr niedrigen Preis bezahlt. Jede Familie durfte nur eine Kuh, ein

Schwein und Federvieh als Privatwirtschaft halten. Von ihrer Produktion mussten sie Steuern zahlen und ein Teil der Privatproduktion musste in barem Geld der Regierung abgegeben werden. Im Jahre 1930 wurde vielen Bauern die ganze Wirtschaft weggenommen und sie selber wurden verschickt. Das Leben der sowjetischen Bevölkerung, und damit auch der Mennoniten, kam in eine ganz andere Richtung.

Die im Jahre 1917 entstandene kommunistische Regierung stellte die christliche Kirche auf das Nebengleis der Geschichte. Bis zum Jahre 1931 wurden die Gottesdienste in den drei Bethäusern noch geduldet, danach aber hart verfolgt. Am 6. Januar 1931 wurden die Bethäuser Donskoj und Pleschanow von den Behörden geschlossen und damit das geistliche Leben lahmgelegt. Auf der ganzen Ansiedlung von 14 deutschen Dörfern blieb nur ein Bethaus in Lugowsk. Da nun in den Jahren 1929 – 1930 Vieh, Land und Wirtschaftsgeräte der Bauern in Beschlag genommen wurden, hatten die Leute keine Pferde und Wagen mehr, um zum Gottesdienst zu fahren und zu Fuß konnten sie nicht zum Bethaus kommen, da es zu weit entfernt war. Dazu kam noch die Pflicht der sonntäglichen Arbeit für die arbeitsfähigen Leute. So wurden die Gottesdienste immer seltener besucht. In den weit entfernten Dörfern wurden noch Bibelstunden in Privathäusern abgehalten. Der Besuch des Gottesdienstes in Lugowsk, welches 6-10 km entfernt war, wurde verschiedenartig erschwert. Die arbeitsfähigen Menschen mussten auch an den Sonntagen und Festtagen arbeiten und es mangelte an Transportmitteln. Obwohl die Jungen auch zu Fuß den Weg hin- und zurücklegten, war es aber für die älteren gläubigen Geschwister nicht möglich, die Gottesdienste zu besuchen. Ende 1932 wurde auch das letzte Bethaus geschlossen und die Bibelstunden in den Privathäusern wurden nicht mehr gehalten. So wurde die blühende Ansiedlung zu einer geistlichen Dürre und die Gläubigen gerieten in eine Wüste, die den Glauben auf eine harte Probe stellte. In der stalinistischen Terrorzeit, schon am Anfang der dreißiger Jahre, wurden Prediger und andere geistliche Diener verhaftet. Verschont wurden nur wenige. Etliche kamen ins Gefängnis, die anderen wurden in den hohen Norden vertrieben. Zurück zu ihren Familien kamen nur wenige .

So trat eine geistliche Dürre ein, die Liebe unter den Gläubigen erkaltete und man wurde gleichgültig. Die Gläubigen erlitten unwiderstehlichen Rückgang im geistlichen Leben. Das alltägliche Leben war mit verschiedenen Unarten verbunden. Wo nicht Nächstenliebe ist, da tritt Hass, Neid, Hader und Zwietracht ein.

Die Begräbnisse wurden in einer halbstummen, geistlichen Weise vollzogen. Das Wort Gottes wurde auf den Begräbnissen nicht gepredigt und es wurden sehr wenige geistliche Lieder gesungen. Die Hochzeiten wurden ebenfalls in den meisten Teilen weltlich gefeiert, ohne jegliche Trauhandlung, ohne Gottes Wort und sogar Alkohol wurde getrunken. Die Kulturhäuser mit ihren Lustbarkeiten und Kinovorführungen wurden von vielen Gläubigen besucht. Im Alltagsleben, so auch an den Sonntagen, war äußerlich kein Unterschied zu bemerken. Nur sehr wenige enthielten sich des weltlichen Lebens. Es war die Zeitperiode, in der die meisten Diener am Worte Gottes, worunter auch aus der M. B. Gemeinde – Bernhard Bargen, Johann Stobbe, Tobias Voth, Heinrich Janzen, Jakob Martens, Chorleiter Peter Fast, Jakob Warkentin, aus der Kirchengemeinde – Johann Warkentin, Peter und Johann Neufeld waren, der Gewalt und Gefängnisstrafe ausgesetzt wurden.

Damit war die Terrorzeit aber noch nicht zu Ende. Es wurde immer dunkler. Bis zur tiefsten Finsternis kam es in den Jahren 1937-1938. Um diese furchtbare Zeit zu beschreiben, findet man einfach nicht die entsprechenden Worte. Fast alle Prediger, auch solche die bereits eine Gefängnisstrafe abgebüßt hatten, wurden wieder verhaftet. Unter ihnen waren aus der Mennoniten-Brüdergemeinde Bernhard Bargen, Johann Stobbe, Tobias Voth, Jakob Martens, Jakob Warkentin und Chorleiter Peter Fast. Aus der Mennoniten-Gemeinde waren Johann Warkentin, Peter Neufeld und Johann Neufeld. Soviel wie jetzt bekannt ist, sind etliche kurz danach verstorben, die anderen wurden erschossen oder gequält bis zum Tod. Zurückgekommen ist keiner von ihnen.

Die Überlebende. Im Mai 1951 wurde jeder von ihnen zu 25 Jahre KZ-Lager „für religiöse Tätigkeit" verurteilt und kamen aber 1956 frei. Hier auf der Goldenen Hochzeit bei Wilhelm Sawadski 1957. Von links: vorne – Peter Nachtigall (Kaltan), Wilhelm Sawadski (Lugowsk), Gerhard Voth (Bogomasow), hinten – Witwe Görtzen (Kuterlja), Kornelius Dück (Podolsk), Abram Gisbrecht (Donskoj), Johann Peters (Kaltan), Abram Funk (Bogomasow), Isaak Janzen (Podolsk), Peter Penner (Kuterlja).

In dieser Zeit lebten alle Familien in Angst. Wenn die Leute am Morgen aufwachten, so fragten sie als erstes nach, ob in dieser Nacht wieder jemand verhaftet wurde. Gewöhnlich holte die NKWD die Leute mit dem „Schwarzen Raben" oder auch mit Pferd und Wagen ab. Wenn die Leute im Dorf den Wagen sahen, schauten sie ihm angsterfüllt nach, auf wessen Hof er wohl diesmal fahren würde. Diese Terrorzeit hielt noch bis in die Kriegsjahre an. Durch diese tiefen Täler musste die Gemeinde Jesu gehen.

War denn jetzt die Gemeindezeit aus? Nein! Waren die Verheißungen Gottes nicht mehr in Kraft? Doch! Gott hat seine Gemeinde nicht verlassen (Je. 31.11). Als Gott mit Noah einen Bund nach der Sintflut schloss, sagte Er in 1. Mose 9, 14: „Und wenn es kommt, dass ich Wetterwolken über die Erde führe, so sollst du meinen Bogen in den Wolken sehen." Jesus sagt in Matth. 16,18 zu Petrus „die Pforten der Hölle sollen die Gemeinde nicht überwältigen". Nun aber hatte es den Schein, als ob alles aus war: keine Versammlungen mehr, keine geistliche Gemeinschaft mehr. Die Leute wagten vor Angst nicht untereinander von Gott zu sprechen. Es war auch fast unmöglich den Kindern zu Hause von Gott zu erzählen. In der Schule wurden sie gezwungen Leninskinder zu werden. Bis zu der dritten Klasse hießen die Kleinen „Oktoberkinder" und trugen an der Brust einen roten Stern mit Lenins Bild in der Mitte, von der dritten Klasse bis zur siebten wurden sie Leninspioniere genannt und ihr Zeichen war ein rotes Halstuch. Diejenigen, die dieses ablehnten, hatten große Schwierigkeiten in der Schule. Ab 14 Jahren wurden die Schüler in den Komsomol geworben, das heißt in den „Verein der Leninjugend", einzutreten. Sie waren dann die rechte Hand der Kommunisten und später durften sie dann der kommunistischen Partei beitreten.

Alles wurde gegen Gott gesteuert. Lieder, Gedichte, Vorträge: alles gegen Gott. Schrecklich! Es war fast unmöglich in solcher Zeit Christ zu bleiben und es sind auch viele lau geworden und in die Welt zurückgegangen. Und doch blieb es in Kraft: Wenn Gott auch Wolken über die Erde führte, ließ er trotzdem seinen Bogen sehen. Unsere Eltern haben trotz all der Drohungen und Verfolgungen uns beten gelehrt und vom Heiland erzählt. Wir durften davon aber niemandem erzählen.

In den Bethäusern wurden Schulen, Klubs oder Diskotheken mit allen weltlichen Lustbarkeiten eingerichtet. Kirche und Religion kamen auf das Abstellgleis der Geschichte.

Aber der lebendige Glaube, den der Herr in den Herzen seiner Kinder bewirkt hatte, blieb in den Herzen vieler Gläubiger am Leben. In einem Lied singen wir: „Was uns der Herr ins Herze gab, das kennt kein Sterben, kennt kein Grab".

Familienzeugnisse von der M.B. Gemeinde Donskoj: Zeugnis von Jakob Martens

von Sohn Jakob Martens, Warendorf, BRD

Mein Vater, Jakob Martens, wurde am 1. September 1903 als sechstes Kind in der Familie Franz und Anna Martens in Donskoj geboren. Die Kindheit und Jugendzeit verbrachte er im Elternhaus. Früh entschied er sich für die Nachfolge Jesu und wurde nach Absolvierung der Bibelschule anno 1925 Prediger in der Orenburger Siedlung.

Am 9. Dezember 1926 trat er mit Justina Heinrichs, geb. 1904, in die Ehe. Das Leben mit viel Hoffnung lag vor ihnen. Aber man hörte und ahnte schon von den nahenden Änderungen im Land. Deshalb legte die junge Familie keine eigene Wirtschaft an, sondern Jakob arbeitete bis zum Jahre 1929 in der Wirtschaft der Schwiegereltern. Dann wurden Großbauerschaften entkulakisiert, kleinere Wirtschaften enteignet und 1929-1930 Kollektivwirtschaften gegründet. Auch den christlichen Glauben meinten die Behörden ausradieren zu können. Prediger waren ein besonderer Dorn in den Augen der Behörden. Weil mein Vater Prediger war, wurde er nicht in die Kolchose aufgenommen und durfte keine Arbeit verrichten. Er wurde für etliche Monate in den Wald Berjosowka als Holzfäller geschickt. Danach wurde er im März 1930 für zwei Jahre nach Samara (Kuibyschew) in den Steinbruch und nach Minsk zum Eisenbahnbau mobilisiert, um Zivildienst zu leisten. Dabei wurde auch das wenige, was die junge Familie noch besaß, beschlagnahmt. Im März 1932 wurde er entlassen und durfte zu seiner Familie zurückkehren. Er hoffte, in seinem Heimatort eine Arbeit zu finden. Aber er fand keine, aus demselben Grund, wie vor Jahren. Nun war er gezwungen, anderswo zu suchen. Schließlich fand er in Samara eine Arbeit in der Nagelfabrik.

Am 8. 9. 1933 wurde er mit seiner Familie sowie etlichen anderen aus dem Heimatdorf verschickt. 30 km hinter Sorotschinsk wurden sie mit zwei Kindern (Sohn fünf Jahre und Tochter drei Jahre) auf kahler Steppe ausgesetzt. Was nun? Die Männer gruben große Gruben. Zwei Männer fuhren nach Donskoj und baten die Behörden um Holz, damit sie die Erdhütte fertig machen konnten. So hatten sie wenigstens ein Dach über dem Kopf. Die Männer wurden dann in die Sowchose 2. Pjatiletka" geschickt, um dort Gemeinschaftsstallungen zu bauen. Nach kurzer Zeit war kein Baumaterial mehr vorhanden und so mussten sie wieder zurück, auf die zugewiesene Stelle auf der Steppe, in die Erdhütten. So fragte mein Vater seine Geschwister, die nach Kasachstan verschickt wurden, ob man da Arbeit finden und leben konnte. Im Februar 1934 zog die Familie nach Kasachstan, Gebiet Akmolinsk. Sie zogen heimlich um.

In Akmolinsk wurde mein Vater als Berechner (Buchhalter) in der Traktorenbrigade eingesetzt. Dann durfte er einen Kurzlehrgang mitmachen und wurde in der Maschinen-Traktoren-Station (MTS) Litwinowo als Rechnungsführer eingestellt. Froh, dass sie ein Dach über dem Kopf und Brot hatten, lebte die Familie drei Jahre und drei Monate in Kasachstan.

Aber überall hörte man von Verhaftungen, nur wenige kehrten zurück und ein öffentliches Zeugnis für den Glauben an Gott wurde als Verbrechen angesehen. Die Behörden stempelten die Gläubigen als „Volksfeinde." Diejenigen, die noch frei lebten hatten, ständig Angst und bangten um das Schicksal ihrer Lieben. Mein Vater entschloss sich, wieder nach Donskoj zurückzukehren, damit, wenn er verhaftet wurde (damit rechnete er), seine Frau und Kinder bei den Eltern versorgt wären. Am 16. Mai 1937 kam die Familie nach Donskoj zurück. Den Sommer arbeitete mein Vater in der Schmiede und in der Erntezeit auf der Garbenbindemaschine.

Am 27. Juli 1937 wurde er direkt auf dem Feld verhaftet. Es wurde auch eine Hausdurchsuchung gemacht. So sahen wir damals unseren Vater das letzte Mal. Er blieb ohne jegliche Nachricht weg, wie auch tausende andere Väter. In sich trug meine Mutter die Hoffnung auf ein Wiedersehen, welche aber

nie in Erfüllung ging. Erst 1988 bekam meine Mutter, Justina Martens, die grausame Nachricht, dass ihr Mann, Jakob Martens, am 1. 9. 1937 zum Tode verurteilt wurde. Er wurde erschossen. Er wurde im Jahre 1988 namentlich rehabilitiert, aber die Frau blieb als Witwe zurück, die Kinder vaterlos.

Familien-Zeugnis

von Johannes Hein und seiner Schwester Maria Fröse, geb. Hein, Harsewinkel-Warendorf, BRD

Unser Vater, Johannes Hein, wurde im Jahre 1878 in Neu-Hoffnung, Alt Samara, Russland geboren. Im Jahre 1901 heiratete er Sara Janzen, geb. 1877 in Köppenthal, Am Trakt, Russland. Der Herr segnete die Ehe mit acht gesunden Kindern und es ging ihnen im Elternhause gut. Die Eltern hatten viel Freude an ihrer Kinderschar, führten ein glückliches Familienleben und waren Gott dankbar. In der Familie herrschte eine nach Prediger 12,13 gottesfürchtige Weihe: „Fürchte Gott und halte seine Gebote." Aber die Mutter erkrankte, freute sich aber immer, wenn ihr das Lied „Ach, mein Jesus, wenn ich dich nicht hätte" vorgesungen wurde. 1925 starb sie und Vater blieb mit acht Kindern allein: Albert, Johannes, Kornelius, Peter, Helene, Jakob, Käthe, Bernhard (geb. 1917, starb 1931).

Nach 3 1/2 Jahren auf dem Chutor Surowo, Davlekanowo, Ufa, heiratete der Vater Justina Martens, geboren 1897, aus Donskoj, Neu Samara. In Liebe und Eintracht fing wieder ein frohes Familienleben an. Die große Familie hatte nur ein kleines Haus, dazu noch einen Aushelfer in der Wirtschaft und die Küche wurde als Schlafzimmer benutzt. Die Eltern wurden sich einig, ein neues Haus zu bauen, aber bis es soweit war, waren Johannes und Kornelius bereits von zu Hause weg. Sie bauten eine große Scheune, Keller von gebrannten Ziegeln, Sommerküche und Brunnen. Ende 1929 wurde ihre Tochter Maria geboren, die behilflich ist, dieses Zeugnis zu schreiben. Das Baumaterial und alle Geräte zum Haus wurden gekauft. Doch im Jahre 1930 kam ein Beamter von der Obrigkeit um ihr Hab und Gut aufzuschreiben, und warnte

Familie Hein in Dawlekanowo im Jahre 1929 v.l.n.r. stehend – Albert, Kornelius, Johannes Junior, sitzend – Jakob, Katharina, Johannes Hein Senior, Bernhard, Helene

Vater, dass ihm die Verbannung drohte. Vater ließ so wie viele andere alles stehen. Er machte einen Schlitten mit einem Pferdegespann fertig, Mutter packte schnell und machte alles fertig. Noch an demselben Tag fuhr Vater mit zwei Kindern los nach Donskoj, Neu Samara. Mutter und die anderen Kindern blieben in Dawlekanowo.

Im Vertrauen auf Gottes Hilfe fuhren Vater und die Kinder im Winter bei hartem Frost einen Tag nach dem anderen. Abends suchten sie für sich und das Pferd in einem russischen Dorf Unterkunft. Die Russen waren gastfreundlich und nahmen sie auf. Bevor sie zur Ruhe gingen, sang Vater mit seinen zwei Kindern noch sein Lieblingslied: „Bis hierher hat uns Gott gebracht." Morgens ging die 500 km lange Reise dann weiter. Erschöpft und müde kamen sie ans Ziel.

In Donskoj nahm der Schwiegervater sie freundlich auf. Als sie von der Lage der Fami-

lie und der Drohung der Obrigkeit erzählten, wurden sie sich einig, die ganze Familie zu holen. Mutter mit den Kindern packten dann die nötigsten Sachen zusammen. Peter, bereits 20 Jahre alt, war der Führende auf der Reise. Der älteste Sohn, Albert, blieb in Dawlekanowo, um das Land, Vieh und alle Wirtschaftsgeräte an die Kolchose abzuliefern und dann auch nach Neu Samara zu fahren.

Wie immer aller Anfang schwer ist, so war es auch hier. Vier Jahre wohnte die Familie in Donskoj. Im Jahre 1931 wurde ihnen eine Tochter, Irma, geboren. Im Jahre 1934 kaufte der Vater ein altes Haus in Annenskoj, einem kleinen Dorf mit nur 25 Häusern. Es war ein ruhiges Dorf mit einer schönen Lage nahe am Fluss Tock. Das Haus wurde renoviert und die Familie zog ein. Die Erddielen in den Zimmern wurden samstags mit Kuhmist und Milch übergestrichen. Die Familie war froh, in Stille und Frieden zusammen zu sein. Auch hier wütete der Sturm der Verhaftung, aber da sie hier neu waren und in einem armen Haus lebten, wurden sie verschont. Oft sangen sie: „Freund ich bin zufrieden, geh es wie es will, unter meinem Dache leb ich froh und still. Manch ein Tor hat alles, was ein Herz begehrt, doch ich bin zufrieden, das ist Goldes wert."

In der Familie Hein wurde viel gesungen. Oft in stiller Abendstunde, wenn die letzten Strahlen der hinsinkenden Sonne sich am abendrötlichen Firmament zeigten und die Tageshitze sich gelegt hatte, saßen die Eltern mit den Kindern vor der Haustür und sangen dem Schöpfer Lob- und Dankeslieder. Die Frösche im Fluss begleiteten sie mit ihrer eigenartigen Musik. Im Jahre 1936 wurde ihnen eine Tochter, Hermine, geboren und 1937 die letzte Tochter, Ella. So waren es aus der ersten Ehe des Vaters acht Kinder und aus der zweiten Ehe vier Kinder. Doch Ella erkrankte und starb 1939 als Kleinkind. Nach sieben Jahren im trauten Heim in Annenskoj, verstarb die Ehefrau und ein kleines Kind unseres Bruders Jakob. Im Jahre 1937 wurde Kornelius verhaftet. Er ist verschollen.

Am 22. Juni 1941 heiratete Jakob das zweite Mal. Am Abend, als die Hochzeitsfeier noch nicht zu Ende war, kam die erschütternde Nachricht, dass im Lande Krieg ausgebrochen sei. Die deutschen Truppen hatten die russische Grenze überschritten und marschierten immer tiefer in das Land. Damit endete die Hochzeit und die Gäste gingen betrübt nach Hause.

Das Leben in Russland veränderte sich. Da der Krieg mit Deutschland geführt wurde, wurden alle Deutschen in Russland zu politisch nicht zuverlässigen Bürgern erklärt. Da fing die Not an. Die Russen mussten an die Front, die Deutschen in die Trudarmee Zwangsarbeit verrichten. Es blieb fast kein Haus ver-

Familie Hein 1955 v.l.n.r.: hinten – Irma Hein, Jakob Stobbe, Waldemar Stobbe, Maria Hein (Fröse), Johann Hein, Hermine Hein (Sawadski), vorne – Jakob Stobbe, Katharina Stobbe, geb. Hein, Peter Stobbe, Justina Hein Mutter, Johann Stobbe, Katharina Hein (die Frau von Johann).

schont. Am 20. März 1942 wurden alle Männer im Alter von 17 bis 55 Jahren mobilisiert und in das Uralgebirge gebracht. Dort mussten sie in den Kohlengruben sehr schwer bei ganz magerer Kost arbeiten. Aus unserer Familie wurden fünf Kinder in diese sogenannte Trudarmee einberufen.

Am 6. November 1942 wurden alle Jungen ab 15 Jahren und die übriggebliebenen Männer mobilisiert, am 12. November 1942 die Frauen im Alter von 16 bis 50 Jahren. Manch eine Mutter musste ihre kleinen Kinder verlassen und sie bei Großeltern oder anderen Verwandten unterbringen. Es traf auch unsere Familie. Peters Ehefrau musste ihre zwei Kinder verlassen. Auch unsere ledige Schwester Helene musste das Elternhaus verlassen und hinter Zaun und Riegel unter strenger Bewachung bei sehr schlechtem Essen arbeiten. Unser Albert schrieb in seinem Brief: „Heute war die Suppe etwas besser, ca. 15 Erbsen waren in jeder Portion."

In diesen unmenschlichen Verhältnissen hielten viele nicht lange aus. Durch Hunger, Kälte und schwere Arbeit versagten ihre letzten Kräfte, sie konnten nicht mehr arbeiten und starben. Das Jahr 1943 war das schwerste. Die Schwächsten, die noch am Leben waren, wurden entlassen. Da sie aber nicht allein fahren konnten, wurden Begleiter mitgeschickt. Unter diesen Entlassenen waren auch unsere drei Brüder, nämlich Albert, Peter und Jakob. Sie fuhren in der Hoffnung los, bald ihre Lieben wiederzusehen. Aber als sie bis zur Stadt Orenburg kamen, etwa 250 km von uns entfernt, war Peter ganz erschöpft. Schmerzerfüllt neigte er sein Haupt und verstarb. Auf der Bahnstation in Orenburg wurden die Toten aus den Waggons getragen. Es gab keinen Sarg, keine Bestattung. Sie wurden in einem Massengrab beerdigt. Der Zug fuhr weiter und die noch am Leben waren, mussten mit. Der Zug kam auf der letzten Eisenbahnstation in Sorotschinsk an. Von da waren es noch ca. 70 Kilometer bis Annenskoj. Hier sollten sie aussteigen. Jakob war so schwach, dass er nicht allein aussteigen konnte. Albert, der auch ganz erschöpft war, versuchte, seinem Bruder noch zu helfen. Mit großer Mühe kamen sie bis zu einer Unterkunft in Sorot-

Die Eisenbahnstation Sorotschinskaja hat das Leid, die Tränen, den Schmerz und auch den Tod vielen Deutschen miterlebt.

schinsk. Als die Hausfrau ihren Zustand sah, bereitete sie ihnen aus Mitleid ein Essen. Da sie aber so ausgehungert waren, wurde Jakob nach dem Essen sehr krank und hatte große Not. Früh morgens ging Albert los, um einen Arzt für Jakob zu holen. Als er über den Marktplatz ging, sah er da einen Mann liegen. Das war nichts Außergewöhnliches, aber als er näherkam, erkannte er die Pelzjacke und auch den Mann. Es war Jakob Voth, sein Onkel. Er war auch von der Trudarmee entlassen worden und suchte seine Unterkunft. Aber er kam dort nicht mehr an. Er verstarb auf dem Marktplatz. Albert meldete es der Polizei. Die Leiche wurde in die Leichenkammer gebracht. Albert eilte nun weiter zum Arzt, aber als der Arzt kam, war sein Bruder Jakob bereits tot. Albert schickte Vater ein Telegramm, dass er und Jakobs Leichnam in Sorotschinsk sind.

März 1943 war die schwerste Zeit zum Reisen. Der alte Vater spannte Pferde vor den Schlitten und machte sich auf die fast unmögliche Reise nach Sorotschinsk durch Schnee und Frühlingswasser. In Sorotschinsk angekommen, traf er seine Söhne: Albert, noch am Leben, Jakob tot. Am nächsten Tag legten sie Jakobs Leichnam auf den Schlitten, setzten sich auch hinauf und fuhren los nach Annenskoj, nach Hause. Die lieben Brüder waren fast nicht zu erkennen: einer tot, der andere nur Haut und Knochen. Jakob wurde beerdigt. Albert traf seine Familie auch in schweren Verhältnissen an, aber er war jetzt bei den Seinen.

Es war ein schweres Leben. Im Dorf waren meistens alte Menschen und Kinder. Die noch etwas arbeitsfähig waren, mussten mit den 13-14 jährigen Kindern die ganze Landarbeit in der Kolchose verrichten. Zusätzlich mussten sie noch viel Steuer und Sajome, d.h. Leihgeld, an die Regierung zahlen. Da die Leute in der Kolchose kein Geld bekamen, mussten sie Milch und Butter verkaufen, um dieses Geld aufzubringen. Derjenige, der eine Kuh hatte, musste zusätzlich auch Milch und Fleisch an die Regierung abliefern. Wer noch Hühner hatte, musste Eier liefern. Für Eigennutzung blieb den Leuten ganz wenig übrig. Die Menschen lebten in großer Armut. Sie ernährten sich von dem, was in den Gärten wuchs.

Albert erholte sich etwas und fing an zu arbeiten. Aber er war noch zu schwach, erkrankte und Anfang Juli desselben Jahres verstarb er und wurde an seinem Geburtstag beerdigt. Wieder war die Frau ohne Mann und die Kinder ohne Vater. Einen Monat später verstarb sein jüngster Sohn.

Im Oktober desselben Jahres erhielten wir die Nachricht, dass unsere Schwester Helene in der Trudarmee sehr krank sei. Der Vater versuchte sie nach Hause zu holen, doch die Obrigkeit ließ den alten Vater nicht fahren wegen gewisser Kriegsgesetze. Am 12. Oktober erhielten wir ein Telegramm, dass Helene sowie etliche andere kranke Mädchen entlassen und mit einem Begleiter nach Hause geschickt wurden. Schwester Helene kam, wie auch ihre Brüder, bis zur Bahnstation in Orenburg und starb da, ohne ihr Sehnen nach Hause gestillt zu haben.

In der Kriegszeit kamen Hunger, Krankheiten, Not und Elend in viele Familien. Die Ärzte konnten wenig helfen, da es nicht genügend Arzneimittel und Medikamente gab. Einer nach dem anderen starben die Leute. Im Februar 1945 erkrankte unser Vater und verstarb. Die Mutter war auch krank, aber wurde wieder gesund. In unserer Verwandtschaft sind in einem Jahr und acht Monaten zwölf Personen gestorben: drei Söhne, eine Tochter, eine Schwiegertochter, vier Enkelkinder sowie zwei nahe Verwandte und zuletzt der Vater. In einem Lied heißt es:

„Jetzt noch verhüllt erscheinen mir
Des Vaters Weg und Führung hier,
Doch Droben werd ich deutlich schau'n,
Wie gut es ist Ihm zu vertrau'n".

Von der einst großen Familie überlebten den Krieg noch: die Mutter, Justina Hein, ein Sohn (Johannes) und eine Tochter (Käthe) aus der ersten Ehe des Vaters sowie die drei Töchter (Maria, Irma und Hermine) aus der zweiten. Johannes lebte mit seiner Familie in Kasachstan, Käthe mit ihrer Familie in Donskoj und die drei jüngsten Töchter lebten mit der Mutter in Annenskoj. Die Mutter mit den drei Töchtern zog 1947 zurück nach Donskoj in ihr Elternhaus. Hier besuchte die Mutter mit uns die Gottesdienste, die jetzt nach dem Krieg wieder stattfanden und später schlossen

Maria, geb. Hein, und Isaak Fröse ca. 1965

wir uns der Mennoniten Brüdergemeinde in Donskoj an. Von hier aus heirateten alle drei. Anfangs 1974 erkrankte die Mutter und verstarb im März. Käthe verstarb im Oktober 1984.

Am Leben sind heute von dieser großen Familie noch vier Geschwister (Johannes, Maria, Irma und Hermine) und leben in Deutschland.

Ich sehe einst die Lieben, dort in jenem Heimatland,
Und viele, die mit mir dann ziehen heim.
So mancher wartet dort auf mich an jenem goldnen Strand.
Der erste, den ich seh', soll Jesus sein.

„Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft". Jesaja 40,31

Gemeindeleben in den Dörfern: Lugowsk

von Johann Spenst, Euskirchen, BRD

In den dreißiger Jahren wurden die Christen sehr hart verfolgt. 1933 wurde das Bethaus in Lugowsk zu einer Schule umgebaut. Es gab keine Gottesdienste und andere geistliche Gemeinschaften. Man konnte nur heimlich zu Hause lesen und beten. Doch Gott überhörte die Gebete nicht.

In den Jahre 1943-1944 bildeten einige Schwestern langsam und heimlich einen kleinen Gebetskreis. Sie kamen zusammen, lasen sich Verse aus der Bibel und beteten zusammen. Und diese Gebete hat Gott erhört.

Im Jahre 1946 hielt Heinrich Wedel Gemeinschaften mit Kindern und Jugendlichen. Es gab eine große Erweckung unter der jüngeren Generation, doch eine Gemeinde gab es zu der Zeit noch nicht.

Im Herbst 1948 wagte es Peter Klassen, das erste Erntedankfest zu organisieren, wo er auch predigte. Peter Klassen, Wilhelm Sawadski und andere ältere Prediger wagten es manchmal zusammenzukommen. Peter Wedel sang mit der Jugend und bildete einen Chor, wo er mit Ziffern zu üben begann.

Wilhelm Sawadski predigte in vielen Dörfern auf Beerdigungen. Er bediente auch viele Hochzeiten mit Trauhandlungen. Er wusste, dass man ihn verhaften würde, wenn er weiter Gottes Wort verkündigte, doch er predigte trotzdem weiter. 1951 wurde er verhaftet. Das geistliche Leben ging trotz der Verfolgung weiter, denn zu aller Zeit hatte Gott treue Beter, wodurch das wahre Licht nicht ausging. Im Herbst 1955 wurde Wilhelm Sawadski aus dem Gefängnis entlassen.

Noch im Jahre 1948 kam ein gelehrter Atheist, Peter Engbrecht, nach Lugowsk. Er war Lehrer und arbeitete gegen Gott. Doch er hatte die Lungenkrankheit Tuberkulose und deshalb wurde ihm gekündigt. Er war ein Christenverfolger, aber er hatte eine gläubige Frau, die heimlich viel für ihn betete. Dann bekehrte er sich zu Gott. So wie er früher gegen Gott arbeitete, wirkte er jetzt für Ihn.

Bei der Arbeit als Wächter auf dem Feld mit Wassermelonen versammelten sich um Peter Engbrecht Jugendliche aus Lugowsk und Kaltan. In einer einfachen Gemeinschaft gab er ihnen weiter, was er selbst in Gott gefunden und mit Christus erlebt hatte. Als dann der Winter kam, fanden diese Gemeinschaften bei Bruder Engbrecht im Hause statt. In einem engen Zimmer, wurden diese Gottesdienste gehalten. Es waren überwiegend Jugendliche, die meistens stehend mitfeierten. Allmählich schlossen sich auch Jugendliche aus anderen Dörfern an. Dann kamen auch ältere Geschwister dazu. Hier nahm in

Der Sängerchor der Gemeinde Lugowsk.
Der erste von links – Ältester Johann Spenst. Der vierte von links – Dirigent Jakob Dück.

den Jahren 1953-1954 die Erweckung ihren Anfang. Nach längerer Zeit fand im Juni 1954 das erste Tauffest statt, wo Peter Engbrecht taufte. Wegen großer Verfolgung wurde oft nachts getauft. Von da fing das Gemeindeleben wieder richtig an. Bruder Engbrecht übernahm die Leitung der Gemeinde und das Abendmahl wurde auch gehalten. Doch während die Gemeinde wuchs, verstärkten sich auch die Verfolgungen. Ganz am Anfang des Jahres 1957 war die erste Ordinierung. Peter Engbrecht und Peter Pankratz wurden eingesegnet. Noch im Frühling desselben Jahres wurde Peter Engbrecht verhaftet und er wurde zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Trotzdem wurden, obzwar nicht beständig, weiter Gottesdienste durchgeführt. Aber in den Jahren 1958-1959 hörten die Gottesdienste wegen des strengem Verbotes des Glaubensbekenntnisses wieder auf. Nur die Jugend versammelte sich heimlich.

In den Jahre 1962-1963 versammelten sich die Christen wieder heimlich. Jetzt kam auch Peter Engbrecht aus der Gefangenschaft nach Hause und übernahm wieder die Leitung der Gemeinde. Trotz der harten Verfolgung gab es Bekehrungen und Tauffeste.

Ende der sechziger und in den siebziger Jahren bestand die Gemeinde zum großen Teil aus denen, die sich in den Erweckungsjahren bekehrt hatten. Zu dieser Zeit gab es in Lugowsk keine christliche Jugend, bis die Kinder von diesen Geschwistern herangewachsen waren. Die Gottesdienste wurden in verschiedenen Häusern der Glaubensgeschwister durchgeführt. Die Versammlung zu sich zu nehmen, war immer mit einem Opfer verbunden. Diejenigen wurden oftmals bestraft (Geldstrafe) und zur Verantwortung gezogen. Wenn die Gottesdienste von den Behörden und Lehrern besucht wurden, wurde eine Akte darüber aufgestellt, bei wem die Versammlung war und wer gerade predigte. Die Schulkinder wurden aufgeschrieben. Später wurden der Hausbesitzer, der Bruder, der gerade gepredigt hatte, und oftmals noch der Leiter der Gemeinde zu den Behörden zur Verantwortung gezogen und mit einer Geldstrafe bestraft. Die aufge-

Tauffest in der Gemeinde Lugowsk im Juni 1991. Die Taufe vollführt der Ältester Johann Spenst.

schriebenen Kinder wurden in der Schule zur Verantwortung gezogen.

Auf einer Reise, kurz vor Weihnachten 1977 starb Peter Engbrecht. Am 24. 12. 1977 war seine Beerdigung. Viele Gäste und Prediger waren zugegen, aber es wurde nicht gestört.

Am Anfang des Jahres 1978 wurde Bruder Johann Spenst als Leiter der Gemeinde gewählt. Im nächsten Jahre 1979 wurden er und Bruder Heinrich Löwen ordiniert. Im Sommer desselben Jahres wurde auf dem Hof zwischen Heinrich Spenst und Peter Pankratz ein Sommerzelt errichtet, um Gottesdienste darin abzuhalten. Doch dieses Zelt wurde nach einer Zeit von den Behörden abgebrochen. Die Christen ließen sich jedoch nicht entmutigen und im Sommer des nächsten Jahres wurde das Zelt wieder neu aufgebaut. Doch auch diesmal wurde es wieder zerstört. Die Verfolgungen nahmen bald zu, bald ab.

Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre, konnte die Gemeinde sich mehr oder weniger ruhig versammeln, und auch Kinder wurden beständig mitgenommen zum Gottesdienst. Jedoch die jungen Brüder, die verpflichtet waren für zwei Jahre in den Militärdienst zu gehen, hatten oftmals große Schwierigkeiten. Von ihnen wurde verlangt, einen Eid abzulegen, was die Brüder auf Grund des Wortes Gottes nicht wollten. So kam es, dass der junge Bruder Heinrich Löwen deswegen vier Jahre (1982-1986) im Gefängnis verbrachte.

Zu diesem Zeitpunkt lebte die Gemeinde ein vollständiges Gemeindeleben. Es waren ca. 120 Mitglieder mit einem Chor von ca. 30 Sängern. Jakob Dück, der Sohn von Heinrich Dück, war längere Zeit Chorleiter und Dirigent. Die Jugend beteiligte sich auch am Gottesdienst. Am Anfang und zwischen den Ansprachen sangen abwechselnd der Chor und die Jugend.

Seit 1986 war Glaubensfreiheit. Einmal in der Woche hatten etliche Schwestern mit den Kindern Kinderstunde. Die Kinder waren in zwei Gruppen geteilt (etwa 10 bis 20 Kinder in der Gruppe). Wie noch aus der Zeit der Verfolgung wurde ein Weihnachtsgottesdienst extra für die Kinder gehalten. In dem Gottesdienst durften die Kinder nach der Einleitung ihre Gedichte aufsagen, die sie zu Hause mit den Eltern bzw. Großeltern oder in der Kinderstunde gelernt hatten. Nach dem Schluss bekam jedes Kind ein kleines Geschenk (eine Tüte mit Süßigkeiten). Diese Kinderweihnachtsgottesdienste wurden auch von vielen Ungläubigen besucht. In diesen Jahren gab es auch jedes Jahr Hochzeiten in der Gemeinde.

Die Liebe und Güte Gottes hat noch kein Ende. Dieses durfte auch die Gemeinde in Lugowsk immer wieder erfahren. Immer wieder fanden Seelen den Frieden in Jesus und so wurden, durch Gottes Gnade, jedes Jahr neue Mitglieder der Gemeinde zugetan. Die Tauffeste waren immer Feste für die ganze Gemeinde. Oftmals wurde am Abend bei Sonnenuntergang das Tauffest durchgeführt. Aber in den letzten Jahren wurden sie bereits am Tage durchgeführt. Getauft wurde in dem Fluss Tock.

Die Beerdigungen, die zu der Zeit der Verfolgung sich auf christliche und kommunistische Art geteilt hatten, wurden jetzt wieder zum größten Teil christlich durchgeführt: mit Gottes Wort und Gesang des Gemeindechores.

Ab dem Jahre 1989 fand die Gemeinde ihr Zuhause bei den Geschwistern Johann und Anna (geb. Wiens) Dück. Das Haus war so eingerichtet, dass vorne ein großer Saal von ca. 80 qm war. Eine angebaute Veranda diente als Garderobe. Am anderen Ende des Hauses richteten die Geschwister Dück sich eine kleine Wohnung ein.

Als die Auswanderung nach Deutschland anfing, bestand die Gemeinde aus ca. 150 Mitgliedern. Die Ersten waren bereits im Jahre 1988 weggefahren. Im Frühling 1995 siedelte der Leiter der Gemeinde, Bruder Johann Spenst, nach Deutschland über. Die Geschwister Dück waren bereits vor zwei Jahren gefahren, doch die Gottesdienste wurden auch weiter in ihrem Hause durchgeführt. Im Herbst kam ein Bruder David Tiessen aus Otradnoje nach Lugowsk, der die Leitung der jetzt schon ganz kleinen Gemeinde übernahm. Zur Zeit (1998) sind in der Gemeinde ca. 16 Mitglieder.

Bogomasow

von Johann Langemann, Bogomasow

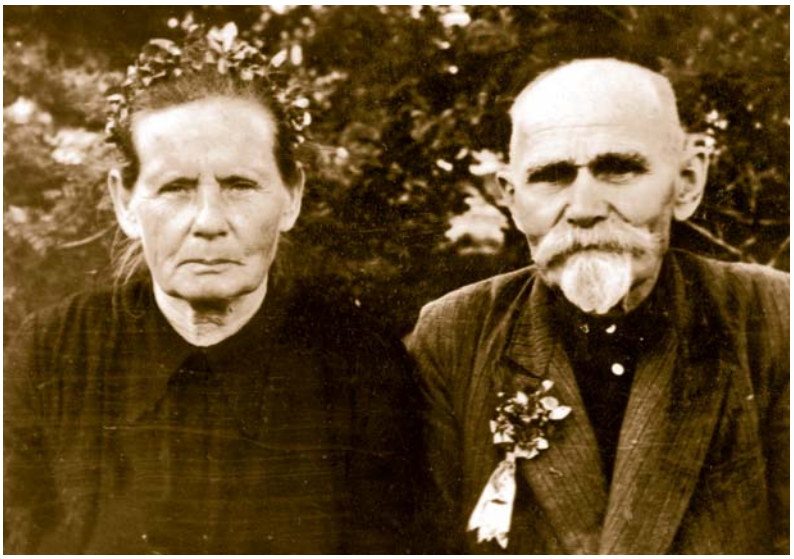
Meine Erinnerungen über das Gemeindeleben in dem Dorf Bogomasow, Gebiet Orenburg, greifen zurück ins Jahr 1930, als ich sieben Jahre alt war und es bereits keine Versammlungen gab. Unsere Eltern, besonders mein Vater, erzählte uns Kindern viel aus der Bibel. Im Jahre 1932 wurde er auf drei Jahre abgeurteilt. 1937 wurde er wieder festgenommen. Er ist nie mehr zurück gekommen.

Im Jahre 1953, als in Donskoj, fünf Kilometer entfernt, die Versammlungen anfingen, besuchten auch einige aus unserem Dorf die Gottesdienste dort und schlossen sich der Gemeinde in Donskoj an. Darunter waren auch ältere Geschwister, denen es schwer fiel, so weit zu gehen. Im Jahre 1957 fingen wir an uns im Dorfe Bogomasow zu versammeln. Hier waren zwei alte Brüder, Gerhard Voth und Heinrich Friesen, die das Wort lasen oder die Predigten hielten. Der Obrigkeit gefiel solches nicht und so fingen die Drohungen an. Versammlungen wurden doch abgehalten und Tauffeste wurden gewöhnlich mit Donskoj zusammen durchgeführt.

Als wir in Bogomasow mit den Versammlungen in Privathäusern anfingen, waren es ca. 20 Mitglieder. Wir hatten keine eingesegnete Leitung. Aber im August 1968 wurde Johann Langemann (geb. 1923) als Leitender eingesegnet.

Die Verfolgung nahm immer mehr zu und Geldstrafen wurden verhängt. Wir sollten ja unsere Kinder nicht mitnehmen zur Versammlung. Unsere Kinder waren nicht Pioniere oder Komsomolzen und gingen auch nicht ins Kino. Im August 1972 wurden drei Brüder abgeurteilt. Johann Langemann wurde zu vier Jahren Straflager verurteilt, Peter Janzen und Peter Heidebrecht zu jeweils zwei Jahren Straflager.

Als die Strafzeit vorbei war und die Brüder nach Hause kamen, fingen sofort wieder Drohungen und Geldstrafen an. Beinahe jeden Sonntag kam Besuch von der Obrigkeit und derjenige, der mit dem Wort diente oder aber



Prediger Gerhard Voth mit seiner Ehefrau Elisabeth auf ihrer Goldenen Hochzeit nach der Verbannung.

auch nur ein Gedicht erzählte, musste später Strafe zahlen. So auch der Eigentümer des Hauses, in dem die Versammlung stattfand. Gewöhnlich war die Strafe 50 Rubel.

So ging es bis 1988, als es etwas ruhiger wurde, und im Jahre 1989 gab es keine Bedrängnisse mehr. Zu der Zeit waren wir 65 Gemeindemitglieder. Im Herbst 1989 reiste die erste Familie nach Deutschland. 1997 zog auch Johann Langemann nach Deutschland, wo bereits drei seiner Kinder lebten. Da in Bogomasow nur sieben Gemeindeglieder geblieben waren, wurde 1997 von allen Dörfern in Neu Samara eine Gemeinde gebildet.

Kuterlja

von Susanna Görzen und Helena Penner, Breitscheid-Warendorf, BRD

„Darum gedenke ich an die Taten des Herrn; ja ich gedenke an deine vorigen Wunder und Rede von allen deinen Werken und sage von deinem Tun: Gott dein Weg ist heilig. Du bist der Gott, der Wunder tut." Ps. 77, 12-15, 21a...

Im Jahre 1946 fuhren zwölf Mädchen aus dem Dorf Kuterlja auf einem Kastenwagen abends ins Nachbardorf Podolsk zu einem Gottesdienst. Die Predigt hielt ein alter Bruder Isaak Janzen. Sein Text war aus Luk. 5, 18-26. Alle zwölf Mädchen durften erfahren, dass der Menschensohn Macht hat, auf Erden Sünden zu vergeben. Die Freude auf der Heimreise war groß, denn alles war neu geworden.

Im Dorf gab es einige Neue Testamente, aber nur ein Liederbuch, alles in deutscher Sprache. Zwei Schwestern, Susanna und Justina Görzen konnten deutsch lesen und schreiben. Sie hatten es selbst erlernt, denn in den Schulen wurden alle Fächer nur in Russisch unterrichtet. Jetzt fingen diese Mädchen an Deutsch zu lernen. Der Herr segnete ihr Bemühen. Es wurden Lieder abgeschrieben, auswendig gelernt, gesungen und Gottes Wort gelesen. In Kuterlja waren keine Brüder, welche die jungen Seelen hätten unterweisen können, und so baten sie eine ältere Schwester, Witwe Katharina Görzen, geb. Unger, die in all den Wirren, Kollektivierung, Hungersnöten und Kriegsjahren dem Herrn treu geblieben war, um Hilfe. Sie pflegte treu die jungen Pflanzen. Die Zusammenkünfte waren immer im Hause der Schwester unter dem Namen „Jugendverein".

In den Jahren 1947-1948 und später kamen die Mädchen aus Orsk von der Trudarmee nach Hause. Sie waren bereits bekehrt und getauft. So wurde die Zahl der Gläubigen immer größer. Auch Jünglinge kamen aus Perm und Tscheljabinsk aus der Trudarmee. Einige von denen bekehrten sich und hielten sich zu den Gläubigen, wie Wilhelm Sawadski der dann den Gesang leitete. Andere junge Brüder versuchten mit dem Wort zu dienen, welches sie eben erst selber erfasst hatten und oftmals schlecht lesen konnten. Die Zusammenkünfte der Gläubigen wurden von den Behörden streng verboten. Besonders Katharina Görzen wurde hart bedroht, weil die Versammlungen in ihrem Haus stattfanden. Doch sie hatte ihr ganzes Leben Gott geweiht.

Im Sommer versammelte man sich dann in Feld und Wald, im Winter auch bei anderen Gläubigen, oft bei verhangenen Fenstern.

Susanna Görzen berichtete, dass Samstag, den 25. 8. 1951, um 9.00 Uhr morgens drei Männer ins Haus traten – der Vorsitzende des Dorfes und zwei Polizisten. Die Mutter knetete gerade einen Teig. Man sagte ihr, dass sie verhaftet sei. Dann wurde das Haus durchsucht. Die geistlichen Bücher, die sie finden konnten, wurden mitgenommen. Uns blieben nur einige Bücher, die sie nicht fanden. Wir waren auch für diese paar Bücher, die uns erhalten blieben dankbar, denn man konnte keine kaufen.

Vor vierzehn Jahren 1937 wurde unser Vater Hermann Görzen verhaftet. Auch damals wurde das Haus durchsucht. Die Mama lag damals krank im Bett. Der älteste Bruder war zwölf Jahre alt, der jüngste ein Jahr. Zwischen den beiden Brüdern waren wir vier Mädchen. Hatten die Polizisten damals Mitleid? Nein! Sie nahmen den Vater mit. Er kam nach Atschinsk. Dort musste er zehn Monate schwer arbeiten, dann erkrankte er und starb. Ein Bruder Borms, der dort mit dem Vater zusammen war und ihn im Krankenhaus besuchen durfte, berichtete es unserer Mutter, nachdem er entlassen wurde. Es war für unsere Mutter ein Trost, dass er einen natürlichen Tod gestorben war und auf ewig jetzt beim Herrn war.

Die Strasse von Kuterlja am Tag der Hochzeit von Willi und Nadja Schellenberg.

Nach der Hausdurchsuchung (1951) wurde der Mutter, so wie bei vielen, geistliche Literatur von den Polizisten mitgenommen. Die Mutter kam nach Orenburg ins Gefängnis. Einige Monate vorher wurden in unserem Gebiet noch zwölf Brüder verhaftet. Im Dezember desselben Jahres wurden sie gerichtet und verurteilt. Die Angehörigen durften nicht bei der Gerichtsverhandlung anwesend sein. Nur als das Urteil vorgelesen wurde, durften sie ganz hinten stehen. Drei Brüder, die bereits über sechzig Jahre alt waren, wurden zu zehn Jahren Gefangenschaft verurteilt. Die anderen zehn, darunter auch unsere Mutter, zu 25 Jahren Gefangenschaft. Die Mutter war damals 57 Jahre und 10 Monate alt. Wir durften mit der Mutter nicht sprechen, hatten sie aber wenigstens gesehen.

Oft hatten wir mit ihr gesungen, denn sie liebte das Singen. Sie hat uns das wahre Christentum vorgelebt. Nachdem sie ihr Urteil gehört hatte, hob sie den rechten Arm und zeigte nach oben. In des Herrn Hand legte sie ihre Zukunft.

Den ersten Brief erhielten wir am 2. Mai 1952. Es war uns eine große Freude. Weiterhin hatten wir Briefwechsel und durften auch etliche Pakete schicken. Die Mutter war in Sibirien, in Irkutsk. Nach ca. drei Jahren Gefangenschaft durften wir sie einmal besuchen. Die Reise dauerte fünf Tage und nach langem Bitten durften wir zwei Stunden mit ihr sprechen. Für uns war es eine große Gebetserhörung. Bei diesem Besuch konnten wir unserer Mutter eine Bibel überreichen. Der Herr lenkte ihnen allen das Herz. Ps. 33, 15. Der Wächter durchsuchte nicht die Tasche, die wir ihr gebracht hatten. Er fragte nur, ob sie nicht Wodka (Branntwein) bei sich habe. Mama konnte wahrheitsgetreu „nein“ sagen. Die Mutter erzählte, nachdem sie aus der Gefangenschaft zurückgekehrt war, dass die Zeit viel schneller verstrichen sei mit dem Wort Gottes in den Händen. Manchmal hat sie auch mit anderen Gefangenen zusammen in der Bibel gelesen. Nach vier Jahren Gefangenschaft durfte sie nach Hause kommen. Fünf Jahre haben wir dann noch mit unserer Mama zusammen gelebt. Den 28. 8. 1960 ging sie im Frieden Gottes heim.

Auch zwei junge Brüder aus Kuterlja, Peter Penner und Johann Peters, wurden verhaftet

und zu 25 Jahren verurteilt. Beide waren jung und hatten kurz davor geheiratet. So waren die Geschwister, die mit dem Wort Gottes gedient hatten, alle weg. Man versammelte sich nur noch geheim, bei verhangenen Fenstern und in kleinen Gruppen. Aber die Versammlungen hörten nie ganz auf.

Als sich in Lugowsk der gewesene Lehrer, Peter Engbrecht bekehrte, weihte er, trotz seiner Tuberkulose-Krankheit, Jesus Christus sein ganzes Leben. Die jugendlichen Seelen fanden schnell die Stätte, wo sie geistlich gespeist wurden. Besonders ist die Feier des Heiligen Abend am 24. 12. 1952 in Erinnerung geblieben, zu der sich Jugendliche aus mehreren Dörfern in Lugowsk versammelten, ohne sich vorher verabredet zu haben. Wie herzlich klangen die Weihnachtslieder und wie begierig wurde die Weihnachtsbotschaft aufgenommen. Der Herr brauchte Peter Engbrecht, um den Sündern zu zeigen, wie man durch den Glauben an Jesus Christus gerettet wird.

Im Jahre 1954 wurde nachts ein Tauffest durchgeführt. Im Jahre 1955 wurden elf Brüder und Schwester Katharina Görzen, die im Jahre 1951 verurteilt wurden, aus der Gefangenschaft entlassen. Ein älterer Bruder, Peter Friesen, war in der Gefangenschaft vor Sehnsucht gestorben.

Immer noch waren die Versammlungen der Gläubigen verboten und sie wurden hart bedroht. Die Verfolgungen hielten immer noch an. Im Jahre 1961 kamen gläubige Brüder aus Weißrussland arbeitsuchend in unser Gebiet, um Häuser zu bauen. Sie besuchten dann auch die Kinder Gottes in Kuterlja und hatten miteinander schöne Gottesdienste und Erbauungsstunden. Im nächsten Jahr kamen die Brüder aus Weißrussland wieder. Sie waren den Gläubigen in Kuterlja schon lieb und vertraut. Etliche Jugendliche hatten das Verlangen, getauft zu werden. Sie wurden unterwiesen, geprüft und dann nachts von einem alten Bruder Karagodin aus dem russischen Nachbardorf getauft. Die Taufe wurde den Behörden bekannt, die Brüder aus Weißrussland mussten innerhalb 24 Stunden unser Gebiet verlassen und die Verfolgung wurde verschärft.

Im Jahre 1963 wurden Hermann Görzen (Sohn von Katharina Görzen) aus Kuterlja und Anna Bergmann aus Donskoj als Faulenzer und Schmarotzer verurteilt. Ein Jahr später wurde auch Anna Penner verurteilt. Jedermann wusste, dass die Verurteilten schuldlos waren, aber sie waren gläubig. Sie wurden verbannt, ein jeder einzeln, unter fremdes Volk, ca. 300 Kilometer von ihrem Wohnort. Besonders schwer war es für die jungen Schwestern, unter ruchlosen, gottlosen Menschen wohnen zu müssen. Der Herr bewahrt die Seelen seiner Heiligen Ps. 97,10. Die Geschwister kamen wohlbehalten wieder zurück. Hermann Görzen und Anna Penner kamen im Herbst 1965 nach Hause.

Die Gemeinde in Kuterlja war nur klein, ca. 30 Seelen. Es wurde um Erweckung gebetet und der Herr erhörte das Flehen. Aus Karaganda kam ein Bruder Franz Ediger zu Besuch zu seinen Verwandten. Er predigte klar und deutlich das Evangelium und die Erweckung begann.

Im Juni 1966 war in Kuterlja ein großes Tauffest. Aus Kuterlja waren es wohl ungefähr 50 Seelen und auch aus anderen Dörfern waren Täuflinge dabei. Der Täufer war ein alter Bruder Isaak Janzen. Die Gemeinde wuchs jetzt und in den Häusern der Gläubigen war nicht mehr genügend Platz für alle Versammelten. Dann machte der Herr die Witwe Elisabeth Wedel willig, ihr Haus zur Verfügung zu stellen, und die Gemeinde hatte immer genügend Platz. Wenn Gäste zu Besuch kamen, wurde das ganze Haus bis aufs letzte Zimmer benutzt. Oft wurde sie von den Behörden bedroht und gewarnt, dass man ihr das Haus wegnehmen würde, denn was sie machte, wäre wider das Gesetz. Die Drohung wurde nie ausgeführt. Der Herr beschützte sie und die Gemeinde.

Am 22. 4. 1985 wurde Schwester Susanna Görzen aus der Gemeinde Kuterlja gerichtet und zu drei Jahren Gefangenschaft verurteilt. Anfänglich hatte sie ihren Neffen und Nichten Geschichten aus der Bibel erzählt, später kamen auch noch andere Kinder dazu. Dieser Dienst an den Kindern war ein Verbrechen. Im August 1987 kam sie infolge einer Amnestie frei.

Die Gemeinde in Kuterlja zählte damals 100-118 Mitglieder. Die leitenden Brüder waren: erst Johann Peters, nachdem er mit seiner

Familie nach Kirgisien gezogen war, wurde Peter Penner der Leitende. Danach übernahm Heinrich Görzen für zwei Jahren die Leitung und später wurde Johann Tissen der Gemeindeleiter. Nachdem Wilhelm Sawadski 1959 nach Kirgisien gezogen war, leitete Hermann Görzen den Chor.

In fünf Jahren (1988-1993) wanderte fast die ganze Gemeinde nach Deutschland aus.

Krassikow

Von Jakob Peters, Krassikow

Um das geistliche Leben in unserem Dorf kurz zu schildern, kann man es nicht mit paar trockenen Daten darlegen. Von der ersten Zusammenkunft weniger Geschwister bis Ende der 80er Jahre, wo sich eine Gemeinde von über 200 Mitgliedern gebildet hatte, war es ein langer Weg. Trotz aller Schwierigkeiten erhielten wir eine von Gott gesegnete Leitung, unterstützt vom Bruderrat. Die Gemeinde wurde so geführte, dass selten Mangel beim Predigtdienst war, auch wenn dieser am Anfang sehr mangelhaft war.

Der Gemeindechor wurde zuletzt von drei Dirigenten betreut. Die Jugend war so bereitwillig im Dienste des Herrn, dass der Geist Gottes zu vielen Herzen Zugang fand. Der Jugendchor und die gesamte Jugend hatten der Versammlung durch ihre Vorträge viel Segen gebracht. Die Kinder hatten auch regelmäßig ihre Kinderstunden, wo sie weiter in ihr geistliches Leben eingeführt wurden.

1. Mein Volk, das in vergangenen Tagen
   Des Herrn Banner fröhlich schwang,
   Dazu von hohem Geist getragen
   So himmlisch schöne Lieder sang.
   Wo ist denn deiner Väter Glauben,
   Ihr' feste Burg, ihr' Waff` und Wehr?
   Du ließ dein höchstes Gut dir rauben
   Von einem ganzen Höllen Heer!

2. Mein Volk, das in verflossnen Zeiten
   Mit einer heiligen Geduld,
   Verfolgt, erträgt die schwersten Leiden,
   Gestützt auf Gottes Vatersschuld.
   Kaum sah'n wir dich dem Leid entrinnen,
   So warfst du dich zum Herrscher auf,
   Um schnell am Faden fortzuspinnen,
   Wo Rom verlor den blut'gen Lauf.

3. Mein Volk, das einstens protestierte
   Voll Kühnheit wider Trug und Wahn,
   Dass schnell dein Geist, der lang verirrte,
   Betrat der Wahrheit lichte Bahn.
   Ist jeder Kampf denn schon beendet ,
   Im Geist besiegt der Lügner Rott'?
   Weh dir, du hast dein Herz gewendet,
   Bekämpft das Licht nun selbst mit Spott!

4. Mein Volk erwach aus deinem Schlummer
   Und kehr zu deinem Herrn zurück,
   Sonst trifft dich endlich schwerer Kummer,
   Verscherz doch nicht dein eignes Glück.
   Folg deiner Väter treuen Mahnen,
   Noch hast du hierzu Gnadenfrist.
   O, schar dich eilends zu den Fahnen
   Des Siegenfürsten Jesus Christ

Wenn wir diese Verse so verfolgen, so sehen wir die Geschichte unseres Volkes kurz gefasst, aber diese Vergangenheit, diese Zeiten haben unsere Eltern mit uns durchlebt und durchkämpft und das lässt sich nicht auslöschen, das war das Leben.

Ein Fluss nimmt seinen Anfang bei einer Quelle, so war es auch in unserem Dorf Krassikow. Der Fluss Tock nahm seinen Anfang so ca. 100 Kilometer vom Dorf und bei uns war der Fluss schon so groß, dass da ein Wasserkraftwerk entstehen konnte.

So war das auch mit dem geistlichen Leben im Dorf. Der Prophet Jesaja hinterlässt in Kapitel 42 Vers 3 solche Worte: „Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen. In Treue trägt er das Recht hinaus."

Und wenn es auch so aussah: „Gott habe alle verlassen." So war doch noch der Funke des Glaubens in vielen nicht ausgelöscht. In meinem Elternhause wurde die Bibel täglich gebraucht und ich bin überzeugt, dass es so noch in manch einem Hause war.

Der Prophet Elia spricht in 1 Könige Kapitel 19 Vers 14: „Ich bin allein übriggeblieben und sie trachten danach, dass sie mir das Leben nehmen." Aber die Göttliche Antwort lautet in 1 Könige Kapitel 19 Vers 18: „Und ich will übriglassen siebentausend in Israel,

Das Tauffest in Krassikow 1965.

alle Knie, die sich nicht gebeugt haben vor Baal, und jeden Mund, der ihn nicht geküsst hat."

Das waren 7.000 von ca. zwei Millionen Israeliten und wie viel sind es dann gewesen von den 260 Millionen in ganz Russland?

So kam es schon, dass im Jahre 1945 bei der Beerdigung von Lena Raabe Bruder W. Sawadski predigte. Im Jahre 1946 bei der Beerdigung von S. Ewert und J. Penner wurde gepredigt. Im Jahre 1946 entstand eine Erweckung unter der Jugend, aber öffentliche Versammlungen fanden zu der Zeit bei uns im Dorf noch nicht statt. Bibelstunden wurden schon durchgeführt. Zu der Zeit erklangen im Klub wohl atheistische Volkslieder, aber so war es nicht überall. Wie bei der Fahrt zur Feldarbeit, so auch da im Freien wurden die schönen geistlichen Lieder zur Ehre Gottes gesungen. Die ganze Stimmung änderte sich und man spürte wie die Seelen der Menschen sich lockerten und, wer nicht mitsingen konnte, der verfolgte innerlich in Gedanken das Verlangen nach dem Himmlischen, all das, was die Welt der Sünde der Seele nicht bieten kann.

Der Atheismus triumphierte schon und feierte seinen Sieg, aber Gottes Plan war anders.

Prof. Gellert drückt sich so aus in seinem Lied:

„Wie Groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt,
Der mit verhärtetem Gemüte
Den Dank erstickt, der Ihm gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen.
Sei ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat mein noch nie vergessen;
Vergiss, mein Herz, auch seiner nicht.

Und diesen Gott sollt ich nicht ehren
Und Seine Güte nicht versteh'n?
Er sollte rufen, ich nicht hören?
Den Weg, den Er mir zeigt, nicht geh'n?
Sein Will ist mir ins Herz geschrieben,
Sein Wort bestärkt Ihn ewiglich.
Gott sollt ich über alles lieben
Und meinen Nächsten gleich als mich."

Der ewige Plan Gottes, die Errettung der gefallenen Menschheit, wurde auch in unserem Dorf durchgeführt, wenn es auch Zeit dazu brauchte.

Im Jahre 1950 kamen viele bei uns zum Glauben, die Anderen taten Buße für ihre früheren Sünden. In der Zeit kam Peter Engbrecht (Einwohner von Lugowsk) zum Glauben. Und als ein treuer Diener Gottes hatte er mitgewirkt, dass in Krassikow eine Gemeinde entstand. Die neubekehrten Seelen wuchsen in der Glaubenserkenntnis und so fand im Jahre 1954 ein Tauffest statt. So wurde im Jah-

re 1954 das erste Erntedankfest durchgeführt. Die Gemeinde wuchs und in den Jahren 1955-1956 fanden Tauffeste statt, bei denen viele Seelen einen Bund mit Gott schlossen.

Ab 1957 kamen die Verfolgungen, so dass das Gemeindeleben fast stillgelegt wurde. Nur ab und zu fanden Gottesdienste statt. In Erinnerung ist bei mir geblieben der 8. November 1962. Uns besuchten zugereiste Brüder und wir erlebten einen segensreichen Gottesdienst. Seit 1965 bis auf den heutigen Tag werden in Krassikow regelmäßig Gottesdienste durchgeführt.

Der erste Bruder, der die Gemeinde leitete, war Bruder P. Hoppe, von ihm übernahm die Leitung Bruder H. Görzen, zur Zeit ist an der Leitung Bruder Willi Balzer.

Im Sommer 1966 fand ein großes Tauffest statt, so dass die Gemeinde zunahm an Zahl und an geistlicher Erkenntnis. Die Kinderarbeit fing in kleinen Gruppen an, dann wurden die Kinder nach Altersgruppen verteilt und junge Schwestern übernahmen den Unterricht in der Sonntagsschule. Da kam eine Erweckung unter der Jugend, besonders nach dem Ereignis im Internat im Jahre 1973, wo viele zum Glauben kamen.

Bei uns war eine Einstellung, dass unsere Jugend und unsere Kinder nicht fähig zum Musizieren waren. Da in Podolsk und in Donskoj, ja da waren die richtigen Musikanten, aber nur nicht bei uns. Aber der Herr sah diese Sache anders, der Herr brauchte nur die Hingabe, den Ernst unseres Gebets und unseres Verlangens.

Das dauerte nicht lange, dann wurden Musikinstrumenten angeschafft und Übungen durchgeführt. Die Vorbereitungen zum Erntedankfest überstiegen unsere Erwartungen. Da waren Geigenspieler, die man auf einen Hocker stellen musste, damit man sie sehen konnte. Da waren Gitarren, Mandolinen und Akkordeons. Und die Jugend spielte und sang zur Ehre des Herrn.

Jakobus schreibt im 5 Kapitel, Vers 16 „Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.“ Und das konnten wir in diesem Fall voller Freude erfahren. Die Vorträge der Jugend, die Lieder, die Gedichte und andere Begebenheiten waren oft sehr segensreich.

Trotz des großen Widerstands von den Behörden war die Jugend in der Gemeinde tätig, besuchte andere Gemeinden, auch wir bekamen Besuche. Zu der Zeit fanden auch große Jugendtreffen statt. Der Gesang im Gemeindechor hat auch ganz gering angefangen. Die Leitung des Chores übernahm Bruder D. Dück. Wie rege war der Anteil der ganzen Gemein-

Ein Tauffest in Krassikow 1991.

de, wenn am Weihnachtsabend bei allen Einwohnern des Dorfes an den Fenstern gesungen wurde. Ungeachtet auf Frost und Schnee wurde dieser Dienst mit voller Hingabe durchgeführt und man verspürte dabei auch den Segen Gottes.

Der Chor wuchs an Zahl und in Kenntnissen. Viel Mühe haben sich die Geschwister von Donskoj gemacht. Bruder Peter Fast mit den anderen Geschwistern aus dem Chor der Donskojer Gemeinde kamen, um bei der Förderung des Chorgesangs und beim Aufbau der gesamten Arbeit im Chor mitzumachen. In Erinnerung ist geblieben, dass mal in Donskoj ein Sängerfest veranstaltet wurde. Die Organisation übernahm der Chor von der Gemeinde Donskoj. Die Behörden versuchten dieses Fest zu verhindern (der Sonntag sollte ein Arbeitstag sein), aber der Herr schenkte das nötige Wetter dazu und das Sängerfest konnte mit großem Segen durchgeführt werden.

Noch etliche Ereignisse aus dem Leben der Gemeinde. Die Zahl der Besucher wuchs und wir benötigten einen Raum. Da bot J. Dück seine Garage an, aber das war ja nur ein Sommerquartier, zudem auch zu klein für alle Besucher. Da wurde der Raum vergrößert und ausgebaut, so dass die ganze Gemeinde sich versammeln konnte. Später wurde dieser Raum von den Behörden zerstört. Und doch haben viele Seelen in diesem Raum Frieden im Herzen gefunden. Das war die gesegnetste Zeit unserer Gemeinde.

Alle Tauffeste in diesen Jahren konnten trotz der vielen Versuche der Behörden, ohne gestört zu sein, durchgeführt werden. Ein Tauffest sollte unbedingt verhindert werden. Alles war durchdacht, vorher wurde die Leitung der Gemeinde bedroht und gewarnt. Dann schenkte der Herr in der Nacht einen kräftigen Regen, und als wir früh morgens zum Fluss aufbrechen wollten, regnete es noch. Der Weg für die Autos der Polizei war versperrt und so konnte das Tauffest in Ruhe und Segen durchgeführt werden. Das andere Mal wurde nach der Gebetsstunde ein Tauffest gemeldet. Viele gingen zu Fuß los, die, welche dann mit Autos gefahren werden mussten, begegneten auf der Kreuzung im Dorf der Polizei. Sie dachten, dass die Polizei uns aufsuchen will, aber das Tauffest wurde ungestört durchgeführt. Nachher ergab es sich, dass die Polizei ganz etwas anderes gesucht hat.

Trotz der vielen Besuchen der Behörden haben wir immer des Herrn Beistand gespürt. Wir wurden oft mit Bußgeldern bestraft und so sind wir den Behörden die letzte Geldstrafe noch schuldig geblieben, das Geld wurde vor unserer Abreise nach Deutschland einfach nicht gezahlt.

Noch ein paar Aussagen der Behörden: Als die Kreisverwaltung im Jahre 1967 nach Pleschanow versetzt wurde, wurde auf einer Sitzung Verschiedenes über die Deutschen mitgeteilt: „Sie sind gute Arbeiter, in den Dörfern ist es ruhig, also mit der Bevölkerung kann man gut auskommen, nur einen Haken gibt es – die Christen. Da hatte ein junger unerfahrener Beamte sich so geäußert, dass dies das kleinste Problem sei. Seine älteren Kollegen haben nur nachdenklich den Kopf geschüttelt. Und wir sehen die Tatsache: Die Gemeinden lebten und der Herr hat reichlich diese Arbeit gesegnet. Obwohl auch die meisten nach Deutschland ausgezogen sind, leben die Gemeinden auch heute noch in den Dörfern.

Ein hoher Beamte drückte sich bei einem Gespräch so aus: „Wir haben euch bedroht, bestraft, verjagt und das Ergebnis von all dem – die Gemeinden leben und ich habe einen Herzinfarkt und viele schlaflose Nächte erlebt."

Schließen möchte ich mit den Worten des Propheten Jesaja aus dem 40. Kapitel, Verse 28-30 „Weiß du nicht? Hast du nicht gehört? Der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt, sein Verstand ist unausforschlich. Er gibt dem Müden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden. Männer werden müde und matt, und Jünglinge straucheln und fallen; aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden."

Gemeinde in der Nachkriegszeit

von Daniel Janzen, Donskoj

Nach der schweren Kriegszeit, im Winter 194/46 wurde der Himmel etwas lichter und es zeigten sich Spuren der Gläubigen, welche

Der Bruder Nikolaj Nebogin aus Urjum (ein Dorf in der Nähe von Kuterlja) bekehrte sich, kam nach Donskoj, arbeitete in der Kolchose und wirkte unter großem Segen in der Jugend.

die Glaubensfahne im Verborgenen getragen hatten. Das war das Morgenrot eines neuen Anfangs nach 14 – 15 Jahren der Finsternis. Ältere Schwestern in den Dörfern kamen unter Vorwand der Handarbeit (Strick- und Häkelarbeit) hinter zugehangenen Fenstern zusammen und beteten. Vorsicht war geboten. Das waren die ersten Gottesdienste. Es wurde dabei nicht gelesen oder gesungen. Das wurde sehr geheim getan, um nicht von den KGB-Agenten ertappt zu werden. Diese Schwestern beteten im Glauben – und Gott hat sich zu diesem Gebet bekannt. Wenn diese Frauen auch bestrebt waren, ihre Gebetsstunden geheim zu halten, so blieb es doch nicht dabei. Es kamen immer mehr dazu. Das wurde in fast allen Dörfern der Ansiedlung ruchbar. Der Herr beauftragte auch in alter Zeit Frauen, wichtige Sachen im Reiche Gottes zu tun. So wurden diese Schwestern die Anfänger eines neuen Glaubenslebens in der Ansiedlung Neu Samara. Langsam fingen auch Männer an, diese Gebetsstunden zu besuchen. Das waren Brüder, die früher Gemeindeglieder gewesen waren. Diese Brüder fingen dann auch an, das Wort Gottes zu lesen und die Gebetsstunden wurden dann Bibelstunden. Die Flammen dieses Glaubensfeuers griffen weiter um sich. Im Sommer 1946 waren schon richtige Bibelstunden in Privathäusern. Es wurde auch viel gesungen. Da fingen auch junge Menschen an, diese Bibelstunden zu besuchen. Auch wir, zu der Zeit 16-18-jährige Jugendliche, die im weltlichen Klub (Kulturhaus) bis dahin die Lustbarkeiten dieser Welt erlebt hatten, besuchten diese Bibelstunden. Es war uns ganz neu und fremd aber es gefiel uns. Wir haben auch mit anderen Bibelstundenbesuchern zusammen gesungen. In dieser Zeit kam ein russischer 18-jähriger Jüngling Nikolaj Nebogin nach Donskoj, um in der Kolchose zu arbeiten. Er kam aus einem russischen Dorf Urjum in der Nähe von Kuterlja. Er stammte aus einer gläubigen Baptisten-Familie und war bereits bekehrt. Dazu kam noch eine 26-jährige Schwester Agatha Isaak aus der Trudarmee aus dem Gefängnis. Sie hatte sich im Gefängnis bekehrt. Diese beiden nahmen sich der Sache der Jugend an. So gab es außer den Bibelstunden noch Jugendvereine oder Jugendstunden. Im September 1946 bekehrten sich die ersten Seelen aus unserer Jugend in Donskoj.

Es blieb aber nicht bei diesen ersten, sondern immer mehr bekehrten sich. Ähnlich war es auch in den anderen Dörfern. So gab es im Herbst 1946 eine große Erweckung in der ganzen Ansiedlung Neu Samara. Jetzt waren schon in fast allen Dörfern Versammlungen, aus Mangel an Predigern meistens als Bibelstunden gestaltet. Als das Weihnachtsfest näher kam, entschlossen sich etliche Schwestern, die früher im Chor gesungen hatten, Weihnachtslieder zu üben. Mit nur drei Jungen und fünf Mädchen, die Talent zum Singen hatten, übten diese Schwestern etliche Weihnachtslieder. Diese Lieder hatten die Schwestern zu alter Zeit im Chor gesungen. Dazu gab Gott seinen reichen Segen. Schon die Vorbereitungen zu Weihnachten waren für uns eine große Freude.

Der 24. Dezember 1946 war das erste Weihnachtsfest nach langer geistlicher Dürre. Für uns, damals Jugendliche, war das etwas Ungeahntes. Solche Seligkeit, hatten wir nie gekannt. Wir fühlten uns, trotz der großen

Armut, reich in Gott. Bei uns in Donskoj gab es zu der Zeit noch keine Prediger, aber die älteren Brüder lasen die Weihnachtsgeschichte aus der Bibel vor. Die zwei Schwestern, Helene Klassen und Katharina Dörksen, sangen dann mit den acht Jugendlichen die eingeübten Weihnachtslieder.

Zu Hause backten die Mütter von dem sogenannten Schlichtmehl Kuchen. Süßigkeiten kochten sie von Mehl und Sirup. Die Kinder lernten Weihnachtswünsche, welche sie bei der Weihnachtsfeier den Eltern und Großeltern aufsagten. Die Kinder bekamen auch noch kleine Geschenke (z. B. einen Bleistift oder ein Heft) und die Weihnachtsfreude war unermesslich groß.

Erweckung in Neu Samara im Jahre 1946

Nachdem die Bethäuser im Jahre 1931 geschlossen und die Prediger verhaftet wurden, trat eine geistliche Dürre in den mennonitischen Dörfern ein. Nirgends konnte man öffentlich von Gott reden, und doch haben im Stillen viele Geschwister im Glauben und in Hoffnung um Glaubensfreiheit gebetet. Anfangs 1946, nach dem Zweiten Weltkrieg, fingen etliche alte Schwestern an sich zu versammeln, aber sehr geheim bei zugehängten Fenstern und haben gemeinsam gebetet. Diese Versammlungen wurden immer größer, alte Brüder fingen auch an zu kommen, und es wurden Bibelstunden gehalten, obzwar in Donskoj keine Prediger waren. Am 4. März 1946 war in Donskoj das erste Begräbnis mit Andacht. Es wurden zwei Prediger, Wilhelm Sawadski und Wilhelm Franz, geholt, die noch übergeblieben waren in Kaltan, Neu Samara.

Im Jahre 1947 wurden die Versammlungen immer regelmäßiger durchgeführt und das beinah in jedem Dorf der Ansiedlung Neu Samara. Etliche Brüder fingen an zu predigen, ohne ausgebildet oder gelehrt zu sein. Die ersten jugendlichen Seelen wurden in Sorotschinsk von einem russischen Prediger aus der Baptistengemeinde, Alexander Nesterow getauft. So begann ein neues geistliches Leben in unseren beiden Ansiedlungen im Orenburger Gebiet. Es war ein Licht des Evangeliums nach der finsteren Zeit der dreißiger und vierziger Jahre.

Die Arbeit mit der Jugend übernahm eine Schwester Agatha Isaak.. Gott hatte sie besonders ausgerüstet zu diesem Dienst.

Die Bibelstunden wurden immer mehr besucht und die Eltern fingen an ihre jugendlichen Kinder einzuladen. Gott bekannte sich zu den vielen Gebeten der Eltern. Der Geist Gottes wirkte, wenn sie auch keine Prediger waren. Im Herbst 1946 bekehrten sich in diesen Bibelstunden die ersten jugendlichen Seelen. In unserm Dorf, Donskoj, war eine große Jugend. Gottes Geist wirkte und es bekehrten sich immer mehr, fast in jeder Bibelstunde. Bis Ende 1946 war unsere Jugend beinah ganz bekehrt. Der Herr krönte das Jahr mit Seinem Gut. (Psalm 65, 12).

So kam in die Ansiedlung Neu Samara ein ganz neues Leben. Es bekehrten sich immer neue Seelen und die Zahl der Besucher der Bibelstunden wuchs. Ältere Brüder, wie Kornelius Dück, Peter Friesen und Peter Nachtigal, fingen an, das Wort Gottes zu predigen. Im Jahre 1947 wurde in unserm Dorf ein rechtmäßiger Chor aus Jugendlichen gegründet. Die bereits erwähnten zwei Schwestern übernahmen das Einüben der Lieder. Dazu kam dann eine ältere Schwester, Maria Janzen, die im Einüben der Lieder mithalf. Wenn die Schwestern Probleme mit dem Einüben hatten, fuhren sie mit etlichen Sängern nach Bogomasowo zu Abram Funk, der früher Dirigent gewesen war. Ähnlich ging es allen Dörfern der Ansiedlung. Zu den Versammlungen in Donskoj kamen auch Gläubige aus dem naheliegenden Dorf Dolinsk. Gemeinden waren zu der Zeit noch nicht gegründet, auch Tauffeste gab es nicht, aber das geistliche Leben ging vorwärts. Dieses neue Leben machte der Bevölkerung viel Freude, aber der Welt und dem Satan gefiel es nicht. Es kamen Stürme und Drohungen. Die Obrigkeit versuchte, besonders die jungen Menschen, davon abzuhalten. Die Kämpfe fingen an und etliche hielten nicht stand, sondern gingen in die Welt zurück. Im April 1947 feierten wir das erste Osterfest. Zu dieser Zeit wurde bereits gepredigt und der junge Chor sang schon recht gut.

So ging das Leben weiter: im Kämpfen, aber im Segen. In Sorotschinsk war zu der Zeit

Jugend Susanowo und Donskoj auf dem Erntedankfest in Sorotschinsk im Oktober 1948.
In der hinteren Reihe mittig Alexander Sergejewitsch Nesterow, Ältester der Gemeinde zu Sorotschinsk.

schon eine Baptistengemeinde, geleitet von einem alten Bruder Nesterow, der früher mit den deutschen Brüdern zusammen gearbeitet hatte. Im Sommer 1948 plante die Gemeinde in Sorotschinsk, ein Tauffest zu feiern. Da die Taufe bei den Baptisten und der Mennoniten-Brüdergemeinde dieselbe war, entschlossen sich auch unsere ältere Geschwister, die Jugendlichen, die bereits bekehrt waren, dort zu taufen. Bei uns in den deutschen Dörfern war es in Glaubensfragen noch strenger, die Russen hatten schon mehr Freiheit. Unsere Brüder gingen davon aus, dass es jetzt eine günstige Möglichkeit zum Taufen gab, denn man wusste nicht, wann es wieder solch eine Gelegenheit geben würde. Die Drohungen und Verbote wurden immer häufiger. So viele Seelen wie möglich wurden für die Taufe vorbereitet. Der 20. Juni 1948, der Tag der Taufe, war ein wunderschöner sonniger Tag. Der Vorsitzende in der Kolchose erlaubte uns, mit einem alten Lastwagen nach Sorotschinsk, 60 Kilometer von unserer Ansiedlung entfernt, zu fahren. Wir setzten uns auf Stroh in den Kasten und fuhren glücklich zum Tauffest. In Sorotschinsk empfingen uns die russischen Geschwister freundlich. Dort waren zu dieser Zeit eine große Gemeinde und ein Chor mit einem Dirigenten. Erst war ein Gottesdienst, danach das Tauffest. Nach dem Gottesdienst wurde unseren vier Jungen, die bekehrt waren, angeboten, auch an der Taufe teilzunehmen. Ein älterer Bruder Gerhard Dörksen aus Donskoj besprach die Frage mit etlichen älteren Schwestern, die auch mitgefahren waren. Wann würde noch einmal ein Tauffest stattfinden? Diese vier Jungen wurden sofort geprüft und zur Taufe angenommen. Danach ging die ganze Gemeinde (auch wir) zum Fluss Samara. Wir wussten überhaupt nicht, was eigentlich Taufe ist. An jenem Tag wurden viele getauft, auch mehrere von unserer Ansiedlung. Aus unserem Dorf Donskoj wurden 16 Seelen getauft. Etwas später in demselben Sommer, war noch ein Tauffest. Wieder wurden etliche Seelen aus unserem Dorf getauft und die Zahl der Gläubigen wuchs.

Jetzt diente die gläubige Jugend auch schon in den Versammlungen mit Programmen, die sie in den Jugendstunden vorbereitet hatten. Da noch keine offizielle Leitung in der Gemeinde gewählt war, leiteten die Prediger die Gottesdienste so, wie sie sich untereinander einigten. Die Gottesdienste waren immer am Samstag und am Sonntag. Auch Begräbnisse und Hochzeiten wurden christlich gefeiert. Während dieser regen Bewegung im Jahre 1950 kam Lehrer Peter Engbrecht zum Glauben.

Aber im Mai 1951 wurden alle Prediger der Ansiedlung verhaftet und zu einer 25-jährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Darunter waren: – aus Donskoj Abram Giesbrecht, Gerhard Dörksen und Peter Friesen, der in der Gefangenschaft starb, Waldemar Janzen, Ernst Hartwig, – aus Lugowsk Wilhelm Sawadski, – aus Bogomasowo Gerhard Voth, Abram Funk, – aus Kuterlja Schwester Katharina Görzen, Johann Peters, Peter Penner, – aus Podolsk Isaak Janzen, Kornelius Dück, – aus Kaltan Peter Nachtigal. Die Obrigkeit meldete damals, dass die Verhafteten niemals mehr zurückkommen würden, mit der Religion sei für immer Schluss gemacht. Die Versammlungen wurden immer wieder zerstört und der Himmel der Zeit verdunkelte sich. Das blühende geistliche Leben der Ansiedlung geriet wieder auf das Nebengleis.

Nach zwei Jahren der geistlichen Stille, im Jahre 1953, widmete sich der wiedergeborene Lehrer Peter Engbrecht aus Lugowsk der Sache Gottes. Erkrankt an Lungentuberkulose, mit vielen gesundheitlichen Beschwerden, rief er trotzdem die Gläubigen wieder zusammen. Zuerst im Dorf Lugowsk, wo er wohnte, dann auch in den anderen Dörfern. Mit einem alten Fahrrad fuhr er in die anderen Dörfer. So fanden auch in Abwesenheit der Prediger, die in Haft waren, neue Versammlungen statt. Im Herbst 1953 kam Bruder Engbrecht auch nach Donskoj, rief die gläubigen Geschwister zusammen und gründete auch in unserem Dorf wieder die Gemeinde. Was die Sache Gottes beschwerte, war der Raum für die Versammlungen. Der Herr machte Gerhard und Lena Löwen willig, ihr Haus für die Gottesdienste bereit zu stellen.

Geschwister Löwen, eine Familie mit acht Kindern, besaßen ein arm gebautes Haus mit einem flachen Dach. Es hatte nur drei Zimmer und ein „Hinjenthüs“, das bedeutete Küche und Esszimmer. Bruder Löwen war berufstätig und arbeitete täglich in der Kolchose. Auch die ältesten Kinder arbeiteten von früh bis spät. Die Mutter war zu Hause mit Haushalt und Kindererziehung voll beschäftigt. In dieser Zeit wurde ihnen das neunte Kind geboren. Alle Gottesdienste, am Sonntag sowie am Alltag, fanden in diesem Hause statt.

Auch der Chor wurde wieder ins Leben gerufen. Die Übungsstunden leiteten wieder die drei Schwestern, die es auch früher getan hatten. Dazu kam noch die vierte, die ältere begabte Schwester Maria Isaak. Einen Dirigenten hatten wir immer noch nicht, aber es war den Schwestern schon eine Erleichterung, dass die jungen Sänger in ihrem Dienst gewachsen waren und dass der Ton jetzt mit der Stimmgabel angegeben wurde. Ein begabter junger Sänger, Jakob Klassen, verstand sich darauf. Der Herr segnete den Dienst des Chores.

Die Gemeinde hatte weder Prediger noch eine offizielle Leitung. In der ersten Zeit kam Bruder Engbrecht zu uns und diente mit dem Wort. Dann beauftragte er auch andere, diesen Dienst zu tun. Weil Bruder Engbrecht aus gesundheitlichen Gründen und Zeitmangel nicht immer zu uns kommen konnte, beauftragte er die Gemeinde, einige Brüder in den Predigtdienst zu stellen. Nach kurzer Überlegung schlug er fünf Brüder für diesen Dienst vor: Gerhard Löwen (führender Prediger), Kornelius Dück, Jakob Dück, Jakob Klassen und Daniel Janzen. Gepredigt wurde in Plattdeutsch, weil die jungen Brüder die hochdeutsche Sprache schlecht beherrschten. In dieser Zeit schlossen sich auch die wenigen Gläubigen aus Bogomasowo der Gemeinde in Donskoj an. Unter ihnen war ein alter, kränklicher Bruder, Heinrich Friesen, der früher auch gepredigt hatte. Durch ihn schenkte der Herr uns eine große Hilfe und Segen in dem Predigerdienst. Weil wir zu der Zeit keine eingesegneten Brüder hatten, teilte Bruder Heinrich Friesen meistens das monatliche Abendmahl aus. Vier Mal im Jahr wurde anschließend die Fußwaschung praktiziert. In dieser gesegneten Zeit kamen viele Menschen zum Glauben. Alt und jung bekehrten sich, und die Gemeinde wuchs. Es gab aber auch äußerliche Beschwerden: Da es im Winter in Orenburg große Schneestürme gab, war das Haus mit dem flachen Dach, in dem die Versammlungen stattfanden, nach starken Schneestürmen ganz unter Schnee. Der Schnee wurde dann von den Fenstern weggeschaufelt, um wieder Licht ins Haus zu lassen. Zur Haustür wurde durch den Schnee ein Gang oder manchmal sogar ein Tunnel gegraben, um hinein

und hinaus gehen zu können. Aber wir wurden gesegnet.

Nach Stalins Tod im Jahre 1953 atmeten die Gläubigen etwas auf und hofften auf Erleichterung im Glaubensleben. Und wirklich – der Obersowjet der Sowjetunion erließ im Jahre 1955 eine Amnestie für viele Gefangenen. Das betraf auch die im Jahre 1951 verhafteten Geschwister. Die meisten kamen wieder nach Hause. Etliche aber wechselten mit ihren Familien ihren Wohnort in andere Gebiete. Es war für sie sowieso schwer in der Heimat zu leben, wegen des fortwährenden Hasses gegen die Gläubigen – auch nach dem Erlass der Amnestie für die Gefangenen. Taufeste wurden nur ganz geheim nachts gefeiert. Die Taufe vollzogen die Brüder Engbrecht und Löwen. Sie gingen dann zu Fuß bei finsterer Nacht mit den Täuflingen zum Fluss Tock. Es wurde kein Lied gesungen, um nicht von der Obrigkeit ertappt zu werden. Wenn es aber trotzdem bekannt wurde, gab es immer Schwierigkeiten.

Zeugnis von meiner Bekehrung

von Daniel Janzen, Donskoj

Daniel Janzen 1946.

Ich wurde von gläubigen Eltern erzogen, aber trotzdem kannte ich bis zu meinem 18. Lebensjahr so wie alle anderen Jugendlichen keine Gottesdienste. Wir wussten weiter nichts als das, was wir zu Hause gelernt hatten.

In meinem 18. Lebensjahr, am 2. März, starb mein Vater. Vor seinem Sterben rief er uns Kinder zum Sterbebett und bat uns, wenn es noch einmal eine Zeit gäbe, in der Gottesdienste gefeiert würden, sollten wir sie bitte besuchen. Das konnten wir damals leicht versprechen, weil keine Versammlungen in Aussicht waren. Wir lebten und dienten der Welt.

Doch in diesem Jahr, 1946, tat der Herr Wunder in Russland. Im Sommer, ganz im Stillen, wurden in Privathäusern Bibelstunden gehalten. In unserm Dorf Donskoj waren keine Prediger. Im Herbst fingen Jugendliche an, die Bibelstunden zu besuchen.

Da erinnerte ich mich an die Bitte meines sterbenden Vaters, nämlich dahin zu gehen. Es dauerte nicht lange, dann fingen Bekehrungen an. Der Herr mahnte auch mich dazu. Doch ich hatte in meinen jungen Jahren schon ein Hobby, welches ich dann lassen sollte. Da fing in mir der Kampf an und spät im Herbst habe ich mich entschlossen, Welt und Hobby abzusagen und Jesus zu folgen. Dass ich ein Sünder war, wusste ich genau, auch dass ich mit meinen Sünden nicht selig werden konnte, wusste ich.

Da ging es mir so, wie ein Dichter sagt: „Ich kam zum Heiland blind und bloß, mein Sündenelend war so groß. Ich bat: Herr wende doch mein Los, o Herr ich komm zu dir. Er nahm die Schuld mir ab.“ Ich konnte es im Glauben annehmen, dass der Herr Jesus auch für mich auf Golgatha gestorben war und dass Er auch für meine Sünden gebüßt hatte. Das war eine Wende in meinem Leben.

Ich habe es nie bereut, dass ich einmal den Schritt gewagt habe. Am 20. Juni 1948 wurde ich von einem russischen Prediger Nesterow (Sorotschinsk) getauft und seit der Zeit bin ich ein Glied in der Mennoniten-Brüdergemeinde.

Zeugnis

von Margarethe Wittenberg, Warendorf, BRD

Ich wurde am 6. Dezember 1925 im Dorfe Donskoj, Gebiet Orenburg, in der Familie Jakob Unruh geboren und bin in einer großen Familie aufgewachsen. Von klein auf wussten wir, dass es einen Gott gab und dass man beten musste.

Als wir heranwuchsen, waren in unserem Dorf sowie in der ganzen Umgebung keine Versammlungen. Das Wort Gottes wurde nirgends gepredigt. Wir lebten nur für diese Welt. Im Jahre 1946 erkrankte ich am Magen, welches für mich sehr schwer war, denn ich war jung. Aber es brachte mir andere Gedanken und mahnte mich, ein anderes Leben anzufangen. Etwas später erfuhren einige Mäd-

chen aus meinem Alter und ich, dass sich in unserem Dorf etliche ältere Schwestern geheim versammelten, um zu beten. Wir gingen hin und es gefiel uns. An einem Abend besprachen sich die Schwestern, dass sie mal versuchen wollten, der Reihe nach von ihrer Bekehrung zu erzählen. Da freute ich mich im stillen. Ich wollte mich ja auch so gerne bekehren und jetzt würde ich erfahren, wie man es tun muss. Aber es wurde nicht getan und ich hatte nicht den Mut, danach zu fragen. In unserem Dorf wohnte eine Agatha Isaak. Sie war aus dem Gefängnis gekommen und hatte sich dort bekehrt. Jetzt fing sie an, Jugendstunden zu halten. Ich spürte die große Mahnung, mich zu bekehren. Wenn ich mich abends schlafen legte, klang es immer wieder in meinen Ohren: „Du musst dich bekehren". Aber ich wusste nicht, wie ich es tun sollte.

Am 29. September 1946, einem Sonntag, kam meine Nachbarin Maria Thießen zu uns und bat mich, mit ihr zu Agatha Isaak zu gehen. Wir gingen und später kamen noch Rosa Wedel und Greta Martens dahin. Agatha unterhielt sich mit uns und sagte, dass sie schon eine lange Zeit um eine Erweckung in unserem Dorf betete und dass sie auch an diesem Morgen darum gerungen habe. Das berührte mein Herz und ich fing an zu weinen. Wir knieten uns nieder und ohne dass ich wollte, fing ich an zu beten. Die anderen Mädchen beteten auch. Als wir vom Gebet aufstanden, war ich ein neuer Mensch. Jesus hatte mir vergeben. Ich hatte eine unbeschreiblich große Freude. Wir waren damals einige von den Ersten, die sich in unserem Dorf bekehrten. Nachher gab es eine große Erweckung.

Dann gingen wir nach Hause. In meinem Herzen war alles neu. Ich hatte ein sehr verweintes Gesicht. Meine Mutter sagte nachher, dass sie sofort gesehen hat, dass mit mir etwas geschehen war, denn ich hatte einen recht frohen Blick. Jetzt war ich bekehrt und es fing die Reinigung des Herzens an. Der Geist zeigte mir, wo ich etwas gut zu machen hatte. Er zeigte mir eine Sache und manchmal habe ich eine ganze Woche gebetet und gekämpft, bis ich mich überwand, es zu tun. So zeigte mir der Geist eins nach dem andern. Jedes Mal, wenn ich etwas gut gemacht hatte, rollte der schwere Stein vom Herzen und ich wurde wieder froh. Getauft wurde ich geheim im Jahre 1954 in der Nacht.

Jetzt bin ich 72 Jahre alt. Obwohl ich Gottes Kind bin, habe ich den Heiland viel betrübt, denn ich bin oftmals gefallen und lau geworden. Aber der Herr hat mir immer wieder vergeben und mich aufgerichtet. Auch heute freue ich mich, dass Er mir vergeben hat und ich sein Kind sein darf. Sein Name sei gepriesen!

Weitere Verfolgungen und Gerichte

von Daniel Janzen

Da es im Jahre 1956 etwas ruhiger war, feierten wir in der Gemeinde Donskoj ein großes öffentliches Tauffest. Die Taufe vollzog der leitende Prediger Bruder Gerhard Löwen. Hunderte Menschen versammelten sich am Fluss Tock und es wurde auch gesungen. Solch ein Tauffest hatten wir noch nie erlebt. Darauf folgten wieder Stürme, Drohungen und Störungen im Gottesdienst.

Im Jahre 1957 erneuerte Bruder Jakob Unruh, der früher Dirigent gewesen war, durch Buße seinen Glauben. Er wirkte wieder im Gesangdienst in der Gemeinde. Aber nach einem Jahr erkrankte er und starb. Das geistliche Leben der ganzen Ansiedlung war nun auf gutem Gleise.

Aber im Jahre 1957 zogen wieder dunkle Wolken der Verfolgung über die Dörfer. Der leitende Bruder Peter Engbrecht wurde zu fünf Jahren Gefängnisstrafe verurteilt. Noch weitere Verfolgungen und Strafen beschwerten wieder das gesegnete Gemeindeleben der Ansiedlung. Im Jahre 1958 wurden die Gemeinden und damit auch die Gottesdienste zerstört. Wieder gelangten wir an ein „Mara", mit bitterem Trinkwasser. Die Gemeinde als solche ging wieder in den Untergrund. Öffentliche Gottesdienste waren nur auf Begräbnissen. Sonst versammelten sich die Gläubigen geheim in kleinen Kreisen, aber nicht regelmäßig, da die Verfolgungen noch immer stattfanden.

Im Jahre 1961 zog die Familie G. Löwen auf Grund der Unruhen nach Kirgisien. Die gläubige Jugend der Ansiedlung hatte ihre

jugendlichen Versammlungen im Versteck, abliegend von den Dörfern im Wald und Busch. Das Feuer des Evangeliums blieb unter den Jugendlichen besser am Brennen, als unter den Erwachsenen. In dieser schweren Zeit gab es auch noch Bekehrungen und Taufeste unter Jugendlichen. Hochzeiten wurden auf halbstumme Weise, aber soviel wie möglich christlich gefeiert. Die Verfolgungen hörten nicht auf. Immer wieder wurden etliche bestraft und die seltenen, kleinen Gottesdienste wurden unterbrochen.

Im Jahre 1962 kam der Bruder Peter Engbrecht aus der Gefangenschaft nach Hause und stellte sich sofort wieder in den Dienst. Da die Gemeinden aber im Untergrund waren, gab es keine große Versammlungen mehr. In diesem Sommer taufte Bruder Engbrecht doch etliche jugendliche Seelen geheim. Kurz danach, noch im Jahre 1963, wurde im Kulturhaus in Pleschanowo eine allgemeine Volksversammlung von der ganzen Ansiedlung zusammengerufen, wozu alle Gläubigen eingeladen wurden. Da wurde ein Volksgericht über die sogenannten „extremen Mennoniten" vollzogen. Unter Druck der Behörden und des KGB mussten die den Gläubigen gegenüber

Familie Peter und Helene Engbrecht. Bruder Engbrecht war der Gründer der Gemeinden in den Dörfern im Jahre 1953.

friedlich gestimmten Leute gerichtliche Stellung gegen sie nehmen.

Laut Urteil wurden fünf Gläubige aus der Heimat verbannt. Unter ihnen war wieder Bruder Peter Engbrecht aus Lugowsk, Hermann Görzen und Anna Penner aus Kuterlja, Anna Bergmann und Jakob Reimer aus Donskoj. Bruder Peter Engbrecht kam dann aber aus gesundheitlichen Gründen bald nach Hause. So verlief die Zeit in Unruhe und Kampf bis zum Jahre 1964. Nach dem Regierungswechsel (Chruschtschow – Breshnew) hofften die Gläubigen auf eine Auflockerung der gespannten Lage. In dieser Hoffnung feierten wir am 24. Dezember 1964 nach sechsjähriger Unterbrechung wieder Weihnachten.

Anfang 1965 fanden wieder allgemeine Gottesdienste statt. In den Dörfern der Ansiedlung wurden Gemeinden gegründet. Nach siebenjähriger Unterbrechung erneuerten viele Menschen ihren Glauben, gaben Zeugnis davon und schlossen sich als Gemeinde zusammen. Es gab viele Schwierigkeiten und Probleme bei der Neugründung der Gemeinde, aber der Herr erhörte die Gebete seiner Kinder. Er hat uns geholfen und reichlich gesegnet. Die Brüder nahmen wieder den Dienst an der Wortverkündigung auf. Es waren nicht nur diejenigen, die es früher getan hatten. Einige waren verstorben, einige verzogen und andere waren dazugekommen.

Auch der Chorgesang wurde erneuert. Die Sänger, die früher im Chor gedient hatten, stellten sich wieder in die Reihen der Sänger. Außerdem waren noch junge Kräfte herangewachsen, die willig waren, dem Herrn mit Gesang zu dienen. Störungen von außen gab es immer noch, aber in leichterer Form. Die Gemeinden nahmen zu, weil manche aus der Zerstreuung zurückkamen, und viele bekehrten, ließen sich taufen und schlossen sich den Gemeinden an. Die Gottesdienste fanden in größeren Privathäusern statt, welche Geschwister dafür zur Verfügung stellten. Da die Gottesdienste am Sonntag am besten besucht wurden und es immer an Platz mangelte, trugen die Geschwister alle Möbel aus dem Haus hinaus und nach dem Gottesdienst wieder hinein.. Das waren große Aufopferungen für diese Familien, aber es gab damals keine anderen Möglichkeiten. Bethäuser gab es zu der Zeit keine.

Der Sängerchor der Gemeinde zu Donskoj. Ganz links Dirigent Jakob Unruh, schon bedeutend krank. Er starb im August 1958, 2-3 Monate nach dieser Aufnahme.

Es mangelte immer mehr an eingesegneten Brüdern, denn etliche waren alt und kränklich. Auch Bruder Peter Engbrecht, der meistens die Seelen taufte, war ziemlich krank. Es war wie in Matth. 9, 37-38 „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende."

Als Chorleiter in der Gemeinde Donskoj wurde Peter Fast gewählt, der sich diesem Dienst dann widmete. Er musste lernen, den Ton zum Singen anzugeben und alle Fragen im Chor zu regeln. Dirigent konnte man ihn damals nicht nennen, weil weder er, noch die Sänger, ausgebildet waren. Die älteren Schwestern, die den Dienst bisher getan hatten, waren immer noch dabei und halfen mit. So wurde der Chorgesang erweitert und alle Gottesdienste wurden mit Gesang bedient. Auch Musik wurde geübt und später leitete Peter Fast ein Orchester. Der Herr segnete diesen Dienst.

Anfang März 1967 erlebte unser Donskojer Sängerchor die Freude, dass der Chorleiter Peter Fast nach etlichen Belehrungen des älteren Dirigenten Kornelius Kehler aus Susanowo, anfing zu dirigieren. Etliche Jahre später unterrichtete Bruder Fast jüngere Brüder in diesem Dienst. Im Jahre 1975 wurde Bruder Jakob Janzen als zweiter Dirigent in den Dienst gestellt und etliche Jahre später noch ein jüngerer Bruder Peter Dück. Bruder Peter Fast war im Dirigentendienst tätig bis zur Ausreise nach Deutschland, im August 1989.

In diesen Jahren schlossen sich noch etliche Gläubige aus dem naheliegenden Dorfe Pleschanowo der Gemeinde in Donskoj an. Darunter war ein alter Bruder Abram Klassen, der sich dann auch in den Predigerdienst stellte, die Taufe vollführte und Abendmahl austeilte. Aus Alters- und Gesundheitsgründen konnte er den Dienst nicht lange tun. Hin und wieder wurden Bruderschaften aus allen Dörfern zusammengerufen, um die nötigsten Fragen zu regeln.

Im Sommer 1966 war in Kuterlja ein großes Tauffest. Es wurden 75 Seelen getauft. Die Taufe vollführte Bruder Isaak Janzen. Doch fast nach jedem Tauffest wurden die Diener von der Regierung bestraft.

Im Sommer 1969 hatten sich in unserer Gemeinde in Donskoj neun jugendliche Seelen zur Taufe gemeldet. Auf der ganzen Ansiedlung waren nur drei eingesegnete Brüder (Abram Klassen, Isaak Janzen, Peter Engbrecht), die bereits alt und krank waren und diesen Dienst fast nicht mehr tun konnten. Die Sommerzeit war ziemlich vorgerückt. Die Erntezeit, in der die Leute im Dorf sehr mit Arbeit belastet wurden, war schon nahe. Da hat Bruder Peter Engbrecht mit etlichen älteren Brüdern den Entschluss gefasst, junge

Brüder zum Taufen und zu anderen Diensten, die mit Händeauflegen verbunden sind, einzusegnen. So wurden zu diesem Zweck am 23. Juli 1969 aus dem Dorf Nr. 2 (Petrowka) von der Orenburger Ansiedlung ein alter Bruder Abram Rempel aus Podolsk Bruder Isaak Janzen und aus Lugowsk Bruder Peter Engbrecht geholt. Diese Brüder kamen gegen Abend nach Donskoj. Es wurde schnell nach alter Sitte weiter gesagt (wiedaaunsaji), dass am Abend eine Gemeindestunde stattfinden würde. Die Gemeindestunde leitete Peter Engbrecht. Er erklärte der Gemeinde die Lage und das Vorgehen. Zwei Brüder, Kornelius Dück und Daniel Janzen, wurden zur Einsegnung vorgeschlagen. Die Brüder gaben ihre Einwilligung, und wurden kurz geprüft. Sie entfernten sich und in ihrer Abwesenheit beschloss die Gemeinde sie einzusegnen. Die weitere Leitung übergab Bruder Peter Engbrecht an Abram Rempel, der erst mit einer Botschaft diente. Dann vollführten die Brüder Isaak Janzen, Abram Rempel und Peter Engbrecht die Einsegnung. Da die Versammlungen im Sommer immer sehr spät anfingen, nachdem das Vieh abends von der Weide nach Hause gebracht wurde, zog sich diese Gemeindestunde bis spät in die Nacht. Viele Arbeiter mussten aber am nächsten Morgen wieder sehr früh zur Arbeit gehen. Es war anstrengend, schwer und nicht einfach, aber die Gemeinde war froh, dass sie von jetzt an eigene Diener hatte.

Vier Tage später, am Sonntag, den 27. Juli 1969, wurde trotz der bereits begonnenen Erntezeit, viele Gemeindeglieder mussten auch am Sonntag arbeiten, ein Tauffest durchgeführt. Früh morgens eilten die Leute zum Fluss Tock, etwa drei Kilometer vom Dorf entfernt. Die meisten gingen zu Fuß, da nur wenige Geschwister Privatautos hatten. Es war ein schöner, sonniger und gesegneter Tag. Nach einem kurzen Einleitungswort und Gebet von Bruder Kornelius Unruh, gingen die weißgekleideten Jugendlichen ins Wasser und wurden getauft. Unter ihnen waren zwei Schwestern die noch nicht 18 Jahre alt waren. Weil es laut Landesgesetz verboten war, Jugendliche unter 18 Jahren zu taufen, wurden diese zwei Schwestern als erste getauft. Denn wenn die Obrigkeit zum Tauffest kommen sollte, was wir befürchteten, wären diese schon getauft. Aber der Herr war wie eine Mauer um uns und beschützte uns. Nach und nach wurden dann auch die anderen getauft. Das Tauffest verlief ohne Störung. Auch Bruder Engbrecht kam zum Tauffest. Die Täuflinge wurden sofort am Ufer eingesegnet und in die Gemeinde aufgenommen. Das Schlusswort sprach Peter Engbrecht. Im Schlussgebet dankte die Gemeinde für das gesegnete Tauffest. Als die Leute anfingen Auseinanderzugehen, kam die vom Herrn bis dahin zurückgehaltene Obrigkeit und wollte das Tauffest stören. Nun war aber bereits alles vorbei. Am nächsten Tag, am Montag, wurden wir zum Dorfrat geladen, wo wir dann auch wieder bestraft wurden.

Im Oktober 1969 heirateten Jakob Giesbrecht und Lilie Kröcker. Ich vollzog die Trauhandlung. Wir jungen Brüder machten die Dienste in der Gemeinde oftmals in Unwissenheit und mit Fehlern.

Die siebziger Jahre verliefen wie ein Sommertag, in dem sich Licht und Schatten reichlich abwechselten. Die Gottesdienste fanden jetzt regelmäßig statt, doch die Gläubigen spürten noch immer den Druck, indem etliche Brüder sowie Schwestern von ihrer Arbeit gekündigt oder versetzt wurden, und bekamen dann eine minderwertige Arbeit. Kein Christ durfte Lehrer oder Kindererzieher sein oder ein Regierungsamt ausüben. Besonders schwer betroffen waren die Kinder in der Schule. Kinder, welche die Gottesdienste besuchten, wurden von Lehrern und von nichtgläubigen Schülern ausgelacht, verspottet und in vielen Sachen zurückgestellt. Sie bekamen für ihr Wissen auch oftmals schlechtere Noten. Es entschieden sich aber immer mehr Seelen für Christus und die Gemeinden der Ansiedlung wuchsen.

Im Herbst 1971 wurde es wieder ziemlich dunkel, die Drohungen seitens der Regierung und Strafen wurden immer häufiger. Am 31. Dezember 1971 war, wie in Russland üblich, am Silvester ein kurzer Arbeitstag. Alle Leute machten sich bereit für den Jahresschluss. Meine Frau und ich waren auch mit der Arbeit fertig. Ich durchdachte noch einmal die Predigt für den Abend. Da es noch zu früh war, um zur Versammlung zu gehen, wollten wir noch etwas ausruhen. Da klopfte es plötzlich an der Tür. Fünf Beamte und ein Milizsoldat

kamen herein, legten uns die Genehmigung des Staatsanwalts zur Durchsuchung vor und sagten: Es gibt einen Verdacht, dass in ihrem Hause antisowjetische Literatur gelagert ist und unsere Aufgabe ist es, sie zu finden. Meine Frau und ich mussten Platz nehmen und durften uns auch nicht zu Wort melden. Da wurde unser Haus durchsucht: Schränke, Kommode, Betten und Kisten. Alles wurde ausgeräumt und im Zimmer auf einen Haufen geworfen. Was sie suchten, fanden sie natürlich nicht, da wir in unserem Haus solche Literatur nicht hatten. Aber Bibeln, Gesangbücher, Tonbänder sowie sonstige christliche Literatur wurden eingepackt und mitgenommen. Zum Schluss wurde uns gesagt, dass sie uns die Ergebnisse der Hausdurchrsuchung später bekannt geben würden. An demselben Tag wurden dann noch in zwei weiteren Häusern, bei Jakob und Helena Dück und Peter und Rufa Fast, Durchsuchungen angestellt. Als wir uns etwas beruhigt hatten, gingen wir mit leeren Händen, denn wir hatten jetzt keine Bibel oder Gesangbücher mehr zum Silvesterabend. Der Gottesdienst an dem Abend war etwas gestört, aber doch reichlich gesegnet. Als die Uhr dann zwölf dumpfe Schläge zählte und damit meldete, dass das alte Jahr für immer im Meer der Ewigkeit verschwunden war und ein neues angefangen habe, vereinigten wir uns im Gebet, in dem wir Gott für die Segnungen im verflossenen Jahr dankten und ihm unsere Not ans Herz legten, denn wir befürchteten, dass man die Gottesdienste wieder unterbrechen würde. Nach dem Gebet sangen wir das Lied:

Jesu, geh voran, auf der Lebensbahn und
wir wollen nicht verweilen,
Dir getreulich nachzueilen. Füh'r uns an
der Hand, bis ins Vaterland.
Soll's uns hart ergeh'n, lass uns feste
steh'n, und auch in den schwersten Tagen
Niemals über Lasten klagen, denn durch
Trübsal hier geht der Weg zu dir.

Dann begrüßten wir uns untereinander mit einem Neujahrsgruß und gingen auseinander. Am nächsten Morgen feierten wir das Neujahrsfest, doch mit der Sorge, ob wir die Gottesdienste weiter würden behalten können. Solche Hausdurchsuchungen wurden in fast allen Gemeinden der Ansiedlung durchgeführt. Doch müssen wir mit Dankbarkeit und zur Ehre Gottes sagen, dass die Gottesdienste in allen Dörfern, das heißt in allen Gemeinden, auch weiterhin stattgefunden haben. Es folgten nur noch Gerichtsverhandlungen, wo man die Brüder, bei denen Hausdurchsuchungen durchgeführt wurden, verurteilte.

Die erste Gerichtsverhandlung war in Podolsk am 11. Januar 1972. Die Brüder Peter Engbrecht, Isaak Janzen, Peter Nachtigal und Johann Peters wurden verurteilt. Am 24/25. Februar folgte die Gerichtsverhandlung in Donskoj im Kulturhaus. Gerichtet wurden die Brüder: Jakob Dück als Prediger der Gemeinde und wegen der Versammlungen in seinem Haus, Peter Fast als Chorleiter und ich, Daniel Janzen, als Prediger. Zwei Tage lang war das Kulturhaus bis auf den letzten Platz gefüllt. Gemeindeglieder sowie andere Dorfbewohner waren anwesend. Viele mussten ein Zeugnis ablegen. Es schien, als ob ein hartes Urteil zu erwarten sei. Doch Gott bekannte sich wunderbar zu den vielen Gebeten und Seufzern der Gläubigen! Das Urteil war soweit gemildert, dass es keine Gefängnisstrafe gab. Es lautete: ein Jahr Zwangsarbeit mit 20 Prozent Lohnabzug, man durfte nicht den Rayon (Kreis) verlassen und bekam für dieses Jahr auch keinen Urlaub.

Im März 1972 war die Gerichtsverhandlung in Bogomasowo, wo die Strafe für die Brüder härter ausfiel. Der Bruder Johann Langemann wurde zu vier Jahren Gefängnisstrafe verurteilt und die Brüder Peter Heidebrecht sowie Peter Janzen für zwei Jahre.

Eine Woche nach der Gerichtsverhandlung in Bogomasowo wurde in dem Betrieb, wo Peter Fast und ich arbeiteten, bekannt gegeben, dass alle Beschäftigten sich zu bestimmter Zeit im Kulturhaus versammeln sollten. Es sollte über das Thema verhandelt werden, wie die Bürger bei den Lieferungen von Lebensmitteln wie z. B. Butter, Milch, Eier usw. dem Staat helfen könnten.

Als wir zum Kulturhaus kamen, stand an der Eingangstür ein Milizwagen, der sogenannte „Schwarze Raben". Überall, wie drinnen so auch draußen, gingen Milizbeamten herum. Zur angegebenen Zeit kam auch die Rayonobrigkeit. Nach der Eröffnung der Ver-

sammlung wurde dann das Thema vermeldet. Es handelte sich aber keinesfalls um Lieferungen von Lebensmitteln an den Staat. Das Thema lautete: „Der weitere Kampf gegen die Gläubigen". Wir wurden sehr ausgeschimpft und verspottet. Es traten viele Frauen sowie Männer mit Beschuldigungen auf, dass die Gläubigen ein Hindernis bei der Kulturentwicklung unserer Dörfer seien. Der Ablauf dieser Versammlung hatte den Anschein, dass hier ein hartes Urteil gesprochen würde. Nun blieb aber auch in diesem Fall das Sprichwort „Der Mensch denkt und Gott lenkt" wahr. Die Zusammenkunft kam zu einen wunderbaren Schluss. Die Obrigkeit wurde milder und es gab kein Urteil. Die Versammlung wurde geschlossen. Die Miliz fuhr in ihrem schwarzen Wagen weg und die Leute gingen wieder an ihre Arbeitsplätze.

In Zukunft gab es noch verschiedene Schwierigkeiten und Geldstrafen, aber solche aggressive Unternehmungen seitens der Obrigkeit gab es nicht mehr. Das Gemeindeleben blieb aber vorerst gespannt. Die Tauffeste wurden bis zum Jahre 1976 immer geheim durchgeführt. Es wurde in dem Nachbarrayon Gratschowka in einem Wald am Fluss Tock ein Platz gesucht. Zu der Zeit hatten bereits mehrere Geschwister kleine Privatautos und so fuhren wir mit 10 – 12 Autos dann dahin. Vorsichtshalber nahmen wir Musikinstrumente und Proviant wie z. B. Kaffee und Kuchen mit. Nach der Ankunft wurde dann erstmals die Gegend erkundet. Wenn keiner, der uns möglicherweise stören konnte, in der Nähe war, gingen wir zum Ufer. Die Täuflinge und Täufer zogen sich schnell um und dann wurden die Täuflinge getauft. Nach der Taufe hatten wir da im Wald eine Gemeinschaft, es wurde viel musiziert, gesungen und auch gegessen. Wenn jemand vorbei fuhr, meinte er einfach, dass wir da einen Ausflug hatten. In dem Falle, dass wir bei unserer Ankunft Menschen antrafen, haben wir erst gesungen und gegessen und erst später, wenn die Leute weg waren, wurde getauft. Dies wurde aus Vorsicht getan, damit die Brüder nicht wieder verklagt wurden.

Registration und Gemeindebau

Obzwar die Gemeinden auf der ganzen Ansiedlung funktionierten, wurde in fast keiner Gemeinde- und Jungendleitung gewählt. Besondere Gottesdienste, wie z.B. Abendmahl und Trauhandlungen auf Hochzeiten, wurden den eingesegneten Predigern übergeben. Bruder Peter Engbrecht war immer noch führender Prediger der ganzen Ansiedlung. Da die Gemeinden immer größer wurden, ließ sich der Platzmangel immer mehr spüren. Auch in den größten Privathäusern im Dorf hatten nicht alle Gottesdienstbesucher genügend Platz. Im Jahre 1972 reichte unsere Gemeinde in Donskoj eine Bittschrift bei der Obrigkeit

Tauffest in der Gemeinde zu Donskoj im Tock 1980.

ein, unsere Gemeinde zu registrieren, damit wir ein Bethaus bauen konnten. Diese Bitte wurde aber abgelehnt. So waren wir gezwungen, auch weiterhin die Gottesdienste in Privathäusern durchzuführen. Es war oftmals so voll, dass die Leute einfach nicht Platz hatten. Dann wurden die meisten Bänke hinausgetragen und die jüngeren, gesunden Leute standen Schulter an Schulter während des ganzen Gottesdienstes. Dies spricht von einem Hunger nach dem Worte Gottes und Gemeinschaft. Oftmals wurden die Wände nass, denn es war aus Gesundheitsgründen der Anwesenden fast unmöglich, die Fenster im Winter zu öffnen.

Als sich das Gemeindeleben in den siebziger Jahren immer mehr stabilisierte, wurden in den Gemeinden feste Leitungen gewählt. Unsere Donskoj Gemeinde wählte am 26. 9. 1974 mich als offiziellen Leitenden und Bruder Kornelius Dück als Gehilfen. Im Jahre 1977 wurde Bruder Lehnhard Sawadski als Jugendleiter gewählt.

Dies wurde auch in anderen Gemeinden der Ansiedlung gemacht: In Ischalka war Johann Boldt Gemeindeleiter, in Bogomasowo Johann Langemann, in Lugowsk, bis zum Jahre 1977, Peter Engbrecht Er war noch nach Moskau gefahren um Gemeindesachen zu regeln, und verstarb auf der Rückreise in Sorotschinsk. Danach übernahm die Leitung Johann Spenst. In Podolsk war es Abram Thiessen, in Krassikowo Heinrich Görzen, in Kuterlja Johann Thiessen, in Kaltan Johann Löwen, in Jugowka und Klinok Johann Hamm, bis er im Jahre 1988 verstarb. Danach übernahm die Leitung Franz Klassen.

Es ist wichtig zu bemerken, dass die Gottesdienste in der Ansiedlung seit 1965 trotz aller Verfolgungen und Geldstrafen nicht mehr unterbrochen wurden. Im Jahre 1975 wurden in unserer Gemeinde zwei Prediger eingesegnet. Es waren Kornelius Unruh und Peter Dück. Die Einsegnung vollführten die Brüder Jakob Rempel und Jakob Reime, beide aus der Gemeinde Bergtal/Kirgisien.

Am 6. Juni 1976 feierten wir in Donskoj im Zelt das erste Sängerfest. Es dienten sechs Chöre aus den Gemeinden der Ansiedlung, insgesamt 152 Sänger. Tauffeste sowie weitere Sängerfeste dienten zum großen Segen der Ansiedlung.

Im Juni 1976 wurde uns gemeldet, dass unsere Gemeinde in Donskoj aufgrund unserer Bitte aus dem Jahre 1972 anerkannt und

Nach der Taufe im Fluss Tock wurde ein Gottesdienst durchgeführt während dessen die Täuflinge unter dem Segen Gottes in die Gemeinde aufgenommen wurden. Mit den Straussen vorne – die Täuflinge, in der dritten Reihe sitzen die Diener der Gemeinde, im Hintergrund das Bethaus.

registriert wurde. Es kamen zwei Herren, ein Abgeordneter aus dem Hohen Rat aus Moskau und der Bevollmächtigte über Religionsfragen aus Orenburg. Sie erklärten uns unsere weiteren Rechten und Pflichten: Es würde jetzt wohl möglich sein ein Bethaus zu bauen. Sie stellten uns aber auch die Bedingung, dass keine Kinder unter 18 Jahren die Gottesdienste besuchen sollten und dass keine Gastprediger das Recht hätten, in unseren Gottesdiensten zu predigen. Auf diese Bedingungen gingen wir nicht ein. Wir begründeten es damit, dass unsere Kinder auch da sein sollen, wo wir sind. Wenn die Kinder nicht mehr unsere Gottesdienste besuchen dürften, dann brauchten wir auch kein Bethaus bauen, denn dann hätten wir auch genügend Platz in Privathäusern. Da wir uns in dieser Frage nicht mit der Obrigkeit einig wurden, blieb die Sache mit dem Bau des Bethauses so wie bisher. Da es aber immer mehr an Platz mangelte, wurden wir uns einig, zum Sommer ein großes Zelt zu bauen. Dazu benötigten wir einen geeigneten Platz. Im Sommer 1975 bauten wir das Zelt im Vorgarten bei Heinrich Unruh. Später meldeten sich die Geschwister Bernhard und Agatha Klassen samt Kindern und stellten ihren Vorgarten dazu zur Verfügung. Hier stand das Zelt dann in den Jahren 1976-1978.

Es wurde ein Gestell aus Holz gebaut und mit großen Vorhängen bezogen. So war uns für den Sommer geholfen, wir hatten genügend Platz. Zum Winter schenkte der Herr uns eine wunderbare Lösung. Die Geschwister Kornelius und Helene Dück bauten ein Haus. Bis zum Winter hatten sie den Rohbau fertig. Sie bauten es von innen nicht aus, mit der Absicht, es im Winter für Gottesdienste zur Verfügung zu stellen. Es wurden Fenstern und Türen eingebaut, ein Ofen hineingestellt und somit war uns für den Winter geholfen. Im Winter 1976/77 waren wir wieder gezwungen, unsere Gottesdienste in Privathäusern abzuhalten und im nächsten Winter (1977/78) stellten die Geschwister Johann und Elvira Funk ihr nicht fertiggebautes Haus für die Gottesdienste zur Verfügung.

Im Herbst 1976 bekamen wir dann doch die Erlaubnis, die Gemeinde zu registrieren. Es wurde jetzt auch erlaubt, dass die Kinder die Gottesdienste besuchen durften, und auch

Den 15. April 1978 wurde mit dem Bau begonnen, fleißige Hände beim betonieren der Fundamente.

Den 15. Oktober 1978 ist das Bethaus fertig. Ohne Gottes Segen, Eigenleistung, freiwilligen Spenden, Mithilfe aller Mitglieder der Gemeinde währe es nicht möglich.

Am 15. Oktober 1978 sprechen fünf Brüder das Weihgebet im von Gemeindeglieder und Gäste überfüllten Bethaus.

Gastprediger durften bei uns predigen. Dann beschäftigten wir uns sofort mit der Frage, wie wir ein Bethaus bekommen könnten. Der Beschluss lautete: bauen. Da kauften etliche unserer Brüder in Orenburg Ziegeln. Jetzt hatten wir das Problem, sie nach Donskoj zu transportieren. Die Obrigkeit hatte uns wohl erlaubt, ein Haus zu bauen, aber sie behinderte uns trotzdem wo es nur möglich war. So wurde es der Spedition verboten, die Ziegel für die Gläubigen zu transportieren. Aber es wurde möglich, in der Stadt Lastwagen zu mieten und damit die Ziegeln nach Hause zu transportieren. Es musste nachts geschehen, so dass unsere lokale Obrigkeit es nicht merkte.

Unser nächstes Problem war ein Grundstück für das Bethaus. Wir konnten es lange nicht bekommen. Die atheistische Taktik war: erst erlauben, dann aber soviel wie möglich verhindern. Über ein Jahr wurde um das Grundstück gekämpft, aber ohne Erfolg. Dann wurden wir uns einig, nach Moskau zum Ministerium zu fahren, unsere Lage darzulegen und um Hilfe zu bitten. Im Sommer 1977 fuhren zwei Brüder, Jakob Klassen und ich nach Moskau. Wir wurden im Ministerium

von dem Chef der Abteilung für Religionsfragen, einem Herrn Tarasow in Empfang genommen. Er sagte, dass wir kein Grundstück für den Bau eines Bethauses bekommen würden. Er gab uns aber trotzdem den Rat, dass der beste und erfolgreichste Weg, ein Bethaus zu bekommen wäre, der Kauf eines alten unbewohnten Hauses.

Mit diesem Rat fuhren wir nach Hause und der Herr half uns wieder. Nach einer Zeit des Suchens fanden wir in der Mitte des Dorfes ein Haus, in dem keiner mehr wohnte. Das kauften wir. Mit all diesen Strapazen wurde es bereits Frühling 1978. Im März wurde das alte Haus abgebrochen. Wir legten der Obrigkeit einen Bauplan vor. Die Obrigkeit überprüfte ihn und der Architekt teilte uns mit, dass die gewünschte Größe nicht genehmigt würde. Wir sollten ein kleineres Bethaus bauen. Es fing wieder ein Kampf an. Aber wir erkannten, dass wir dann wieder nicht genügend Platz haben würden. Nach dreiwöchigen Bitten und Diskutieren gab die Obrigkeit nach und wir durften etwas größer bauen, aber immer noch nicht in der von uns geplanten Größe. Wir entschlossen uns, uns damit zufriedenzugeben und den Bau anzufangen.

Am 15. April 1978 fingen wir an das Fundament auszuheben. Es wurde alles ohne Technik von Hand gemacht. Den Bau leitete Bruder Peter Fast. Der Herr segnete die Arbeit beim Bau reichlich. Es beteiligten sich viele Geschwister sowie Ungläubige. Alle Bauarbeiten wurden in Eigenleistung verrichtet. Die Losung war: „Beten, spenden, arbeiten". Es beteiligten sich Jung und Alt. Die älteren Schwestern brachten uns das Essen zum Bau und leisteten dadurch ihren Beitrag. Bis Mitte Juli ging die Arbeit schnell voran, bis die meisten arbeitsfähigen Männer sich mit der Ernte beschäftigen mussten, und es blieben nur Rentner beim Bau. Zwei Monate später, als die Ernte eingebracht war, ging die Arbeit wieder schnell voran. Mitte Oktober 1978 war das Bethaus fertig.

Am 15. Oktober 1978 wurde das Bethaus eingeweiht. Zu dieser Feier kamen so viele Gäste, dass das große Haus wieder nicht genügend Plätze für alle Besucher hatte, und es mussten in diesem Einweihungsgottesdienst auch etliche stehen. Aber im allgemeinen war für unsere Gemeinde in Donskoj das Raumproblem geregelt. Es war ein großes Wunder! Nach der Schließung des Versammlungshauses vor 47 Jahren (1931), war wieder ein Bethaus im Dorf! Die Gemeindemitglieder stammten aus drei Dörfern: Donskoj sowie aus den beiden Nachbardörfern Dolinsk und Pleschanowo. Im Jahre 1980 war eine große Erweckung, wo sich viele Menschen bekehrten. Im Sommer desselben Jahres wurden 37 Seelen getauft.

Da die Gemeinde wuchs und es immer mehr Gemeindearbeit gab, wurden im Jahre 1982 noch ein Prediger (Jakob Klassen) und ein Diakon (Gerhard Klassen) eingesegnet. In den achtziger Jahren wurden wiederholt Sängerfeste gefeiert sowie Dirigenten-Seminare durchgeführt. In diesen Diensten schlossen wir uns mit den Gemeinden der Orenburger Ansiedlung zusammen. Auch Bruderschaften wurden von beiden Ansiedlungen viermal jährlich zusammengerufen um die Hauptfragen und Probleme zu regeln. Wir machten auch Diener-Austausche. Das bereicherte die Gottesdienste sowie die gesamte Arbeit in den Gemeinden. So verliefen die achtziger Jahren im weiteren Aufbau der Gemeinden. Es gab aber trotz allen Segnungen auch große Kämpfe und Niederlagen. So manch ein Kämpfer wurde schwer verwundet, aber der Arzt aller Ärzte heilte die Wunden und gab neue Kraft aufzustehen und weiterzukämpfen. Wie überall, so führte der Herr auch in Neu Samara sein Volk durch Wüsten und Täler, auf dass kund würde was in unseren Herzen war, ob wir Seine Gebote halten würden oder nicht (5. Mose 8, 2). Es heißt in Hebräer 12,11 „Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünkt uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein, aber hernach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind." Preis dem Herrn!

Die Feste

Weihnachten

O Fest aller Heiligsten Feste,
O Weihnacht, du lieblicher Schein.
Dein warten wir kindliche Gäste,
O lass in den Himmel uns ein.
O Weihnacht!

In den Jahren 1931 bis 1946 wurde kein Weihnachtsfest gefeiert: keine Versammlungen, kein Gottesdienst, keine Weihnachtslieder. Alles war verboten. Nur was die Eltern den Kindern heimlich zu Hause erzählten. Die Mütter backten Weihnachtskuchen und es wurde an Weihnachten gedacht. In der Schule wurde den Kindern genau das Gegenteil gelehrt. Weihnachtsbaum und Geschenke wurden auf Silvester gelegt. Der Weihnachtsmann wurde umgenannt auf „Ded Moros" (Opa Frost). Die Weihnachtstage 25. und 26. Dezember waren überall Arbeitstage. In den Schulen gab es statt Weihnachtsferien Ferien ab 1. Januar.

Am 24. Dezember 1946 feierten die Gläubigen in den Dörfern das erste Weihnachtsfest nach 14 Jahren. Das war uns, damals Jugendlichen, etwas ganz Neues. Wir hatten bis dahin noch nie so etwas gesehen und gehört. Die Weihnachtslieder klangen so herrlich schön. In unserem Dorf Donskoj waren zu der Zeit keine Prediger, aber die Brüder lasen aus der Bibel die Weihnachtsereignisse, jemand von den älteren Schwestern erzählte die Weihnachtsgeschichte und das war schön! Für uns, die wir im Weltgetümmel aufgewachsen waren, war das hoch sensationell, es war etwas Himmlisches. In den fünfziger und sechziger Jahren gab es wieder Verfolgungen, so dass wir nicht alle Jahre Weihnachten feiern konnten. Dazwischen waren auch Jahre, in denen es möglich war. Dann wurden die Feiern auf verschiedene Art behindert. Die Kinder mussten am 24. Dezember abends zur Schule kommen zu verschiedenen Kultur- und Sportattraktionen. Die Weihnachtsfeier wurde spät angefangen. Wenn die Kinder erst freigelassen wurden, liefen sie zwei-drei Kilometer, um noch etwas von der Weihnachtsfeier mit zu machen. Viele Arbeiter wurden zu diesem Abend durch besondere Belastung von dem Weihnachtsabend abgehalten. In den siebziger Jahren, da die Gottesdienste nicht mehr unterbrochen wurden, versuchten die Behörden immer wieder zu stören, z.B. Weihnachtsbäume und Süßigkeiten wurden erst nach dem 26. Dezember verkauft. Für die Kinder war das eine Enttäuschung, aber Weihnachten wurde trotzdem gefeiert. Es wurden alle Möglichkeiten angewandt, um die Feier schön zu machen. Gott segnete es.

Kinder und Jugendliche dienten mit Programmen. Diese wurden in den Kinderversammlungen vorbereitet und am Weihnachtsabend im Gottesdienst vorgetragen. Gedichte, Lieder von Kindern und Jugendlichen verschönerten das Fest. Zum Schluss bekamen alle Kinder Tüten mit Süßigkeiten. Nach dem Gottesdienst teilten sich die Jugendlichen und Chorsänger in vier Gruppen. Auch das Dorf wurde in vier Teile geteilt. Jede Gruppe ging dann zu ihrem Viertel. Der Reihe nach wurde bei jeder Familie am Fenster ein Weihnachtslied gesungen. Es ging manchmal über hohe Schneedünen, in denen die Sänger fast versunken sind. Aber es war eine Freude und Jubeln und es wurde ziemlich laut in dieser Nacht. Dazu knirschte noch der Schnee unter den Burstiefeln (Filzstiefel). Freilaufende Hunde, zufällig vorbei fahrende bepackte Schlitten, gezogen von bereiften Pferden, die den Frost durch ihre Nasenflügel schnauften, Nachtwächter und sogar die kahlen, schneebedeckten Bäume, alles lauschte dem Weihnachtsgesang. Ja es war, als ob sich die Engel noch einmal mit ihrem Gesang niederließen. Die meisten Leute im Dorf schliefen schon lange, wenn die Sänger um drei oder vier Uhr morgens diesen herrlichen Dienst beendeten. Nachdem sie das ganze Dorf rund waren, versammelten sich alle vier Gruppen, stellten sich zusammen und sangen dann noch ein allgemeines Weihnachtslied, dankten Gott für das herrliche Erlebnis und gingen dann zur kurzen Nachtruhe.

Zu Hause stellten die Kinder Teller auf den Tisch, und wenn sie am Morgen erwachten, wurde als erstes nach den Tellern geschaut. Sie erlebten immer wieder eine Überraschung, denn sie waren nicht leer geblieben. Es waren Geschenke von den Eltern. Aber am Weihnachtsfest ging es auch noch zu Oma und Opa. Da sagten die Kinder ihre Weihnachtswünsche auf und dann öffnete Oma den Korb und es gab weitere Geschenke. Welche Freude! Zum Mittagessen hatte Oma dann noch einen leckeren Gänsebraten gemacht. Nachmittag ging die Feier weiter. Zu Vesper gab es Kaffee und Kuchen und am Abend waren wieder alle im Gottesdienst, in dem das Weihnachtsfest mit Predigten, Chorgesang und Gedichten gefeiert wurde. Von diesem konnten die Kin-

Weihnachtsfeier in der Gemeinde Donskoj, Gruppengesang als Beitrag zum Fest.

der in den Jahren 1931-1946 nichts erfahren. Wie schade! Gott sei Dank! Auch in Russland schien wieder die Gnadensonne.

Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten

Weihnachten ähnlich war es auch mit den anderen Festen. Das erste Osterfest wurde in den Dörfern im Jahre 1947 gefeiert. So auch Karfreitag, Pfingsten und Erntedankfest.

In den Jahren, als die Obrigkeit die Gottesdienste duldete, wurden für jedes Fest Vorbereitungen getroffen: die Chöre übten, Kinder und Jugendliche bereiteten Programme vor. Vor Ostern, am vorhergehenden Palmsonntag, stellte sich schon österliche Weihe ein. Am Freitagabend war ein Gottesdienst, wo von der Kreuzigung Jesu gepredigt und gesungen wurde. Der Samstag war dann still, auch kein Gottesdienst am Abend. Die Frauen backten die Traditionskuchen: „Paski" und andere Kuchen.

Am Sonntag war dann das Osterfest. Ostern hatte den Vorteil vor dem Weihnachtsfest, dass es immer am Sonntag ist. Dann waren ja auch die meisten Menschen frei von der Arbeit. Nur wenn Ostern etwas spät ausfiel (Ende April) und die Aussaatzeit bereits begonnen hatte, gab es auch Ostern keine Ruhe. Auch für alle Leute, die in Viehställen in der Kolchose arbeiteten, war Ostern auch ein Arbeitstag.

Ostern war immer ein frohes Fest. Predigten und Gesang sprachen von der Auferstehung Jesu, vom großen Sieg, der den Tod bezwungen hat. Am Sonntagabend hatte die Jugend gewöhnlich ein Programm. In den meisten Jahren wurde auch am Ostermontag noch ein Gottesdienst gefeiert, an dem sich auch Kindergruppen beteiligten.

Vierzig Tage nach Ostern wurde Christi Himmelfahrt gefeiert. Weil das Fest aber auf den Donnerstag fiel, war es immer ein Arbeitstag. Der Gottesdienst fand abends nach der Arbeit statt.

Pfingsten wurde zehn Tage nach der Himmelfahrt, am Sonntag gefeiert. Wie Ostern, fanden zwei Gottesdienste mit Chorgesang und Gedichten morgens und abends statt. Pfingstmontag war wieder ein Arbeitstag.

Erntedankfest

Erntedank wurde gewöhnlich Ende September oder Anfang Oktober gefeiert. Das Haus wurde mit vielen Früchten, Blumen sowie mit entsprechenden Sprüchen geschmückt. Vorne wurde eine Pyramide aus verschiedenen Früchten aufgestellt, eine Schaustelle der gesegneten Ernte. Die Kanzel wurde mit einem aus Weizenähren geflochtenen Kranz geschmückt. Die Jugend sammelte im ganzen Dorf die Früchte und Blumen, schmückte das Haus und machte es anziehend, um zum Dankgebet anzuspornen. Die Prediger sprachen über die eingefahrene Ernte, über den Vorrat von Lebensmitteln und vom Hinweis auf die himmlische Ernte. Die Sänger und

Erntedankfest in der Gemeinde in den 80-er Jahren: Das Bethaus geschmückt von innen bis zur Straße.

Die Gemeindeleitung: von links - Kornelius Dück, Peter Dück, Gerhard Isaak, Gennadi Bergmann, auf der Kanzel Prediger Gerhard Thiessen.

Musikanten umrahmten das Fest mit Liedern und Musik.

Meistens waren zwei, mitunter auch drei Gottesdienste an diesem Sonntag. Zwischen den Gottesdiensten wurden alle Gottesdienstbesucher mit einem Mittagessen bedient. Es wurde ein Nebenzelt aufgestellt, mit Tischen und Bänken ausgestattet, die am Samstag davor im Dorf gesammelt wurden. Draußen stellte man zwei oder drei große Kessel auf, kochte darin einen russischen „Borscht" und als Nachspeise gab es Kaffee und Kuchen, aber auch den traditionellen mennonitischen Zwieback. Zu solch einem Fest war nicht nur die Gemeinde, sondern das ganze Dorf eingeladen. Es besuchten ca. 600-700 Leute diese Feste, so dass die Küchendiener einen vollen Arbeitstag hatten. Auch für diesen Dienst fanden sich immer willige Hände. Weil sich die Feier bis in den späten Abend hin zog, räumte die Jugend das meiste auf. Der Rest wurde dann am Montag aufgeräumt.

Jahreswechsel

Am 31. Dezember, oft ab 22.00 Uhr, fand der Silvesterabend statt. Da wurde das alte Jahr zur Grabesruhe gebracht. Es war eine ernste Andacht mit entsprechendem Chorgesang. Wenn die Uhr ihre zwölf dumpfen Schläge abzählte, vereinigten sich die Versammelten zum Gebet und gingen betend über in das neue Jahr. Dann begrüßten sie sich untereinander mit einem Neujahrsgruß und begaben sich nach Hause. Das Neujahrsfest dauerte nur einen Tag. Am Morgen hatten wir die Neujahrsandacht mit einem Thema wie: „Das Jahr liegt rätselhaft vor uns." Es wurde immer wieder von Predigern, Sängern und durch Vorträgen betont. Am Abend begann die von den Vätern eingeführte Gebetswoche, wofür ein geordnetes Programm vorbereitet war.

Hochzeit

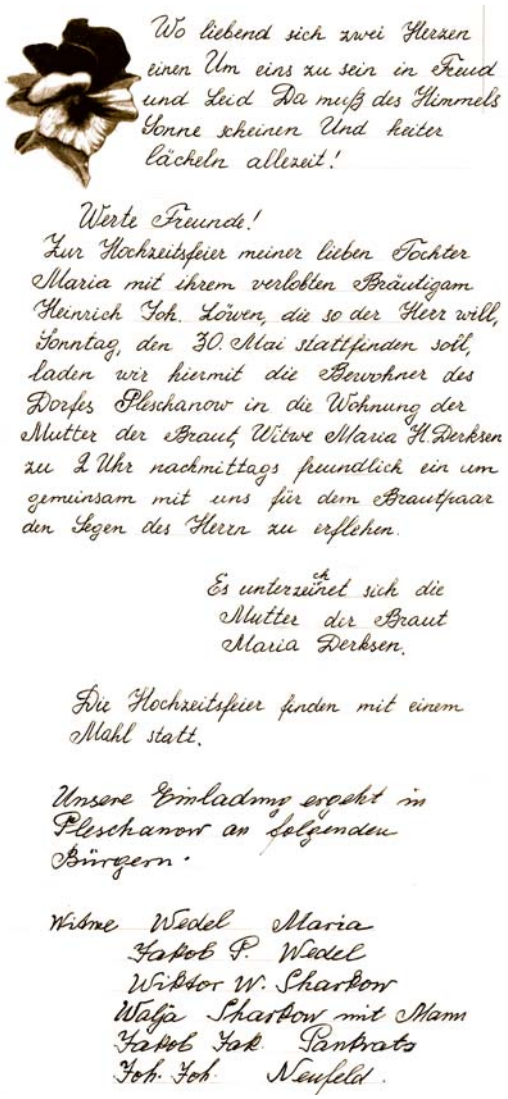
Die Hochzeit als Vermählungsfest war ein besonders wichtiger Akt. Aber mit den Hochzeiten war es genauso wie mit den Versammlungen. Zu der Zeit, da die Kirchen geschlossen waren, wurden Hochzeiten nur als kleine Familienfeste gefeiert, ohne Gottesdienste, ohne Trauhandlung und christlichen Gesang. Im Standesamt wurden die Brautleute zusammengeschrieben. Es gab eine gemeinsame Familienmahlzeit mit etlichen Freunden und dann war das neue Ehepaar fertig.

Die erste christliche Hochzeit von Peter Kliewer und Liese Unruh wurde in Donskoj im Juni 1946 gefeiert. Ein alter Prediger Wilhelm Sawadski aus Kaltan predigte und vollzog die Trauhandlung.

Wenn sich ein junges Paar verlobt hatte, meldeten sie es den Eltern von beiden Seiten. Dann richteten die Eltern den Kindern ein kleines Verlobungsfest aus, gewöhnlich am Samstag. Dazu wurden Verwandten und Freun-

Trauhandlung am Hochzeitstag von Daniel Janzen. Das Brautpaar Jakob Nickel und Elisabeth Klassen geben sich das „Ja"-Wort für die Zeit ihres Lebens

Ein Ausflug in die schöne Natur. Alexander und Katharina Klassen bei der Wassermühle am Tock im Frühling 1978.



Wo liebend sich zwei Herzen einen Um eins zu sein in Freud und Leid Da muß des Himmels Sonne scheinen Und heiter lächeln allezeit!

Werte Freunde!
Zur Hochzeitsfeier meiner lieben Tochter Maria mit ihrem verlobten Bräutigam Heinrich Joh. Löwen, die so der Herr will, Sonntag, den 30. Mai stattfinden soll, laden wir hiermit die Bewohner des Dorfes Pleschanow in die Wohnung der Mutter der Braut, Witwe Maria H. Derksen zu 2 Uhr nachmittags freundlich ein um gemeinsam mit uns für dem Brautpaar den Segen des Herrn zu erflehen.

Es unterzeichnet sich die Mutter der Braut Maria Derksen.

Die Hochzeitsfeier finden mit einem Mahl statt.

Unsere Einladung ergeht in Pleschanow an folgenden Bürgern.

Witwe Wedel Maria
Jakob P. Wedel
Wiktor W. Sharkow
Walja Sharkow mit Mann
Jakob Jak. Pantrats
Joh. Joh. Neufeld.

Hochzeitseinladung in das Nachbardorf, im Hochzeitsort wurden meistens alle Einwohner der Reihe nach eingeladen.

de eingeladen, auch ein Prediger und eine Gesangsgruppe. Etliche Lieder wurden gesungen, der Prediger las ein Wort aus der Bibel und sprach eine kurze Predigt. Dann erklärte er das junge Paar zu Brautleuten und betete zum Schluss. Danach gab es ein gemeinsames Essen und damit waren die ersten öffentlichen Schritte zur Vermählung getan. Am Sonntag im Gottesdienst wurde das Brautpaar in der Versammlung aufgeboten. Die Verlobung fand meistens zwei, ausnahmsweise drei Wochen vor der Hochzeit statt.

Die Hochzeiten wurden immer am Sonntag gefeiert. In der Woche vor der Hochzeit gab es sehr viel zu tun. Alles musste durchdacht und vorbereitet werden. Freitag, spät abends, wenn das Vieh bereits von der Weide nach Hause gekommen war und die Frauen die Kühe gemolken hatten, wurde nach alter Tradition im Hause der Braut Butter und Milch zusammengebracht. Früh am Samstag morgen kamen Frauen zusammen, die von den Eltern der Brautleute für diese Arbeit extra eingeladen wurden, rührten und bereiteten den Teig für Zwieback, Zuckerkuchen und Pluschki, die am Polterabend und am Sonntag nach der Hochzeit zur Vesper auf den Tisch kamen. Wenn der Teig fertig war, brachten die Brautleute ihn zu Nachbarn, Ver-

wandten und Bekannten zum Backen. Nach dem Backen brachten die Frauen den fertigen Zwieback und die Pluschki ins Haus der Braut und hatten damit eine große Hilfe zur Hochzeit beigetragen.

Samstagabend vor der Hochzeit war ein Polterabend. Zum Polterabend sowie zur Hochzeit war immer das ganze Dorf eingeladen. In den ersten Jahren wurden die Leute durch einen Rundbrief eingeladen, der in ein jedes Haus kam und dann weiter zu Nachbarn gebracht wurde. In den letzten Jahren wurde es einfach mündlich bekannt gegeben. Der Polterabend wurde von einem Bruder geleitet. Nach der Predigt betete er, dann gab er den Gästen die Möglichkeit, die Brautleute zu beschenken. Alle Geschenke wurden sofort ausgepackt und der ganzen Versammlung gezeigt. Die Trauzeugen waren mit diesem Dienst voll beschäftigt. Auch sehr viele Kinder kamen stolz mit einem Geschenk und warteten geduldig, bis sie eingeladen wurden, ihre Geschenke abzugeben. Der Polterabend wurde mit Gesang und Musik umrahmt. Als erste schenkten die Eltern des Brautpaares, dann wurden die Verwandten eingeladen, ihre Geschenke abzugeben. Danach kamen die Kinder aus dem ganzen Dorf. Hunderte freundliche Gesichter waren zu sehen und für die Kinder war es immer ein besonderes Erlebnis. Zuletzt wurden die restlichen Besucher eingeladen, die Brautleute zu beschenken. Vieles wurde zusammen gebracht. Ehe die Gäste auseinander gingen, schloss der Polterabend mit einer gemeinsamen Mahlzeit.

Am Sonntag fand dann die Hochzeitsandacht in einem großen Zelt statt. Ein zweites Zelt diente als Speisesaal, worin auch eine kleine Küche eingerichtet war. Als wir dann Bethäuser hatten, wurden die Hochzeiten dort gefeiert.

Um 10.00 Uhr fing die Hochzeit an. Der Chor hatte davor bereits etliche Lieder gesungen. Bei einem Begrüßungslied kamen die Brautleute herein. Vor ihnen gingen kleine Kinder, ein Knabe und ein Mädchen und streuten Blumen auf dem Weg zum Traualtar. Dann kamen die Brautleute und hinter ihnen ihre Trauzeugen. Langsam bewegte sich dieser Reigen zum Traualtar. Dann setzten sich die Blumenstreuer und die Trauzeugen auf die erste Bank, das Brautpaar stand, bis der Chor das Begrüßungslied zu Ende gesungen hatte, dann setzten sie sich auf die geschmückten Stühle. Vorne, auf den ersten Plätzen saßen die Eltern und Verwandten. Der Hochzeitsleiter begrüßte die Versammlung im Namen der Brautleute, betete und las ein Wort zur Einleitung. Dann kam die Botschaft mit dem entsprechenden Thema. Zwischen den Predigten sang der Chor Hochzeitslieder. Verwandte trugen oft Gedichte vor. Dann kam die Schlussbotschaft und anschließend die Trauhandlung. Die Trauhandlung wurde so durchgeführt, wie wir es von unseren Vätern gelernt hatten: die Brautleute gaben sich das gegenseitige „Ja“, dann wurde der Vermählungsakt mit Händeauflegung im Namen Gottes priesterlich bestätigt. Danach kniete das Brautpaar sich nieder und der Prediger erflehte für sie den Segen Gottes mit Händeauflegen. Der Chor sang dann das Amen-Lied.

Nach der Trauhandlung forderte der Prediger das Brautpaar auf aufzustehen und begrüßte es als Eheleute. Dann wurde den Eltern die Möglichkeit gegeben, ihre Kinder als Eheleute zu begrüßen. Danach durften auch die Verwandten sie begrüßen. Der Chor sang während dieser Begrüßung das alte traditionelle Lied „Eltern, die mit Treue euch erzogen“. Der Gottesdienst wurde mit allgemeinem Gebet abgeschlossen. An solcher Hochzeit beteiligten sich ca. 500 bis 600 Gäste.

Nach dem Schluss des Gottesdienstes waren die Tische bereits gedeckt. Als erste ging das junge Paar in den Speisesaal, dann die Eltern und Verwandten und nach und nach alle anderen Gäste. Mit dem schönsten Borscht wurden alle zum Mittagessen bedient. Nach dem Essen wurde fotografiert und anschließend eine Pause, die gewöhnlich drei Stunden dauerte.

Um 15.00 Uhr begann der zweite Gottesdienst. Das junge Ehepaar nahm wieder seine Plätze auf den geschmückten Stühlen und die Jugend brachte ein Programm zum Vortrag. Nach dem Programm kam das Schlusswort. Nach der Schlussbotschaft sang man das Lied „Gib her den Kranz, du brauchst ihn nicht“. Während des Gesanges nahmen die Trauzeugen das Geschmeide vom Haupt der jungen Frau und von der Brust des jungen Mannes.

Dann kam eine junge, bereits verheiratete Frau und machte der jungen Frau nach 1. Kor. 11 die Hauptbedeckung. Der junge Mann bekam dann nichts als nur ein Wort des Unterrichts: „Oh, lieb dein Weibchen treu und zart, nach frommer Ehemänner Art." Zum Schluss schenkte die Jugend dem jungen Paar zum Abschied noch ein Album, in dem jeder Jugendliche ein kleines Schreiben mit einem Glückwunsch für die Zukunft hinterließ. Dann wurde die Hochzeit mit einem Gebet abgeschlossen, nach dem es noch ein Vesper gab.

Nach 25 verlebten Ehejahren wurde Silberhochzeit gefeiert, wo das Jubelpaar mit einem Silberkranz auf dem Haupt der Frau und einem Silberstrauß an der Brust des Mannes ausgezeichnet wurde.

Nach 50 Ehejahren wurde die Goldene Hochzeit gefeiert, unterschiedlich von der Silberhochzeit dadurch, dass der Kranz und der Strauß aus blindem Gold gefertigt wurden. Sehr selten gab es nach 60 Jahren die Diamantenhochzeit.

So weit bekannt ist, war in Neu Samara einem Ehepaar Wilhelm Franse aus Kaltan die Eiserne Hochzeit beschert. Sie nannten es aber nicht „Eiserne Hochzeit", sondern „Gnadenfest". 65 Jahre zusammen im Ehestand war und ist eigentlich nur Gnade.

Begräbnis

In den Jahren der Terrorzeit 1931-1946 war es mit Begräbnissen besonders schwer. Da durfte kein Wort Gottes zum Trost den Hinterbliebenen gelesen und auch kein Lied gesungen werden. Im Sommer 1936 starb meine Großmutter, Maria Janzen, geb. Warkentin aus Donskoj.

Die Begräbnisgäste saßen eine Zeit lang still um den Sarg, dann fuhren wir zum Friedhof, um die Verstorbene zu begraben. Das Grab wurde immer von den Dorfeinwohnern der Reihe nach gegraben. Am 9. März 1940 war das Begräbnis von Gerhard Fast aus Donskoj, dem Vater meiner Ehefrau. Es wurde genauso stumm gefeiert. Es gab keinen Gesang, nur der Schwager des Verstorbenen, Heinrich Unruh, sagte ein paar Worte vom Leben und der Krankheit des Verstorbenen. In solcher und ähnlicher Weise fanden alle Begräbnisse statt. Man konnte die Begräb-

Begräbnis von Johann Friesen im März 1978, Donskoj.

Leichenzug von Maria Fast auf dem Wege zum Friedhof im August 1973.

nisse auch anders gestalten, aber dann musste man wie gesagt „Rot“ feiern. Es war in weltlicher Weise, und keinesfalls christlich.

Am 4. März 1946 wurde mein Vater Johann Janzen aus Donskoj begraben. Das war das erste Begräbnis nach der finsteren Zeit, welches christlich gestaltet wurde. Im Dorf Kaltan waren noch zwei Prediger geblieben, die früher gepredigt hatten. Es waren nämlich Wilhelm Franse aus der Mennoniten-Brüdergemeinde und Wilhelm Sawadski aus der Mennoniten-Gemeinde. Diese Prediger dienten mit dem Wort Gottes auf dem Begräbnis. Es hatte sich auch eine Gruppe von ehemaligen Sängern zusammengestellt, um etliche Lieder zu singen. Das waren Jakob und Katharina Unruh, Jakob und Helena Klassen, Schwester Dörksen und das Ehepaar Abram und Aganeta Funk aus Bogomasowo. Seit der Zeit wurden die Begräbnisse immer christlich gestaltet, auch in den Jahren, als die Versammlungen nicht regelmäßig stattfanden. Während des Gottesdienstes war der Sarg immer nach väterlicher Weise geöffnet. Nach der Beerdigung wurden alle Gäste mit einem Trauermahl bewirtet. Um diese Mahlzeit zu bereiten, wurden wie auch zu den Hochzeiten Butter und Milch gespendet.

Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden.
Ps. 90, 12.

Teure Freunde!

Mit tiefbetrübten Herzen, aber mit einer Hoffnung auf ein frohes Wiedersehn drüben im Lande der ewigen Freude, berichten wir allen die Trauerkunde, daß es dem Herrn gefallen hat unseren lieben Vater und Großvater Kornelius Unrau durch den Tod aus unserer Mitte zu nehmen.
Ein Jahr kränklich gesessen. Er war Herz-, leidend, auch Gedärmenkrank und zuletzt noch Geisenbrand. Eine Woche schwer krank und Donnerstag den 2. Oktober 2 Uhr Abends durfte er heimgehen. Er hat ein Alter erreicht von 85 Jahre, 6 Monat und 7 Tage. Wir gedenken unsere teure Leiche Montag den 6. Oktober dem Schoße der Erde zu übergeben.
So laden wir alle werten Freunde und Verwandte zu 2 Uhr im Versammlungshause ein, um Ihm das letzte Geleit zu geben. Die Trauerfeier findet mit einem Chore statt.

Für erwiesene Teilnahme werden sich stets erkenntlich zeigen die trauernden Kinder und Großkinder.

Donskoje
d. 3. Oktober 1946 J.

Unsere Einladung ergeht an:
Bürger Peter Redel dann der Reihe nach bis Bürger K. Bergen.

Ein Trauerbrief ging als „Weiterbringen“-Post an alle Einwohner des Dorfes.

Austausch mit Christen aus dem Ausland

Die weiteren achtziger Jahre waren mit der Möglichkeit gekennzeichnet, Gäste aus dem Ausland zu empfangen. Es gab auch ab und zu die Möglichkeit, dass unsere Leute selber Besuche im Ausland machen durften. Im Jahre 1979 durften meine Frau und ich eine Privatreise zu unseren Verwandten in Kanada machen. Da wurde ich mit dem MCC bekannt. Im Frühling 1983 bekam ich von Bruder Redekop eine Einladung zu der Mennoniten-Brüder-Konferenz. Das wurde aber von der Obrigkeit nicht zugelassen aus dem Grunde, weil ich allein eingeladen war. Wir meldeten es beim MCC und bekamen dann die zweite Einladung für zwei Brüder. Außer mir wurde noch ein Vertreter des Moskauer Baptistenbundes Bruder Jakob Fast eingeladen. Diesmal wurde die Reise von der Obrigkeit genehmigt und wir besuchten im Juli 1983 die MB-Konferenz in Ontario, Kanada.

Die ersten „Tauben" bzw. Besucher, die im Herbst 1983 von Kanada nach Orenburg kamen, waren John Wieler und Larry Kehler. Sie wurden von einem Bruder aus Moskau begleitet, der auch gleichzeitig ihr Dolmetscher war. Zu diesem Treffen mit den kanadischen Brüdern war auch ich eingeladen. Dieses Treffen leitete Bruder Peter Enns, Ältester der Baptisten-Gemeinde in der Stadt Orenburg. Die Gäste wurden im Flughafen der Stadt Orenburg in Empfang genommen. Als erstes mussten sie sich bei der Obrigkeit anmelden. Der Abteilungsleiter des Bezirksrates über Religion und Kirche hat sie begrüßt und sich über Zweck und Ziel der Reise erkundigt. Danach bekamen sie die Erlaubnis, die Baptisten-Gemeinde in Orenburg zu besuchen und an dem Gottesdienst teilzunehmen. Das Ziel der kanadischen Brüder war aber, die Mennoniten-Gemeinden in den deutschen Dörfern zu besuchen. Dies wurde aber von der Behörde erstmals abgelehnt. Am Abend fand dann der Gottesdienst in der Baptisten-Gemeinde Orenburg statt, in dem die beiden kanadischen Brüder das Wort Gottes verkündigten. Bruder Larry Kehler sprach englisch. Da die meisten Mitglieder der Gemeinde Russen waren, wurde es vom Dolmetscher, dem Begleiter des Moskauer Baptistenbundes, ins Russische übersetzt. Bruder J. Wieler sprach deutsch, die Übersetzung machte ich. Es waren auch viele Geschwister aus den naheliegenden Dörfern zum Gottesdienst gekommen.

Am nächsten Tag erteilte die Obrigkeit auf Bitten der kanadischen Brüder die Erlaubnis, für zwei Stunden die naheliegende Mennonitengemeinde in Stepanowka zu besuchen. Übernachten durften die Gäste da aber nicht, sie mussten unbedingt zurück ins Hotel gebracht werden. Der zuständige Mann von der Obrigkeit legte die Uhrzeit des Aufenthalts der Gäste in Stepanowka fest: von 15.00 bis 17.00 Uhr. Es wurde auch sofort dem Dorfrat in Stepanowka gemeldet. Leider wurde die Abreise nach Stepanowka für drei Stunden verzögert. Also fuhren wir mit etlichen Brüdern in Privatautos erst gegen 16.00 Uhr nachmittags los. Da die Straßen in Russland im Herbst nicht gut sind, war die 80 Kilometer lange Reise etwas beschwerlich. Aber trotzdem kamen wir, wenn auch mit drei Stunden Verspätung, glücklich dort an. Mit Staunen sahen wir, dass das Bethaus der Gemeinde Stepanowka überfüllt war mit Leuten, die bereits drei Stunden auf die Ankunft der Gäste warteten. Sofort begann der Gottesdienst (ca. 1 1/2 Stunden), in dem die Brüder Wieler und Kehler wieder mit Botschaften dienten. Es war für die Zuhörer nicht einfach, fünf Stunden zu sitzen, aber der Herr hat sowohl den Gottesdienst als auch das anschließende gemeinsame Abendessen reichlich gesegnet. Die genehmigte Aufenthaltszeit in Stepanowka von zwei Stunden war doch ziemlich überzogen. Nach einem warmen Abschied der kanadischen Brüder fuhren wir zurück nach Orenburg zur Übernachtung. Die Reise nach Stepanowka wurde vom KGB und Beamten überwacht, aber hatte keine schweren Folgen.

Im Jahre 1984 erhielten die Brüder Dietrich Thiessen aus der Mennoniten-Gemeinde und ich aus der Mennoniten-Brüdergemeinde eine Einladung von Paul Kraybill zur 11. Mennonitischen Weltkonferenz in Straßburg, die wir dann gemeinsam mit zwei weiteren Brüdern, Jakob Fast und Michael Sokolow aus dem Moskauer Baptistenbund, besuchen durften. Wir wurden da als seltene Gäste aufs freundlichste aufgenommen und begrüßt.

Besuch von J. B. Töws aus Fresno, Kalifornien, USA, David Redekop, Winnipeg, Manitoba, Kanada, Johann Köhn, Waldbröl, Deutschland im September 1985. Von links David Redekop, Daniel Janzen und J.B. Töws auf der Kanzel (predigt über den Text 1 Petr;1,3-5 vor ca. 1.000 Zuhörern).

Im September 1985 besuchten die Brüder J. B. Töws aus Fresno, California, David Redekop aus Winnipeg, Manitoba, und Johann Köhn aus Deutschland sowie Bruder Walter Mitzkewitsch aus Moskau als Begleiter und Dolmetscher unsere Gemeinden in Neu Samara. Die Gäste wurden auf dem Flughafen der Stadt Orenburg in Empfang genommen und ins Hotel in die Stadt zur Übernachtung gebracht. Am anderen Tag fuhren wir mit ihnen nach Neu Samara.

Am Abend, um 22.00 Uhr, nachdem das Vieh von der Weide zurückgekommen und besorgt war, gingen wir zum Gottesdienst. Es war für uns ein besonderer Gottesdienst, da dies die ersten Auslandsbesucher in Neu Samara waren. Das Bethaus in Donskoj konnte nicht alle Gottesdienstbesucher fassen, es standen noch viele Gäste draußen, aber durch eine Radioübertragung konnten alle hören. Die Gastredner Köhn, Redekop und Töws dienten nacheinander. Bruder J. Köhn sprach über Matth. 13,3-17, Bruder Redekop über Joh. 14,1-6, Bruder Töws über 1. Petri 1, 3-5. Der Gottesdienst dauerte bis 12.00 Uhr nachts. Unter anderem erwähnte Bruder Töws, dass ihm bekannt sei, dass Paulus einmal um Mitternacht gepredigt hatte (Apg. 20, 9) und dass dabei einer der Zuhörer eingeschlafen und aus dem Fenster gefallen war. Dies sei wahrscheinlich das zweite Mal, wo um Mitternacht gepredigt wird und es sei nur nicht gewünscht, dass heute einer aus dem Fenster fällt.

Am nächsten Tag, am Samstag, bereisten wir mit den Gästen die Ansiedlung. Bruder Töws beobachtete, dass die Dörfer sehr den Dörfern in der Ukraine ähnelten, wie z. B. die in zwei Hälften durchgeschnittene Hintertür. So auch die Eschen und Weidenhecken auf den Grenzen der Gärten und vieles mehr. Dann fuhren wir mit den Gästen auf den Kamenez-Berg. Von da aus sieht man das ganze Panorama der Ansiedlung. Am Abend fand wieder Gottesdienst statt, und die Gastprediger dienten nochmals mit dem Wort Gottes. Es wurde wieder spät. Nach dem Gottesdienst gab es noch ein gemeinsames Essen und dann erst Nachtruhe.

Am nächsten Tag, Sonntag, waren die Gäste zu einer Hochzeit nach Susanowo in der Orenburger Ansiedlung, ca. 130 Kilometer entfernt, eingeladen. Die Hochzeit sollte um 10.00 Uhr morgens stattfinden. Morgens mussten wir früh aufstehen, nach nur fünf Stunden Nachtruhe, um nicht zu spät zu kommen. Ein kurzes Frühstück und es ging los. Bruder J. Töws meinte, dass man sich in Russland sogar beim Schlafen beeilen muss. Von der Hochzeit in Susanowo fuhren wir

Heinrich Brucks spricht ein Solidargebet an der Gedenkstätte der Gefallenen des Zweiten Weltkrieges in Pleschanow im September 1986. Von links Heinrich Brucks, Alexej Bytschkow, David Redekop.

durch die Dörfer der Orenburger Ansiedlung zum Hotel zur Übernachtung. Vom Hotel ging es zum Flughafen, denn die Gäste kehrten nach Moskau zurück. Am Flughafen sprach Bruder Töws noch ein kurzes Abschiedswort, dann verabschiedeten wir uns. Die Gäste gingen durch den Zoll und fuhren nach Hause. Dabei gedachten wir der segensreichen Zeit, die sie hinterlassen hatten.

Im September 1986 besuchte eine Delegation aus Kanada die Ansiedlung Neu Samara sowie die Orenburger Ansiedlung. Es waren wiederholt Bruder D. Redekop und H. Brucks aus Winnipeg, Manitoba. Sie wurden von dem Generalsekretär des Moskauer Baptistenbundes, Bruder M. Bytschkow, sowie zwei weiteren Brüdern begleitet. Wieder war eine große Versammlung im Donskojr Bethaus. Bruder D. Redekop sprach über den Text Ps. 8, 1-10. Bruder H. Brucks hatte zum Text Josua 1, 1-9 gewählt. Bruder Bytschkow predigte russisch über Joh. 3, 16. Am anderen Tag fuhren wir mit den Gästen durch die Ansiedlung. Dabei kamen wir auch beim Kreispark, in dem ein Denkmal für die im Zweiten Weltkrieg gefallenen Soldaten aufgestellt ist, vorbei. Bruder H. Brucks sprach da ein Gebet. Im Dorf Podolsk besichtigten die Gäste ein Dorfmuseum, welches das Leben von drei Nationen (Völkern) darstellt. Der Museumsleiter Alexander Tschibiljow erzählte ihnen über das Zusammenleben der Deutschen, Russen und Baschkiren. Die Gäste bedankten sich für die Führung, verabschiedeten sich und die Reise ging weiter durch die Orenburger Ansiedlung und dann nach Moskau.

Die nächste Delegation kam am 6. Oktober 1986 zu uns. Es waren der Generalsekretär vom Welt-Mennoniten Bund, Paul Kraybill aus den USA, John Redekop und Jakob Pauls aus Kanada und Abram Enns aus Deutschland. Sie wurden von der Schwester Orlowa vom Moskauer Baptisten-Bund als Übersetzerin begleitet. Da das Bethaus in Donskoj das größte in der Ansiedlung war, fand der Gottesdienst auch diesmal hier statt. Paul Kraybill

Paul Kreibel spricht das Gebet fürs tägliche Brot beim Erntedankfest in Donskoj. Abram Enns aus Deutschland, Diedrich Thiessen aus Orenburg, John Redekop und Jakob Pauls aus Kanada, Paul Kreibel aus USA, Daniel Janzen aus Donskoj im Oktober 1986.

gab einen Bericht über den Zustand und das Leben der Mennoniten in der ganzen Welt. Bruder J. Redekop predigte über Ps. 112, 1-10, Bruder Jakob Pauls hatte zum Text 1. Petri 2, 5-10, Bruder Abram Enns – Ps. 86, 11.

Am nächsten Tag wurden die Gäste mit den Dörfern der Ansiedlung bekannt gemacht. Außerdem wurde die Viehzucht in der Kolchose „Karl Marx" sowie das Dorfmuseum in Podolsk besichtigt. Danach besuchten die Gäste das Bethaus der Gemeinde in Podolsk. Es kamen auch viele Geschwister zu diesem Treffen. Das Treffen wurde dann mit einem kurzen Gottesdienst, etlichen Mitteilungen der Gäste und einem Schlussgebet abgeschlossen. Dann verabschiedeten sich die Gäste von der Ansiedlung Neu Samara und fuhren nach Orenburg.

Im Jahre 1989 (Ende Januar und Februar) waren Bruder Enns aus Orenburg, Bruder Johannes Dück aus Karaganda und ich in Begleitung eines Bruders Russki vom Moskauer Baptisten Bund auf Einladung des MCC durch Bruder John Lapp zu Besuch in den USA. Wir besuchten die Staaten Pennsylvania, Kansas, Arizona und California, wo Bruder J. Töws uns die Fresno Pacific Universität zeigte und wir ein Gespräch mit dem Lehrerpersonal hatten. Danach wurden wir verteilt, um verschiedene Gemeinden zu besuchen. Bruder Walter Sawatzky (Dolmetscher) fuhr mit mir in eine spanisch sprechende Gemeinde. In Akron, Pennsylvania besuchten wir Peter und Elfrieda Dyck, die uns in ihrem Hause einen Diafilm über die große Arbeit bei der Übersiedlung der Mennoniten, die durch den Krieg in die westliche Zone Deutschlands aus der Ukraine als Flüchtlinge nach Amerika gekommen waren, zeigten.

Im August 1989 kamen Peter und Elfrieda Dyck aus Pennsylvania zu uns nach Donskoj. Sie waren nach Saporozhe zu der großen 200-jährigen Jubiläumsfeier der Einwanderung der Mennoniten in die Ukraine gekommen. Sie besuchten dann unser Dorf, denn es war die Heimat der Elfrieda Dyck, geb. Klassen. Ihr Elternhaus war nicht mehr da, aber sie besuchten den Ort, wo das Haus gestanden hat-

Der Männerchor der Gemeinde Donskoj singt zum Anlas des 1000-jährigen Jubileum der Taufe Russlands. Dirigent Peter Fast. Vorne rechts die Leitung: V. Rjagusow Samara, D. Janzen Donskoj, V. Serpewski Samara, P. Enns Orenburg.

Der Chor (Dirigent Jakob Janzen) der Gemeinde Donskoj verschönert das Fest.

Der Saal überfüllt von Zuschauern. Viele bekamen hier eine andere Vorstellung von Glauben, Kirche, Religion. Viele hörten zum ersten Mal die Botschaft von Jesus Christus.

te und sie erkannte noch den Brunnen, aus welchem sie Wasser für die Wasserheizung gepumpt hatte.

Im Mai 1990 besuchten die Brüder Jakob Klassen und Jakob Pauls vom MCC aus Winnipeg, Manitoba die Ansiedlung Neu Samara. Die Gäste beteiligten sich am Gottesdienst, erzählten von der vielfachen Arbeit des MCC und von auch den Gemeinden in Kanada. All diese gegenseitigen Besuche, durch die die Welt kleiner wurde, haben die früheren freundschaftlichen Beziehungen der Mennoniten, die durch den Eisernen Vorhang verloren gegangen waren, wieder hergestellt.

Die achtziger Jahre blieben auch nicht frei von Verfolgungen. Das letzte Gericht über Gläubige der Ansiedlung war im Jahre 1985. Schwester Susanna Görzen aus Kuterlja wurde zu drei Jahren Gefängnisstrafe verurteilt, wurde dann aber nach zwei Jahren entlassen.

Was die achtziger Jahre noch kennzeichnete, war die allgemeine Reichsfeier des 1.000-jährigen Jubiläums der Taufe in Russland. Im Jahre 988 wurde der Fürst von Kiew, Oleg, getauft und dadurch wurde die russische orthodoxe Kirche gegründet. Weil es in unserem Kreis keine russisch-orthodoxe Kirche gab, wurden wir vom Baptisten-Bund angesprochen, einen Jubiläumsgottesdienst in dem Kreiskulturhaus durchzuführen, wozu die kommunistische Regierung auch die Erlaubnis gab. Das war am 22. 12. 1988. Viele Menschen die sonst nie einen Gottesdienst besuchten, versammelten sich. Zu dieser Feier kamen auch russische Baptistenbrüder aus Samara. Das Fest leitete der Älteste aus dem Baptistenbund, Bruder Viktor Serpewski. Es wurde gepredigt. Unser Gemeindechor diente mit Gesang. Viele Bibeln und Testamente wurden verteilt. Viele Leute bekamen eine andere Vorstellung von Kirche und Religion.

Im Sommer 1988 wurde auch die Auswanderung nach Deutschland reif. Sechs Familien aus unserem Dorf Donskoj, verließen Russland. Auch in anderen Dörfern stellte

sich diese Frage. Im Jahre 1989 wanderten schon viele aus und fanden in der Bundesrepublik Deutschland eine neue Heimat.

Im April 1989 wurden in unserer Gemeinde in Donskoj drei Prediger eingesegnet: Gennadi Bergmann, Gerhard Isaak und Jakob Kehler. Diese Prediger dienten der Gemeinde segensvoll bis zur Ausreise nach Deutschland. Im Juni 1989 wurde ich vom Dienst als Gemeindeleiter entlassen, da wir die Erlaubnis zur Ausreise nach Deutschland erhalten hatten und dann am 30. August 1989 unsere Heimat verließen. Einer der neu ordinierten Prediger, Bruder Gennadi Bergmann wurde als Gemeindeältester gewählt. Auf Grund der Ausreise nach Deutschland wurden die Ältesten immer wieder gewechselt. Bruder Bergmann leitete die Gemeinde ein Jahr, bis er im Juni 1990 die Ausreisegenehmigung bekam. Dann wurde Bruder Daniel Fast gewählt, und er diente bis zu seiner Ausreise im Januar 1991 nach Deutschland. Weiter leitete die Gemeinde Bruder Peter Janzen, aber auch nur acht Monate bis zu seiner Ausreise. Die Gemeinde war zu der Zeit nur klein, da die meisten bereits ausgezogen waren. Nach Peter Janzen übernahm die Leitung für ein Jahr und zwei Monate Bruder Viktor Fröse und übergab sie dann weiter an Bruder Heinrich Pankratz, welcher die Gemeinde im Juni 1994 verließ. Zu dieser Zeit war die Zahl der Gemeindemitglieder von 430 auf 37 gesunken. Seit 1994 leitet die von 20 Mitgliedern gebliebene Gruppe Bruder Heinrich Peters.

Das 200-jährige Jubiläumsfest der Einwanderung der Mennoniten in Russland

Unser Volk hatte 200 Jahre in Westpreußen gelebt und jetzt 200 Jahre in Russland. Weil wir im Orenburger Gebiet nicht die Möglichkeit hatten, am 200-jährigen Jubiläumsfest in Saporoshje teilzunehmen, wurden wir uns einig, mit allen Gemeinden der beiden Ansiedlungen im Orenburger Gebiet das Fest extra in unserer Gegend zu feiern. Auf einer allgemeinen Bruderschaft wurde der 23. Juli 1989 als Tag der Feier gewählt. Die Sängerchöre fingen sofort an Lieder zu üben.

Erstens war die Frage nach dem Platz, wo wir solche Veranstaltung machen könnten. Es sollte wohl eine ruhige Stelle sein, mit Stromanschluss und Schutz vor Regen oder Sonnenbrand. Da führte der Herr uns in einen klei-

Die Feier des 200-jährigen Jubiläum der Einwanderung der Mennoniten in Russland.
Mehr als 3.000 Zuschauer im Wald bei Kuterlja am 23. 07. 1989.

nen Wald in der Nähe des Dorfes Kuterlja, Neu Samara, ein wirklich guter Platz zum Feiern.

Zweitens musste alles organisiert werden. Die Leute beteiligten sich rege bei der Vorbereitungsarbeit. Auch die Behörden der Kolchose waren uns behilflich. Ein großes Podium für Chöre und Prediger, mit etwa 3.000 Sitzplätzen wurde aus einfachen Brettern gebaut. Stromanschluss für Lautssprecher und Elektromusik wurden ermöglicht. Küche, Esstische, medizinische Hilfsdienste, Toiletten usw. wurden eingerichtet. Hoch über dem Podium wehte ein Transparent „1789 – 200 Jahre in Russland – 1989", ein wunderbares Panorama.

Früh morgens am 23. Juli 1989 rollten die Autos von weit und breit zur Feier. Kurz vor dem Beginn waren die Plätze besetzt.

Um 10 Uhr eröffnete Daniel Janzen die Feier mit Wort und Gebet und machte die Gäste mit dem Programm der Feier bekannt. Der Massenchor von 200 Sängern, begleitet von Piano und Orgelmusik, sang zum Anfang das Lied: „Mit Liedern des Dankes im fröhlichen Chor, begrüßen wir heute das Fest." Von der Geschichte der Mennoniten berichtete Franz Enns. Etliche Brüder sprachen das Wort. Der Massenchor sang mehrere Lieder. 12.30 Uhr wurde das Morgenprogramm geschlossen. Nach einem Tischgebet gingen die Leute zum Mittagstisch. Man aß stehend. War jemand fertig, trat er zur Seite und ein anderer stellte sich an den Platz am Tisch. So ging es schnell weiter um Zeit zu sparen. Während der Mittagspause sangen Jugend- und Männerchöre abwechselnd.

14.30 Uhr begann das Nachmittagsprogramm. Wieder waren Wort und Gesang im Dienst. Auf dem Fest bekehrten sich fünf Seelen zu Gott. Um 16.30 Uhr wurde die Feier mit einem Dankgebet geschlossen. Noch nie war dieser Wald ein Zeuge von solcher Verherrlichung Gottes.

Am Montag kamen viel Leute nach der Arbeitszeit und räumten alles auf. Als die Sonne unterging, war der Wald wieder in seinem normalen Zustand.

Über das Fest schreibt Katharina Nachtigal von Kuterlja wie folgt: Die Organisationsarbeit war gut durchdacht. Die Verantwortungen für das Fest nahmen Vieles auf sich, geleitet wurde diese Veranstaltung von Daniel Janzen, dem Ältesten der Donskojr Gemeinde. Für den kulturellen Teil des Festes, für den Gesang sorgten die Dirigenten Jakob Janzen und Peter Fast. Kostenlos wurden die Gäste, ca. drei- bis dreieinhalbtausend Leute, mit

Der 200-Stimmige Chor der besten Sänger aus allen Gemeinden Neu Samara singt zur Ehre Gottes Danklieder.

Speise und Trank bewirtet. Es ging durch Mark und Bein, als der Chor die Gäste von nah und fern begrüßte. Solchen vierstimmigen Gesang hat wohl kein Volk so gepflegt wie die Mennoniten. Es herrschte Ordnung ohne Miliz (Polizei). Die geistliche Einführung machte Daniel Janzen. Auch Prediger und Gäste aus Karaganda, Kirgisien und vielen anderen Ortschaften, sogar aus Deutschland waren erschienen. Dieses Fest war das größte Ereignis, dass Kuterlja in 100 Jahren erlebt hat. Schon 1929 freuten sich unsere Vorfahren über das Lied „Der große Gott geht durch den Wald", das jetzt erschallte. Hier auf dem Fest war ich traurig, dass es den Vertretern der kanadischen und amerikanischen Touristen nicht erlaubt wurde, das Fest zu besuchen.

Weil sich die Auswanderungswelle im Jahre 1989 stark steigerte, war dieses Fest für viele wie ein Abschiedsfest von Russland und sie werden diese Feier noch lange in Erinnerung haben. Die meisten Mennoniten der Ansiedlung Neu Samara sind in den weiteren neunziger Jahren nach Deutschland ausgewandert. Sie verließen Gemeinden, Häuser und Höfe sowie vieles andere, was in schweren Arbeitsjahren erarbeitet wurde und bauen jetzt ihr Leben in Deutschland neu auf. Auch die Gemeinden sind fast aufgehoben. Ganz wenige Gemeindemitglieder sind in Russland geblieben. Die Gemeinden werden jetzt von Russen-Baptisten aufgebaut, die aus verschiedenen Gründen ihre Wohnorte in Kirgisien, Kasachstan, Usbekistan usw. verlassen haben und in unseren Dörfern angesiedelt sind. Die Zukunft liegt rätselhaft vor uns, doch es bleibt dabei, wie es in Hebräer 13, 14 heißt: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die Zukünftige suchen wir", das heißt: die Himmlische.

XIV. Leben in den Dörfern

Klinok
von Johann Walde

Mein Wunsch ist, dass meine Kinder und auch Enkelkinder, wenn sie sich für das Leben ihrer Eltern bzw. Großeltern interessieren werden, eine Vorstellung hätten, wie man leben kann und wie man leben soll.

Bei Papa zu Gast 1916
An einem schönen Herbsttag im September um die Abendzeit, standen wir, Mama mit dem Heina auf dem Arm und ich, an dem Bahnhof. Mich hatte sie an die Hand gefasst. Der Gepäckträger im weißen Schürzchen mit unseren Koffern in den Händen stand neben uns. Wir erwarteten den Zug, der schon sein Ankommen durch einen schrillenden Pfiff meldete. Endlich wurde er auch sichtbar. Die Lokomotive voran keuchte und zischte, ich hielt mich schon fester an Mamas Hand, und als das große schwarze Tier mit seinen gewaltigen Rädern gerade auf uns zu fuhr, dröhnte noch die Erde, zudem machte er noch einen lauten Pfiff. Da war die Furcht bei mir aufs höchste gestiegen. Ein Ruck – und ich hatte mich aus Mamas Hand gerissen und lief so schnell wie ich konnte den Bahnhof entlang, am Wartesaal vorbei, bei der Limonadenbude vorbei, beim Packhaus vorbei bis zu den Bäumen und Büschen, unter denen ich mich versteckte. Hierher kam das schreckliche Tier nicht. Mama mit dem Kind auf dem Arm sprang mir nach und rief: „Halt! Halt!“ Aber mir stand nur dieses Untier vor Augen. Hier unter dem Busch bekam Mama mich wieder an der Hand zu fassen und zog mich vor. Nun mussten wir aber sehr rasch wieder zurück, um in den Zug ein zu steigen. Als wir dann im Waggon waren, war es ja nicht mehr so schrecklich, aber doch alles unbekannt. Unser Haus schaukelte, die Häuser auf der Straße liefen alle beim Fenster vorbei. Da musste man wieder was besseres suchen. Mama hatte gerade mit dem Kind zu tun, um es zur Ruhe zu bekommen, als ich wieder ausrückte. Ich suchte ein anderes Haus, das nicht so schaukeln würde. Ich war aus einem Waggon in den anderen gegangen. Im dritten machte ich Halt, weil eine Frau mich zu sich zog und mich

Johann Walde
06.01.1912 – 01.01.1996

Johann Walde (acht Monate) mit Vater am Sarg seiner Mutter Helene Walde geb. Klassen.

überredete, mit ihr Wassermelonen zu essen. Ich setzte mich neben sie, und sie schnitt mit einem großen Messer ein Stück von ihrer schönen Wassermelone, die vor ihr auf dem Tisch lag. Ach, ich hatte das süße Stück noch nicht aufgegessen, da kam Mama schon wieder und holte mich zurück.

Als wir ausstiegen, war es Nacht. Ein alter Mann, der nur ein Pferd eingespannt hatte, fuhr uns durch einen finsteren Wald, wo wir dann endlich bei meinem Papa ankamen. Ich kannte meinen Papa nicht. Damals war ich ja noch kleiner gewesen. Hier bei Papa gingen wir eines Tages im Wald spazieren. Papa, Mama, Heina und ich. Als wir beim Försterhaus vorbeigingen, waren Gänse auf unserem Weg. Das waren Dinge, die ich noch nie gesehen oder gehört hatte. Der Gänserich hielt anfänglich den Kopf sehr hoch und kreischte. Plötzlich schob er den Kopf vor, die Zunge raus, zischte, lief auf mich zu und packte mich in die Hose. Die Furcht war ja bei mir wieder groß, doch an ein Durchgehen war nicht zu denken. Schreiend vor Angst, packte ich ihn mit beiden Händen am Hals und hielt ihn fest, ja so fest, dass dem Gänserich noch weiter als zuvor die Zunge herauskam. An Beißen dachte er nicht mehr, denn ihm fehlte schon der Atem, was ich nicht wusste. Obschon Papa und Mama sagten: „Lass ihn los! Lass ihn los!“ hielt ich ihn doch fest, bis Papa ihn aus meiner Hand befreite. Danach hat er mich auch nicht mehr beißen wollen. Dann ging es weiter in den Wald hinein, wo ich Tannenzapfen sammelte und Blumen pflückte. Eines anderen Tages spät am Abend durfte ich auch mitgehen, schauen, wie die Fischer auf dem Fluss, der ganz in der Nähe war, fischten. Fische habe ich keine gesehen, aber mir war es wichtig, dass die Männer Feuer im Kahn hatten und der Kahn mitten auf dem Wasser stand. Auch sehr wichtig waren mir all die Glühwürmchen ringsum im Gras, wovon ich viele in eine Streichholzschachtel sammelte.

Das große Feuer 1917

Neun Monate später, an einem heißen Sommertag im Juni, hatten alle nach dem Mittagessen ein Stündchen geruht. Man machte das Vesperessen fertig, um danach wieder frisch an die Arbeit zu gehen. Knecht Karl war am Vormittag zur Mühle gefahren, um Weizen

Das Feuer im Dorf. N. Dmitriew-Orenburgskij 1877

zu Mehl mahlen und hatte eben die Mehlsäcke auf den Boden getragen. Den Pferden gab er Futter. Ich spielte draußen auf dem Hof mit zwei langen Ruten, das waren meine „Pferde." Ich stellte sie an die Stalltür, und lief zum Strohhaufen, um etwas Gras für meine „Pferde" zu pflücken. Der Himmel war voller Wolken und in der Ferne donnerte es schon. Ich kam mit meinem Futter und legte das Gras den „Pferden" vor die Stalltürschwelle. Die Mutter rief: „Karl und Wanja, kommt essen." Wir gingen ins Hinterhaus, jeder nahm seinen Platz am Tisch, ich saß gegenüber dem Fenster. Vom Mittag waren noch genügend Rollkuchen übrig geblieben und nun waren Kaffee und Rollkuchen die Vesperspeise.

Während des Essens blitzte und donnerte es immer heftiger. Doch auf einmal krachte es über alle Maßen so sehr, dass man sich hier am Tisch unwillkürlich duckte. Mama schrie laut auf: „Wir brennen!" Ich schaute zum Fenster hinaus und sah, wie das Nachbarmädchen sehr eilig zu uns rüber gelaufen kam und Mama schrie noch einmal: „Ja, ja wir brennen!" Ich sprang vor Angst vom Stuhl auf und lief in größter Windeseile durch die Hintertür hinaus zum Nachbarn. Erst vor der Nachbartür schaute ich mich um, denn das Knistern und Knacken hatte mir große Furcht eingetrieben. Mama kam auch zum Nachbarn und setzte sich auf einen Stuhl, sah zu, wie das ganze Haus brannte und ich stand an ihrem Schoß und weinte, ja heulte und wiederholte immer: „Unser Haus verbrennt! Unser Haus verbrennt!" Im Nu waren ja viele Leute zusammen gelaufen. Ich sah nur ein ratloses Hin- und Herlaufen. Durch die Fenster und Türen wurden unsere Sachen herausgeschleppt und geworfen. Einige Frauen standen und schauten zu, hielten sich unsere Decken und Kissen über den Kopf, denn es regnete stark. Plötzlich flog ein Stück Feuer im Bogen bis in den Garten. Mama sagte: „Das ist ein Schinken." Etliche geräucherte Schinken hingen im Schornstein. Man sagte, die seien alle brennend weg geflogen. Das Vieh war zum Glück alles auf der Weide, außer zwei Pferden, die im Stall waren. Man sagte, mit Gewalt hat man sie herausgekriegt, denn sie rochen, ahnten Unheimliches. Die Schweine hinten am Haus, in der Box, wurden auch hinaus getrieben und liefen dann im Garten herum. Ich sah wie die Wasserpumpen Wasser ins Feuer spritzten. Man sagte, es habe nichts geholfen, das Feuer habe alles vor sich weggefressen, bis alles verbrannt sei. So waren in kurzer Zeit von unserem langen großen Haus nur der hohe Schornstein und die Mauern stehen geblieben. Weinend fragte Mama: „Wo werden wir jetzt schlafen?" Alle Leute gingen auseinander. Wohin sie unsere geretteten Sachen getragen haben, weiß ich nicht. Als das Feuer nicht mehr brannte, hatte sich meine Furcht gelegt. Im Haus und beim Haus waren noch immer Männer beschäftigt. Der Nachbarjunge, der Hans, dem das Feuer nicht so tief zu Herzen gegangen war wie mir, sagte: „Komm, gehen wir schauen, was die Onkels machen." Wir gingen zu uns an die Hofseite und sahen wie die Männer mit langen Feuerhaken aus der Scheune das Eisen von der verbrannten Dreschmaschine, Sämaschine, Mähmaschine, Putzmühle, Schlitten und Wagen auf den Hof schleppten und auf einen Haufen warfen. Als es anfing, dunkel zu werden, gingen wir zum anderen Nachbarn an der Vorderseite unseres Hauses zum Schlafen. Da wohnte Onkel Peter Riediger, ein alter Mann, ganz allein. Als die Mutter mich zur Ruhe brachte und mich ins Bett legte, wollte ich aber nicht schlafen, weil die Bettsachen nass waren.

Der Einkauf 1917

Unser Dorf Klinok lag parallel zum Nachbardorf Jugowka, nur einen Kilometer entfernt. Dazwischen befand sich ein Tal, in dem das kleine Flüsschen „Berjosowka" floss. Das Tal ging ganz nahe an unserem Garten vorbei. Am Ende unseres Gemüsegartens hatte man einen kleinen Pappelwald gepflanzt, dessen Bäume schon groß waren. Über dem Flüsschen lag ein Brett. Darüber konnte man gehen, wenn jemand sich in das Nachbardorf begeben wollte. In Jugowka war ein Warengeschäft, wo meine Mama Nägel für den Bau, der jetzt nach dem Feuer begonnen werden sollte, kaufen wollte. Am Tag nach dem Feuer gingen wir den Garten entlang. Im Walde setzte sich Mama auf eine Anhöhe, um etwas zu ruhen. Mir war dieses unverständlich, gerade los gegangen und schon ruhen. Aber ich ließ es so. Ich pflückte Blümchen und sprang Schmetterlingen nach.

Ansicht auf das Dorf Klinok von Jugowka. Im Vordergrund Bau eines Kolchosekuhstalles in Jugowka 1971.

Dann kam ich zurück und sagte: „Na, Mama, wir wollen doch gehen!“ „Gleich“ antwortete sie und blieb sitzen. Ich ging dann wieder etwas umher. Aber ich wollte doch nach Jugowka gehen. Dann sagte ich wieder: „Na, Mama, komm doch!“ „Du musst mir helfen“ sagte sie. „Ich kann nicht aufstehen.“ Sie reichte mir die Hand, ich packte sie mit meinen beiden Händen und zog so gut ich konnte. Und richtig, ich habe ihr aufgeholfen. Wir gingen weiter, aber mir ging es viel zu langsam. Als wir erst über dem Flüsschen waren und die Anhöhe des jenseitigen Berges bestiegen hatten, sagte Mama: „Wanja, du musst mich jetzt an die Hand fassen und ziehen, wie du nur kannst, dann kommen wir schneller den Berg hoch.“ Ich zog aus Leibeskräften. Auf der Höhe angelangt, ging sie allein weiter. Wir kamen zum Geschäft und auch wieder nach Hause, aber wie, weiß ich nicht.

Zwei Wiegen 1917

Bei uns im Hof war nun jeden Tag reges Leben. Der Schutt vom Feuer musste weggeräumt werden, um mit dem Bau anfangen zu können. Zu schauen gab es in diesen Tagen genug. Ich habe mich nicht gelangweilt. Wir wohnten bei Onkel Peter Riediger in einem kleinen Zimmer. Am zweiten Abend nach dem Brand waren meine Bettchen schon trocken, so das ich mich vor dem Schlafengehen nicht mehr fürchten brauchte. Am dritten Abend gab es noch was Neues: Als ich ins Zimmer kam, lag Mama im Bett, daneben standen zwei Wiegen. Erst nach Jahren löste sich bei mir das Rätsel, warum ich meiner Mama beim Aufstehen helfen musste, warum ich sie so ziehen musste, um den Berg zu besteigen, und warum sie, während das Haus brannte, beim Nachbar Dyck auf dem Stuhl saß und nicht wie alle anderen beim Feuer beschäftigt war. Warum sie denn so langsam zum Nachbarn kam, wo hinter ihr doch das Haus brannte. Weil schon am dritten Tag nach dem Brand Drillinge zur Welt kamen. Ein Kind von den dreien war tot, zwei, Jakob und Neutha, lagen in den zwei Wiegen.

Der Bau

Das Unglück mit dem Feuer wurde Papa im Dienst auch gemeldet. Beim Oberförster im Wald hatte er recht bald zwei Waggons Bauholz, wie Balken, Sparren, Latten, Bohlen und verschiedene Bretter, bekommen. Das Dorfkomitee für Soldatenfrauen zeigte eine emsige Tätigkeit. Es hatte auch bewirkt, dass andere Dörfer Hilfe bewiesen. Als das Baumaterial aus dem Wald in Sorotschinsk da

war, wurden auch von anderen Dörfern viele Fuhrwerke geschickt, um das Holz von der 60 Kilometer entfernten Eisenbahnstation nach Hause zu holen. Es war nicht so einfach, denn die Reise mit Pferdewagen dauerte gewöhnlich zwei volle Tage. Den ganzen Bau übernahm mein Großvater Johann Penner aus Kamenez. Er war Baumeister, warb freiwillige Tagelöhner, und es wurde fleißig am Bau gearbeitet. Das Wetter war ausgezeichnet und trocken. Etliche Tage nacheinander kamen bei uns Fuhrwerke auf den Hof. Das Holz wurde abgeladen und sofort aufgestapelt. Die Fuhrwerke fuhren fort, aber die Bretter blieben. Das Springen und Klettern auf den langen Brettern war für mich eine Zeit lang ein wahrhaftiges Vergnügen. Bald stand unser Haus wieder da.

Milchstock – „Kinderfreund“

Ein Separator, eine Milchschleudermaschine, war zu jener Zeit nicht in jedem Haus. Aber Kühe waren da, also gab es auch Milch. Folglich musste man auch Sahne oder Rahm oder Schmand sammeln, um Butter zu bekommen. Man hatte recht viele Zwei-Liter-Schüsseln für die Milch. Um nicht so viel Raum mit den Schüsseln auf der Milchbank einzunehmen, wenn sie voll Milch standen, wurden die Schüsseln gewöhnlich eine auf die andere gestellt. Manchmal sogar bis vier Schüsseln übereinander, dazwischen immer zwei Brettchen (Milchstock). Die Brettchen, 35 cm lang, 0,7 cm dick, vier cm breit, waren speziell dafür gemacht. Etwa 20-30 davon lagen immer im Milchschrank auf dem Brett. Wenn die Schüsseln mit Milch dann einen ganzen Tag gestanden hatten, konnte man den Schmand schön von oben abschöpfen. Der Schmand wurde gesammelt und verbuttert. Aus der sauren oder dicken Milch wurde Quark gekocht, damit wurden gewöhnlich die Hühnerküken gefüttert. Die Milchbrettchen waren gewöhnlich schön gestrichen, rot oder gelb, wie ein jeder wollte. Also, hübsche Brettchen. In unserem Haus wurden sie Milchstock oder auch Kinderfreund genannt.

Georginen 1917

Onkel Peter Riediger, der alte Onkel, wohnte ganz allein und hatte keine Hauswirtschaft. Quer über der Straße wohnte sein Sohn Peter. Der hatte eine große Wirtschaft und auch eine große Familie: vier Jungen und acht Mädchen. Es waren genug Arbeiter, um dem Opa im Gemüsegarten zu helfen. Die Vorgärten an der Straße waren gewöhnlich mit Blumen wie Rosen, Tulpen, Georginen u. a. bepflanzt. Der alte Mann hatte auch weiter nichts zu tun als nur nach Ordnung zu sehen. Er ging immer mit dem Stock. Ganz fremd war mir der Onkel nicht, hatten wir doch eine Zeitlang bei ihm gewohnt. Zwischen unseren Höfen gab es keinen Grenzzaun, nur Akazienbüsche oder schwarze Johannisbeerbüsche. Daher konnten wir ohne jegliche Beschwerden einander besuchen. Sitte und Brauch war es bei den Leuten, nach dem Mittagessen etwas zu ruhen. Denn der Arbeitstag begann vor Sonnenaufgang und dauerte bis nach Sonnenuntergang, Tag für Tag, außer Sonntag. Die kleinen Kinder aber schliefen morgens so lange sie wollten. Für die Großen war besser bei ihrer Arbeit ohne Kinder als mit Kindern. Im Sommer spielten die Kleinen immer auf dem Hof. Wenn Heina dann mal nicht spielen wollte und nur jammerte (schlemmte), sollten wir aber in keinem Fall die Mama beim Mittagsschlaf stören. Dann waren solche Spielstunden nicht interessant und solche Mittagspausen unendlich lang. In so einer langen Mittagspause gingen wir beide in unseren Vorgarten. Weil aber bei uns im Vorgarten außer Bäume nichts wuchs, lockten uns die Blumen in Riedigers Vorgarten. Nur fünf Schritte entfernt! Wir kamen zu einem Georginenstrauch, ich pflückte zwei Blumen. Wir setzten uns hier auf die Erde und machten uns auch einen Blumengarten. Plötzlich hörten wir, Mama sei schon aufgestanden. Eilig warf ich die zwei Blumen in die Hecke, fasste Heina an die Hand und wir liefen bis in den Stall, wo Mama war! Wir hatten gut gespielt.

Mama richtete die Vesper. Wir mussten uns die Hände waschen und an den Tisch setzen. Unerwartet kam Onkel Riediger herein. In der Hand zwei welke Georginen. Er setzte sich auf einen Stuhl nicht weit vom Tisch, die Hände legte er wie immer auf den Stock, aber die Blumen hielt er noch immer fest. Dann ging's los: Weißt du Nachbarin, dass deine Jungs bei mir diese Blumen abgerissen haben?

Zudem noch den ganzen Vorgarten zertreten (vertrippelt), der so schön geharkt war. Die Fußstapfen sind schön zu sehen, größere und kleinere. Dass du deine Jungs heute bestrafst! Mir war schon sehr unheimlich zu Mute, obzwar ich gar nicht wusste, was „bestrafst" heißt. Wenn er gesagt hätte „prügeln, schlagen, klopfen", dann hätte ich es gleich verstanden, aber „bestrafen" kannte ich bisher noch nicht. Der Onkel stand auf, warf die Blumen zur offenen Hintertür hinaus und ging dann nach Hause. Das Essen war mir verleidet, ich wollte nicht mehr essen, sondern schnell spielen gehen. Aber Mama sagte: „Warte, warte! Erst werden wir jetzt für die Blumen verrechnen, damit du in Zukunft weißt, wo du zu spielen hast. Ich hole mir einen ‚Kinderfreund', dann versohle ich dein Hinterende tüchtig." So geschah es auch. Jetzt wusste ich genau, was „bestrafen" heißt.

Neue Nachbarn

Onkel Riediger war alt und schwach geworden. Er spürte, dass sein Lebensende nicht mehr fern sei, er musste schon recht oft Hilfe haben. Daher verkaufte er sein Haus mit allem, was er noch besaß, unter der Bedingung, dass derjenige, der es kaufen würde, ihn dann auch noch pflegen und versorgen sollte bis zum Tode. Onkel Franz Wiebe mit seiner Frau und noch drei großen Töchtern, Liese, Gatchen und Mariechen, wurden unsere neuen Nachbarn. Diese Leute waren gut, liebevoll, freundlich, höflich und bescheiden. Onkel Wiebe war Tischler und arbeitete viel an der Hobelbank. Ihm fehlte ein Zeigefinger. Wenn ich manchmal mit einem Zettel zu ihm kam und er ihn dann las, sah ich immer, dass ihm ein Finger fehlte. Tante Wiebe war Hebamme. Kaum ein Jahr lebte Onkel Riediger noch. Die Beerdigung fand bei seinem Sohn Peter in der großen Querscheune statt. Bei dem Begräbnis brauchte ich nicht mehr bei Mama sitzen. Ich durfte da sitzen, wo die Onkels saßen. Hier hörte ich zum ersten Mal das Lied: „Seh'n wir uns an jenem Ufer, wo die Stürme sind vorbei." Hier sah ich zum ersten Mal einen Toten in Klinok. Ich musste Mama versprechen, während der Andacht still zu sitzen und nicht hin und her zu wirbeln. Wenn ich dieses nicht befolge, dann müsste ich weiterhin wieder bei Mama sitzen. Nun hieß es aufpassen. Doch da war eine Fliege. Die fing mich an zu ärgern, setzte sich bei mir bald auf die Nase, bald auf die Lippen. Ich wollte ja aber nicht rumwirbeln oder mit den Händen fuchteln. Dann zog ich nur die Lippen hin und her. Einmal setzte sie sich so passend auf die Lippen. Ich drückte die Lippen zusammen und hatte sie an den Beinen gepackt. Dann aber fing ich sie doch mit der Hand. Von all dem hatte Mama nichts gemerkt. Ich hatte auch nicht gewirbelt.

Unerwartete Hilfe 1918

Das Spielen im Freien bei schönem Wetter war ja noch immer ein großes Vergnügen, aber meine Spielzeit wurde von Tag zu Tag weniger. An einem Tag durfte ich mit Heina wohl draußen spielen, aber ganz nahe bei der Tür. Denn von Zeit zu Zeit sollte ich dann ins Haus gehen und horchen ob die beiden kleinen Jakob und Neutha noch schliefen. Auch Mama, die im Garten die Kartoffeln schieberte (jätete), sagte inzwischen: „Wanja, geh, horch, ob die Kinder schlafen." Eine Weile schliefen sie ja auch, aber dann wurden sie doch wach. Nun rief ich die Mama und sie kam die Kleinen zu stillen und zu versorgen. Zwei Brustkinder zu versorgen dauerte doch recht lange. Ich war darüber nicht verlegen, denn jetzt durften wir auch weiter von der Tür weg gehen und im ganzen Hof rumspringen. Die drei Nachbarmädchen schieberten auch im Garten, sahen alles, was bei uns vorging. Als Mama ins Haus zu den Kleinen gehen musste, kamen sie rasch über die Grenzstiege und schieberten unsere Kartoffelreihen. Sie riefen mich zu sich und sagten, dass ich es der Mama nicht sagen sollte. Das war mir auch gar nicht so wichtig. Ich war froh, dass ich spielen konnte. Wenn ich ins Haus gegangen wäre, hätte ich ja unbedingt noch was helfen müssen. Etwa die Windeln zum Trocknen auf die Hecke hängen oder die Kleinen in den Schlaf wiegen. Das habe ich hin und wieder tun müssen. Als Mama dann endlich wieder in den Garten gehen konnte, um weiter zu arbeiten, waren die Kartoffeln schon geschiebert. Das war für Mama eine Überraschung und eine Freude. Die Mädchen freuten sich auch.

Arbeit und Spiel 1918

Als Papa nach Hause kam, wurde die ganze Hausarbeit wieder nach Regel und Recht verteilt: Mannesarbeit, Frauenarbeit. Auch ich bekam einen Teil der Arbeit, die ich dann beständig verrichten musste. Selbstverständlich waren es nur leichte Arbeiten, meinen Kräften gemäß. Kinder verrichten oft Kleinigkeiten mit großem Interesse und Vergnügen, aber wenn sie beständig an die Arbeit gebunden sind, dann wird das Helfen lästig. Dann ist ihnen das Dasein eine Qual statt Freude. Papa war ein fleißiger Bauer und, was er machte, das machte er nett und recht flink. Er ging nicht zu den Leuten, um sich etwas machen zu lassen, er machte alles selbst, außer Schmiede- und Schusterarbeit. Mama war auch fleißig. Alles ging ihr geschickt von den Händen, wie jegliche Hausarbeit, so auch alle Handarbeit. Alle Arbeitstage wurden voll ausgenutzt, außer dem Sonntag. Die Arbeit, die ich verrichten musste, obwohl mir das Spielen ja noch so wichtig war, begann mit Mamas Worten: „Erst die Arbeit, dann das Spiel." Wenn es dann manchmal eine Arbeit war, die ich glaubte, morgen verrichten zu können, dann sagte Mama immer: „Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen." Oder: „Morgen, morgen, nur nicht heute sagen alle faulen Leute." Es ist beinahe nicht zu glauben, dass ich wirklich so viel zu tun hatte.

Ein voller Arbeitstag im Winter soll zeigen, wie es wirklich war. Früh morgens standen wir alle, außer den Wiegenkindern, auf. Papa machte im Ofen Mistfeuer, schöpfte den Wassertopf in der Ofenröhre voll Wasser und stellte auch den vollen Kaffeekessel in die Röhre zum Kochen. Dann ging er in den Stall das Vieh besorgen und ausmisten. Ich musste mich anziehen und dann auch Heina. Mama ging in den Stall die Kühe melken. War die Milch erst besorgt, dann stellte sie noch einen Krug Milch für den Kaffee auf den Tisch und kam dann in die Stube, um die Betten zu machen. Mir sagte sie: „Wanja, jetzt rasch den Nachttopf in den Stall tragen und dann bringst gleich den Besen und das Kehrblech aus der Küche, damit ich die Stuben auskehren kann." Hatte sie gekehrt, musste ich den Müll, Besen und Kehrblech in die Küche tragen und den Besen schön in die Ecke stellen. Dann kochte auch schon der Kessel in der Röhre und ich musste die Kaffeedose aus der Schüsselbank holen, um Kaffe auf zu brühen. Danach trug ich die Dose auf ihren Platz und rief Papa zum Essen. Mama schöpfte schon Waschwasser in die Schüssel. Inzwischen war aber der Wassereimer leer geworden, den musste ich schnell dem Vater bringen, damit er noch einen Eimer mit Wasser mitbringen konnte. Zum Frühstück gab es gewöhnlich Brot mit Sirup und Kaffee mit Milch. Gaben die Kühe keine Milch, tranken wir schwarzen Kaffee. Nach dem Essen ging Papa in den Stall und Mama spülte rasch die Tassen ab. Ich musste sie dann in die Schüsselbank im Hinterhaus stellen. Sie wischte den Tisch ab und setzte die Kleinen hinter den Tisch auf die breite Schlafbank, damit sie dort spielten. Mir sagte sie: „Ich setze mich und spinne, und du, Wanja, spielst mit den Kindern. Pass gut auf, dass die nicht herunterfallen." Beim Spinnen sagte sie oft: „Und wenn es gleich Mistgabeln regnen wird, aber eine Spule am Tag muss vollgesponnen werden." Das war die Norm, deshalb musste auch ich so viel Kleinigkeiten bestreiten und tun. Die Gäste kamen und gingen wieder, aber die Kinder, mit denen ich spielen musste, die blieben für mich den ganzen Tag. Beim Spinnen sagte Mama halblaut: „Was werden wir aber zu Mittag essen?" Dann musste ich gehen und Papa sagen, er sollte eilig Kartoffeln in den Ofen auf die Glut stellen, damit sie noch zu Mittag gar werden. Dann kam ich wieder in die Stube zu den Kindern. Sie hatten ihre Spielsachen hinunter geworfen. Wenn einer die Schlafbank nass gemacht hatte, musste ich schnell den Fußbodenlappen holen und die Bank abwischen. Den Kleinen mit den nassen Hosen gab ich der Mama auf den Schoß, damit sie ihn umziehen konnte. Nachdem nahm ich ihn wieder, wenn er auch nicht wollte und weinte, setzte ihn wieder auf die Bank. „Wanja, sagte sie dann: Hier sind ja noch die nassen Hosen, häng sie an den Ofen, damit sie trocknen." Wenn die Kinder schon zu unruhig wurden, vielleicht schon schlafen wollen, dann sang sie uns zur Erheiterung noch ein Verschen beim Spinnen vor: „Spinn, meine liebe Tochter, sollst haben zum Kleid.

Ich kann ja nicht spinnen, mir schwürt der Finger. Mir tut er so weh...“ Wenn es aber ganz nicht mehr ging, dann brachte ich die Kleinen ihr auf den Schoß. Sie legte dann ihre Wolle auf das Spinnrad, stillte die Kleinen und legte sie in die Wiegen. Ich wiegte die dann in den Schlaf. Mama setzte sich wieder an das Spinnrad. Schliefen die Kinder, konnte ich etwas spielen. „Oh, das dumme Kätzchen,“ sagte Mama plötzlich.“das hat mir den Wollekorb umgestülpt. Wanja, komm sammle mir mal die Wolle schön in den Korb. Dann holst den Topf mit Grieben aus der Schüsselbank und noch einen Teller. Die Grieben stellen wir in die Röhre, damit sie zu Mittag aufschmelzen. Jetzt hol noch Salz und salze die Grieben.“ „Darf ich jetzt noch bisschen spielen?“ fragte ich. „Ja, aber es lohnt sich nicht, viele Spielsachen vorzukramen, denn es ist beinahe Mittag.“ Ach, wie kurz waren solche Minuten zum Spielen. Ich hatte noch gar nicht richtig angefangen zu spielen, da hieß es auch schon wieder: „Jetzt räum alles schön auf, dann nimmst den Tischlappen von der Ofentür, wischst den Tisch schön ab und gehst Papa sagen, wir wollen zu Mittag essen, er soll die Kartoffeln aus dem Ofen bringen. Du holst dann Teller und Brot. Papa sollt noch ein paar saure Wassermelonen aus dem Keller bringen zum Zubeißen.“ Im Winter gab es aber nach dem Mittagessen keine Ruhepausen, in denen ich spielen konnte. Es ging wieder an die Arbeit. Papa fütterte das Vieh und stellte sich wieder an die Hobelbank. Mama setzte sich an das Spinnrad. So schnurrte es wieder los. Ich musste den Tisch aufräumen. „Wanja, jetzt aber vorwärts! Die Teller zusammenstellen und wegtragen. Am Abend waschen wir die. Die Kartoffel- und Wassermelonenschalen für die Hühner. Hier von der Ofentür den Tischlappen nehmen und den Tisch abwischen. Bald stehen die Kinder wieder auf. Du aber bist immer noch nicht fertig.“ Oh, meinetwegen könnten die Kinder noch lange schlafen und gerne bis spät abends. Da meldeten sie sich auch schon. Mama zog sie an, fütterte die. Ich musste die nassen Wiegendecken auf den Ofen hängen zum Trocknen. Dann spielte ich mit den Kindern auf der Schlafbank. In diesen Wintertagen sagte Mama mir oft: „Schau nicht so sauer wie sieben Tage Regenwetter.“ Der Abend nahte und dann fing auch die Besorgzeit an. Papa machte wieder Feuer im Ofen, brachte noch einen Eimer Wasser, damit Mama Wasser und den Kaffeekessel in die Röhre stellen konnte, dann ging er wieder in den Stall, um das Vieh zu versorgen. Wenn es anfing, dunkel zu werden, konnte Mama nicht mehr sehen beim Spinnen. Gewöhnlich war die Spule dann auch voll. Das Spinnrad musste noch geschmiert werden, denn morgen geht's ja wieder frisch drauf los. „Wanja, bringe mir mal den Schmierlöffel aus der Schüsselbank vom zweiten Brett, näher zum Fenster. Ich schmiere hurtig mein Spinnrad. – So, jetzt trag den Löffel auf seinen Platz.“ In der Dämmerzeit schliefen die Kinder gewöhnlich noch ein Weilchen. Mama sorgte für die Kleinen. Ich holte die tiefe Bratpfanne und den Fetttopf rein. Dann wiegte ich die Kinder, sie schälte Kartoffeln und stellte sie in die Röhre zum Braten. Der Kessel mit den Kartoffeln stand vom Mittag noch in der Ecke. Mama ging die Kühe melken, ich musste den Tisch für das Abendbrot decken. Da kam die Mutter mit der Milch: „Bring mir die Schüssel und das Sieb zum Milch aufsieben.“ – „Der Kessel kocht schon in der Röhre, bring die Kaffeedose.“ – „Die Kartoffeln muss ich noch salzen, hol das Salztöpfchen.“ – „Es wird schon dunkel, bring schnell die Petroleumflasche, damit ich die Lampe fertig machen kann.“ Dann kam auch Papa ins Haus und brachte den Stalleimer mit. Die Kleinen wurden wach. Mama holte die Kinder und setzte sie auf die Stühlchen an den Tisch. Papa schöpfte sich Wasser aus der Röhre in die Schüssel, wusch sich, und wir setzten uns alle an den Tisch. Die Petroleumlampe hing über dem Tisch. Die gebratenen Kartoffeln schmeckten sehr gut. Danach verweilte Papa sich mit den Kleinen, die am Tisch saßen. Mama wusch das Geschirr ab. Ich trug das Brot in den Brotkorb und brachte der Mama die ungewaschenen Teller vom Mittagessen. Wenn ich das saubere Geschirr weggeräumt und die Messer, Gabeln und Löffel abgetrocknet hatte und Mama den Tisch abgewischt hatte, dann waren wir alle fertig, etwas Neues anzufangen. Dann setzte Mama sich auf den Rundlehnstuhl näher zur Lampe, ich brachte ihr das

weiße Tuch, sie legte es auf den Schoß und verspulte fleißig die Wolle die ich ihr holte. Papa nahm dann den Eimer mit dem Waschwasser und dem Spülwasser in den Stall mit und setzte seine Arbeit fort.

Zu jener Zeit gab es wenig Spielzeug. Ich holte von Papa Kreide. Zu viert bemalten wir den Tisch. Wir spielten mit leeren Zwirnspulen, mit genähten Stoffpuppen, die ein selbstgemaltes Gesicht hatten. Es gab auch einen Lappenball, der mit Wolle vollgestopft war, oder einen kleinen Hampelmann und Klötzchen aus Holz von Papas Hobelbank. Mama schlug mir vor, einen Hahn mit Hühnern zu malen und sie dann zu füttern. Futter geben, mit Kreide auf den Tisch tuckern verstanden wir alle. Dann wurde es sehr laut. Wenn es dann spät wurde, neun Uhr oder halb zehn, mussten wir alle vier schlafen gehen. Mama legte die Wolle zur Seite, fütterte die Kleinen noch mal, legte sie in die Wiegen und setzte sich wieder zu ihrer Wolle. Papa setzte sich wie immer auf sein Brett, wiegte und sang für die Kinder. Von den vielen Wiegenliedern klingt mir heute noch das Zionslied in den Ohren: „O wie selig sind die, die in Jesu allhier, die des Erbteils im Himmel gewiss…“

Wenn die Kinder dann schliefen zündete er die Laterne an, trieb die Katzen aus den Zimmern in den Stall und fütterte noch zur Nacht das Vieh. Wenn er dann hereinkam, sagte sie oft: „Mach noch nicht die Laterne aus. Bring noch Mehl von oben, wir müssen noch Brot anrühren, auch die Hefeflasche hol aus dem Keller.“ War er fertig, dann löschte er die Laterne und stellte sie in die Ecke an der Tür für morgen früh. Gewöhnlich nahm er dann einen Stuhl, setzte sich näher zur Lampe und half der Mama Wolle verspulen. Hier gab es dann ein Stündchen zum Plaudern über die Neuigkeiten im Dorf oder wie und was alles getan werden musste, was zu Weihnachten gekauft oder gebastelt werden könnte. So kam ein Tag nach dem anderen ohne besondere Veränderung. Zwei, drei, auch vier Felle Schafwolle mussten am Winteranfang gesponnen werden. Dann kam das emsige Strümpfestricken, das bis zum Frühling verrichtet werden musste, denn im Sommer war keine Zeit für solche Winterarbeit. In der Familie gab es immer mehr Füße und Füßchen, die warme Socken und Strümpfe brauchten. Außer Spinnen und Stricken gab es aber genug andere Arbeit: Kleider nähen und flicken, Socken und Strümpfe stopfen, reinmachen, Wäsche waschen, kochen und backen. Wenn die Zeit es erlaubte, konnte auch noch gehäkelt und gestickt werden. Die Kleinigkeiten, die ich tun musste, wurden von Jahr zu Jahr mehr und größer, weil ich wuchs und die Zahl der Kinder sich vermehrte. Mama hat ihre Arbeit viele Jahre hindurch bis ins Alter hinein gemacht. Aber meine Hausarbeit dauerte nur sieben Jahre, ein Jahr vor der Schulzeit und sechs Schuljahre.

Der Küchenzettel

Eine große Auswahl an verschiedenen Speisen gab es bei uns nie. Weil im Winter auch so viel gearbeitet wurde, hat Mama sich nie Zeit genommen, um am Küchenherd zu stehen und verschiedene schöne Gerichte zu bereiten. Dazu war ihr die Zeit zu teuer. Im Winter wurde das Essen nur im Ofen oder in der Röhre gekocht. Hier war es unmöglich, Waffeln, Rollkuchen, Pfannkuchen, Nudeln oder Wareniki (Gefüllte) zu kochen. Am Morgen wurde das Mittagessen in den Ofen oder in die Röhre gestellt und vor dem Mittag heraus genommen. Die Mittagsspeisen für eine Woche waren ungefähr folgende: Pellkartoffeln, geschmalzte Grieben und saure Wassermelonen. Borscht, das ist Fleisch, Kraut, Kartoffeln, Gewürz in einem Topf gekocht. Am dritten Tag: Hirsebrei mit Soße und kaltem Sauerfleisch dazu. Vierter Tag: Geschälte Kartoffeln im Ofen auf dem Backblech gebacken, dazu geschmelzter Sauerfleischkäse und saure Gurken. Am fünften Tag: Kartoffelbrei mit sauren Tomaten. Der sechste Tag: Bohnensuppe mit Fleisch. Am siebenten Tag: Kartoffeln und gelbe Rübensuppe oder Obstmus. Manchmal gab es auch was anderes, aber dieses waren die Winterhauptspeisen. Kam erst der Sommer, wenn der Ofen nicht mehr gefeuert wurde, dann wurde das Essen auf dem Küchenherd zubereitet. Dann gab es mehr verschiedene Speisen, Mehl-, Milch- und Gemüsespeisen.

Sommerarbeit 1918

Wenn erst der Frühling kam und für Mama das Säen, Stecken und Pflanzen im Garten anfing, dann war es gewöhnlich noch zu kalt,

um mit den kleinen Kindern draußen zu spielen. Heina konnte schon manchmal alleine mit den Kindern bleiben und ich half dann der Mama im Garten. Für all das feine Gemüse zog ich die Rinnen mit dem Marker. Das waren nur die kurzen Rinnen, aber für den Mais, Zuckerrüben und Sonnenblumen gab es lange Rinnen, so lang, wie der Garten war. Dann nahm Mama die Hacke, machte Löcher und ich musste Körner einschütten. Diese Arbeit machte ich gern. Auch Zwiebeln stecken verstand ich bald. Mama gab mir eine ganze Schüssel voll kleiner Zwiebelchen und zeigte mir, wie ich es machen sollte. Ich rutschte dann die Reihen entlang und steckte ein. Wenn aber erst das Gemüse grün aus der Erde kam, die Reihen alle schön zu sehen waren und auch das Unkraut wuchs, dann musste ich auch jäten, Unkraut ausreißen helfen. Ich rutschte die Reihen auf Knien entlang und riss das Kraut aus, während Mama unweit von mir mit dem Schieber die Kartoffelreihen entlang ging und sauber machte. Später, bis 25 Jahren habe ich auch so manch einen Hektar Kartoffeln, Mais, Rüben oder Sonnenblumen mit dem Schieber bearbeitet.

Rote-Weiße 1918

Mein Papa war in der Zeit Vorsitzender des Dorfrates im Bauerndorf Klinok. Ich weiß noch, wie er es der Mama erzählte, man habe ihn zum Vorsitzenden (Schulze) gewählt. Mit der Zeit lernte ich verstehen, was der Schulze alles machen musste und was es überhaupt ist.

Man sprach schon im Winter, es sei eine Oktoberrevolution gewesen, der Kaiser sei vom Thron gestürzt worden. Von all diesem verstand ich damals gar nichts. Wenn ich dann fragte: Was ist das, der Kaiser ist vom Thron gestürzt? Dann erklärte man mir: „Der Kaiser ist der Vorsitzende. Der ist von seinem Regierungsstuhl herunter genommen worden. Jetzt wird ein anderer Vorsitzender werden."– „In welchem Dorf war es?" fragte ich, denn mein Vater war in Klinok Vorsitzender, und die Dörfer ringsum kannte ich schon etwas. Darauf war die Antwort: „In Petersburg. Der Vorsitzende regiert das ganze Land." Über das Letzte dachte ich nicht so viel nach, wie über das Erste: Der Kaiser ist vom Thron gestürzt. Also runter geschubst.

Als Papa zum Schulzen gewählt war, brachte man uns einen großen Schreibtisch ins Haus, einen Lehnstuhl und verschiedene große Bücher. Am allerwichtigsten war mir, wie hoch der Stuhl sein würde, aber der war ja so hoch wie alle anderen Stühle. Dann beruhigte ich mich. Wenn er von diesem Stuhl runter geschubst werden sollte, würde er sich nicht schwer verletzen. Den Tisch stellte man in die große Stube. Ich half die Bücher tragen und Papa legte sie in den Schreibtisch.

Eines Tages kamen um die Vesperzeit im vollsten Galopp ungefähr fünfzehn Reiter mit Flinten auf unseren Hof geritten. Papa war gerade zu Hause und ging auf den Hof zu den Reitern. Etliche stiegen sogleich vom Pferd, andere blieben sitzen. Die abgestiegenen Reiter übergaben ihre Pferde den anderen Kameraden und kamen auf Papa zu mit lautem Gespräch. Sie sprachen russisch, davon verstand ich gar nichts. Papa ging mit diesen zwei Männern in die große Stube. Ich stand draußen und schaute die Reiter an. Plötzlich feuerte einer eine Kugel ab. Er schoss mit der Flinte in die Höhe. Ich erschrak über alle Maßen, denn so etwas hatte ich noch nie gehört. Vor Schreck lief ich in den Garten und versteckte mich in der Johannisbeerhecke. Kurz danach kam Papa wieder auf den Hof. Er suchte mich und pfiff laut. Dann musste ich aus meinem Versteck heraus und zu Papa gehen. Ich wusste schon, wenn Papa laut pfeift, müssen wir Kinder vor ihn erscheinen. Da überreichte er mir einen Zettel, den ich zum Nachbarn tragen sollte. Der Zettel wurde immer weiter von Haus zu Haus getragen. Im Zettel stand: „In einer Stunde alle Pferde in das Pferdehock am Ende des Dorfes bringen." Einem anderen Onkel musste ich sagen, er solle sich aufs Pferd setzen und alle Pferde aus der Herde vom Felde ins Pferdehock treiben. Als nun die Pferde alle im Hock und die Dorfbauern alle beim Hock versammelt waren, kamen auch die Reiter hier her. Sie stiegen von ihren Pferden und banden sie von außen am Hock an. Dann gingen sie ins Hock und suchten sich die besten Pferde aus. Der Bauer, auf dessen Pferd sie zeigten, musste dann sein Pferd fangen und hinaus führen. Jeder Reiter sattelte nun sein Pferd um, ließ sein mageres, überjagtes Pferd dem Bauern zurück, setzte

sich auf das frische und mit Kommando jagten sie dann davon. Von einem Widersprechen oder Nichteinverstandensein war keine Rede, denn dazu waren sie alle mit Flinten und Säbel bewaffnet. Uns hatten sie auch ein großes Pferd umgetauscht, den Grischka, und ein kleines, ganz überjagtes Pferd zurückgelassen. Das Pferd hatte krumme Vorderbeine. Es stolperte oft. Mit bedrückten Herzen gingen die Bauern nach Hause. Am Abend kam Onkel Wiens, der bei uns über der Straße wohnte, zu uns und erzählte, dass die Roten nachts Dörfer und Gärten durchsuchten, sie suchten die Weißen, untersuchten jeden Busch und alle Hecken. Die nehmen alles gefangen! O, dachte ich, wie gut ist es aber gewesen, dass die Roten damals, als ich in Sorotschinsk auf dem Bahnhof unterm Busch saß, mich nicht gefangen haben. Und übrigens, wie konnten die Onkel das wissen, dass das die Roten seien. Ich konnte nichts Rotes an ihnen sehen.

Ein anderes Mal, auch in diesem Sommer, kamen die Roten auf unseren Hof gefahren. Gleich vom Wagen runter! Einer blieb auf dem Wagen sitzen, zwei kamen gleich ins Haus und fragten sehr laut: „Wo ist der Wirt?“ Papa kam auch sofort. Sie gingen alle in die große Stube. Da gab es einen Schuss. Wir dachten, die haben Papa erschossen. Es wurde aber weiter gesprochen. In kurzer Zeit kamen sie alle wieder heraus, setzten sich auf den Wagen, Papa auch. Er musste nach Donskoj, in die Wollost, mitfahren. Dort wurde Papa verhaftet und hat dort zehn Tage gesessen. Dann hat man ihn frei gelassen. Was man von ihm wollte, weiß ich bis heute nicht. Das waren die Roten. Weiße habe ich nie gesehen.

Sommerarbeit in meiner Schulzeit

Meine Schulzeit in unserer Dorfschule dauerte sechs Jahre. Es waren nur drei Klassen: die erste, zweite und dritte. In jeder Klasse lernten wir zwei Jahre. Im Jahre 1918 fing ich an, in die Schule zu gehen und sechs Jahre später, im Frühling, beendete ich die Schule mit dreizehn Jahren. Während ich zur Schule ging, lernte ich durch meine Schulkameraden bald das ganze Dorf kennen. Es erweiterte sich auch mein Arbeitskreis, weil ich schon von Papa oder Mama Aufträge bekam, irgendwohin zu gehen.

Die Straße unseres Dorfes zog sich vom Süden nach Norden. An der Ostseite war der Fluss. Unser Haus war das zweite vom nördlichen Ende an der Flussseite. Das Land, das dem ganzen Dorf gehörte, lag ganz nahe am Dorf an drei Seiten: Süden, Westen, Norden. Es zog sich aber in die Weite nach Westen bis sechs Kilometer. Ein jeder Bauer besaß etwa vierzig Hektar Land. Dieses Land war in fünf Teile geteilt und jeder Bauer hatte in jedem Teil einen Acker. Jeder Teil hatte seinen Namen: Hausacker, Morgenacker, Hirtenacker, Wiesenacker und der entfernteste Acker hieß Janklee. Diese Namen dienten dazu, um zu wissen, welche Acker besät werden durften, welche stehen bleiben sollten, um Heu zu mähen, und auf welchem Acker der Hirte das Vieh weiden durfte. An der Westseite lagen angrenzend an die Gärten die Hausäcker, mit dem einen Ende nach den Gärten, mit dem anderen nach Westen, etwa zwei Kilometer lang.

In der Schule hatten wir ein Gedicht über den Frühling gelernt:

Der Lenz ist angekommen,
Habt ihr es nicht vernommen?
Es sagen uns die Blümelein,
Es sagen uns die Vögelein.
Der Lenz ist angekommen.

Waren erst die Schneeglöckchen verblüht und die Maiglöckchen anfingen sich zu zeigen, dann fing auch die Arbeit, die Aussaat auf dem Felde an. Vor Beginn der Arbeit ritt Papa gewöhnlich noch auf das Feld und schaute ob das Land nach der Schneeschmelze trocken genug sei zum Ackern.

Beim Bauern war der Arbeitstag nie geregelt, wie bei einem Kohlenarbeiter oder bei einem Fabrikarbeiter, der nur sechs oder acht Stunden arbeitet. Der Bauer arbeitete von früh bis spät, nicht nur von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Nein, noch mehr von finster bis finster. Die Sommerarbeit hatte auch für mich keine Ähnlichkeit mit der Winterarbeit. Auch ich musste sehr früh aufstehen. Papa ging die Pferde im Stall füttern und ich half beim Vieh ausmisten. Dann machte er den Wagen fertig, um auf das Feld zu fahren. Er stellte ein Fass auf den Wagen und goss es voll Wasser. Einen Futtertrog und

zwei Eggen legte er auch auf den Wagen. Dann putzte er die Pferde. Neben dem Brunnen im Stall stand ein großer Kibis (ein Fass) von vierzig Eimern, den er voll Wasser goss. Dann legte er zwei Säcke mit Spreu und einen Sack mit ein paar Eimern Hafer oder Schrot für die Pferde zum Mittag auf den Wagen. Vor den Wagen legte er die Seile für vier Pferde. Auch der Reitsattel musste mit. Dies war seine Arbeit vor dem Frühstück. Mama stand auf und ging sofort die Kühe melken, denn der Hirte trieb auch in aller Frühe das Vieh auf die Steppe. Dann schleuderte sie die Milch und machte die Dose oder den Korb mit dem Mittagessen für uns zum Mitnehmen auf das Feld fertig. Für uns, Papa und mich, wurde zu Mittag gewöhnlich folgendes in die Dose eingepackt: Brot, Butter, Eier, Salz, Pellkartoffeln, manchmal auch ein Stückchen Fleisch, dann auch noch Milch oder weißer Kaffee.

Zwei Stunden war gewöhnlich Mittagspause. Dann waren die Pferde satt und wir konnten mit einer kleinen Zwischenpause weiter arbeiten bis zum Abend. Kamen wir dann nach Hause, gab es aber noch recht viel zu tun. Papa fütterte die Pferde und goss wieder das Fass, das auf dem Wagen stand, voll Wasser für morgen. Die Sämaschine wurde geholt, geschmiert und an den Wagen gebunden, denn morgen wollten wir säen. Dann wurde der Weizen eingeschüttet. Papa schüttete mit dem Eimer den Weizen ein und ich hielt die Säcke auf. Acht Säcke voll genügten für einen Tag zum Säen. Papa schleppte die Säcke, die auf dem Boden waren, dann näher zur Bodentreppe, um sie am Morgen rascher auf den Wagen zu tragen. Ich musste die Siele in den Stall tragen, die Dose vom Wagen ins Haus bringen und für morgen zwei Säcke gut voll Spreu stopfen und Schrot einschütten. Als ich die Säcke mit Spreu füllte, war es schon ganz finster. Elektrisches Licht gab es nicht, so musste ich im Finstern arbeiten. Spät abends wurde dann bei Lampenlicht Abendbrot gegessen und dann ging's zur Ruhe. Die Morgen- und Abendarbeit des anderen Tages blieb für mich dieselbe, nur am Tag auf dem Feld musste ich statt reiten und eggen tagsüber hinter der Sämaschine gehen und aufpassen, dass sich nicht unten die Säscharren mit Quickwurzeln verstopften und das Säen deswegen mit einmal aufhörte. So ein

Was gesät das geerntet. Die Saatzeit im Dorf ist eine der wichtigsten Zeiten. Vom Garten lebte man das ganze Jahr. So wurden Rüben, Möhren, Sonnenblumen und Mais gesät.

Tag machte mich dann manchmal todmüde. Weil man den ganzen Tag auf weichem Pflugland ging, konnte man am Abend kaum die Füße vor Schmerzen weiter schleppen. So ging es bis zu zehn Tagen, bis die Aussaat beendet war.

Dann folgte die Arbeit auf dem Hausacker, der sich hinter dem Nachbargarten über der Straße befand. Dort säte man Sonnenblumen, Mais, Kürbisse, Rüben und Kartoffeln. Sonnenblumen um Öl pressen zu können, Mais für die Schweine, Kürbisse für die Kühe, Zuckerrüben, um Sirup zu kochen, Kartoffeln für das Vieh und für uns zum Essen. Alles zusammen machte mehr als zwei Hektar. Diese Arbeit dauerte noch drei bis vier Tage. Die Kartoffeln musste ich einen Tag vorher aus dem Keller bringen. Mama saß oben und schnitt sie in kleinere Teile, bis dann sechs oder sieben Säcke voll waren. Am Morgen fuhr Papa mit dem Wagen die Kartoffeln aufs Feld und ich fuhr mit dem Pflug hinten nach. Auf dem Felde spannten wir alle Pferde vor den Pflug. Ich musste reiten während Papa den Pflug hielt und Mama die Kartoffeln hinter den Pflug in die Furche setzte. Den anderen Tag wurde mit einem breiten Pflug (drei Scharren) gepflügt. Vier Pferde wurden gegeneinander gespannt, Papa fuhr allein mit dem Pflug, Mama und ich säten dann Rüben, Mais, Sonnenblumen und anderes. Wenn endlich alles in der Erde war, musste ich diesen ganzen Gartenteil mit einer umgedrehten Egge plan schleppen bis es schön glatt war. Hiermit war die Aussaat beendet. Aber die Arbeit im ganzen ging bis zum späten Herbst nur immer vorwärts.

Die Asche, die vom Winter auf dem Hof lag, musste Papa zum Damm fahren. Diese Arbeit dauerte einen ganzen Tag. Mama hatte immer genug Arbeit drinnen und im Garten. An solchen Tagen, wo Papa mich nicht brauchte, war ich drinnen ganz Mädchen. Früh morgens Kaffee kochen. Nach dem Frühstück das Geschirr und die Schleudermaschine abwaschen. Draußen bei der Hintertür stand eine Geschirrbank. Dahin trug man das Schleudergeschirr zum Trocknen, so auch die Milcheimer, die Sei und die Kochtöpfe. Dann sollte ich Stroh holen, um die Dickmilch zu wärmen, damit es Quark gibt. Zu Mittag wollte Mama Wareniki mit Quark zubereiten. Mit Quark fütterte ich auch die kleinen Küken, aber die Hühner durfte ich nicht dazu lassen. Dann wollte Mama die Akazienhecke im Vorgarten beschneiden. Dazu fehlte die Heckenschere. Mama sagte: „Wanja, geh zu Peter Becker und frag, ob er nicht so gut sei und uns seine Heckenschere borge." Das tat ich gern, aber zuerst musste ich wiederholen, was ich sagen sollte. Dann beschnitt Mama die Hecke und ich fuhr die grünen Zweige mit dem Kinderwagen weg. Am Abend musste ich die Kälber in das Hock treiben und tränken, dann die Schleudermaschine zusammenstellen, die Sei fertig machen, für die Schleudermilch und für die Sahne Gefäße unterstellen. Und dann Stroh in die Küche tragen und Wasser auf dem Herd warm machen, um den Kindern die Füße zu waschen. Den Tisch zum Abendbrot decken war auch nicht schwer. Ich musste Brot aus dem Keller holen, eine Schüssel hinstellen und für jeden einen Löffel hinlegen. Sehr oft gab es zum Abendbrot Brockenmilch. Den Kindern die Füße zur Nacht waschen war auch meine Arbeit. Die Füße wurden täglich gewaschen, weil wir am Tag alle barfuss liefen. Zu der Zeit ging Groß und Klein im Sommer barfuss.

Das Haus verschmieren

Das Haus verschmieren und kalken oder weißen musste man einmal im Jahr. Papa brachte dann einen Wagen voll gelbe Erde (Lehm) nach Hause. Er fuhr auch zum Fluss, um Wasser zu holen. Ich musste mich aufs Pferd setzen und den Lehm durch kneten. Er schüttete inzwischen Spreu und Wasser drauf. Endlich war die ganze Masse fertig. Ich durfte dem Pferd die Füße waschen. Mama schmierte den Lehm in zwei bis drei Tagen aus. Bei den deutschen Bauern in Russland war es Brauch und Sitte, zu Pfingsten den Mist (Brennung) und das Haus zu machen. Wer es nicht geschafft hatte, wurde als fauler Bauer abgestempelt.

Vor Pfingsten war aber noch eine wichtige Arbeit zu verrichten. Das war eine Arbeit für die großen Mädchen. Die Vorgärten mussten schön sauber gemacht und das Unkraut vertilgt werden. Dann wurde mit der eisernen Harke korrekt geharkt und alles schön gemacht. Darauf kehrte man den ganzen großen Hof mit dem Besen. Diese Arbeit wurde am

Sonnabend vor Pfingsten gemacht. Gewöhnlich brauchte man dazu einen ganzen Tag. Wenn jemand noch einen zerbrochenen Zaun hatte, musste auch der in Ordnung gebracht werden. So musste zu Pfingsten die Wirtschaft blitz und blank sein. Was hatten denn die Mädchen damit zu tun? Der Volksmund spricht: „Was du siehst an ihrem Garten, kannst du von ihr selbst erwarten." Es gibt auch noch ein Sprichwort: „Ordnung und Reinlichkeit jede Hausfrau erfreut." Viel später hörte ich: „Willst du wissen, was aus deiner Frau noch werden kann, dann schau dir nur gründlich ihre Mutter an."

Die Krähen

Die Krähen gehören zu den Zugvögeln. Die Saatkrähen brachten dem Landmann großen Nutzen. Sobald der Bauer sich auf dem Acker zeigte und das Land bearbeitete, so waren auch schon die schwarzen Krähen da und sammelten auf der frisch bearbeiteten Erde die Käfer, Raupen, Würmer. Sie waren nicht besonders furchtsam und näherten sich uns auf dem Felde bis auf einen Steinwurf. Aber sie brachten auch Schaden und in dieser Zeit waren sie schwer abzuhalten.

Die Krähen sind da. A. Sawrasow 1871.

Schon im frühen Frühling, wenn sie erst da waren und die Felder noch ziemlich mit Schnee bedeckt waren, suchten sie ihr Futter auf den Strohdächern des Bauernhauses. Wenn sie nicht ständig vertrieben wurden, machten sie zuweilen große Löcher in das Strohdach. Weil unser Haus ein Bretterdach hatte, konnten sie bei uns keinen Schaden anrichten. Ein anderer Schaden war, wenn der Mais in Reihen aus der Erde sich zeigte, waren auch schon die Krähen da wie gerufen. Sie gingen dann die Reihen entlang, zogen mit ihren langen Schnäbeln die jungen Pflanzen aus der Erde und pickten das Maiskorn auf. Wenn die Krähen in dieser Zeit nicht beständig vertrieben wurden, dann räumten sie den Acker so auf, dass es gar nichts mehr gab. Besonders schlimm schafften sie früh morgens, wenn es gerade graute, bis Sonnenaufgang. Krähenwächter war ich mehrere Jahre. Früh morgens wurde ich geweckt und musste mich warm anziehen, denn in der Frühe war es noch recht kühl. Ich nahm einen langen Stock mit einem Lappen daran oder einen alten Eimer mit. Dann ging ich auf den Hausacker und wenn die Krähen ankamen, dann drehte ich mit dem Stock den Lappen in der Luft oder klapperte mit dem Stock am Eimer und machte Lärm. Lustiger war diese Arbeit, wenn der Nachbarjunge Hans Dyck auch auf dem Felde war. Zusammen tobten wir dann auf der Steppe herum.

Wenn im Herbst der Mais und die Sonnenblumen zu reifen begannen, machten sich auch wieder die Krähen recht fleißig daran. Dann war nur eins zu machen: so schnell wie möglich die Frucht einbringen.

Gewöhnliche Arbeit

Waren die Sonnenblumen, der Mais, die Kartoffeln in langen Reihen zu sehen, musste das Unkraut tüchtig bekämpft werden. Die Reihen, wie auch die Zwischenreihen, mussten ganz rein gemacht werden. In zwei bis drei Tagen wurde alles durchgekarrt: der Hausacker, der Garten und die Vorgärten. Papa hielt dann die Karre und ich durfte reiten. Das ging auch gar nicht so schlecht, nur wenn es erst heiß wurde, dann wollte das Pferd wegen der Stechmücken und Fliegen oft ziemlich unruhig werden und nicht immer schön zwischen

den Reihen gehen. Danach kam das Schiebern der Reihen selbst. Wenn ich helfen konnte, wenn Papa auch dabei war, dann habe ich oft mit Lust gearbeitet. Ich weiß nicht, war ich dann fleißiger? Immerhin, ich wurde wenigstens nicht so oft gescholten. Wenn wir dann von früh morgens alle drei: Papa, Mama und ich, schieberten, kam aber auch die Zeit, wo das Mittagessen zubereitet werden musste, dann ging Mama etwas früher nach Hause. Gab es aber ein Mittagessen, welches ich schon zubereiten konnte, dann musste ich nach Hause gehen, um es fertig zu machen. Ich kochte Pellkartoffeln, machte Zwiebelfett mit Schinkenfleischspökel, briet für jeden zwei Eier, für Papa und Mama je drei, holte die Dickmilch aus dem Keller und machte Schmandsuppe. Ich holte grünen Salat aus dem Garten, wusch ihn ab, schnitt ihn fein, etwas Salz, ein paar Löffel Schmand dazu, schlug alles mit dem Löffel durch – fertig war die Schmandsuppe. Weil Mama im Garten schieberte und ich Mittagessen machen musste, lernte ich mit der Zeit immer Besseres zuzubereiten. Wenn ich etwas nicht wusste, konnte ich schnell einmal fragen gehen. Waffeln, Löffelkuchen, Pfannkuchen, Klöße, Nudeln, Krautsuppe, Milchsuppen aus frischer oder saurer Milch usw. Als ich die Dorfschule beendete, hätte ich auch das Examen als Koch ablegen können.

Einmal wurde alles gekarrt und geschiebert, aber das Gemüse musste drei mal im Jahr von Unkraut gereinigt werden. Jetzt aber, bei schönem Wetter, war der Mist sehr getrocknet, und musste zum zweiten Mal umgesetzt werden, damit er noch besser trocknete. Mama und ich machten jetzt größere Miststapel, also: Mistaufsetzen. Papa bereitete schon die Mähmaschinen vor, denn in den nächsten Tagen musste Gras gemäht und Heu gemacht werden. Wenn in den ersten Jahren Mama mit der Mähmaschine gefahren ist, so kam aber die Zeit, wo ich schon groß genug war und auf dem Feld Papa helfen konnte. Ich fuhr dann mit den Pferden, Papa saß hinten auf der Mähmaschine und scharrte das Gras von der Maschine. Diese Arbeit habe ich immer mit Lust und Liebe getan. Wenn wir dann alle unsere Grasfelder abgemäht hatten, was höchstens eine Woche dauerte, dann haben wir ebenso der Reihe nach auch all das

Julia Funk beim Gartenkarren im Sommer 2002.

gemähte Gras, das jetzt schon trocken war, in kleine Haufen zusammengelegt. Das Zusammenlegen nahm lange nicht so viel Zeit in Anspruch wie das Mähen. Die nächste Arbeit war dann: zu Hause den Wagen verlängern, anders gesagt: den Leiterwagen zusammenstellen. In zwei Stunden stand er fertig. Das Pferdegeschirr vorlegen, die große Heugabel und die Schleppharke auf den Wagen legen waren immer meine Arbeit. Mit den Pferden fahren durfte ich aber nur mit dem leeren Wagen. Mit dem vollen Wagen, mit dem Fuder, ist anfänglich Papa immer gefahren, aber mit der Zeit konnte ich auch diese Arbeit tun. Heu gab es viel oder weniger, je nach dem ob es passend geregnet hatte oder nicht. Manchmal fuhren wir im Sommer bis fünfzehn Fuder Heu nach Hause. Drei bis vier Fuder Heu nach Hause zu bringen, war gewöhnlich eine Tagesnorm, je nachdem wie weit die Heufelder waren. Zu Hause lud Papa das Fuder ab. Ich machte den Heuhaufen, so gut ich konnte. Hier war es ja ein Vergnügen, statt in der Küche zu stehen.

Die Schwarzbrache

Im Frühling, sobald die Aussaat beendet war, der Garten und Hausacker besorgt waren, wurde noch ein Acker von drei oder vier Hektar für den Roggen gepflügt. Dies nannte man Schwarzbrache, weil dieser Acker zwei- manchmal auch dreimal gepflügt wurde, bis dann Ende August der Winterroggen gesät wurde. Die Schwarzbrache pflügte Papa mit einem dreischarigen Pflug, vier Pferde nebeneinander. Das dauerte gewöhnlich zwei Tage.

Dann wurde der Acker noch geeggt. Ich musste reiten und mit der Egge fahren. Papa ging hinter der Egge, hob sie von Zeit zu Zeit an und entfernte dann die Krautwurzeln damit das Land auch wirklich sauber und schwarz war. In zwei Tagen trockneten alle Krautwurzeln und dann fuhren wir sie nach Hause. Das war ausgezeichneter Brennstoff für die Küche. Nach der Heuernte wurde die Schwarzbrache zum zweiten Mal gepflügt und geeggt.

Aber jetzt gab es für mich noch Hausarbeit. Papa holte aus dem Keller die große Wassertonne, worin ich Laugenwasser machen sollte, weil morgen Waschtag war. Ich suchte zwei Stöcke, legte sie oben auf die Tonne, stellte den Spreukorb drauf, legte etwas Stroh in den Korb und machte ein Nest in der Asche und fing an, langsam die Asche nass zu machen, bis es zu tropfen begann. Dann goss ich schon etwas mehr Wasser hinein. So musste von Zeit zu Zeit Wasser draufgegossen werden bis die Tonne voll war. Da hatte ich den ganzen Tag Arbeit.

Der Waschtag

Früh morgens schon, wenn Mama die Kühe melken ging und Papa seine Arbeit im Hof machte, war auch schon für mich Arbeit. Brennstoff in die Küche tragen, das Laugenwasser aus der Tonne in den Mauerkessel gießen. Dann fing ich an zu heizen, damit das Wasser heiß wurde, denn gleich nach dem Frühstück sollte es losgehen. Nach dem Essen sagte Mama: „So, ich geh jetzt die Kinder aus den Posen (Betten) treiben, denn ich will alle Bettsachen waschen: Laken (Leintücher), Kissenbezüge, Deckenbezüge – alles, alles. Du holst mir aus dem Keller die Waschbalge und stellst sie mir auf die Bank. Im Keller liegt in der alten Schüssel die Seife, nimmst ein Stück davon und bringst es hoch. Dann nimmst eine Schüssel, schneidest die Seife in kleine Schilwer und gießt heißes Wasser drauf“. Nachdem musste noch die Waschrubbel gebracht werden. Dann stellte Mama sich an die Waschbalge und fing an zu waschen.

Heute weiß kaum noch jemand, was Laugenwasser, Waschrubbel oder Waschblech, Waschbalge, Mangelholz, Mangelstuhl usw. bedeuten. Man hat eine Waschmaschine und schöne Waschmittel.

Hinter dem Hause hatte man einen großen Gemüsegarten, der im Herbst gepflügt und im Frühjahr vor der Aussaatzeit geeggt wurde. Martin (Bruder von Johann Walde) beim Eggen seines Gartens.

Mama wollte sich vom Waschen gar nicht abhalten lassen, denn bei ihr sollte alles immer vorwärts gehen. Hier, neben ihr war auch meine Arbeit. Die Anleitung gab sie mir schon am Frühstückstisch: „Heute, Wanja, gibt's viel zu schaffen. Schmier dir nur die Ferse! Und dann immer vorwärts!" Das war der Anfang. „Ich habe heute eine große Wäsche, ich brauche viel Wasser. Geh, gieß nur immer noch Wasser auf die Lauge. Dann hurtig das Geschirr und die Schleudermaschine abwaschen! Aber erst noch die Milch und den Schmand in den Keller tragen!" Dann schrie sie in die Stuben hinein: „Kinder, jetzt mal ruppig an den Tisch! Wanja will das Geschirr abwaschen. Schnell an den Tisch und tobt nicht in den Betten rum!" Da kam Neutha schon angelaufen: „Mama, Abram hat so mit den Füßen gestankert, dass das Unterbett zerrissen ist, die Federn fliegen raus." Nun kamen die Kinder auch zum Tisch, aßen und gingen draußen spielen. „Heina," sagte Mama dann, „geh, schau mal ob die Hühner nicht bei den Stachelbeeren sind. Treib sie alle aus dem Garten. Schaut auch, wo die Klucke mit den Küken ist. Passt nur auf, dass der Habicht nicht die Küken holt!"

„Wanja, die Betten trage auf die Hecke, damit sie gut aussonnen! Aber das zerrissene Unterbett lass vorläufig liegen." Sie wusch und wusch, rubbelte und rubbelte... Inzwischen sagte sie: „Ja, aber was werden wir uns heute zu Mittag machen? Grüne Bohnensuppe mit einem Schinkenknochen. Wanja, hol den Knochen aus dem Keller, und Kartoffeln auch! Und aus dem Garten eine Schüssel voll Bohnenschoten! Dann gibt es ein gutes Mittagessen." „Na," Mama, sagte ich schon ganz verlegen, „so viel soll ich tun! Heina kann ja auch was tun." Dann hörte ich sie sagen „Heina wird schon helfen. Mach nur, dass du vorwärts kommst, und fang nicht wieder an zu brummen!" Das Brummen hatte schon öfter mit einem „O, weh!" geendet, darum zog ich dann das Schweigen vor, um Papa das Kinderbestrafen zu ersparen. „Na, Mama, was soll ich denn jetzt zuerst tun?" „Geh, hol vom Hof trockene Miststücke, denn heute haben wir keine Zeit mit Stroh zu heizen, der Schinkenknochen muss aber lange kochen. So, jetzt hol den Schinkenknochen, wasch ihn schön ab. Mit dem Beil hackst ihn auf die Hälfte, legst ihn in den Kessel, gießt Wasser drauf, soviel ungefähr, dass eine Handbreite von oben ohne Wasser bleibt." Sie wusch und rubbelte weiter... „So, jetzt hol Kartoffeln aus dem Keller! Gut. Jetzt geh und bring aus dem Garten eine kleine Schüssel voll Bohnenschoten." Auch das war getan. Dann sagte sie weiter beim Waschen: „Gleich werde ich die Kartoffeln schälen und die Bohnenschoten verschneiden, dabei kann ich ein bisschen ruhen. Du holst jetzt den Stalleimer, nimmst den Schöpfer und schöpfst das schmutzige Wasser aus der Balge und trägst es raus." Auch damit war ich fertig. „Auch ich bin fertig." sagte sie dann. „Ich werde jetzt weiter waschen und du schaffst mit dem Essen weiter. Die geschälten Kartoffeln und die geschnittenen Bohnenschoten schön abwaschen und in den Kessel rein, dann Salz, Lorbeerblatt, eine Zwiebel und Pfefferkraut (Bohnenkraut) dazu." Auch damit wurde ich endlich fertig. „Siehst du," sagte sie dann, „du kannst schon gut helfen! Und jetzt trag die Bettsachen noch alle auf die Hecke. Aber leg sie schön dicht aneinander, damit auch für meine Wäsche noch Raum auf der Hecke bleibt." So ging es bis Mittag ohne Rast. Ich brauchte nicht denken, was ich weiter machen sollte. Dazu war Mama dabei. Die wusste immer, was weiter getan werden musste.

Auch am Nachmittag setzten wir so fort. Mama ging wieder an die Wäsche und die Kinder mussten spielen gehen. Ich musste Wasser holen, den Kessel auswaschen und voll Wasser gießen, dann das Wasser heißmachen und das Mittagsgeschirr abwaschen. Hatte ich den Tisch abgeräumt, dann musste ich ein bisschen Mehl holen. Schrittweise lehrte sie mich, wie man Stärkemehl für die Wäsche kocht. Hatte ich das geschafft, musste ich noch das Blaus (blaues Pulver tat man ins Wasser, damit die Wäsche schön weiß wurde) aus der Schüsselbank vom oberen Brett der Mama bringen.

Dann bekam ich eine Arbeit, die ich nie im Leben vergessen werde. So sagte Mama mir: „Jetzt hol den Flickersack von drinnen aus der Kiste. Ich zeige dir was für einen Flicken du nehmen sollst. Dann wirst du das Unterbett flicken. Du siehst doch, dass ich keine Zeit habe. Erst nähst den Riss ein bis-

schen zusammen und dann nimmst den passenden Flicken und nähst es schön an.“ Ich nahm das Unterbett, ging raus, setzte mich an die Wand in den Schatten und begann ... zu weinen ... Zu weinen und zu flicken. Zu flicken und zu weinen. Natürlich kam es ja nur schief und krickelig aus. Aber das Loch war zu. Und die Federn blieben drin – das war die Hauptsache. Wie es ausgesehen hat war Mama egal, mir war es schon zehnmal egal. Mama trug die Wäsche auf die Hecke zum Trocknen und hatte aber schon alle Winterstrümpfe ins Waschwasser zum Aufweichen gelegt. Die musste ich jetzt waschen und zur Hecke bringen, dann wieder all das dreckige Wasser hinaustragen. Ich goss aus der Tonne das letzte Laugenwasser und stülpte die Tonne um, damit sie ein bisschen trocknete. Ebenfalls auch die Balge, denn morgen musste alles in den Keller getragen werden, damit es nicht vertrocknete. Die Holzgefäße zerfielen auch manchmal, wenn sie nicht zur rechten Zeit in den Keller gebracht wurden. Der Abend war schon ganz nah als Mama die trockene Wäsche von der Hecke nahm und sie zusammenlegte. Aber die dunkle Wäsche und die Strümpfe blieben noch auf der Hecke. Ich trug die Bettsachen hinein, jedes Stück in sein Bett. Da kam auch schon die Kälberherde. Ich tränkte die Kälber und trieb sie ins Hock. Dann stellte ich die Schleudermaschine fürs Schleudern zusammen, holte den Schmandtopf und stellte die Milcheimer fertig. Bald kam Mama vom Melken, seihte die Milch durch und spülte den Eimer aus. Dann ging sie in den Stall das Spülwasser ausgießen, weil dort der Ständer für die Schweine stand. Im Ständer war immer: Geschirrwasser, Brotbrocken, sauergewordene Milch, Kartoffelschalen und anderes. Doch da! O weh! Ein Küken lag da drin – ersoffen. Sehr laut rief Mama mich: „Komm mal her!“ Ich vernahm schon an der Stimme – es war wieder was los. Ich kam, sie packte mich am Arm und zog mich näher zum Ständer. „Schau mal, was da drin liegt! Hab ich dir nicht hundertmal gesagt, du solltest nicht vergessen, den Ständer zuzudecken?“ Dabei bemerkte sie noch, dass die Klucke mit den Küken bei den Pferden unter den Füßen saß. „Du musst sie in ihre Ecke treiben! Und da will womöglich eine Henne brüten, sie sitzt im Nest. Jag sie runter! Nimm die Eier aus dem Nest, damit sie sie nicht bebrütet!“

Nach dem Abendbrot und Füßewaschen mussten die Kleinen zu Bett gehen. Plötzlich kam einer rausgesprungen: „Mama, da brummt ein Schmetterling an der Fensterscheibe. Ich habe Angst und gehe nicht schlafen.“ Dann musste ich den Schmetterling fortjagen und bei den Kindern bleiben, bis sie schliefen. Die Nacht brachte dann auch mir die erwünschte Ruhe.

Der folgende Tag

Die vergangene Nacht nahm alle Müdigkeit. Der Tag brachte Frohsinn und würde viel lustiger vergehen, als der gestrige. Die Wäsche mangeln brachte viel mehr Vergnügen. Nach dem Frühstück hatten wir alles abgewaschen und die Stuben ausgekehrt. Dann machte Mama die Wäsche fertig, ich holte den Kinderwagen und wir packten die Wäsche ein. Wir fuhren mangeln (bügeln, die Wäsche glatt machen). Der Mangelstuhl oder der Mangeltisch stand in der Schule, auf der Hinterveranda. Hier konnten alle Dorfbewohner ihre Wäsche mangeln. Es traf sich auch, dass ein anderer schon da war, der seine Wäsche mangelte. Dann mussten wir warten. Für mich war das kein Ärgernis. Ich konnte dann auf dem Schulhof spielen. In ein paar Stunden hatten wir doch unsere Wäsche glatt und fuhren nach Hause. Papa hatte in dieser Zeit schon einen Wagen Lehm nach Hause gebracht. Jetzt sollte wieder Lehm gemacht werden. Dann gab es für mich Arbeit draußen bei Papa. Hier konnte ich reiten. Diese Arbeit war viel lustiger als gestern das Unterbett flicken. Papa hatte gestern die Scheune ganz leer gemacht. Jetzt sollten die Diele und alle Löcher in der Wand verschmiert werden. Hierher sollte dann in der Dreschzeit das gedroschene Getreide eingebracht werden. Ich konnte schon beim Dielenverschmieren helfen.

Kindervergnügen

Der ganze Hof war leer und sauber. Hier konnte jetzt die Dreschdiele eingerichtet werden. Am nächsten Tag, gleich nach dem Frühstück, stellte Papa das Wasserfass auf den Wagen, spannte die Pferde ein und fuhr zum Fluss Wasser holen. Dann goss er den ganzen

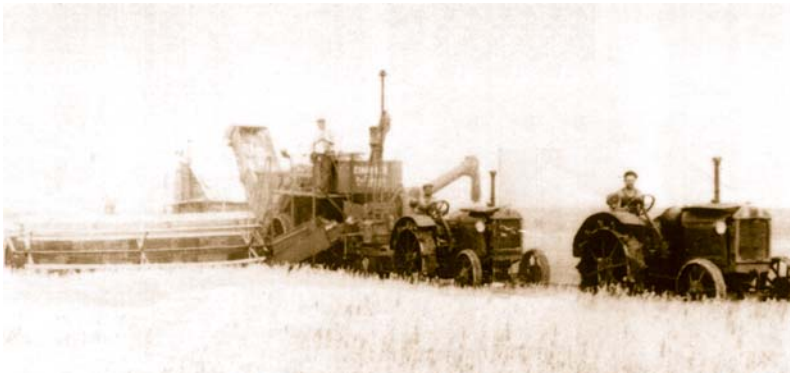
Hofplatz nass. Er musste mehrere Male wegen Wasser fahren bis der ganze Hof wirklich nass war. In dieser Zeit musste ich mit dem Kinderwagen Stroh vom Strohhaufen fahren und auf dem nassgemachten Hof ausschütten. Hatte Papa genug Wasser gefahren, dann kam er noch mit dem großen Wagen zum Hof gefahren und half mir. Ungefähr zehn Zentimeter dick musste das Stroh auf dem Hof liegen. Erst jetzt kam das Kindervergnügen: Wir spannten die Pferde vor die Mähmaschine. Ich durfte mit den Pferden fahren und die Kinder durften alle hinten auf der Mähmaschine sitzen. Die Mähmaschine hatte ein großes breites Gussrad. Damit wurde der Hof befahren, immer rundherum, damit der ganze Hof eine schöne, glatte, feste Oberfläche bekam. Es nahm zwei Stunden in Anspruch. Mir wurde es nie zu lang. Diese Strohdecke blieb auf dem Hof bis zum Ende der Erntezeit.

Die Getreideernte

Steht auf nun, ihr Leute!
Der Hahn hat gekräht.
Schon singen die Vögel,
die Morgenluft weht.
Die Kleider vom Nagel!
Den Hut von der Wand!
Greift hurtig den Rechen!
Die Sichel zur Hand!
Ihr Mägde – in die Gärten!
Ihr Knechte – aufs Feld!
Und hurtig den Garten,
den Acker bestellt!

In der Erntezeit war das Bauernleben besonders schwer. Die Nächte waren sehr kurz und die Ruhepausen am Nachmittag fielen ganz aus. Alle Kräfte wurden eingesetzt, die schönen Tage auszunützen, um das Getreide unter Dach zu bringen. Zum Essen war kaum Zeit. Mit kleinen Kindern in der Familie sah es manchmal traurig aus, wenn wir Kinder zu Hause allein wirtschafteten. Gewöhnlich wurde beim Frühstück alles bestellt, was ich zu Hause machen sollte, während die Eltern auf dem Feld mähten. Es war manchmal so viel, dass doch etwas vergessen wurde. Am Frühstückstisch sagte Mama: „Wenn die Kinder alle aufgestanden sind und gegessen haben, dann trägst alle nasse Kinderbettsachen auf die Hecke zum Trocknen. Wenn die Uhr neun schlägt, dann packst du den Kleinsten, Abram, schön in den Kinderwagen ein. Machst die Türen aber alle richtig zu, damit die Hühner nicht reinkommen und noch auf den Tisch fliegen. Dann könnt ihr alle aufs Feld kommen, wo wir mähen, damit ich Abram füttern kann.“ So eine Fahrt war für uns alle eine große Freude. Mama fütterte, ich konnte in der Zeit einen Kreis mit der Mähmaschine fahren. Vor dem Zurückfahren bestellte Mama noch, was ich alles zu Mittag zubereiten sollte. Ich sollte Stroh in die Küche tragen, Wasser bereitstellen, den Schinken aus dem Keller holen usw. Wenn die Eltern vom Feld kamen, fütterte Papa erst die Pferde, dann zog er die Maschinensense aus der Mähmaschine.

Die Sensen mit ihren vielen Messerklingen mussten auf dem Schleifstein geschärft werden. Dabei musste ich immer den Schleifstein drehen. Es waren gewöhnlich zwei Sensen. Wenn die Sensen beim Mähen stumpf wurden, musste inzwischen eine scharfe Sense eingebaut werden. Nach dem Schärfen



Getreideernte in Klinok in den 50-er. Der Mähdrescher „Stalinez“ wurde von zwei „STS“-Traktoren gezogen.

Gerhard Schmidt holt das Getreide vom Mähdrescher ab. Donskoj 60-er.

musste ich Öl in das Schmiertöpfchen gießen. Beim Mähen wurde die Mähmaschine inzwischen geschmiert. Jetzt wurden wir zum Mittagessen gerufen. Das Mittagessen war immer etwas Schönes. Dazu ließen wir uns nicht lange rufen. Da ging es uns so wie es in einem Gedicht heißt: „Und wenn's zum Mittagessen ging, da war er ganz besonders flink." Das Essen hat uns zu jener Zeit immer gut geschmeckt. Da durfte auch im geringsten nicht gesagt werden: „Das schmeckt mir nicht." Es gab eine feste Regel und Ordnung: Alles was gekocht ist, essen wir. Was anderes gibt's nicht. Zwischen den Mahlzeiten gab es auch nichts. Nach dem Mittagessen wurde wieder eingespannt. Die Eltern fuhren wieder mähen. Ich hatte auch eine Reihe von Arbeiten zu erledigen: die Kälber tränken, für die Schweine einen Korb voll Unkraut im Garten rupfen, den Klucken Wasser geben, die Kälber wieder austreiben, die Hühner aus dem Garten treiben, damit sie nicht alles anpicken, Stroh für den Abend in die Küche tragen, den Mittagstisch abräumen und mit den Kindern spielen.

Einmal in der Woche wurde auch gebuttert. Im Sommer war das meine beständige Arbeit. Manchmal musste ich sehr lange buttern, bis es dann endlich Butter gab. Dann sagte Mama gewöhnlich zu Papa, er solle doch den Kühen die Mäuler austeeren. Das war Arznei für die Kühe, damit das Buttern nicht so lange dauern sollte. Ich hatte aber schon bemerkt, dass sie in so einem Fall etwas warmes Wasser in die Buttermaschine goss, um schneller Butter zu haben.

Eines Tages wollten die Eltern wieder aufs Feld fahren, da musste ich gleich nach dem Frühstück die Buttermaschine, auch alle Schmandgefäße mit Schmand aus dem Keller holen. Mama überprüfte die Buttermaschine mit kaltem Wasser und goss den Schmand hinein. Ich wusch die Schleudermaschine ab. Heina begann die Buttermaschine zu drehen und dann ging er nach draußen spielen. Weiter musste ich buttern, denn Mama wollte am Mittag die Butter ausklopfen und in den Keller tragen. Ich butterte und butterte, drehte und drehte die Buttermaschinenwrange. Ich wusste auch schon, dass das Hineinschauen

auch nichts half. Ich musste nur wieder weiter drehen. Als mir dann endlich der letzte Mut sank, dachte ich daran, dass Mama etwas warmes Wasser beigegossen hatte. Das könnte mir heute vielleicht auch helfen. Ich erinnerte mich auch an das Sprichwort: Wo ein Bisschen hilft, da hilft Viel noch mehr. Ich nahm den Schöpfer voll heißes Wasser und goss es rein, deckte wieder zu und drehte energisch weiter in der Hoffnung, in einigen Minuten Butter zu haben. Es gab aber doch nichts. Bald ist schon Mittag, dann kommt Mama, ich aber habe noch keine Butter. Mit bangem Herzen drehte ich, dass mir bald heiß, bald kalt wurde. Und noch keine Spur von Butter. Vor Wehmut fing ich an zu weinen. Auch das half nichts. Ich weinte und drehte, drehte und weinte bis Mama kam. Ich ging ihr nicht entgegen, um die Pferde ausspannen zu helfen, wie ich es sonst immer tat. Nein, ich drehte die Buttermaschine und wartete bis Mama herein kam. Sie sollte sehen, dass ich noch immer butterte. Als sie kam, klagte ich gleich, ich habe den ganzen Vormittag gedreht und gedreht, aber es hatte wirklich nichts gegeben. Sie schaute in die Buttermaschine und sagte ganz entrüstet: Das ist ja alles Matsch da drin! Was hast du getan!? Die ganze Butter ist ja verbrüht. Ich gestand, dass ich ein bisschen warmes Wasser beigegossen hatte. Ja, ein Eimer Schmand war kaputt. Was es weiter gegeben hat, weiß ich nicht mehr. Aber eine tüchtige Strafe gab es dafür.

Das Mähen und Getreidezusammenlegen dauerte gewöhnlich eine Woche. Danach begann die schwere Dreschzeit. So schnell wie möglich wurde das Stroh von der Dreschtenne geräumt. Dann wurde die ganze Diele sauber gefegt. Die Diele war hart wie zementiert. Auf dieser Diele wurde mit einem großen walzartigen Stein, den die Pferde zogen, gedroschen. Papa und ich fuhren auf das Feld, um das gemähte Getreide zu laden. Ich musste beim Fuderladen immer mit einer Schleppharke nachharken, damit keine Getreideähren verloren gingen. Den vollen Wagen fuhren wir nach Hause und luden ihn auf der glatten Tenne ab. Den leeren Wagen schoben wir von der Dreschdiele. Das Getreide trugen wir schön in die Runde auf die ganze Diele, ungefähr fünfzig Zentimeter dick. Die anderen

Bernhard Dick repariert die Deichselstange des Leiterwagens. Bogomasow 1960-er Jahre.

Pferde wurden vor den Stein gespannt. Heina musste reiten und Mama schob zusammen. Papa und ich fuhren wieder aufs Feld, um Getreide zu holen. So ging es den ganzen Tag. Kamen wir mit dem nächsten Fuder, war das vorige schon fast gedroschen. Mama schüttelte das gedroschene Stroh von Körnern und Spreu leer. Papa und ich trugen das Stroh auf den Haufen. Die Weizenkörner und Spreu blieben auf der Diele. Der Wagen mit dem Getreide wurde wieder auf die Tenne gezogen und Papa lud ihn ab. Wir trugen es in die Runde auf die ganze Tenne. So konnten wir bis zum späten Abend fünf, manchmal sechs Fuder abdreschen. Aber die Nebenarbeit musste auch alle getan werden. Papa fütterte und tränkte die Pferde, ich die Kälber und Kühe. Mama melkte und schleuderte die Milch. Für die Schweine musste noch Unkraut im Garten gerupft werden.

Im Sommer lebten die Schweine von Geschirrwasser aus der Küche und Kraut. Brotabfälle gab es keine. Bei einem Bauern wurde mit Brot sehr sparsam umgegangen. Es war ihm zu teuer, weil er es so schwer verdienen

musste. Jakob und Neta mit den anderen Kleinen, Abram und Suse, mussten allein Abendbrot essen und schlafen gehen. Mama war ihnen dann noch etwas behilflich, aber draußen wartete die Dreschdiele. Da war noch viel Arbeit. In so einer schweren Arbeitszeit gingen die Kinder auch oft ungewaschen, schmutzig und dreckig schlafen. Manchmal auch sogar in Kleidern. Es war Zeitnot. Das Getreide, das Brot musste eingebracht werden. Die Sonne war schon untergegangen. Der Arbeitstag war aber noch nicht zu Ende. Der Weizen und die Spreu mussten noch von der Diele in die Scheune gebracht werden. Die großen Scheunetüren wurden geöffnet. Ein Pferd wurde vor ein Schleppbrett gespannt. Heina musste reiten, Papa hielt das Schleppbrett an einem Stiel. So wurde das gedroschene Getreide in die Scheune geschleppt. Mama und ich schoben jeder mit einer leichten hölzernen Harke das Getreide mehr zusammen, damit auch alles in die Scheune kam. Damit war die Diele dann fertig, um am nächsten Tag wieder dreschen zu können. Manchmal vor dem Regen mussten wir noch die Tenne fegen. Kein Körnlein sollte nass werden. Das Dreschen war fertig. In der Nacht hatte es schön geregnet. Das gemähte Getreide auf dem Feld war nass geworden. Die sauber gefegte Diele wurde ganz dünn mit Stroh beschüttet, damit die Erde nicht platzen sollte, wenn die Sonne wieder schien. Obwohl man nicht dreschen konnte, gab es doch genug Arbeit. Gleich am Morgen holte Papa die Sämaschine heraus. Roggen wurde in die Säcke eingeschüttet und auf den Wagen geladen, die Pferde vorgespannt und wir fuhren die Schwarzbrache mit Roggen besäen. Ende August wurde Winterroggen gesät, so war der Regen sehr passend.

Gab es dann wieder Sonnenwetter, dann war auf dem Felde auch bald wieder alles trocken. Wenn der Regen sich etwas verzog, wurde Roggen gesät, auch bei Regen. Je matschiger die Arbeit beim Säen war, desto mehr gab es dann auch zu mähen. Einen Tag brauchten wir zum Säen. Wenn es noch nicht zum Dreschen ging, dann konnte das Getreide in der Scheune geputzt werden. Dazu wurde die Putzmühle aufgestellt. Putzen heißt die Spreu vom Weizen absondern. Die Spreu wurde in den Spreuschuppen geworfen, um die Pferde damit zu füttern. Der Weizen, der noch nicht ganz sauber von Unkrautsamen war, wurde dann noch mal über die Putzmühle geschüttet. Mama drehte die Putzmühle, Papa schüttete das Getreide in die Mühle, ich schob die Spreu fort und scharrte den Weizen unter der Putzmühle hervor. Wenn ich mit dem leeren Sack zurück kam, dann schrieb ich mit der Kreide einen Strich an die Tür, damit wir wussten wieviel Weizen schon auf dem Boden war.

Wenn das Wetter wieder schön war, konnten wir weiter dreschen. In der Dreschzeit gab es auch schon Johannisbeeren, Stachelbeeren, Gurken, Tomaten, Mohrrüben und am schönsten: Melonen und Wassermelonen. Recht oft gab es Rollkuchen und Wassermelonen, Waffeln und Melonen, Johannisbeerkuchen usw.

Es war Sitte bei den Bauern, nach der Dreschzeit in die Stadt zum Jahrmarkt zu fahren. Schon im Frühling wurde den Kindern gesagt: Wenn ihr tüchtig arbeiten werdet, dann könnt ihr im Herbst auch zum Jahrmarkt in die Stadt Sorotschinsk mitfahren. Das versprachen auch meine Eltern mir. Es war auch ein schöner Antrieb zur Arbeit.

War die Dreschzeit zu Ende, wurde der Weizen in der Scheune geputzt. Die volle Saat zum nächsten Frühling wurde auf den Boden getragen, ebenfalls der Weizen für das Mehl für die ganze Familie für das ganze Jahr. Das übrige Getreide wurde verkauft. Je größer die Ernte war, desto größere Geldeinnahme gab es. Es musste auch immer viel gekauft werden. Die wohlhabenden Bauern machten auch oft einen Vorratsfond für Getreide, den man dann bei besonderen Fällen verkaufte. Wenn ein anderer Bauer im nächsten Frühling Saatgetreide suchte, hatte der vorrätige Bauer immer seinen guten Gewinn dabei.

In unserer Scheune standen die Säcke je zu vier Pud gefüllt. Mit zehn Säcken auf dem Wagen fuhr Papa das Getreide verkaufen. Die Fahrt dauerte zwei Tage. Viele von den Bauern hatten in der Stadt ihre ständigen Kunden. Wenn der Weizen schön grob und sauber war, dann hielt der Kunde den Verkäufer fest, ja sogar fürs nächste Jahr, um nur schönen Weizen kaufen zu können. Die Kunden waren

auch zutraulich zu den aufrichtigen Verkäufern. Wenn der Kunde fragte, wie viel Pud Weizen auf der Fuhre sei, und Papa dann antwortete: Vierzig Pud, dann erhielt Papa die volle Zahlung für vierzig Pud, ohne dass gewogen wurde. Besonders beliebt waren solche Verkäufer, die den schwersten Weizen hatten. Papa hatte immer den schwersten Weizen.

Die Weizenprobe

Es gab verschiedene Kunden. Einige kauften mehr gleichgültig, nur für sich, um Brot zu haben. Die anderen waren reicher, kauften sehr viel Getreide – einen recht schönen Vorrat, um ihn später teurer zu verkaufen. Aber noch andere, die schon klüger waren und ihren Vorteil und besseren Gewinn suchten, kauften dann schon mit einer Berechnung und einer guten vorteilhaften Überlegung. Die Preise für das Getreide waren ja verschieden. Jeder Bauer verkaufte sein Getreide, wie er es verstand. Einer teurer, der andere billiger. Die Kunden, die eine Mühle hatten, waren die klügsten Kunden. Die waren bemüht, schweren Weizen zu kaufen, um dann mehr Mehl zu bekommen. Darum besaßen sie eine Weizenwaage, die da zeigte, welcher Weizen schwerer war. Zur Probe wurde ein kleines bestimmtes Metalltöpfchen, ungefähr wie ein halbes Teeglas, voll Weizen aus einem beliebigen Sack genommen. Ein bestimmtes Maß, nicht mehr, auch nicht weniger, wurde aufs genaueste gewogen und festgestellt, wie viel Solotnik (Gramm) es wog. Der schwerste Weizen diesem Maß nach, hatte dann auch den höchsten Preis. Das Geheimnis, von allen Bauern den schwersten Weizen zu haben, hatte Papa wer weiß woher. Er hatte es für sich behalten und mir später erklärt. Jedes Weizenkorn ist an und für sich nicht glatt, am dünnen Ende hat es ein Haarschwänzchen, wie ein Pinsel. Was geschieht, wenn nun das Probetöpfchen mit Weizen gefüllt und dann auf Strich gestrichen wird? Die nicht glatten Körner können nicht so leicht eins beim anderen vorbeirutschen. Die Schwänzchen stützen eins ans andere und lassen die Körner nicht so dicht zusammen kommen. Es bildet sich ein Zwischenraum, wenn auch nur ein ganz kleiner, der mit dem Auge nicht zu bemerken ist. Aber er ist da und spielt seine gewisse Rolle, das Gewicht zu verkleinern.

Eine neue Fuhre Weizen wurde gleich wieder fertig gemacht, denn der Weizen zum Verkaufen lag ja noch in der Scheune. Papa machte die großen Scheunetüren auf. An den Türen wurde der Weizen in den Sonnenschein geschüttet, etwa 10 bis 12 Zentimeter dick. Wenn der Weizen von der Sonne schön durchgewärmt war, dann rief er alle Kinder herbei. Wir mussten dann den Weizen treten. Wir waren alle barfüßig und trippelten so gut wir konnten. Ein wahres Vergnügen für die Kinder. Papa half inzwischen auch trampeln. Waren wir müde, dann erlaubte er auch noch in dem Weizen zu spielen, ihn recht tüchtig hin und her zu scharren. Hier wurde das Geheimnis enträtselt. Die Kinder wussten nur, dass sie im Weizen gespielt hatten. Aber der Weizen war an und für sich glatter geworden. Die Schwänzchen waren gestoßen und abgebrochen, also kürzer geworden. Dann wurde dieser Weizen noch über die Fuchtel (Putzmühle) geschüttet und mit Wind schön durchgeblasen, damit auch wirklich kein Staub drin blieb. Jetzt war er zum Verkaufen fertig.

Papa war sich sicher, den höchsten Preis zu bekommen. So einen Preis wollte manch ein Bauer haben, darum fanden sich Liebhaber, unseren Weizen für sich zum Säen zu kaufen. Das war für Papa mehr als gut. Dann brauchte er den Weizen nicht in die Stadt fahren. Ob sie später auch den erhöhten Preis bekommen haben, weiß ich nicht. Das Geheimnis wird Papa womöglich für sich behalten haben.

Der Jahrmarkt

Auf dem Herbstjahrmarkt verkauften verschiedene Händler ihre Waren. Hier kaufte der Bauer für seine Wirtschaft alles, was er für ein Jahr brauchte und vielleicht fehlen könnte. Zu solch einem Jahrmarkt in der Stadt Sorotschinsk durfte einer von den größeren Kindern mitfahren. Da gab es viel zu kaufen und viel zu sehen. Nun durfte auch ich mitfahren. Der Wagen wurde wieder mit Getreide beladen, um nicht leer so eine lange Strecke zu fahren. Das Essen musste für zwei oder drei Tage eingepackt werden. Dazu backte Mama gewöhnlich Schnettchen (salziges Mürbegebäck) und sammelte eine ganze Dose voll Essen. Des anderen Tages ging es sehr früh los. Bis die Sonne aufging waren wir schon 10 bis

15 Kilometer gefahren. Wir fuhren durch vier Russendörfer. In diesen Dörfern gab es auch Interessantes zu sehen. Als wir dann so die Dorfstraße entlang fuhren, fand sich auf einmal ein kleiner Junge, der uns nachlief. Etwas weiter noch einer und noch einer, bis vier oder fünf Jungen, einige auch etwas größer als ich. Alle liefen barfüßig. Die Füße waren dreckig, als ob sie sich nie die Füße wuschen. Sie hatten lange schmutzige Hosen an. Bei einigen waren die Hosen auf den Knien so zerrissen, dass nur noch wenig fehlte, um das untere Hosenteil ganz abzureißen. Vorne am Latz war kein Knopf, daher stand alles weit aufgesperrt. An der Linte vorne war ein großer Holzknopf. Die Hose hing an einem Band schräg über die Schulter. Oben waren sie alle nackt, von der Sonne braun gebrannt. Ohne Mütze, lange Haare. So lief die Kinderherde uns auf dem staubigen Weg nach. Die Russenjungen schrieen durcheinander: „Pan, daj Kalatsch! Pan, daj Kalatsch!“ Ich fragte Papa, was die Jungen wollten, denn Russisch verstand ich noch nicht. Dann sagte er: „Die wollen von unseren weißen Kuchen. Die Russen haben nur Schwarzbrot, und das noch sauer gebacken.“ Nach Papas Erlaubnis warf ich ihnen einige Schnettchen hin. Die Jungen fingen sich die. Ich hätte unsere Dose ganz leer machen können, aber dann wären wir ohne Essen geblieben. Bestimmt liefen die Russenjungen jedem deutschen Wagen nach. Unsere Reise ging weiter, inzwischen wurden die Pferde gefüttert, und dann ging es wieder weiter. Ich empfand während dieser Fahrt auch einen wunderschönen Klang, der in einer stillen Abendstunde durch die warme Luft weit über Berg und Tal erquickend an das Ohr eines müden Wanderers drang. Erfrischt machte der Reisende dann die letzten Schritte seiner Tagesreise bis ans Ziel. Wenn wir die letzte Berghöhe erreicht hatten, die Sonne sich dem Abendhorizont näherte, für uns noch drei Kilometer bis zur Stadt geblieben waren, wir dem allmählich hinunter führenden Weg folgten, dann zeigte sich vor uns ein wunderschönes Naturbild.

Die ganze Stadt lag wie auf einer Handfläche, obwohl sie sich auf einem großen unbegrenzten Wiesengrunde befand. Vor der Stadt Sorotschinsk zog sich von links nach rechts der große Fluss Samara. Hinter der Stadt zog sich ebenfalls von links nach rechts ein Eisenbahngleis, auf der dampfende Eisenbahnzüge rollten. Im Abendsonnenschein glänzten die mit weißem Zinkblech bekleideten hohen Kornhäuser (Getreidespeicher). Die große Wassermühle, die etwas abseits am Ufer der Samara stand, konnte man nicht außer Acht lassen. Von ferne sah man die lange gitterartige Tunnelbrücke, über welche wir noch fahren mussten. Ganz besonders zeichneten sich die hohen Kirchen ab, die ihren Ehrenplatz mitten in der Stadt hatten. Die spitzen Glockentürme, in denen die Glocken verschiedener Größe hingen, das große runde Kirchenkuppeldach mit vergoldetem Kreuz, das hoch empor ragte. Am Kreuz hingen noch vergoldete Ketten, die sich im Wind langsam hin und her bewegten. Die Kirchendächer waren schön mit Silberfarbe angestrichen. Der Zaun war mit netten, feinen Eisengittern gemacht. Das Eingangstor an der Straße war kunstvoll und prächtig hergestellt. Das alles hatte was Reizendes, Lockendes, Anziehendes an sich. Aber am besten war der dumpf grollende und hell klingende Glockenklang. Am Morgen und am Abend klang er in verschiedenen Tönen und rief alle Menschen zum Gebet. Diesen schönen, wundervollen, taktmäßigen Klang vernahmen wir, als wir über die Berghöhe kamen. Als wir zur Brücke kamen, verstummte der Glockenklang. Heute noch höre ich die Klänge: Bom ... m ... m bim – bim. – Bom ... m ... m bim – bim. Als wir uns der Stadt näherten, schien es, als ob bei dem Bom ... m sogar die Luft am Ohr dröhnte. Es war Abend geworden, die Sonne wollte untergehen, als wir über die Brücke fuhren. Aber den Weizen brachte Papa noch zum Kunden, der nicht weit weg wohnte. Danach fuhren wir mit dem leeren Wagen zum Gastquartier, wo die Pferde gefüttert wurden und wir übernachten konnten. Hier interessierte mich die große Veranda mit verschiedenen Fensterscheiben, große, kleine, halbrunde, spitze, zudem noch rote, gelbe und blaue. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Hier im Gasthaus lernte ich auch die Teemaschine (Samowar) kennen. Als wir Abendbrot gegessen hatten, gingen wir zur Ruhe mit dem Gedanken, morgen gehen wir zum Jahrmarkt.

Der Einkauf

Früh am Morgen fütterten wir die Pferde, aßen Frühstück und gingen zum Jahrmarkt. Überall gab es für mich etwas Neues zu besichtigen. Die Straßen waren nicht so breit wie unsere. Die Häuser standen ganz dicht nebeneinander. Sehr viele Häuser waren aus Holz gebaut. Neben jedem Haus war ein hohes Tor, dann eine Bretterwand ganz bis ans nächste Haus. So konnte man gar nicht den Hof sehen. Nur hin und wieder schaute ein großer Hund unter dem Tor auf die Straße hinaus. Wie viele Menschen waren auf dem Jahrmarkt! Die waren ja gar nicht zu zählen! Da musste ich nur sehen, dass ich Papa nicht verlor! Und in jeder Bude immer etwas anderes. Ja, hier konnte man wahrhaftig alles kaufen, was in der Wirtschaft fehlte. Bei der Schnittwarenbude verweilten wir lange. Wir kauften allerhand Stoffe für Hosen, Blusen, Hemden, Kleider, Röcke, Schürzen; Parchem (Flanell) für warme Unterkleider für den Winter; Kattun für die Bettwäsche und für verschiedene Tücher: Leintücher, Kopftücher, Handtücher, Schnupftücher. Nun waren die Hände voll, es musste weg gebracht werden. Rasch trugen wir alles ins Quartier und gingen wieder einkaufen. Jetzt standen wir bei der Geschirrbude. Papa kaufte einen Brunneneimer, einen Stalleimer, einen Melkeimer, einen Gusstopf zum im Winter in die Röhre stellen, ein Haarsieb, einen Kessel, Schüsseln, Teller, Tassen usw. In einer anderen Bude kauften wir Stricke, ein Stück Filzdecke für Sohlen für die Filzstiefeln im Winter, Garn, Zwirn, Pech, Fett zum Wagen schmieren, Maschinenöl für die Mähmaschine, anderes Öl für die Schleudermaschine und für die Nähmaschine. Wir kauften einen ganzen Topf voll Teer um den Kühen das Maul einzuschmieren, auch zum Pferdegeschirr und anderes Lederzeug einschmieren, ein Leder zum Schloren machen, dazu auch Schlorennägel, auch andere Nägel und einige Hufeisen und dazu die Nägel. Mama bestellte auch Seifsoda, um Seife kochen zu können, Karbol gegen die Maden, Naphthalin gegen die Motten, Zündhölzer, eine Lampe, und wenn nicht eine ganze Lampe, dann aber Dochte und mehrere Lampengläser, Zylinder, die man immer brauchte. Papa kaufte Strohgabeln, denn die Familie wurde größer und dann fehlten Handgeräte, zwei Streichbretter zum Sensen schärfen. Es gab ein kleines Kinderwägelchen mit netten hölzernen Rädern. In einer anderen Bude gab es Schuhe. Zu Hause fehlten einige, denn es gab immer mehr Füßchen. Die gekaufte Ware musste schon wieder weg getragen werden. Noch war aber nicht alles gekauft, denn nach dem Bestellzettel von zu Hause fehlte noch recht viel. Der Bestellzettel wurde schon lange vorher zu Hause geschrieben, um nichts zu vergessen.

Wieder gingen wir zurück einkaufen. Im Obstladen kauften wir für Weihnachten getrocknete Pflaumen, Korinthen, Apfelschnitten und Aprikosen. An den Festtagen Weihnachten, Neujahr, Ostern, Pfingsten gab es dann schöne Obstsuppen (Obstmus). Auch Zucker und Konfekt, Bonbons wurden nicht vergessen. Frische Äpfel wurden auch gekauft, denn das war bei allen Kindern das Allerschönste, was es auf dem Jahrmarkt gab. Für die Weihnachtsplätzchen fehlten noch Pfefferminztropfen oder Pfefferminzöl, Hirschhornsalz, Ingwer, Zimt. Kleiderfarben und Wollfarbe fehlten auch, denn Mama strickte gern mit bunter Wolle. Als Arznei wurden meistens Kinderbalsam und Hoffmannstropfen gekauft. Mit der leichten Ware, mit dem Handgepäck waren wir fertig. Nun beluden wir den Wagen, spannten die Pferde an und fuhren noch mal zum Markt die schweren Sachen kaufen. Es gab noch einige Schlittenstangen für den Winter, recht große Salzsteine (etliche Pud) für das Hausvieh, ebenfalls ein paar Eimer Kreide, um die Stuben ausweißen zu können. Für den langen Winter musste auch Petroleum her, eine große Flasche von etwa 30 bis 35 Liter, welche in einem Korb im Stroh eingepackt war. Sie wurde dann auf dem Wagen festgebunden, um sie unbeschädigt nach Hause zu bringen. Eine lange Röhrplatte aus Eisen für den langen Ofen, auch ein Stück Eisen als Pflugschar wurde gekauft. Neugierig sah ich zu, wie der Eisenverkäufer das schwere Eisen auf seinem mechanischen Stuhl in schöne abgemessene Teile verschnitt. Sehr interessant war für mich noch, als Papa einen vollen Sack gelben Zuckersand kaufte. Gelben Zucker hatte ich noch nie gesehen. Zu dem war der Zucker wie

lebendig. Wenn er etwas angerührt wurde, dann bewegte, krabbelte es wie ein Haufen Maden oder Würmer.

Der Einkauf war gemacht. Der Wagen war beladen fast wie mit dem Getreide, das wir herfuhren. Nun setzten wir uns drauf, um nach Hause zu fahren. Doch hier waren aber noch die Brotbuden und noch eine anziehende Wurstbude, wo viel verschiedene Wurst ausgehängt war. Da hielt Papa die Pferde noch mal an, gab mir ein Geldstück und sagte, ich solle noch ein Laib Pulk (Brot) nehmen und für das übrige Geld – Wurst. Ich ging zur Bude, legte das Geld auf den Verkaufstisch, wusste aber nicht, was ich sagen sollte. Hier war verschiedenes Gebäck: große und kleine Brote, auch großes Weißbrot, allerhand Kringel, Franzollen (Gebäck) mehrere Sorten und dergleichen mehr. Der Brothändler wusste auch nicht, was ich wollte. Dann sagte Papa, der auf dem Wagen saß: „Odin belij Kalatsch". Dann legte der Verkäufer mir ein großes Weißbrot hin. Ich konnte es kaum umfassen. Mit beiden Händen nahm ich es und trug es dann bis zum Wagen. Ein Geldstück, wie viel Kopeken es eigentlich waren, weiß ich nicht, hatte ich noch. Der Brothändler hatte mir auch noch einige Kopeken zurückgelegt. Für das Geld sollte ich bei der Nachbarbude noch Wurst kaufen. Auch hier wusste ich nichts zu sagen. Dann sagte Papa wieder vom Wagen: „Kolbassa Krakowskaja." Der Händler wog mir ein ziemlich langes Stück Wurst ab. Solche dicke Wurst hatte ich im Leben noch nicht gesehen. Mit einer recht starken Schnur war sie umwickelt. Dies alles kaufte ich für ein Geldstück. Ich war ganz zufrieden, denn auch ich hatte etwas kaufen dürfen. Nun hatten wir genug Essen für die Heimreise.

Dieser „Kalatsch" schmeckte sehr gut. Jetzt war es mir auch klar, warum die Russenjungen, die uns in den Russendörfern nachliefen, riefen: „Pan, daj Kalatsch!" Diesen Kalatsch wollte ich auf der Heimreise nicht austeilen. Erst spät nachmittags fuhren wir aus der Stadt nach Hause. An demselben Tag kamen wir noch bis ins erste Russendorf, wo wir dann auch übernachteten. Was mir wichtig war und ich noch nie gesehen hatte, war ein Brunnen mit einem langen hohen Hebel, der das Wasser im Eimer hoch zog. Und noch etwas Ungewöhnliches: Am Abend gingen die russischen Jungen und Mädchen auf die Straße, sangen russische Lieder und begleiteten den Gesang mit einer Balalajka. Das hörte sich schön an. Ich war immer der Meinung, gesungen werden musste in der Stube, dabei schön auf den Bänken sitzen, und hier wurde auf der Straße gelärmt. Am dritten Tag kamen wir nach Hause. Mir war es, als hätte ich eine Weltreise gemacht. Viel Neues hatte ich gesehen und gehört, worüber ich dann noch lange nachher erzählen konnte.

Gemüseernte

Heuernte und Getreideernte waren abgeschlossen, aber es gab noch viel Arbeit bis zum Winter. Unter Gemüse waren zu verstehen: Sonnenblumen, Mais, gelbe Rüben, Zuckerrüben, Kartoffeln, Kürbisse usw. Auch die Grünbrache wurde um die Herbstzeit bearbeitet. Das Land musste für das nächste Jahr gepflügt werden. Der Reihe nach wurde es so gemacht: Hauptsache war das Pflügen, das andere wurde nebenbei gemacht. Beim Pflügen mit vier, fünf oder auch sechs Pferden musste ich immer reiten und Papa führte den Pflug. Als ich mit der Zeit älter wurde, musste jemand von den Kleineren reiten und ich hielt den Pflug. Früh morgens fuhren wir pflügen und nahmen den leeren Wagen bis auf den Hausacker mit. Bei den Sonnenblumen stellten wir ihn hin. Bis Mittag pflügten wir. Mama und die Kleineren schnitten dann die reifen Sonnenblumen alle ab und füllten damit den Wagen. Kamen wir vom Pflügen nach Hause, wurde auch der Wagen wieder mitgenommen und zu Hause abgeladen. Zwei bis drei Stunden wurden die Pferde mittags gefüttert. Ebenfalls haben auch wir zu Mittag gegessen. Jeder nahm einen kurzen Stock und dann wurden die Sonnenrosen draußen auf der glatten Tenne (Dreschdiele) ausgeklopft. Waren die Pferde erst satt, dann ging es wieder so wie am Morgen, aber jetzt bis zum Abend. Während der Futterzeit am Abend wurden manchmal bis spät, sogar bei Lampenlicht, die Sonnenrosen geklopft, gedroschen. Die Sonnenrosen konnten nicht lange auf einem Haufen liegen, denn sie fingen bald an zu brühen. Der Samen musste auch so schnell wie möglich getrocknet werden. War

der trockene Samen erst auf den Boden gebracht, dann ging dieselbe Arbeit mit dem Mais los. Die Maiskolben wurden gebrochen und mit dem Wagen nach Hause gebracht. Das Maisstroh wurde von den Kolben gebrochen, die Kolben auf den Boden getragen, das Maisstroh für die Kühe zum Winter kam auf den Strohhaufen. Nach dem Mais folgten die Rüben. Diese Arbeit war für die kleineren Kinder zu schwer. Die Tage wurden kühler. Die Kinder blieben mehr im Haus in den warmen Stuben. Der Herbst machte sich schon bemerkbar.

Gelb sind schon die Wälder,
Leer die Stoppelfelder,
Kühler weht der Wind.
Dürre Blätter fallen,
Graue Nebel wallen,
Und der Herbst beginnt.

Die Gelbrüben, sowie die Zuckerrüben wurden mit Kraut zusammen in die Scheune gebracht und am Abend beim Lampenlicht rein gemacht. Das Kraut wurde so schnell wie möglich den Kühen gegeben, denn in ein – zwei Tagen ging das Kraut kaputt, es wurde schwarz. O, es gab manchmal große Rübenhaufen! Sehr viel Arbeit!

Der Spätsommer – Weibersommer

Es gab noch ein, zwei Wochen recht schöne Tage. Weiße Fäden oder Drähte zogen sich in der warmen Herbstluft, hoch, niedrig, recht viel. Sie hängten sich an alles was ihnen in den Weg kam. In dieser Zeit zu pflügen war wirklich eine schöne Arbeit. Es war nicht heiß, aber auch nicht so kalt, dass man sich warm ankleiden musste. Im Winter dagegen gab es ein schönes Bild, wenn bei stillen Tagen der Schnee in großen Flocken auf die Erde fiel. Wenn bei ganz leisem Winde die Flocken, ehe sie gänzlich zur Erde fielen, noch in der Luft hin und her flattern oder bei frostigen Tagen im Sonnenschein in der Luft die kleinen, recht trockenen Schneeflocken wie tausende Kristallkörperchen glitzern. So bot uns der Herbst – Weibersommer ein reizendes Bild mit seinen schneeweißen Fäden, die in der Luft glitzerten. Die Schneeflocken fielen senkrecht, die weißen Weibersommerfäden dagegen zogen alle waagerecht über Steppen und Felder. Besonders aber zeichneten sich diese Fäden gegen das schwarze Pflügland ab. Zum Pflügen wollte gewöhnlich die Zeit nicht ausreichen. Daher pflügte man bis der anhaltende Herbstregen anfing. Ja, sogar bis der Frost kam. Dann war es unmöglich zu pflügen, weil die Erde gefroren war. Während der schönen Tage im Spätsommer, wo das Pflügen wirklich eine Lust war, drängte sich noch eine andere Arbeit dazwischen, die auch unbedingt während der schönen Tage gemacht werden musste: – Sirup kochen. Man konnte noch bei regnerischen Tagen drinnen in der Küche Sirup kochen aber das war weit unpassender und unbequemer. In der Bauernschaft gab es im Sommer, sowie auch im Herbst keine Freistunden. Haben wir so lange die Gelbrüben und Zuckerrüben von Kraut rein gemacht, so wurden sie jetzt nach Bedarf verarbeitet.

Am Abend, wenn es in der Scheune nicht zu kalt war, wurden die Rüben abgeschält, im Wasser schön abgewaschen, sogar mit einer Bürste recht sauber abgebürstet, in den großen Mauerkessel, der ungefähr fünfzehn bis achtzehn Eimer fasste, getragen, um sie am folgenden Tag vormittags zu kochen. Mama befleißigte sich, die Rüben bis Mittag unbedingt gar zu haben, denn wenn wir vom Pflügen am Mittag nach Hause kamen, dann wurden, während der Futterzeit, die Rüben gepresst und gleich nach dem Mittagessen wurde begonnen, Sirup zu kochen. Ein großer Kessel voll Rüben gab sechs bis acht Eimer süßen Rübensaft. Das reichte dann für ein mal kochen. Draußen war schon ein niedriger Herd vorher aufgemauert worden. Darauf lag das große Sirupblech oder ein Gefäß, in dem der Rübensaft so lange gekocht wurde, bis es endlich Sirup gab. Papa presste gewöhnlich die gekochten Rüben. Ich schleppte recht viel Brennmaterial zum Herd, entweder Stroh, Burjan oder Strauchwerk, denn dann musste unaufhörlich geheizt werden, manchmal bis spät abends. Wir fuhren dann wieder pflügen und Mama kochte zu Hause Sirup. Waren genügend Rüben vorhanden, kochte man recht viel Sirup. Denn wenn die Kühe im Winter keine Milch gaben, dann war Brot mit Sirup und schwarzer Kaffee auch eine schmackhafte Speise, morgens und auch abends. Gelbrü-

ben oder Mohrrüben wurden auch wertvoll verarbeitet. Die wurden in dünne Stücke geschnitten und dann manchmal in dem Rübensaft beim Sirupkochen gar gekocht, dann etwas abgetropft und in ein Gefäß geschüttet, auch für den Winter. Das waren dann die sogenannten „Aprikosen", wovon Mama dann bisweilen, besonders an Festtagen, „Aprikosenpiroschki" backte. Das war ein ausgezeichnetes Gebäck

Kürbisernte

Wie die Sonnenblumen und der Mais, so wurden auch die Kürbisse während des Pflügens, nach Hause gefahren. Die Kürbisse aufladen und abladen war eine vergnügliche Arbeit. Diese Arbeit war nicht langweilig und auch sauber. Unsere Kürbisse gehörten zu den Tischkürbissen. Alle anderen Nachbarn zogen die Viehkürbisse vor. Auch mir persönlich gefielen die Viehkürbisse, weil die gerösteten Körner besser schmeckten als die von den Tischkürbissen. Unsere Kürbisse wurden mehr für den Tisch verwertet. Natürlich bekamen auch die Kühe ihren Teil, denn verloren ging in der Hauswirtschaft gar nichts. Beim Sirupkochen wurde von den Kürbissen viel Konfitüre für den langen Winter gekocht. Die Kürbisse wurden draußen am Strohhaufen abgeladen und später mit Stroh bedeckt, damit sie nicht so schnell erfroren, denn die reichten manchmal bis weit in den Winter hinein. Die Kühe bekamen zwei Eimer voll geschnittene Kürbisse als Leckerbissen am Tag zu ihrem Langfutter. Die Rüben und Kürbisse steigerten die Milchproduktion bei den Kühen.

Kartoffelernte

Die letzte Ernte des Jahres war für mich uninteressant und langweilig. Es gab verschiedene Kartoffelsorten: weiße, gelbe, rötlich, gefleckte. Im Geschmack wie auch beim Kochen unterschieden sie sich. Es gab frühe und späte gelbe Kartoffeln. Bei den späten brachte erst der Nachtfrost das Kartoffelkraut zum Abtrocknen. Dann erst begann bei uns das Ausgraben.

Die anderen Nachbarn hatten ihre Kartoffeln schon längst ausgegraben. Sie hatten von den früheren, die auch einen besseren Geschmack hatten als die gelben. Das war nach dem Willen unserer Mutter getan, obwohl wir Kinder oft genug sagten: „Die anderen Kartoffeln schmecken viel besser." Gekocht waren sie weich und mehlig, wogegen unsere gelben hart und glatt blieben und nicht sobald verkochten. Bei den gelben Kartoffeln sollte eine Sparsamkeit erreicht werden. Wenn andere Leute zufällig unsere gelben Kartoffeln sahen und sich äußerten, die seien doch nicht so vorzüglich wie die anderen, gab die Mutter gewöhnlich zur Antwort: „Oh, die kommen viel billiger, die ziehen nicht so viel Fett." Die späte Sorte wuchs länger, reifte später. Man ließ sie wachsen, damit es mehr geben sollte.

Julia (12) und Gerhard (10) Funk beim Kartoffelnsammeln in Bogomasow 1991.

Dann kam das Ausgraben. Gewöhnlich versüßte der feine Herbstregen uns diese Arbeit. Es hat sich auch getroffen, dass Schnee und Regen zusammen uns beim Ausgraben vor Sonnenstich bewahrten. Hände inzwischen aufwärmen gehen, gab es nicht. Wir waren ja nicht zu Hause im Garten, sondern auf dem Hausacker. Mama grub die Kartoffeln aus, Papa und ich sammelten sie auf. Die Erde nass, die Holzschloren dick beklebt, dass man kaum gehen konnte. Die Hände dreckig von Erde, die Finger waren manchmal ganz verfroren. Kartoffeln ausgraben dauerte zwei, drei, manchmal auch mehrere Tage. Die nassen Kartoffeln wurden in der Scheune abgeladen. Sobald sie abgetrocknet waren, wurden sie sortiert und in den Keller gebracht. Dies war immer eine Abendarbeit, die bei Lampenlicht verrichtet werden konnte. Wenn trockenes und gelindes Wetter zum Ausgraben war, wurden die trockenen Kartoffeln vom Wagen über eine Sieb, das in das Kellerfenster gelegt war, in den Keller geschüttet. Die feinen, kleinen Kartoffeln und die Erde fielen durch und blieben zurück.

Die letzte Mistarbeit

Das Brennmaterial, der Mist, der abseits zu einem großen Mistwall aufgesetzt war, hatte den Sommer hindurch getrocknet. Selbstverständlich musste er bei schönem Wetter unter Dach gebracht werden. Darum musste diese Arbeit vor dem Kartoffelnausgraben erledigt werden. Papa hatte seine Arbeit auf dem Hof. Oder er fuhr zur Mühle, um Mehl zu mahlen. Die Mähmaschine, Sämaschine, die großen Ernteleitern vom Wagen wurden ins Nebenhäuschen unter das Dach gebracht, damit sie nicht dem Regen und Schnee ausgesetzt waren. Mama und ich brachten den Mist auch ins Nebenhäuschen. Mit dem Kinderwagen wurde dann der ganze große Mistwall hinüber gebracht. So manches Mal musste man hin und her fahren. Wenn in einem feuchten, regnerischen Sommer der Mist nicht ganz durchgetrocknet war, dann war das Feuern im Winter beschwerlich.

Garten pflügen

Das Pflügen war die letzte Feldarbeit im Herbst. Wenn der Pflug nicht mehr die gefrorene Erde durchbrechen konnte, dann war endlich Schluss. Daher war man auf der Hut, ehe der Frost zu hart kam, musste der Garten noch gepflügt werden. Dazu brauchte man nur einen oder zwei Tage. Wie war ich aber so froh, wenn das Pflügen aufhörte! Warum denn? Als ich noch kleiner war und immer reiten musste, gab es Tage, wo der feine kalte Herbstregen den ganzen Tag anhielt. Dann war ich recht

Isaak Klassen mit Schwiegertochter Anna und Tochter Frieda beim Heizmistmachen im Sommer 1959 in Donskoj.

dick gekleidet, an den Füßen hatte ich Filzstiefel. Aber die Kleider wurden mit der Zeit nass. Ich saß den ganzen Tag im Sattel auf dem Pferde und, wenn ich auch Handschuhe auf den Händen hatte, so war ich doch manchmal ganz klamm, so dass ich kaum die Leine und die Peitsche in den Händen halten konnte.

Wirtschaftsgeräte borgen

Viele Arbeiten kamen nur ein oder zwei Mal im Jahr vor, aber forderten entsprechende Geräte. Mit der Zeit hatten die Bauern sich etliches besorgt. Der Eine hatte dies, der Andere das Andere. Sie halfen sich untereinander aus der Not. Von Geräten, die geborgt wurden, hatten:

1. Peter Riediger einen Anker. Wenn bei einem Bauern der Brunneneimer abgerissen und in den Brunnen gefallen war, musste er ihn mit dem geborgten Anker herausholen. Eine Hand- oder Ziehsäge brauchte man um Bäume oder anderes dickes Holz zu sägen. Hohe Böcke benutzte man um hohe Wände verschmieren zu können oder am Giebel etwas zu machen. Eine Gelenkbrunnenleiter, die man zusammenrollen konnte, brauchte man im Stall, wo gewöhnlich der Brunnen war, und man eine Leiter nicht benutzen konnte.
2. Peter Becker hatte eine Heckenschere, damit man die Akazienhecken beschneiden konnte.
3. Peter Epp war Besitzer eines losen Zweieimerkessels, der vielen Leuten beim Schweineschlachten fehlte, und eine Schafschere zum Schafe scheren.
4. Bei Franz Voth borgte man einen Brühtrog, um geschlachtete Schweine zu brühen.
5. Johann Dalke hatte einen Schlachttisch, niedrige hölzerne Böcke und eine Schafschere.
6. Heinrich Walde hatte eine Raupenspritze, damit bespritzte man Stachelbeeren oder Gemüse. So auch Hanghölzer, um geschlachtete Schweine aufzuhängen, eine Dezimalwaage um Getreide zu wiegen, eine Getreidefuchtel und Putzmühle, um Getreide zu putzen.
7. Peter Dyck hatte eine Brechstange, ein Rührholz und eine Wurstmaschine zum Wurst stopfen.
8. Jakob Esau einen Heuspaten, um einen Heu- oder Strohhaufen abstechen zu können.
9. Johann Walde, das heißt wir, hatten ein Heumesser, um einen Heuhaufen durchschneiden zu können, ein Stechmesser um Schweine zu stechen, auch eine Balkenwaage, um Getreide zu wiegen. Wir hatten auch Schlorenleisten verschiedener Größe und eine Haarmaschine, die auch selten wer hatte. Eine Fleischmaschine konnte man bei Peter Epp, Peter Riediger, auch bei Johann Dalke borgen. Droschken oder Spazierwagen waren wohl vier im Dorf – bei Franz Voth, Peter Hooge, Peter Epp und Johann Dalke. Diese wurden fast gar nicht ausgeborgt. Zwei Obojaner, auch Spazierwagen, nur größer als die Droschken, hatten Heinrich Wall und Peter Riediger. Selbige wurden auch nicht geborgt. Im Nachbardorf bei einem David Hübert konnte man eine Daumenkraft borgen, wenn jemand ein Dach anheben oder schief versunkene Wände gerade heben wollte. Noch anderes, was man recht oft borgte: Backblech, Sirupblech, Waschbalge, Waschtrog, Wäscheleine, Wäscheklammern, Buttermaschine, Besmen (kleine Handwaage). Noch kleinere Sachen: Schere, Stricknadeln, Häkelhaken, Stopfnadel, Streichhölzer, ja sogar: Hefe, Salz, Brot, Mehl und Verschiedenes mehr.

Ereignisse und Geschichten aus der Schulzeit

Im Herbst 1918 begann meine Schulzeit, sechs Jahre in der Dorfschule. Es waren nur drei Klassen, in welchen man je zwei Schuljahre lernte. Ich habe nur bei einem Lehrer gelernt. Er war meines Vaters Altersgenosse und hatte auch eine große Familie. Er hieß Johann Julius Friesen. Im Herbst 1924 zog er nach Amerika. Ehe er weg reiste, schenkte er noch unserem Papa etliche Bücher: ein Predigerbuch fürs ganze Jahr, für jeden Sonntag und für alle Christfeste. Auch zwei große Wörterbücher: ein deutsch-russisches und ein russisch-deutsches. Diesen recht großen passenden Schatz haben wir Kinder in späteren Jahren oft benutzt.

In der Schulzeit wurde ich mit den anderen Dorfkindern bekannt, auch allmählich

Die Schüler der Luxemburger Arbeiterschule bei der Wandzeitung. Pleschanow 1929.

mit ihren Eltern und anderen Dorfbewohnern, gleichfalls auch mit dem ganzen Dorf. Unser Haus war das zweite vom Dorfrand, die Schule aber in der Mitte an der oberen Westseite. Das war ein großes schönes Gebäude aus Brandstein mit einem Schindeldach. Unser Dorf war etwa einen Kilometer lang, also für mich fünfhundert Meter, um in die Schule zu gehen. Von Wuchs war ich wohl der kleinste von den Knaben aus meiner Klasse. Auch von den Leuten habe ich oft gehört: „Dies wird ein kleiner Walde." Mein Papa war ja auch nicht groß. Aber bei mir gab es mit der Zeit einen Schwung und mit 17 Jahren war ich 176 Zentimeter groß. Heute sagt mir niemand: „Ein kleiner Walde." Vor der Schulzeit war nur das Elternhaus und der große Bauernhof mein Spielraum. Gerieten wir Kinder manchmal bis auf die Straße, wurden wir sofort auf den Hof gerufen: „Auf der Straße wird nicht gespielt, da habt ihr nichts verloren." Jetzt gehörte zu meinem Spielplatz auch der große Schulhof. Der Lehrer ging mit uns auch hin und wieder auf die Wiese. Ach, war das eine schöne Zeit! Manchmal kamen meine Schulfreunde am Sonntagnachmittag zu uns. Auch ich durfte ebenfalls nur Sonntag nachmittags zu den Kameraden spielen gehen. Wie rasch bemerkte ich den Unterschied im Familienleben, besonders das zutrauliche Anschmiegen der Kinder an die Mutter. Mit staunenden Kinderaugen betrachtete ich das Benehmen der Familienmitglieder eins zum anderen. Hatte es doch manchmal keine Ähnlichkeit mit dem Unserigen. Insbesondere das Sprechen der Mutter zu den Kindern. Hier kam es mir so vor, als wenn so eine Mutter nie böse werden konnte. Geduldig, langmütig, nicht laut wurde hier zu den Kindern gesprochen. Kinder haben auch Geheimnisse untereinander. Je länger sie zusammen sind, je öfter sie zusammen kommen, je mehr sie sich innerlich verstehen, desto mehr vertrauen sie sich. Oft erzählt dann ein Kind dem anderen seine Freuden und seine Beschwerden. Auch ich fand darin eine Erleichterung für mich. Wenn ich es Heina erzählte, hatte es wenig Erfolg, mehr Misserfolg, denn er erzählte es ja gleich der Mama.

Mamas Kopftuch

Die Schulzeit war für mich ein wahres Vergnügen voller Freude und Erheiterung. Das Lernen fiel mir nicht schwer. Das Hochdeutsch sprechen hatte ich von den Flüchtlingen gut gelernt. Ich weiß nicht, ob Papa schon aus dem Försterdienst zu Hause war, als ich begann, in die Schule zu gehen. Die ersten Schultage waren sonnige, warme Herbsttage. Ach, ich hätte wie ein junges, freigelassenes Rehkälbchen vor lauter Freude springen können. Als ein regnerischer Herbsttag eintraf, wollte ich trotzdem zur Schule. Ich hatte keinen Regenmantel und keine Schuhe. Ich zog Holzschloren an die Füße und Mama hängte mir über den Kopf ihr großes Wollkopftuch und schickte mich in die Schule. Die Holzschloren wären ja noch erträglich gewesen, aber das Kopftuch... Ich, ein Junge, würde jetzt mit einem Kopftuch die Straße entlang gehen. Das kam mir wirklich unmenschlich vor. Ich wollte gar nicht gehen, denn ich schämte mich schon zu Hause, jetzt sollte ich so in die Schule gehen, da würden die Kinder mich auslachen. Aber Mama war Mama und ich musste nun hinaus. Ich ging und weinte,

weinte und weinte... Die Straße war kotig, die Schloren dick mit Kot beklebt, die Strümpfe schon nass. Es regnete und ich weinte. Natürlich kam ich zu spät. Als ich endlich bis zur Schule kam, blieb ich draußen vor der Tür stehen. Ich wagte es nicht die Tür aufzumachen, denn ich schämte mich. Ich weinte. Ich war schon ganz nass. Endlich war die erste Stunde zu Ende. Die Pause begann. Einige Schüler kamen herausgelaufen, um zur Toilette zu gehen. Einige sahen mich, liefen zurück und meldeten es dem Lehrer: „Johann Walde steht draußen ganz nass!" Der Lehrer kam auch gleich heraus und zog mich ins Haus. Jetzt fing ich erst recht an zu weinen. Der Lehrer half mir. Er nahm mir das Tuch ab, hängte es bei den Mädchentüchern hin und versuchte mich zu beruhigen. Viele Schüler standen um uns und bewunderten mich, als hätte ich ein großes Abenteuer erlebt. Niemand lachte. Das Lachen kam viel später. Vielleicht hatten meine Vormünder sich um mich als Waisenkind gekümmert, denn die wohnten beide in unserem Dorf. Aber bald bekam ich eine Jacke, recht groß, schon getragen. Die Ärmel wurden kürzer geschnitten und die Knöpfe enger zusammen genäht. So hatte ich eine Jacke und brauchte nicht mehr mit einem Tuch gehen. Für den Winter bekam ich einen Baschlyk (Kapuze).

Onkel Abram Unruh

Onkel Abram Unruh war in unserem Dorf ein gewöhnlicher Bauer. Er war nicht besonders korrekt, aber freundlich. Das Besondere, was er an sich hatte: Er war ein großer Kinderfreund. Onkel Unruh hatte eine große Familie mit acht Kindern. Die jüngsten zwei Mädchen gingen mit mir in die Schule. Onkel Unruh war nicht nur ein großer Kinderfreund, er war auch ein großer Schulfreund. Das Schulgebäude war groß. Die südliche Hälfte war unser Schulzimmer, ohne Mittelwand. Das war ein großer heller Saal, von drei Seiten große Fenster. In diesem großen Zimmer befanden sich unsere drei Klassen, welche der Lehrer viele Jahre betreute. Onkel Unruh besuchte oft unsere Schule. Im Winter erkannte man ihn schon von fern an seinem schwarzen Halbpelz und roter Leibbinde. Wenn ihn jemand aus dem Schulfenster sah, wurde die ganze Klasse aufgeregt, denn es wurde gleich fast laut gesagt: „Onkel Unruh kommt". Wenn er dann auch wirklich in die Klasse hineinkam, jauchzten alle Kinder vor Freude. Dann fragte er noch ganz höflich bei den Schülern: „Darf ich reinkommen?" Oder „Eine Lustfahrt machen?" Oder „Machen wir mal eine Exkursion?" Oder „Wollen wir zu Weihnachten einen Baum kaufen? Oder „Einen reichen Weihnachtsmann bestellen?" Das laute „Ja" klang immer als Antwort. „Na," sagte er „dann müsst ihr aber auch den Lehrer fragen, ob er mit macht." Gewöhnlich willigte der auch ein.

Eine Lustfahrt wurde in den gelinden Märztagen gemacht. Es mussten drei oder vier Schlitten sein. Onkel Unruh gab jedes Mal sein Pferd und seinen Schlitten. War die Fahrt im Frühling oder Herbst, dann gab er auch zwei Pferde und den Wagen. Während der Fahrt war er Aufseher über den Transport. Der Lehrer sagte noch zwei oder drei älteren Jungen, sie sollten ihre Väter bitten, ob sie nicht auch ihre Pferde und Schlitten geben wollen. Gleich nach dem Mittagessen fuhren wir ins Nachbardorf die Schule besuchen. Wir gingen alle nach Hause zum Mittagessen. Gleich nach Mittag kamen die Schlitten bei der Schule zusammen. Die Schüler wurden alle in die Schlitten verpackt, acht oder zehn Schüler auf jedem. Freundlich wurden wir von den Nachbardorfschülern empfangen. Es gab ein reges zweistündiges Unterhalten. Gedichte wurden gegenseitig vorgetragen, Lieder gesungen, Sprichwörter gesagt und Rätsel aufgegeben. Ein Lied begann: „Wenn der ew'ge Morgen taget und wird keine Zeit mehr sein..." Sprichwörter waren solche: „Am vielen Lachen, erkennt man einen Narren." „Wer nichts wagt, gewinnt auch nichts." „Steter Tropfen höhlt den Stein." „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmer mehr." „Willst du Veilchen pflücken, so musst du dich auch bücken." usw. Rätsel: „Wann schmerzen dem Hasen die Zähne?" (Antwort: Wenn ihn die Hunde beißen). Frage: „Was für ein Wort besteht aus Z und L?" (Antwort: Zettel). Frage: „Welche Uhr hat keine Räder?" (Antwort: Die Sonnenuhr.)

Fröhlich fuhren wir nach Hause. Und dem Onkel Unruh wurde ein herzliches Dankeschön gesagt.

Weihnachten

Das Weihnachtsfest war zu allen Zeiten immer ein schönes Fest für Kinder. Eltern waren bestrebt, ihren Kindern schöne Geschenke zu geben. Schon lange im Voraus begannen die Vorbereitungen. Besonders bei den Einkäufen auf dem Herbstjahrmarkt wurde schon an Weihnachten gedacht. Eltern und Großeltern bemühten sich, ihren Kindern und Enkelkindern große Freude zu bereiten. Aber die Schüler waren auch daran beteiligt. Ungefähr zehn Tage vor Weihnachten wurde der gewöhnliche Unterricht in der Schule eingestellt. Der Lehrer begann mit den Schülern, zu Weihnachten Wünsche, Gedichte und Deklamationen abzuschreiben. Jeder Schüler schrieb für sich einen Weihnachtswunsch und einen Neujahrswunsch aus den Büchern, die der Lehrer hatte, ab. Auch für die kleineren Kinder, die noch nicht in die Schule gingen, wurden Kinderwünsche geschrieben und verteilt. Einen dieser Wünsche habe ich noch behalten:

Christkind lieb, komm und gib.
Gib was fehlt, nimm was quält.
Schenk uns heut Freudigkeit,
Damit wir danken dir. Amen

Alle abgeschriebenen Wünsche, Gedichte und die einzelnen Deklamationsrollen verteilte der Lehrer nach seinem Gutdünken. Die Schüler lernten das Erhaltene und der Lehrer stellte für den Heiligen Abend das Programm auf. Die Schüler durften den Eltern wohl sagen, dass sie in der Schule sich schon vorbereiteten, aber was für Wünsche und Gedichte wir lernten, sollten wir vor den Eltern verheimlichen. Dieses Geheimnis machte uns auch schon eine gewisse Freude. Die Aufgabe durften die Eltern nicht kontrollieren. Das tat der Lehrer in der Schule. So gab es in der Vorbereitungszeit keine Hausaufgaben. Sobald wir unsere Gedichte auswendig konnten, begannen wir vorzutragen, wie wir es am Heiligen Abend machen wollten.

Onkel Abram Unruh war in dieser Zeit auch auf seinem rechten Platz. Er wandte allen Fleiß daran, es den Kindern wirklich schön zu machen. Inzwischen kam er dann auch in die Schule, spornte die Kinder an, noch fleißiger zu sein, malte uns dann verschiedene Wunderdinge vor und weckte in uns damit ein großes Interesse für den bevorstehenden Weihnachtsabend. Dann verließ er die Schule mit den Worten: „So Kinder, seid nur recht brav, und ich muss sehen, wie ich einen Baum beschaffen kann. Auf Wiedersehen!“

Alle Kinder, von ganz klein bis zum letzten Schuljahr, wurden am Weihnachtsabend mit einer Zuckertüte beschenkt. In den Tüten waren selbst gebackene Kuchen, verschieden förmige Weihnachtsplätzchen, gekaufte Walnüsse, Haselnüsse, Schokolade und Bonbons.

Zehn Tage vor Weihnachten, als die Schüler Wünsche und Gedichte abschrieben, sonderte der Lehrer drei der größeren Schüler ab, um im Dorf eine Kollekte für Mehl, Zucker, Eier, Schmand, Butter oder Talg zu halten, die für den Weihnachtsabend verwendet werden sollten. Die Beiträge wurden alle zu Hausfrauen getragen welche Onkel Unruh schon als Bäcker bestimmt hatte, damit sie rechtzeitig für alle Dorfkinder die schönsten Kuchen backten. Jeder Bauer gab den großen Schülern, wenn sie zu ihm kamen, soviel Produkte, wieviel Kinder er hatte, die eine Tüte bekommen sollten und danach, wieviel er konnte und wollte, denn es war eine freiwillige Kollekte. Wohlhabende Bauern schütteten manchmal fast fürs halbe Dorf den Schülern etwas in den Sack. Wenn dann alles gebacken war, so wurde alles in gleichem Maß in die Tüte verteilt, die gekauften Nüsse und Bonbons auch. Volle Tüten wurden dann in zwei große Körbe gelegt, einmal für die Kinder, die noch nicht in die Schule gingen und in den anderen Korb für die Schüler.

Zwei Tage vor dem Heiligen Abend wurde die Bühne gebaut, um die letzte Probe auf der Bühne halten zu können. Die größeren Jungs trugen die Bretter für die Bühne herbei, die anderen Schüler stellten die Bänke in Reihen. Hier sollten die Eltern, Großeltern und kleinen Kinder sitzen. In diesem Eifer kam noch Onkel Unruh. Er hatte es recht eilig, war aufgeregt und sagte: „Halt, Kinder, halt, seid nur nicht so eifrig. Ich habe keinen Weihnachtsbaum erhalten. Es wird wohl in diesem Jahr kein Weihnachtsfest geben. Ihr habt euch unnötige Mühe gemacht.“ Alle waren mäuschenstill. Aber jemand hatte bemerkt, dass Onkel Unruh mit den Augen

geblinzelt habe, dazu noch eine freundliche Miene gemacht habe. Da wurde er plötzlich von allen Schülern bestürmt und die Wahrheit musste raus. Onkel Unruh lachte. Nun wurde wieder eifrig weiter gemacht, auch Onkel Unruh war uns behilflich. Als die Bühne fertig war und wir drauf zum letzten Mal geübt hatten, durften wir alle nach Hause gehen. Den letzten Tag vor dem Weihnachtsabend hatten wir frei. An diesem Tag stellten Onkel Unruh und der Lehrer den Weihnachtsbaum auf und schmückten ihn.

Am Weihnachtsabend dachten alle Kinder: „Heute Nacht kommt der Weihnachtsmann mit seinen Gaben. Und morgen ist Feiertag, übermorgen auch und dann auch noch ein Tag." So zählten wir Kinder die Tage. Die Tage waren uns ja nicht so wichtig wie die Geschenke, die es an diesen Tagen geben könnte. Heute waren die kleineren Kinder nicht so an ihre Spiele gebunden, wie sonst. Sie standen vielmehr, wie man einfach sagte: unter den Füßen. Wenn Mama einen Auftrag hatte, wurde die Arbeit mit einem Beispringen getan. Heute wollte ein jeder recht gehorsam sein. Vielleicht näherte sich dann der Abend etwas schneller. Nach dem Abendbrotessen ging's zum Weihnachtsabend. Das Essen dauerte gar nicht lange. Danach zogen alle Kinder, so auch Mama und Papa, ihre Sonntagskleider an. Papa spannte das Pferd vor den großen Schlitten und die ganze Familie wurde auf den Schlitten gepackt. Papa fuhr uns in die Schule. Der große Schulsaal füllte sich bis auf den letzten Platz. Die große Petroleumlampe hing in der Mitte. Hier stand auch der große Weihnachtsbaum, geschmückt mit soviel verschiedenen goldenen Äpfeln und Nüssen, allerlei Spielsachen, Ketten und Kerzen. Die Aufmerksamkeit aller Kinder war nur auf den Weihnachtsbaum gerichtet. Dann begann der schöne Heilige Weihnachtsabend. Der Lehrer eröffnete ihn mit einem Gebet, dann sangen Eltern und Schüler gemeinsam das Lied: „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich."

Nach diesem Lied wurde vom Lehrer die Weihnachtsgeschichte über Christi Geburt vorgelesen. Dann trat Onkel Unruh vor und fragte die Schüler, ob wir nicht den Weihnachtsbaum anzünden wollen. Nach unserem lauten „Ja" zündeten der Lehrer und Onkel Unruh alle Kerzenlichter am Weihnachtsbaum an. Es wurde wirklich hell im ganzen Schulsaal, brannten doch ungefähr 40 bis 50 Kerzen. Sogar die große Lampe wurde heruntergedreht. Dann sangen die Schüler das Lied: „Welchen Jubel, welche Freude."

Nun wurden auf der Bühne Deklamationen und Gedichte vorgetragen, nach dem aufgestellten Programm des Lehrers. Dazwischen wurden auch Lieder gesungen. Als das Programm zu Ende war, kam dann für alle Schüler und Kinder das Allerwichtigste. Jetzt wurden die Tüten aus den Körben, bedeckt mit weißem Leinentuch unter dem Weihnachtsbaum, verteilt. Der Lehrer und Onkel Unruh waren fleißig bei der Sache. Die Kerzen fingen an eine nach der anderen zu erlöschen. Damit endete der schöne Weihnachtsabend. Und fröhlich fuhren alle wieder nach Hause.

Zu Hause wurden die Tüten von den Kindern nachgesehen, was alles und wieviel drin war. Mama spornte schon an zum Schlafengehen, aber die Kinder waren noch nicht müde, denn sie mussten ja noch die Teller für den Weihnachtsmann aufstellen. In der großen Stube auf den Tisch stellte jedes Kind einen Teller mit seiner Tüte darauf auf. Damit der Weihnachtsmann sich nicht verfehlte, wurde auf jeder Tüte der Vorname geschrieben. Dann gingen die Kinder freudig, in der Hoffnung vom Weihnachtsmann reich beschenkt zu werden, schlafen.

Lautlos verstrich die Weihnachtsnacht. Manchmal aber recht früh, wenn jemand von den Kindern aufwachte, erkundigte er sich ob der Weihnachtsmann schon etwas gebracht habe. Dann weckte ein Kind das andere. Voller Neugierde und Freude wurde dann alles betrachtet und beschaut. Unter den Geschenken zu jener Zeit waren: Taschenmesser, Pennale, Buntstifte, Wasserfarbe, Puppenwiege mit Bettsachen und Puppe, Strümpfe, Handschuhe, Halsbinde, Gürtel, Pelzmütze, Filzstiefel, Tragbänder, Strumpfbänder, Handlaternchen, Halstuch, Bluse, Kleidchen, Nähmaschinchen, Automodelle, Pferdchen, Gängelpferd, Schi, Schlittschuhe, Schnettchen, Pistole, selbst gebastelte Tischspielsachen, Bilderbücher, Malhefte, Taschentücher, Konfekte, Nüsse, Weihnachtsplätzchen und anderes.

Wenn am ersten Feiertag das Wetter nicht allzu garstig war, dann fuhren Mama und Papa, manchmal auch noch wer von den größeren Kindern, am Vormittag nach Pleschanowo zur Kirche. Zu Mittag kamen sie nach Hause. Nachmittags setzten Papa und Mama sich in der großen Stube auf die Ofenbank. Wir Kinder von groß bis klein stellten uns vor den Eltern schön hin. Jeder sagte dann seinen gelernten Wunsch auf. Für das Wünschen gab es zu Hause nichts, denn der Weihnachtsmann hatte ja schon das seinige getan. Wir größeren Kinder durften auch manchmal zu Papas Bruder Onkel Heinrich Wall gehen und ihm unsere Wünsche aufsagen. Dann gab es immer ein kleines Geschenk.

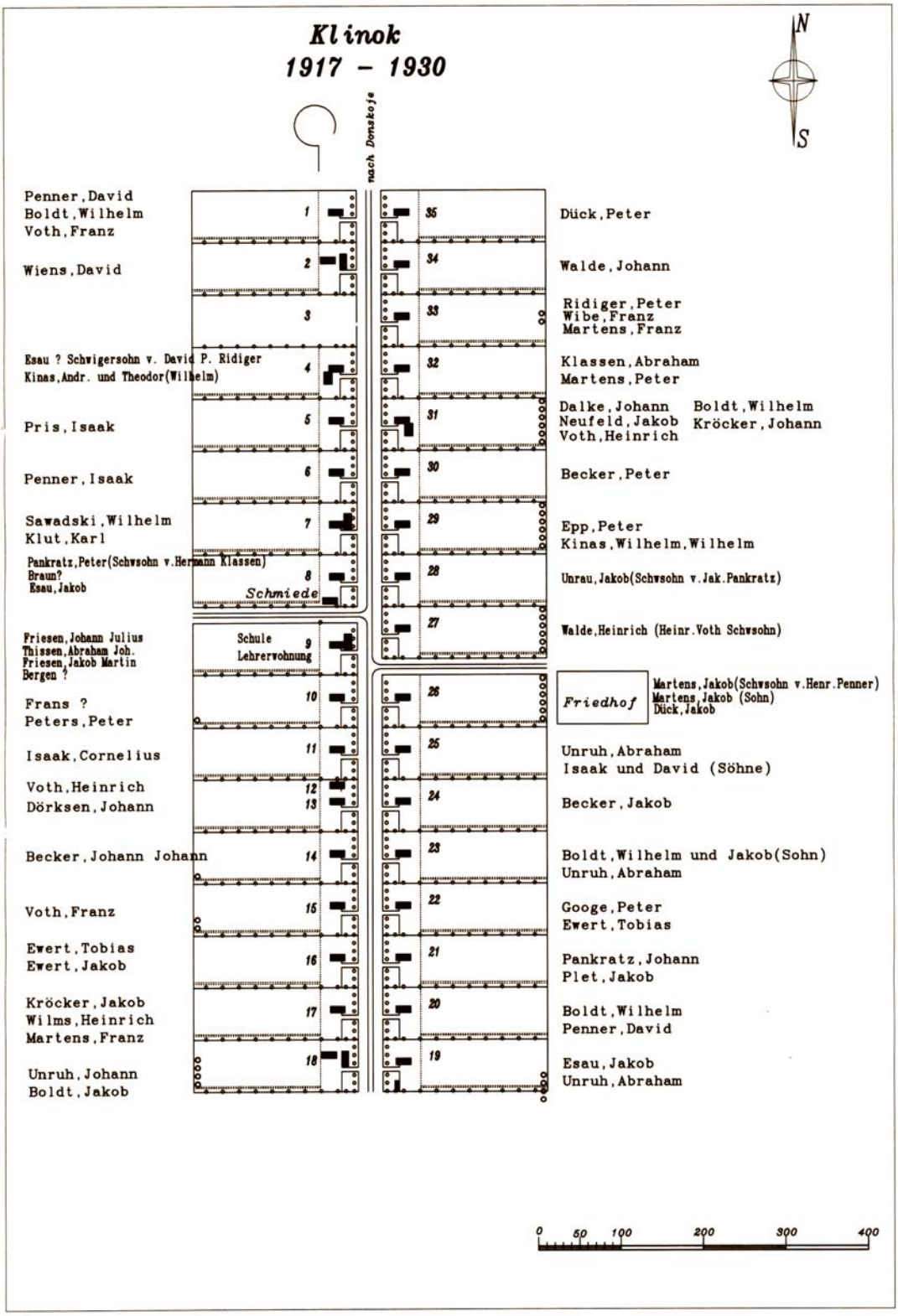
Aber es waren noch Geschenke in Aussicht, denn morgen, am zweiten Feiertag, wollten wir alle zu den Großeltern fahren. Das war für uns alle wieder eine Freude. Da wir eine große Familie waren, fuhren wir mit zwei Schlitten nach Kamenez. Sehr früh morgens wurde alles besorgt: das Vieh, der Ofen, drinnen alles. Dann wurde gefrühstückt. Mama sagte: „Trinkt nur recht heißen Kaffee, damit ihr gut durchwärmt, denn wir haben eine weite Reise vor uns." Die Kinder wurden alle recht warm angezogen, so gut es ging. Papa spannte indessen schon die Pferde ein. Wir wurden alle in Decken in die Schlitten verpackt. Ich mit den Größeren auf einem Schlitten. Papa und Mama mit den Kleinen auf dem anderen Schlitten. Für mich war das im Winter über die Schneefelder fahren immer ein Vergnügen. Der Schlitten gnurschte und knirschte auf der Schneebahn. Ich verspürte diese Musik im Rücken, weil ich im Schlitten an der Lehne gelehnt saß. Und bei jedem Telegrammpfosten, an dem wir vorbei fuhren, hörten wir auch noch das frostige Wintergeheul. Unsere Fahrt dauerte gut zwei Stunden. Als wir losfuhren, war es draußen noch ganz dunkel. Im ersten Dorf, das wir durchfuhren, schliefen die Leute noch. Nirgends war Licht in den Fenstern zu sehen. Im zweiten Dorf war es ähnlich. Dann fuhren wir einen langen recht hohen Berg hinauf. Erst als wir oben waren, fing es an zu dämmern. Vom Berg hinunterfahren ging schon schneller. Inzwischen war es ganz hell geworden. Als wir bei den Großeltern ankamen, hatten diese noch nicht gefrühstückt. Oma war nur klein von Wuchs, aber ihre Freude war sehr groß. Einem jeden Kinde hatte sie etwas zu sagen oder etwas zu fragen. Nicht jeden Winter konnten wir die Großeltern besuchen. Im Sommer auch nur selten, denn der Weg war zu weit. Hatten wir uns dann alle gewärmt und beruhigt, dann mussten wir ja auch den Großeltern unsere Wünsche aufsagen. Es wurden die Weihnachtswünsche, auch die Neujahrswünsche gesagt, denn zu Neujahr wieder herkommen war selbstverständlich zu beschwerlich. Opa und Oma hatten auch ihre Freude daran, uns zu Weihnachten zu beschenken. Onkel Johann, Mamas Bruder, der damals noch zu Hause war, hatte eine Harmonika. Spielen und Singen war für uns alle ein Vergnügen. Onkel Johann tobte auch mit uns. Der Tag verging viel zu schnell. Ehe es begann zu dämmern, begaben wir uns wieder auf den langen Heimweg.

Eine Hochzeitsfahrt. 1923

Tante Anna in Kuterlja machte im Winter 1923 Hochzeit. Ihr Bruder Abram Klassen, mein Onkel, wohnte auch in unserem Dorf. Seine älteste Tochter Sara war vier Jahre älter als ich. Ich war zwölf Jahre alt und ging in die dritte Klasse. Eines Tages sagte Papa: „Du und Sara dürfen zur Hochzeit fahren." Und nicht nur zur Hochzeit, sondern auch zum Polterabend am Samstag. Die Hochzeit selbst war am Sonntag. Meine Eltern und Onkel Abram Klassen wollten Samstag früh fahren. Der Lehrer hatte mir für diesen Samstag frei gegeben. Onkel Abram spannte ein Pferd vor den Schlitten und gleich nach Mittag fuhren wir los. Es war eine Fahrt von ungefähr zwei Stunden, etwa zwölf Kilometer. Wir mussten durch zwei Dörfer bis ins dritte Dorf fahren. Der Weg war uns bekannt, aber so allein, ohne Eltern fahren, war für uns beide das erste Mal. Ich fühlte mich recht gehoben, als Onkel Abram mir die Leine in die Hände gab und sagte: Passt nur auf und fahrt glücklich! Der Tag war wohl trübe, aber gelinde. Hin und wieder fiel ein Schneeflöckchen, und wir beide waren glücklich und zufrieden. Wir hatten beide Eltern, waren aber doch beide Halbwaisen. Wir hatten uns nichts vorzuwerfen, wir hatten beide schöne Stiefmütter. Deshalb war

uns dieses Alleinzusammensein so recht passend. Wir waren beide wohlbedacht in eine Pelzdecke eingepackt. Sara hatte Lederschuhe, ich aber Filzstiefel an. Wir hatten das zweite Dorf verlassen, waren noch etwa vier Kilometer weiter gefahren, dann mussten wir einen ziemlich langen Berg hinunter fahren. Vor uns lag ein recht breites Tal. Wir mussten wieder den nicht sehr hohen Berg hinauf und gleich hinter dem Berg lag Kuterlja. Doch als wir den Berg hinunter fuhren, fing unerwartet ein Schneegestöber an. In ganz kurzer Zeit stürmte es sehr, so dass man gar nicht weit sehen konnte. Als wir bis ins Tal kamen, war die Bahn gänzlich verweht. Unser Pferd hatte bald die Bahn verloren. Nun fing es an, in dem Schnee zu versinken, auch schon so tief, dass es nicht mehr gehen konnte. Es fing an zu springen, zu toben, zu strampeln, damit es vorwärts kam. Ich stieg vom Schlitten und fing an zu schieben, damit das Pferd leichter vorwärts kam. Auf einmal, mit einem Ruck, war unser Pferd ausgespannt. Ich führte das Pferd eine kleine Strecke weiter aus dem tiefen Schnee und wo ich dachte, dass es schon gehen würde und ließ das Pferd stehen. Ich wollte den Schlitten näher schieben, aber schaffte ihn allein nicht. Sara musste aussteigen und schieben helfen. Mit meinen Filzstiefeln ging ich überall oben über den Schnee, aber Sara mit ihren kleinen Lederschuhen sank tief in den Schnee. Es stürmte, der Wind heulte. Zum Glück wehte der Wind in den Rücken. Sara stieg wieder unter die Pelzdecke, denn ihre Strümpfe und die kahlen Knien waren voll Schnee. Ich spannte wieder ein und blies inzwischen in die Hände. Dann versuchten wir wieder loszufahren. Doch nur wenige Meter ging es einigermaßen und dann versank das Pferd wieder. Es ruckte, hüpfte und spannte sich wieder aus. Alles wiederholte sich. Sara war schon recht verfroren und fing an zu weinen. Das half aber nicht. Ich musste wieder einspannen und versuchen weiter zu kommen. Ich war nicht verfroren, denn ich hatte mich mit dem Pferd und mit dem Schlitten warm getobt, außer den Händen, denn mit dem öfteren Einspannen waren meine Handschuhe ganz voll Schnee geschüttet. Ich bedauerte nur meine Sara. An Verirren dachte ich noch nicht, denn wenn wir den Wind im Rücken behielten und wir weiter kommen könnten, dann mussten wir bald ans Dorf gelangen, das jetzt nur noch einen Kilometer entfernt vor uns lag. Selbstverständlich war auch mir unheimlich zu Mute. Aber es musste gemacht werden! So spannten wir noch zweimal um, bis wir endlich aus dem tiefen Schnee herauskamen. Weiter den Berg hinauf fanden wir auch wieder die Bahn. Alle Angst war vorbei. Auch der Sturm hatte nachgelassen.

L. Kamenew. Der Winterweg. 1866.


Klinok
1917 – 1930
N
S
nach Donskoje
Penner, David
Boldt, Wilhelm
Voth, Franz
Wiens, David
Esau ? Schwigersohn v. David P. Ridiger
Kinas, Andr. und Theodor (Wilhelm)
Pris, Isaak
Penner, Isaak
Sawadski, Wilhelm
Klut, Karl
Pankratz, Peter (Schwsohn v. Hermann Klassen)
Braun?
Esau, Jakob
Schmiede
Friesen, Johann Julius
Thissen, Abraham Joh.
Friesen, Jakob Martin
Bergen ?
Schule
Lehrerwohnung
Frans ?
Peters, Peter
Isaak, Cornelius
Voth, Heinrich
Dörksen, Johann
Becker, Johann Johann
Voth, Franz
Ewert, Tobias
Ewert, Jakob
Kröcker, Jakob
Wilms, Heinrich
Martens, Franz
Unruh, Johann
Boldt, Jakob
Dück, Peter
Walde, Johann
Ridiger, Peter
Wibe, Franz
Martens, Franz
Klassen, Abraham
Martens, Peter
Dalke, Johann
Neufeld, Jakob
Voth, Heinrich
Boldt, Wilhelm
Kröcker, Johann
Becker, Peter
Epp, Peter
Kinas, Wilhelm, Wilhelm
Unrau, Jakob (Schwsohn v. Jak. Pankratz)
Walde, Heinrich (Heinr. Voth Schwsohn)
Friedhof
Martens, Jakob (Schwsohn v. Henr. Penner)
Martens, Jakob (Sohn)
Dück, Jakob
Unruh, Abraham
Isaak und David (Söhne)
Becker, Jakob
Boldt, Wilhelm und Jakob (Sohn)
Unruh, Abraham
Googe, Peter
Ewert, Tobias
Pankratz, Johann
Plet, Jakob
Boldt, Wilhelm
Penner, David
Esau, Jakob
Unruh, Abraham
0 50 100 200 300 400

Wir hatten uns im Schneegestöber doch recht lange aufgehalten. Als wir bei Oma auf den Hof kamen, war der Tag dahin, es fing schon an zu dämmern. Einige Leute waren schon zum Polterabend gekommen. Wer ausgespannt hat, weiß ich nicht. Sara und ich wurden rasch ins Haus gebracht, damit wir uns schnell aufwärmen konnten. Von der Oma wurden wir wie kleine Kinder bejammert. In der großen Stube waren schon viele Gäste. Immer mehr Jugendliche kamen dazu. Der Polterabend begann, aber Oma war immer noch um uns besorgt: Wir sollten noch Kuchen essen und recht heißen Kaffee trinken, um warm zu werden. Als wir beide und Oma uns beruhigt hatten, gingen wir in die große Stube, um zu sehen wie die Jugend polterte, welche Geschenke es gab und auch um daran teilzunehmen. Ich schenkte einen neuen Stubenbesen, ein Rollholz und ein Nudelbrett. Ich sagte dazu ein Gedicht, dass so begann:

Kann nicht schreiben, kann nicht lesen,
bringe schleppend einen Besen,
auch ein Rollholz schön und nett, dazu
auch ein Nudelbrett...

Es gab ein rechtes Lachen bei den Gästen. Einer sagte sogar: O, der Junge macht noch Spaß, demnach ist er nicht ganz verfroren.

Es war auch wirklich so, ich war nicht besonders verfroren. Aber wie immer, wenn das Abenteuer vorüber ist und jegliche Furcht überstanden, dann kann man nachher herzlich darüber lachen. Draußen herschte noch Unwetter, aber drinnen in den geräumigen, warmen Stuben, war alles voller Freude. Musik, Gesang und Spiel füllte die Zeit aus. Erst spät am Abend gingen alle Gäste nach Hause und der Polterabend war zu Ende.

Früh morgens des anderen Tages, am Hochzeitstag kamen zwei Schlitten auf den Hof der Oma gefahren. Die Pferde, die Schlitten mit den Insassen waren ganz weiß mit Schnee bedeckt. Es waren Papa und Mama, Onkel Abram und Tante Mariechen, die auch zur Hochzeit kamen. Das Unwetter hatte sich noch nicht gelegt, durch das Tal waren sie wohl gekommen, wenn auch nur beschwerlich, aber solche Strapazen wie Sara und ich durchgemacht hatten, waren ihnen erspart geblieben. Man pflegt oft zu sagen: Wenn das Herz voll ist, geht der Mund über. Das erste und wichtigste Gespräch war, wie wir beide gestern gefahren sind.

Die Hochzeit war schön, obwohl es draußen weiter stürmte. Die Hochzeit ging zu Ende, aber das Sturmwetter war doch so groß, dass unsere Eltern es nicht wagten, sich auf den Weg zu begeben und wir blieben noch alle über Nacht bei Oma.

Montag morgen hatte das Unwetter sich gelegt und gleich nach dem Frühstück begaben wir uns alle auf die Heimreise. Drei Schlitten, eine ganze Schlittenkarawane, fuhren dann über die großen weißen Schneefelder. Montagvormittag noch kamen wir nach Hause. Um nicht zu viel Schulzeit zu versäumen, musste ich nach dem Mittagessen zur Schule gehen. Meine Mitschüler hatten am Samstag eine Hausaufgabe bekommen, ein Gedicht in russischer Sprache auswendig zu lernen, um es am Montag auswendig aufsagen zu können. Da ich ja Samstag und Montag vormittags die Schule versäumt hatte, konnte ich das Gedicht von Krylow nicht.

Die Feldflasche

Der Schulunterricht dauerte den ganzen Tag, wie Vormittag, so auch Nachmittag, auch am Samstag bis Mittag. Zum Mittagessen gingen alle Schüler nach Hause. Die Mittagspause dauerte gewöhnlich anderthalb Stunden. Bei Sturmwetter oder großem Frost nahmen die Schüler, die weit von der Schule wohnten, ihr Mittagessen mit zur Schule. Es bestand meistens aus einem Stück Brot mit Sirup oder Konfitüre bestrichen und einer Flasche mit weißem Kaffee oder Milch, wenn die Kühe noch Milch gaben, sonst aber nur schwarzen Kaffee. In der letzten Vormittagspause stellte jeder Schüler seine Flasche in die Ofenröhre, um in der Pause etwas Warmes trinken zu können.

Nach dem Unterricht gingen wir Schüler alle nach Hause. Es war ein frostiger Tag und ein starker Wind. Beim Nach-Hause-Gehen hatte ich den Wind im Rücken. Als ich vom Schulhof ging, stieß der Wind mich mit einem Ruck, meine Schloren glitschten aus, ich fiel hin. Meine Aluminiumfeldflasche flog mir aus der Schultasche hinaus und glitschte mit dem Wind eine ziemliche Strecke. Das

gefiel mir. Ich stand auf, ging bis zur Flasche, nahm sie und warf sie den glatten Schneeweg entlang. So machte ich es bis zu Hause. Bei so einem Frost würde der Lehrer ja nicht an der Straße stehen und aufpassen, was ich auf der Straße mache. Von den Schülern hatte es aber doch jemand gesehen und dem Lehrer geklagt. Des anderen Tages wurde ich von dem Lehrer vorgenommen, ausgeschimpft und ermahnt, auf der Straße ordentlich zu gehen.

Nachsitzen
Für nicht erfüllte Hausaufgaben mussten die Schüler in der Schule nach dem Unterricht nachsitzen, d.h. das Versäumte nachholen und lernen. Eine Mathematikaufgabe rechnen, ein Gedicht auswendig lernen, einen Aufsatz schreiben und Verschiedenes mehr.

Der nachsitzende Schüler saß dann allein in der Klasse und lernte. Der Lehrer besorgte seine eigene Wirtschaft. Zwischendurch kam er aber in die Klasse, um zu sehen, ob der Schüler schon fertig war. Dann durfte der Schüler nach Hause gehen. In meinen sechs Dorfschuljahren musste ich drei Mal nachsitzen. Wie es bei den anderen Schülern war, weiß ich nicht, aber ich bekam für jedes Mal Nachsitzen Prügel von Papa.

Religionsunterricht
Im Jahre 1923 wurde der Religionsunterricht in den Schulen gänzlich verboten. Der Dorfschullehrer durfte mit der Religion nichts zu tun haben. Darum wurde von den Dorfeinwohnern, von den Schülereltern ein Privathaus gesucht, gemietet, um dort den Religionsunterricht durchzuführen. Man wählte einen Prediger für den Unterricht. Bei uns in Klinok war es Onkel Wilhelm Sawadski. Zwei Mal in der Woche gingen die Schüler alle zusammen aus der Schule in das Haus, um dort die biblischen Geschichten kennen zu lernen. Nur die erste Klasse beteiligte sich nicht an dem Religionsunterricht. Die Schüler der zweiten und dritten Klasse lernten die Bibel in der großen Stube bei Peter Becker. Hier standen nur Bänke, keine Tische, daher hatten wir auch keine schriftlichen Arbeiten zu erfüllen. Onkel Wilhelm Sawadski las uns die Geschichten vor. Wir mussten aufmerksam zuhören und dann wurden wir auch befragt. Gewöhnlich wurde eine Stunde gelesen, dann gab es eine Pause und nach der Pause wurde geprüft, was wir behalten hatten. Während des Unterrichts verhielten wir uns recht ordentlich, denn Onkel Sawadski war streng.

Ordnung
Über Ordnung könnte man viel sagen. Sollte man fragen, wer liebt Ordnung? Die Antwort würde lauten: „Alle Menschen." Sollte man fragen, „Wer schafft, pflegt und hält Ordnung?", dann würde wohl die Antwort sein: „Ach, so wenig nur." Über Ordnung sagt man: „Wo die Ordnung ist zu Haus, da sieht's immer freundlich aus." Oder: „Ordnung und Reinlichkeit, jede Hausfrau erfreut." Oder: „Ordnung ziert, Unordnung blamiert den Menschen."

Zu meiner Schulzeit war die Ordnung auf einem höheren Niveau als heute. Vor dem Lehrer hatte jeder Schüler Respekt. Neben den Eltern war ihm die Erziehung der Kinder im vollen Maße anvertraut. Aus den Schülern ehrliche, gehorsame, ordentliche, takvolle, sympathische Menschen zu machen, war auch des Lehrers Pflicht. Für Ungehorsam, Unfug u.a. hatte er das Recht, die Kinder zu bestrafen. Daher hatte die erwachsene Jugend eine viel größere Achtung den Leuten gegenüber, als in heutiger Zeit. Achtung und Ehrerbietung erwies man gegen jedermann, insbesondere den Alten. Das alles kann man im vollen Sinne dieses Wortes Ordnung nennen.

Die Schulzeit.
In meiner ganzen Dorfschulzeit, sechs Jahre, hatte ich einen Lehrer namens Johann Julius Friesen. Im Frühling 1923 beendigte ich die drei Klassen der Dorfschule. Es war ein erweitertes Programm, denn in jeder Klasse lernten wir zwei Jahre. Eine Zentralschule war im Dorf Lugowsk, zehn Kilometer entfernt. Hier waren vier Klassen, die vierte, fünfte, sechste und siebente. Dort suchte Papa für mich Quartier und erkundigte sich, wie viel Lehrgeld und Quartiergeld gezahlt werden musste, wie viel Mistziegel, Produkte, Esswaren, Kartoffeln, Mehl, Grütze, Bohnen, Fett, Fleisch gebracht werden sollten. Es waren große Kosten. Aus meiner Klasse war ich der einzige, der zur Zentralschule gehen durfte.

Am 1. September begann der Unterricht, aber ich musste noch einen ganzen Monat zu Hause helfen. Weil ich leicht lernte, machte mir die monatliche Verspätung nicht allzu große Mühe. Hier war für jedes Fach ein anderer Lehrer. Am Sonnabend war der Schulunterricht nur bis Mittag, damit die Schüler aus anderen Dörfern nach Hause fahren oder gehen konnten, um sich zu waschen, reine Unterwäsche anziehen, zerrissene Kleider zu flicken usw. Im Winter kam das Nachhausefahren seltener vor, denn oft war ein Unwetter und außer Pferden gab es kein Transportmittel, mit dem wir nach Hause geholt werden konnten. Die Mahnung bekam ich von zu Hause mit, dass wenn nur einer von den Lehrern klagen würde oder ich nur schwach lerne, für mich die Zentralschule vorbei sei.

Podolsk

von Elisabeth (geb. Unruh) Neufeld

Im August 1789 kamen aus West-Preußen die erste Aussiedler von 228 Mennoniten-Familien, darunter unsere Urgroßeltern. Sie siedelten in Chortiza am Dnjepr an. Doch 100 Jahre später, im Jahre 1890 wurde das Land zu knapp, um alle jungen Familien mit Land zu versorgen, und sie zogen weiter nach Russland hinein. Aus den Gemeinden Halbstadt und Gnadenfeld, Berdjanskaja Verwaltung, Taurischer Kreis wurde in Busuluker Verwaltung, Gebiet Samara, bei den Gutsbesitzern Pleschanow und Krassikow Land auf Kredit bis zum Jahre 1933 gekauft. Das Land wurde an die Bewohner zu 40–80 Hektar verkauft. In der Ansiedlung wurden 13 Dörfer zu 30 – 40 Einwohner gegründet.

Unser Dorf Podolsk im Orenburger Gebiet (früher Gebiet Samara), bestand aus 44 Wirtschaften mit 27 Familien, erbaut von 1890–1919. Etliche Familien hatten 2-3 Wirtschaften gekauft, wo später die Kinder bauen konnten.

Es waren folgende Familien:
Die ersten Ansiedler des Dorfes

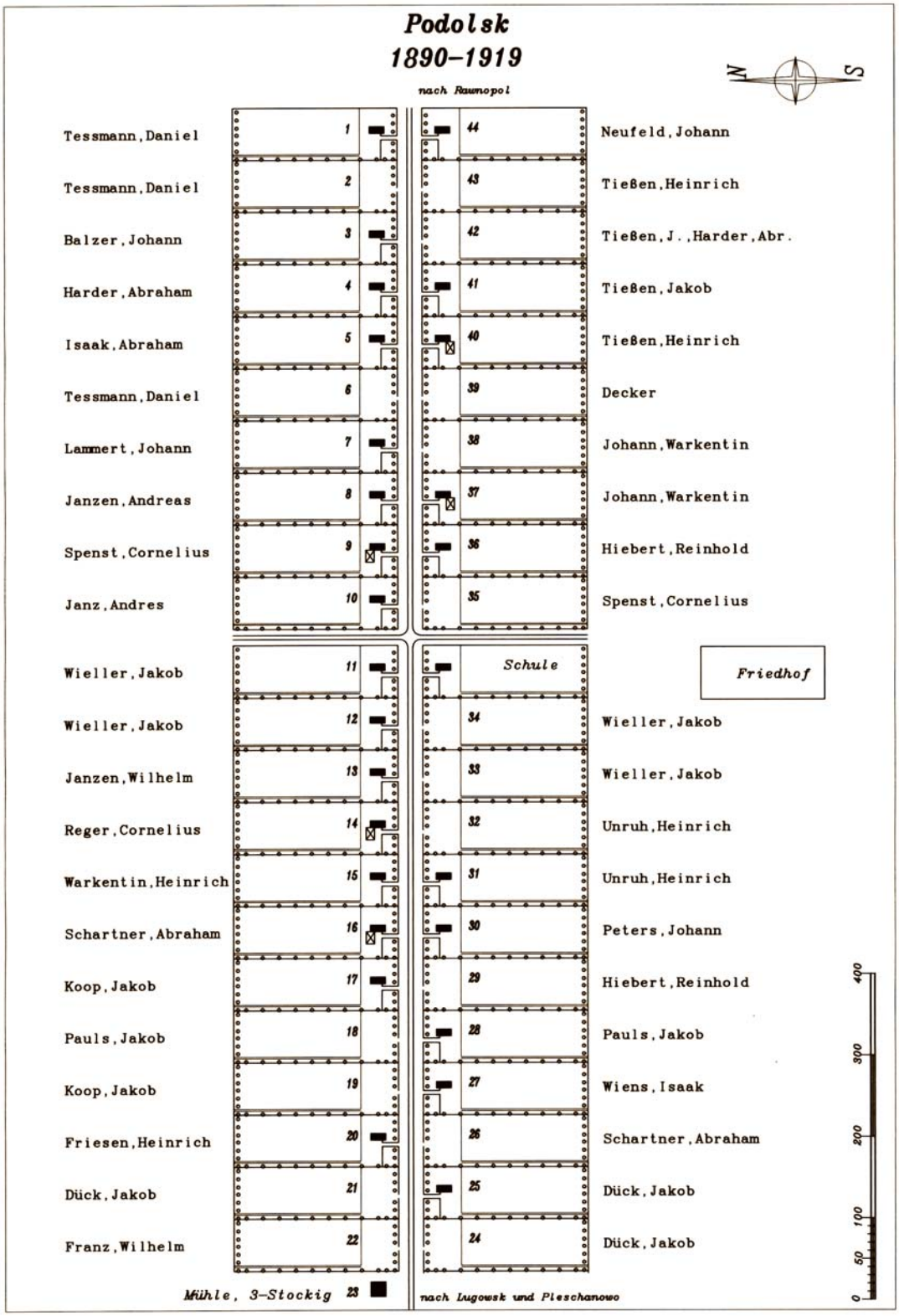
Nordseite

1 Tessman Daniel
2 Tessman Daniel
3 Balzer Johann
4 Harder Abram
5 Isaak Abram
6 Tessman Daniel
7 Lammert Johann
8 Janzen Andreas
9 Spenst Kornelius
10 Janz Andreas
11 Wieler Jakob
12 Wieler Jakob
13 Janzen Wilhelm
14 Reger Kornelius
15 Warkentin Heinrich
16 Schartner Abraham
17 Koop Jakob
18 Pauls Jakob
19 Koop Jakob
20 Friesen Heinrich
21 Dück Jakob
22 Franz Wilhelm

Südseite

1 Neufeld Johann
2 Tiessen Heinrich
3 Harder Abram
4 Tießen Jakob
5 Tießen Heinrich
6 Dekker
7 Warkentin Johann
8 Warkentin Johann
9 Hiebert Rainhold
10 Spenst Kornelius
11 Schule
12 Wieler Jakob
13 Wieler Jakob
14 Unruh Heinrich
15 Unruh Heinrich
16 Peters Johann
17 Hiebert Rainhold
18 Pauls Jakob
19 Wiens Isaak
20 Schartner Abraham
21 Dück Jakob
22 Dück Jakob

Jede Wirtschaft hatte ca. 1,5 Hektar Baugrundstück, wo das Haus und der Garten für Obst, Gemüse und Blumen vorhanden war. Das übrige Land war das Feld zum säen und Vieh weiden. In der Mitte des Dorfes war die


Podolsk
1890–1919
nach Raunopol
N
S
Tessmann, Daniel
Tessmann, Daniel
Balzer, Johann
Harder, Abraham
Isaak, Abraham
Tessmann, Daniel
Lammert, Johann
Janzen, Andreas
Spenst, Cornelius
Janz, Andres
Neufeld, Johann
Tießen, Heinrich
Tießen, J., Harder, Abr.
Tießen, Jakob
Tießen, Heinrich
Decker
Johann, Warkentin
Johann, Warkentin
Hiebert, Reinhold
Spenst, Cornelius
Wieller, Jakob
Wieller, Jakob
Janzen, Wilhelm
Reger, Cornelius
Warkentin, Heinrich
Schartner, Abraham
Koop, Jakob
Pauls, Jakob
Koop, Jakob
Friesen, Heinrich
Dück, Jakob
Franz, Wilhelm
Schule
Friedhof
Wieller, Jakob
Wieller, Jakob
Unruh, Heinrich
Unruh, Heinrich
Peters, Johann
Hiebert, Reinhold
Pauls, Jakob
Wiens, Isaak
Schartner, Abraham
Dück, Jakob
Dück, Jakob
Mühle, 3-Stockig
nach Lugowsk und Pleschanowo
0
50
100
200
300
400

Grundschule. Im Nebendorf Lugowsk war eine Zentralschule. Dort war auch ein Bethaus, wohin die Bewohner am Sonntag zur Versammlung fuhren.

Das gute Land gab schöne Ernten, so dass die Großeltern Sämaschinen, Mähmaschinen und Dreschmaschinen kaufen konnten. Etliche hatten sogar Motoren zum Antrieb beim Dreschen.

Im Jahre 1913, als der Erste Weltkrieg begann, mussten viele junge Männer in den Dienst, aber nur als Sanitäter, weil die Mennoniten nicht das Gewehr nehmen brauchten.

In Folge der Oktoberrevolution 1917 mussten die jungen Männer wieder als Sanitäter in den Dienst, aber dazu herrschte noch der schlimme Typhus im Lande.

Auch die Bauern hatten Verluste, denn, wenn die Weiße oder die Rote Armee ins Dorf kam, mussten sie selbige auf Fuhrwerken weiter bringen. Kamen die Kriegsmänner mit schlechten Schlitten und mageren Pferden ins Dorf, dann wurde gegen gute Pferde und Schlitten umgetauscht.

Als 1919 – 1920 die Sowjetregierung kam, sollte die Einzelwirtschaft verboten werden. Die Unordnung im Lande verursachte in den Jahren 1921 – 1923 Hungersnot. Die Auswanderungen nach Amerika steigerten sich bis zur größten Gruppe in 1926. Doch von 1924 bis 1929 gab es die sogenannte NEP (neue Politik) und jeder Bauer durfte wieder sein Land besäen und ernten. Die Leute konnten etwas aufatmen. Doch im Jahre 1929 wanderte noch eine große Zahl Bewohner nach Moskau, um nach Amerika auszureisen. Aber nur wenige wurden über die Grenze gelassen und die meisten mussten nach etlichen Monaten wieder zurück in ihre Dörfer.

Im Jahre 1930-1931 wurde die Kollektivierung durchgeführt. Es wurden Kolchosen gegründet, wo alles Vieh und Geräte zusammen gebracht werden musste. Den Großbauern wurden sogar die Häuser weggenommen und die Möbel und Haushaltsgeräte versteigert. Während der guten Ernte im Jahre 1935 arbeiteten alle Einwohner fleißig auf dem Kolchosfelde von früh bis spät.

Aber Religion wurde verboten. 1937 – 1938 waren traurige Jahre. Die Prediger und die so genannten Volksfeinde wurden verhaftet. Sie sind verschollen und nie wieder gekommen. Es gab viel Leid und Tränen.

In Podolsk wurden folgende 25 Personen verhaftet:

Johann Warkentin	Jakob Wiens
Johann Neufeld	Abraham Martens
Peter Neufeld	Johann Hiebert
Johann Tessman	Johann Warkentin
Peter Tessman	Abraham Janz
Daniel Tessman	Jakob Wall
Abraham Harder	David Tessman
Abraham Janzen	David Grewe
Johann Lammert	Jakob Gossen
Jakob Walde	Jakob Götz
Johann Spenst	Heinrich Tießen
Gerhard Spenst	Heinrich Jakob Tießen
Jakob Neufeld	

Im Juni 1941 fing der Zweite Weltkrieg an. Die Deutschen wurden nicht zur Front eingezogen, aber mussten sehr hart arbeiten und alles zur Front liefern. Unsere Ansiedlung wurde nicht vertrieben, aber alle von Klein bis Groß waren unter Kommandanturaufsicht. Keiner durfte wegfahren und wir hatten auch keinen Personalausweis.

Im März 1942 wurden die Männer von 16 bis 55 Jahre in die Trudarmee (Arbeitsarmee) eingezogen. Trotz großen Schneesturms war die Straße voll Menschen, die Abschied nahmen von ihren Angehörigen. Eine ganze Reihe Schlitten fuhr durchs Dorf, es sah aus wie ein Leichenzug. Sie wurden nach Tscheljabinsk und Perm in die Kohlengruben geschickt.

Aus Podolsk waren in der Arbeitsarmee:

Nickel Johann	Dück Jakob
Nickel Peter	Dück Johann
Plett Gerhard	Janzen Abraham
Balzer Wilhelm	Unruh Peter
Balzer Jakob	Lammert David
Harder Heinrich	Dyck Kornelius
Isaak Abram	Warkentin Jakob
Janzen Heinrich	Gossen Heinrich
Franz Peter	Warkentin Gerhard
Isaak Johann	Neufeld Peter
Isaak Abraham	Tießen Jakob
Janzen Johann	Tießen Johann
Janzen Abraham	Friesen Jakob
Janzen Jakob	Tießen Peter

Tessman Daniel
Tessman Abraham
Unruh Johann
Harder Abraham
Dück Heinrich
Dück Jakob
Kröcker Jakob
Götz Jakob
Heinrichs Peter
Friesen Jakob
Franz Peter
Dück Heinrich
Koop Kornelius
Koop Gerhard
Görz Kornej
Neufeld Johann
Neufeld Abraham
Gossen Erich
Neufeld Peter
Lammert Franz
Berg Nikolai
Kröcker Johann
Götz Abraham
Heinrichs Kornelius
Dück Kornelius
Franz Wilhelm
Franz Kornelius
Koop Jakob
Plett Peter

Zehn Personen kamen nicht zurück, sondern starben an schwacher Kost und schwerer Arbeit in der Trudarmee. (Siehe Anhang: Verschollene – Podolsk)

Es wurde aber noch schlimmer, als im November der Befehl kam, dass auch alle Frauen zur Trudarmee mussten. Alle Frauen von 16 bis 50 Jahren wurden eingezogen. Nur Frauen welche Kinder unter drei Jahren hatten, durften zu Hause bleiben.

Am 12. November 1942 fuhren die Frauen ab nach Jaschkino. Unter vielen Tränen nahmen die Mütter von ihren Kindern Abschied. Sie fuhren auf Leiterwagen. Aber da es ziemlich frostig war, brachen unterwegs die Räder. Sie mussten oft zu Fuß gehen und kamen erst um zwölf Uhr nachts an, ein schwerer Anfang zu ihrem Los. In Jaschkino, wurden dank einer ärztlichen Untersuchung, etliche nach Hause entlassen. Die anderen wurden nach Orsk geschickt, wo sie Erde graben mussten. Später wurden noch die 15-Jährigen mobilisiert

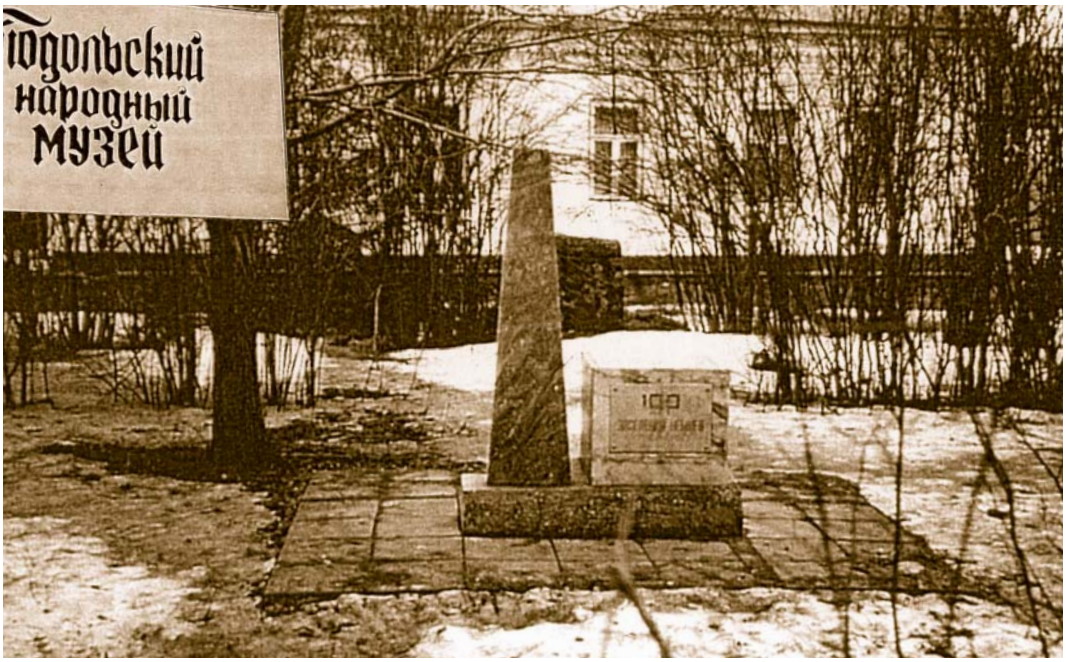
Insgesamt mussten 44 Frauen in die Trudarmee:
Tessman Sara
Dyck Kathrin
Balzer Aganeta
Janzen Helena
Wiebe Helena
Tessman Agnes
Tessman Margareta
Janzen Sara
Wedel Käthe
Wedel Frieda
Janzen Maria
Janzen Liesa
Janzen Agata
Dyck Katharina
Unruh Aganeta
Unruh Elisabeth
Warkentin Justina
Janzen Frieda
Janzen Margareta
Friesen Maria
Wedel Margareta
Martens Olga
Kröcker Helena
Götz Sara
Koop Olga
Janzen Katharina
Barg Agnes
Friesen Maria
Dyck Lydia
Dück Susana
Tiessen Katharina
Rempel Lina
Grewe Margarita
Warkentin Anna
Spenst Maria
Tiessen Maria
Dyck Anna
Tiessen Katharina
Tiessen Anna
Heinrichs Katja
Barg Maria
Friesen Katja
Dyck Marichen
Tiessen Agata
Franz Anna
Löwen Maria
Hiebert Katharina

Ältere und Schwache wurden nach dem Krieg früher entlassen. Da Orsk ca. 500 km entfernt war, konnte man Lebensmittel von zu Hause hinbringen, folglich starben keine der Frauen.

In der Kolchose war es aber auch sehr schwer, weil nur ein paar alte Männer und Frauen mit kleinen Kindern geblieben waren. Nach der Arbeit in der Kolchose musste auch noch der eigene Garten in Ordnung gebracht werden, denn der brachte die Nahrung für das ganze Jahr. Im Mai 1945 hatte der Krieg endlich ein Ende. Es wurde Frieden geschlossen, aber die Männer und Frauen konnten erst 1947-1948, etliche sogar erst Anfang der fünfziger Jahre nach Hause.

In den vierziger Jahren durften wieder Hochzeiten und Beerdigungen mit Andachten durchgeführt werden. Auch in den Häusern der Bewohner fanden Bibelstunden statt. Besonders gesegnet war das Jahr 1948. Schon viele Jünglinge und Mädchen waren von der Zwangsarbeit zurück gekommen, jeden Monat gab es eine schöne Hochzeit mit Andacht. Ach, das war eine schöne Zeit und wie ist sie jetzt so weit entfernt! Aber in den fünfziger Jahren wurde wieder der Glaube verboten und verfolgt.

1950-1960 wurde in Podolsk viel gebaut. Von jeder Wirtschaft von 1,5 Hektar, wurden 0,5 Hektar für den Bau neuer Häuser abgetrennt. Der Bau war eine schwere Arbeit. Die Lehmziegel fertigten die Menschen selber am Fluss Kuterlinka an. Gedeckt wurde mit Rohr und Schilf, aus dem Fluss Tock geschnitten und in Garben gebunden. Nur später wurden die Dächer mit Asbestplatten (Schiefer) umgedeckt. Als alle Wirtschaften vollgebaut wa-



Denkmal in Podolsk beim Museum bezeichnet 100 Jahre des Bestehens der Neu Samara Ansiedlung 1890 – 1990.

Das Museum im ehemaligen Haus von Jakob Willer, gebaut 1913 - 1914. In den Kolchoszeiten diente das Haus als Kolchosverwaltung, seit den 80-ern als Museum.

In den 60-er und 70-er Jahren wurde in Podolsk (Kolchose Karl Marx) ein Muster Rinderviehbetrieb für ca. 1.200 Milchkühe errichtet, ausgestattet mit modernster zu der Zeit Molkereitechnik, mit Zuchtbetrieb und Schichtarbeit. Zur Zeit sind alle Ställe des ehemaliges Betriebs leer.

ren, wurde das Dorf verlängert, bis es mit dem Nachbardorf Lugowsk zusammen kam. Es entstand eine fünf Kilometer lange Straße namens Zentral-Straße. In der Mitte wurde eine zweistöckige Schule gebaut. In den siebziger Jahren gab es eine Erlaubnis, in Podolsk ein neues Bethaus zu bauen.

In der Kolchose wurde auch viel gebaut: ein Verwaltungsgebäude, eine Werkstatt für Autos und Traktoren, ein Sägewerk, eine Mühle zum Mehl mahlen, eine Ölmühle usw. Es gab aber noch viele Anträge auf Baugrundstücke, die Verwaltung beschloss, auf jeder Seite des Dorfes noch eine Straße anzulegen. So entstanden an der Nordseite des Dorfes die „Jubiläum"-Straße, und an der Südseite die Straße „Druschba".

Nach meinem Gedächtnis wohnten 50 Jahre nach der Ansiedlung 77 Familien mit 358 Personen in Podolsk. Hundert Jahre nach der Ansiedlung wohnten in Podolsk:

Auf der Zentral-Straße	170 Familien
Auf der Jubiläum-Straße	48 Familien
Auf der Druschba-Straße	48 Familien
Insgesamt	266 Familien
Ungefähr	970 Einwohner

davon: 208 deutsche Familien und 58 russische und gemischte Familien.

Die russische und deutsche Regierungen hatten einen Vertrag über eine Familienvereinigung unterschrieben. Da aber der Familienkreis in unseren deutschen Dörfern sehr eng verbunden war, begann die große Auswanderung. Nach meiner Statistik ist in den ver-

gangenen Jahren folgende Familienzahl aus Podolsk ausgesiedelt:

1988 : 2 Familien
1989 : 34 Familien
1990 : 57 Familien
1991 : 30 Familien
1992 : 22 Familien
1993 : 21 Familien
1994 : 13 Familien
1995 : 3 Familien
1996 : 5 Familien
1997: 1 Familie

Insgesamt sind in den oben genannten Jahren 192 deutsche Familien und 20 Familien mit gemischten Ehen ausgereist.

Gemeindeleben in Podolsk

von Daniel Thessmann, Bebra, BRD

Das Dorf Podolsk, Gebiet Orenburg, wurde in den Jahren 1889-1890 in Neu Samara gegründet. Seit 1954 bin ich Mitglied der Brüdergemeinde in Podolsk. Eine Kirchengemeinde gab es in Podolsk nicht. Ich war 24 Jahre alt, als ich im Tock mit mehreren anderen jungen Leuten von Bruder Peter Engbrecht getauft wurde. Es war Sommer und wir warteten auf die Dunkelheit, damit unser Tauffest nicht von „Finsteren Mächten" gestört werden konnte. Gewiss wurden wir damals von unserem Beschützer bewahrt, denn wenn man daran denkt, dass in der stillen Nacht am Fluss gesungen wurde und dieser Gesang den Fluss entlang bis zu den umliegenden Dörfern schallte und doch niemand das Fest störte. Die Freude, die das junge Volk erfüllte, übertraf alle Furcht.

Noch von früher erinnere ich mich an das geistliche Aufleben. 1944 wurden auch manchmal die Begräbnisse mit Predigten abgehalten und dazu wurden auch geistliche Lieder gesungen. Bibelstunden wurde hin und wieder durchgeführt und Andachten mit zugereisten Predigern kamen auch vor. Einmal wurde bekannt, dass bei Johann Balzers, unserem Nachbarn, eine Andacht stattfinden würde. Bruder Wilhelm Sawadski wäre von Kaltan gekommen, um zu predigen. Auch ich ging zu dieser Andacht, denn unsere Mutter und unsere Tanten, die mit uns in einem Haus wohnten, waren darum bemüht, dass auch wir unter den Schall des Wortes Gottes kamen, weil wir wenig Ahnung vom geistlichen Leben hatten. Manchmal sind wir auch zur Bibelstunde gegangen. Doch schnell wurde das in der Schule bekannt, die Schüler wurden dagegen aufgehetzt und es wurde mit Verbot gedroht. Für die meisten Kinder hörte mit der 4. Klasse die Schule auf.

Im Dorf gab es auch Aktivisten, die die Kinder und Jugendlichen beeinflussten. Weil aber der Gnadenzug durch das ganze Land ging, war es auch in Podolsk nicht aufzuhalten. Das was zehn Jahre (1933-1944) mit Macht aufgehalten worden war, fing wieder an zu lodern. Dieses war ein Zeichen, dass die Glaubensfahne doch immer noch von Geschwistern weitergetragen wurde, und sobald eine Möglichkeit kam, Gemeinschaft zu haben, wurde sie genutzt. Es kamen Nachrichten, dass in der Trudarmee ein Familienvater gestorben sei und dann wurde Nachbegräbnis gehalten. Es wurde gesungen und das Wort Gottes gelesen. Gewöhnlich organisierten es die Schwestern. Bald (1946-1947) wurden auch Sonntagsschulen organisiert von den älteren Schwestern, wie Anna Koop und anderen, die schon in den zwanziger Jahren so etwas durchgeführt hatten.

Die Trübsal, welche die Menschheit durchzumachen hatte, öffnete so manchem die Augen, von wo unsere Hilfe zu kommen vermochte. Unsere Mama kam einmal von einem Gottesdienst nach Hause und sagte, dass wir mit dem Tischgebet anfangen müssten, weil es bei uns vernachlässigt worden war. Die Kindergebete vor dem Essen und vor dem Schlafengehen konnten wir noch gut auswendig, doch wir hatten aufgehört, sie zu beten, weil uns klar wurde, dass ein Gebet aus tiefstem Herzen kommen müsste. Durch die Gottesdienste erkannten die Menschen ihre Schuld und so fingen sie an, Frucht zu bringen. Die Bekehrungen kamen später.

In Orsk, eine Stadt im Gebiet Orenburg, waren viele Mädchen und Frauen aus unseren Dörfern in der Trudarmee. Auch dort fing das geistliche Leben an. 1945-1946 kamen etliche von ihnen in Urlaub nach Podolsk und brachten ihre geistlichen Erfahrungen mit. Sie sangen Lieder und sagten Gedichte auf.

Während der schweren Jahren in den Arbeitslager in Orsk erweckte Gott auch dort eine Gemeinde. Die Gemeinde bestand hauptsächlich aus Frauen, weil in der Stadt überwiegend Frauen als Zwangsarbeiterinnen die Erdölraffinerie bauten. Aber Gott fand auch Brüder als Diener. In der dritten Reihe in der Mitte Brüder Reimer als Ältester, rechts von ihm Abram Giesbrecht aus Donskoj. Im Mai 1947.

Wir waren etwas jünger, aber es spornte uns an, sie nachzuahmen. Unser Alter war schon sehr mitgerissen von dem verderblichen Wesen dieser Welt. Im Alter von 15-17 Jahren kann der Mensch sich schon durch die Sünde sehr von Gott entfernen. Das wurde uns klar und wir gaben dem Herrn die Ehre. Wir kamen in die Gemeinschaft zu den unregelmäßigen Bibelstunden, Sonntagschulen und Jugendtreffen, wo das Wort Gottes verkündet wurde. Nach alter Art wurden Jugendtreffen „Jugendverein" genannt, welches nachher hart verfolgt wurde als ein politisches Verbrechen. Als geistlichen Führer schauten wir immer auf Bruder „Onkel" Isaak Janzen. Die meisten Gottesdienste in Podolsk führte er durch. Im Herbst 1946 bekehrten sich viele Jugendliche. Oft ohne einen älteren Bruder wurde Gemeinschaft gepflegt und da fanden viele Seelen Frieden. Weihnachten 1946 versammelten wir uns in Aganete Tessmanns Großstube und auch die Nebenräume waren besetzt. Mit Hilfe der älteren Schwestern Anna Koop, Kornelia Janzen, Neta Janzen, Agnes Dück und anderen wurde mit den Kindern ein Programm vorbereitet, das ernstlich vorgetragen wurde. Die Jugend trug zu dem Weihnachtsfest die Josephsgeschichte vor. In der Großstube hatten die Jugendlichen eine Bühne mit einem Loch eingerichtet, in das der Joseph von seinen Brüdern hinein geworfen wurde.

Doch so etwas war in den Augen der Atheisten zu viel. Daher wurden in den nächsten Tagen vier Jugendliche, ein Junge und drei Mädchen, nach Rayon bestellt und über Nacht ins Gefängnis geworfen. Am anderen Tag wurden sie verhört und verwarnt, nicht noch einmal an solchen Veranstaltungen teilzunehmen. Sie waren aber froh, als Christen leiden zu dürfen. Als Strafe mussten sie die Strecke nach Rayon und zurück (25 Kilometer) zu Fuß gehen. Der Kolchose wurde verboten, ihnen Pferde zu geben. Auf dem Heimweg kamen Pferdeschlitten an ihnen vorbei, mit denen sie dann mitfahren konnten. Davon durfte die Obrigkeit aber nichts erfahren.

Bei Tessmanns durfte man nicht mehr Versammlungen abhalten, doch einige Zeit später hielt man sich nicht mehr daran!

Zu der Zeit wurden die Versammlungen regelmäßiger abgehalten, besonders im Winter. Immer mehr Dorfbewohner besuchten die Gemeinschaft. Wenn ab und zu Brüder aus anderen Dörfern kamen und bei uns mit dem Wort dienten, war das immer etwas Besonderes und brachte großen Segen. Im Sommer waren die Versammlungen mehr unregelmäßig. Meistens waren sie dann abends, z. B. am Sonntag von 23.00 bis 23.30 Uhr. Es musste viel gearbeitet werden. Monate lang gab es keinen freien Sonntag oder Ruhetag. Die Brüder arbeiteten vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein, genauso die Frauen und Kinder.

Man musste auch immer einen passenden Ort finden, wo die Bibelstunden durchgeführt werden konnten. Normaler Weise wurde eine Wohnung dazu bereitgestellt. Manchmal versammelten wir uns viele Monate in demselben Haus. Es kam vor, dass etliche versammelt waren, doch es kam kein Prediger. Dann wurde gesungen und jemand von den Frauen forderte zum Gebet auf. Von dem Problem, einen Raum für die Versammlungen zu finden, haben wir Jugendliche wenig mitbekommen.

Als der Frühling 1947 nahte, mussten wir auf's Feld und daher blieben auch die Versammlungen aus. So war die Pause für den Feind ein gutes Arbeitsfeld. Viele Jugendliche konnten den Versuchungen nicht standhalten und besuchten die späteren Versammlungen nicht mehr. Sie gingen unglücklicherweise den „breiten Weg" weiter. Alle Geschwister versammelten sich und nahmen regen Anteil an den Gottesdiensten. Von Gemeinde, Taufe und Abendmahl war bis 1948 nicht die Rede. Bekehrung, Sündenbekenntnis und besonders die Bereitschaft zum Kommen des Herrn waren meistens die Themen. Auch die allgemeinen Lieder hatten diesen Inhalt.

Man brauchte immer größere Räume für die Gottesdienste. Gewöhnlich versammelten wir uns dann in der großen Stube und den Nebenräumen einer Familie. Eine oder zwei Lampen oder „Rundbrenner" beleuchteten den Raum. Wenn viele Besucher kamen, kam es auch vor, dass die Luft nicht ausreichte und die Lampen ausgingen. Dann wurden die Türen zum Lüften geöffnet und die Lampen fingen wieder an zu brennen. Die Fenster konnte man nicht öffnen, da sie aufgrund des harten Winters so gut wie möglich abgedichtet waren, damit die Wärme nicht hinausging.

Mit Hilfe der älteren Geschwister wie Sara Janzen, David Lammert, Jakob Janzen, Sara Tessmann, Margarita Harder, Johann Dück und andere. versammelte sich die Jugend, um Lieder zu üben. Zum Winter 1948 sang die Jugend die Lieder bereits vierstimmig.

Weihnachten sangen wir dann Weihnachtslieder im Gottesdienst und in der Nacht vor dem Fenster jeder Familie. Es kamen mit der Zeit auch Prediger aus der Trudarmee nach Hause und dienten mit. Später wurde mit russischen Geschwistern Kontakt aufgenommen, von denen uns ältere und jüngere Brüder besuchten.

Der Leiter einer russischen Gemeinde in Sorotschinsk, Bruder Nesterow, wurde gebeten, die Seelen die von unseren Geschwistern geprüft worden waren, zu taufen. Im Herbst 1948 wurden sie dann auch im Fluss „Samarka" bei Sorotschinsk getauft.

Das geistliche Leben nahm immer mehr zu. Die Jugend in Podolsk traf sich mit Jugendlichen aus anderen Dörfern und pflegten mit ihnen Gemeinschaft. Auch den Kindern wurde viel erzählt und gelehrt, besonders der Gesang. So sang im Jahre 1949 zu Weihnachten die Jungschar und Jugend abwechselnd. Der Kinderchor wurde leider verboten, da die Mitglieder noch Schüler waren.

Im Jahre 1950 gab es eine besonders reiche Ernte und endlich bekamen die Kolchosarbeiter für ihre Arbeit Getreide und ein wenig Geld ausgezahlt. Nun brauchte man das Brot nicht mehr aufzuteilen. Mehl konnten wir verkaufen und unser Vieh besser füttern. Kleider, Schuhe und Bettwäsche konnten angeschafft werden, auch Häuser wurden langsam in Ordnung gebracht. So wurde in diesem Jahr in Podolsk ein Erntedankfest gefeiert. Unsere Jugend wurde von russischen Geschwistern nach Urjum, wo Nebogin wohnte, von russischen Geschwistern zum Erntedankfest eingeladen. Da Urjum 20 Kilometer von Podolsk entfernt war, gingen wir zum Vorsitzenden der Kolchose, zu der Zeit Onkel Abra-

ham Unger, und baten um Pferde. Als er einwilligte, eilten wir mit Freude davon und erzählten der ganzen Jugend, dass wir die Erlaubnis haben, die Wagen anzuspannen und zum Erntedankfest nach Urjum zu fahren. Es fuhren 15 bis 20 Personen mit.

Durch das Wiedersehen mit den russischen Jugendlichen aus anderen Orten, die Predigten in russischer Sprache und den gemeinsamen Gesang wurde der Tag verherrlicht. Außerdem gab es auch eine reiche Mahlzeit. So kamen wir dann müde am Leib, aber geistlich gestärkt nach Hause.

Wegen der guten Ernte in diesem Jahr wurden bald Hochzeiten für den nächsten Frühling geplant. Etliche Hochzeiten waren jedoch schon früher gewesen, mit Predigten und Chorgesang begleitet. Aber Hochzeiten wurden oft ohne christliche Trauhandlung gefeiert. Getraut wurde das Brautpaar nur, wenn es ihr Wunsch war. Die älteren Menschen fanden es ordentlicher, die Hochzeiten nach alter Art zu feiern. Sie hatten den Wunsch, dass ihre Kinder eine christliche Hochzeit mit Trauung haben sollten.

Doch die Freude der Freiheit währte nicht lange. Am Sonntag, dem 17. Mai 1951, wurden in Podolsk zwei Prediger, Bruder Isaak Janzen und Kornelius Dück, auf einer Hochzeit verhaftet. Diese wurden nach sieben Monaten Untersuchungshaft zu 25 Jahren Gefangenschaft verurteilt. Aber nach 4 1/2 Jahren, im Jahre 1955 wurden sie durch Amnestie freigelassen. Das geistliche Leben im Dorf wurde dadurch sehr beeinträchtigt. Viele Jugendliche wurden aufgefordert, Zeugnis über die gefangenen Brüder zu geben. Dabei war der Untersuchungsrichter unmenschlich grob, drohte und fluchte. Die Befragten kamen nach 4-5 Stunden müde und verängstigt nach Hause. So hörten die Versammlungen auf. Die Jugend traf sich nur in kleinen Kreisen und allmählich immer weniger. Das Leben wurde öde und leer. Das Gemeindeleben war noch nicht richtig hergestellt, als wieder alles zerstört wurde. Trotzdem blieben aber immer treue Beter und so wurde nach zwei Jahren wieder klein angefangen.

Anfangs waren erst in Lugowsk bei den Geschwistern Engbrecht kleine Zusammenkünfte. 1953 war ich zum ersten Mal dort. Durch Bekehrungen nahm die Schar immer mehr zu. Im Frühling redete man wieder von Taufe. Prüfungen wurden durchgeführt und im Sommer 1954 wurden dann die Täuflinge von Bruder Engbrecht getauft. In dem darauf folgenden Herbst fingen in Podolsk und noch in etlichen anderen Dörfern die Versammlungen wieder an, und sofort wurden auch Chöre gegründet. Dann kamen im Juli 1955 die ersten Gefangenen durch Amnestie frei. Auch unsere Brüder kamen nach Hause und nahmen ihren Platz in der Gemeinde wieder ein.

In dieser Zeit feierte die Gemeinde schon jeden Monat das Heilige Abendmahl. So nahm die Gemeinde durch Neubekehrte und alte Gemeindeglieder, die sich wieder anschlossen, zu. Es wurde von neuem angefangen, da zwischen 1933-1944 keine Gemeinde zusammengehalten worden war und in der Zeit von 1944 bis 1951 wenig von Gemeinde gesprochen wurde. Ein jeder tat so, wie der Geist ihn mahnte. Die Hoffnung, von der Regierung anerkannt zu werden, scheiterte immer wieder. Die Mennoniten-Gemeinde wurde als schädlich für die Sowjetregierung erklärt. So mussten wir weiter das Gesetz des Landes übertreten, teilweise auch nachher. Die Gläubigen wurden mit Drohungen, Geldstrafen und Aussiedeln von der Regierung geplagt.

Im Jahre 1960 kam eine neue Welle der Verfolgung ins Orenburger Gebiet. Mehrere Familien verließen den Ort und zogen nach Mittelasien, wo es etwas ruhiger war. Etliche waren bereits im Jahre 1957 dorthin gezogen. Von 1960 bis 1963 gab es wieder wenig Möglichkeiten, sich in großen Scharen zu versammeln, aber der glimmende Docht ging in Podolsk doch nicht aus (Jesaja 42,3).

Wenn kleine Gruppen auf Geburtstagen zusammen kamen, benutzte man die Gelegenheit, um gemeinsam das Wort Gottes zu hören und zu beten. Zum Winter 1963 fingen die Versammlungen wieder im größeren Umfang an. Geschwister, die sich ganz auf den Altar legten, zogen die anderen mit und das geistliche Leben ging im Segen weiter. Ein mancher tat Buße für sein laues Leben und seine Sünden.

Als im Jahre 1954 die Gemeinde neu gegründet wurde, war die Gemeinschaft in Podolsk mit den kirchlich getauften und brüderlich getauften einmütig. Damals hatten wir

gemeinsam das Abendmahl und bildeten eine Gemeinde. Weiterhin wurde nur die Untertauchungstaufe ausgeführt. Einige Geschwister meinten auch: „Ich habe damals keine Wiedergeburt erlebt und nun habe ich mich noch einmal bekehrt und möchte von neuem getauft werden.“ So blieben die kirchlich getauften in der Gemeinde, bis sie starben. Die Prüfungsjahre zeigten, dass solche die mit dem Herrn einen wahren Bund geschlossen hatten, zur Ruhe eingegangen waren und auch ihre Werke folgten ihnen nach. Die Gemeinde nannte sich Mennoniten-Brüdergemeinde.

Den älteren Predigern schlossen sich jüngere an und auch sie fingen an Gottes Wort zu predigen. Der Chor wurde ständig größer und der Chorgesang immer besser. Da in Podolsk kein Dirigent war, übte unser Chor von 1954 bis 1978 ohne Dirigenten. Jedes Lied wurde nach Ziffern eingeübt, da Ziffern bekannter als Noten waren. Diejenigen, die Ziffern besser singen konnten, halfen solchen, die es nicht so gut konnten. Es war eine Art Selbstweiterbildung.

Im Jahre 1978 hatten wir die Möglichkeit, ein Bethaus in Podolsk aufzubauen. Das war für die Gemeinde ein unerwartetes, freudiges Ereignis. Am 22. Oktober 1978 wurde das Bethaus eingeweiht. Auf dem Einweihungsfest wurden etliche Lieder von Abraham Janzen dirigiert. Er war ein Sänger aus unserer Mitte, der die Gabe zum Dirigieren hatte. Nach und nach dirigierte er immer besser und wurde so zum Leiter und Dirigenten unseres Chores.

Unter den Jugendlichen gab es viele talentierte, die Musikinstrumente spielten. Sie haben der Gemeinde manche Freudenstunde mit Gesang und Orchester geboten. Aus den Reihen sind schließlich Dirigenten, Orchesterleiter und Prediger hervor gegangen. Dem Herrn Lob, Preis und Ehre!

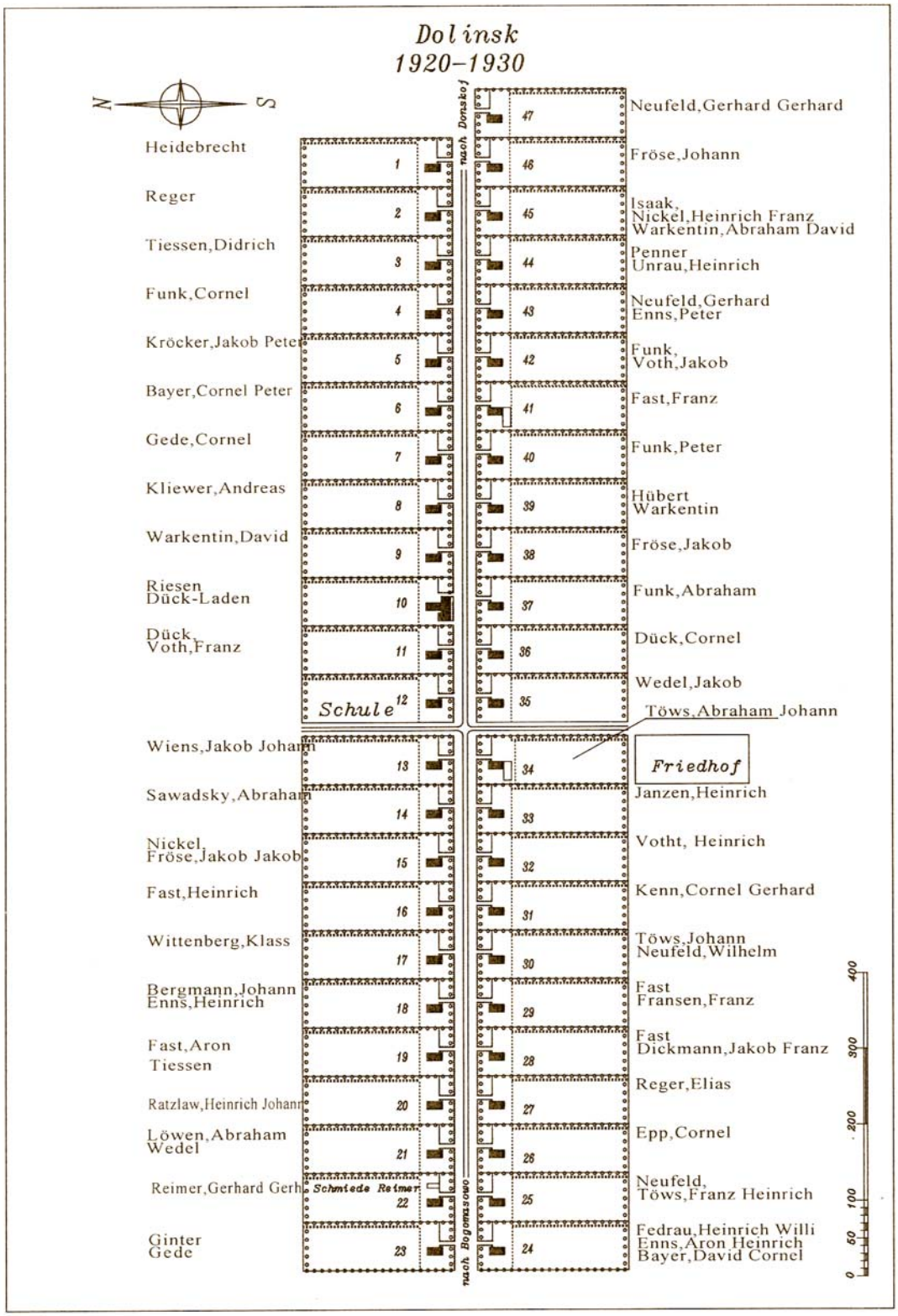
Dolinsk: Der Weg zur Schule

von Elvira Nachtigal geb. Wiens,
übersetzt von Irina Neufeld geb. Bergmann

Das Dorf Dolinsk wurde 1890 von deutschen Umsiedlern aus dem Taurischen Gouvernement gegründet. Anfangs waren es wenige Einwohner, aber später kam noch eine Gruppe.

Schon 1890 wurde die Schule eröffnet, die ersten zwei Jahre im Haus der Familie Wil, später Bergmann, in der großen Stube. K. Andre-

Die Dorfschule Dolinsk im Jahre 1963.


Dolinsk
1920–1930
N
S
nach Donskoj
nach Bogomasowo
Heidebrecht
Reger
Tiessen,Didrich
Funk,Cornel
Kröcker,Jakob Peter
Bayer,Cornel Peter
Gede,Cornel
Kliewer,Andreas
Warkentin,David
Riesen
Dück-Laden
Dück,
Voth,Franz
Schule
Wiens,Jakob Johann
Sawadsky,Abraham
Nickel,
Fröse,Jakob Jakob
Fast,Heinrich
Wittenberg,Klass
Bergmann,Johann
Enns,Heinrich
Fast,Aron
Tiessen
Ratzlaw,Heinrich Johann
Löwen,Abraham
Wedel
Reimer,Gerhard Gerh
Schmiede Reimer
Ginter
Gede
Neufeld,Gerhard Gerhard
Fröse,Johann
Isaak,
Nickel,Heinrich Franz
Warkentin,Abraham David
Penner
Unrau,Heinrich
Neufeld,Gerhard
Enns,Peter
Funk,
Voth,Jakob
Fast,Franz
Funk,Peter
Hübert
Warkentin
Fröse,Jakob
Funk,Abraham
Dück,Cornel
Wedel,Jakob
Töws,Abraham Johann
Friedhof
Janzen,Heinrich
Votht, Heinrich
Kenn,Cornel Gerhard
Töws,Johann
Neufeld,Wilhelm
Fast
Fransen,Franz
Fast
Dickmann,Jakob Franz
Reger,Elias
Epp,Cornel
Neufeld,
Töws,Franz Heinrich
Fedrau,Heinrich Willi
Enns,Aron Heinrich
Bayer,David Cornel
0
50
100
200
300
400

as, einer der ersten Dorfbewohner, führte 1892 alle Zimmermannsarbeiten an der neuen Schule perfekt aus. Besonders schön waren die Türen. Bis zum Abbruch des Gebäudes, neunzig Jahre später, 1972, wurden keine Türen, Fensterrahmen oder Dielen ersetzt. Die Wände wurden aus Lehmziegeln (Lehm, Stroh und Kies) gebaut. Weil die Ziegel sehr hart waren, standen die Wände fest und gerade. Bis 1960 war das Dach aus Stroh und wurde etliche Male erneuert, bis man es das letzte Mal mit Schiefer deckte. Alle Balken, Dielen, Decken und Dachsparren wurden aus hochwertigem Holz aus der Birkenförsterei unweit von Busuluk gebaut. Gemeinsam wurden die Lehmziegel für Schulen und Häuser hergestellt.

Das Geld für die Schule wurde von Dorfbewohnern gesammelt. Einen Teil des Geldes bekamen die Einwohner von der Mutterkolonie im Taurischen Gouvernement geliehen. Die Schulden wurden rechtzeitig abgezahlt. Alle Schulen in den deutschen Dörfern wurden nach einem Plan gebaut. Das Gebäude war 10 x 33 m., das Klassenzimmer 9 x 9 m. In zwei Reihen standen lange Bänke für die Schulkinder. Außer einem Klassenzimmer war in der Schule ein Flur. Bei vielen Schulen (wie in Donskoj, Bogomasow) wurde eine Veranda angebaut, aber nicht in Dolinsk. Im Schulgebäude war eine Zwei-Zimmer-Wohnung mit Küche für den Lehrer eingerichtet, die auch als Lehrerzimmer diente. In der Küche war ein Herd und ein großer Kessel (für zehn Eimer Wasser) eingebaut. Der große Kessel diente beim Schweineschlachten und beim Kochen von Marmeladen und Rübensaft. Es gab auch einen kleinen Stall für das Vieh und eine große Scheune für das Futter. Hier wurden auch getrockneter Mist aufgestapelt, mit dem man den Ofen heizte. Bei regnerischem Wetter hatte man viel Arbeit mit dem Misttrocknen, denn nicht durchgetrockneter Mist brannte schlecht und Holz zum Heizen gab es wenig.

Die Schule wurde von der Gemeinde, das heißt von den Eltern der Kinder unterhalten. Die Eltern zahlten Schulsteuer von einer Desjatine ihrer Bodenfläche. Der Lehrer bekam ein Gehalt und hatte in seiner Nebenwirtschaft eine Kuh, ein Pferd, Hühner und einen Gemüsegarten. Wenn der Lehrer Junggeselle war, ging er gewöhnlich bei den Schülern essen, meistens der Reihe nach, jeden Tag in einer anderen Familie. Manchmal aß er auch ständig in einer Familie. Wenn jemand ein Schwein schlachtete, wurde der Lehrer gewöhnlich zum Abendessen eingeladen. Für die Familie war es ein besonderes Ereignis, denn der Lehrer genoss im Dorf große Autorität. Wenn der Lehrer aus irgendeinem Grund die Einladung nicht annahm, fühlte sich die Familie sehr gekränkt.

Der Lehrer war im Dorf gesellschaftlich tätig. Oft leitete er einen Jugendchor oder ein Orchester aus Gitarren und Mandolinen. Gewöhnlich gab es im Dorf auch einen dramatischen Zirkel, der kleine Theaterstücke wie „Die Räuber“, „Kabale und Liebe“ von Friedrich Schiller aufführte, in der Regel hoch- oder plattdeutsch. Konzerte wurden nicht nur im eigenen Dorf, sondern auch in den Nachbardörfern aufgeführt. Meistens wurde es zu einem Fest mit Essen und Tanzen. Die Zuschauer waren zufrieden und dankbar.

Der Lehrer war immer sehr beschäftigt. Viel Zeit widmete er der Arbeit in der Schule und seiner gesellschaftlichen Arbeit. Es blieb ihm wenig Zeit übrig für die Nebenwirtschaft. Er pachtete für ein Jahr 2-3 Desjatinen Land bei den Dorfbewohnern. Zusammen mit den Eltern der Schüler bearbeitete er sein Grundstück, denn er hatte keine eigenen Gartengeräte. Die Ehefrau des Lehrers sorgte für Ordnung im Lehrerzimmer und heizte die Öfen.

In der 7-jährigen Grundschule oder Dorfschule lernten bis zu 75 Kinder, Jungen und Mädchen zusammen. Die Mädchen lernten gewöhnlich nur sechs Jahre und blieben dann zu Hause, um zu lernen, wie man den Haushalt führt. Sie lernten nähen, spinnen, stricken, stopfen, kochen und die kleinen Geschwister pflegen. Die Jungen machten den 7-jährigen Abschluss. Bei guten Ergebnissen wurden sie nach Lugowsk zur Mittelschule gefahren, um dort eine Abschlussprüfung abzulegen. Die Jungen lernten Landwirtschaft und Ackerbau, und mussten während der Prüfung nach allen Regeln der Hygiene eine Kuh melken, einen Pflug und eine Sämaschine einstellen. Nach Wunsch wurden diejenigen, die die Prüfung gut abgelegt hatten, zu dem deutschen Progymnasium Dawlekanowo in Baschkirien geschickt, um dort weiter zu lernen.

Dort gab es die Allgemeinbildung. Außer Deutsch wurde noch Russisch und Englisch gelehrt. Es gab keine Spezialisierung nach einzelnen Berufen. Nach der Absolvierung konnten die jungen Leute als Lehrer, Rechnungsführer, oder als Fachleute im Ackerbau und Viehzucht arbeiten. Für die Kinder von 6 bis 14 Jahren war der Schulbesuch Pflicht. Es gab in den deutschen Dörfern praktisch keine Analphabeten.

Oft wurden die Erstklässler ein Mal in zwei Jahren aufgenommen. Weil es in der Schule drei Klassen gab, waren es in einem Jahr die 1., 3. und 5. Klassen und im nächsten die 2., 4. und 6. Klassen. Der Unterricht begann mit einem Gebet. Am Vormittag wurden drei Unterrichtsstunden durchgeführt. Für eine Stunde Mittagspause gingen die Kinder nach Hause. Dann kamen sie noch für 2-3 Stunden Unterricht in die Schule. Am Vormittag wurden gewöhnlich Fächer wie Mathematik, Deutsch, Erdkunde, Geschichte. Musik, Kunst (Malen) und Schönschreiben gelehrt. Spiele wurden nachmittags erteilt. Die russische Sprache war Pflicht und im 5. und 6. Schuljahr wurden auch einige Fächer in Russisch unterrichtet. Sehr wichtig war das Schönschreiben. Der Unterricht endete auch mit einem Gebet. Der Lehrer hatte das Recht die Kinder körperlich zu bestrafen. In der Regel klagte das Kind zu Hause nicht, wenn es in der Schule bestraft wurde, denn es konnte vom Vater noch „mehr bekommen“. Wenn der Lehrer in einigen Fällen dieses Recht missbrauchte, wurde er von der Schulaufsicht bestraft: Er musste sich vor dem Vater des Kindes entschuldigen und der Vater wurde für ein Jahr von der Schulsteuer befreit. Das Gehalt bekam der Lehrer nach einem Vertrag aus der Dorfkasse. Wenn der Lehrer grobe Fehler zuließ, konnte man ihm das Gehalt kürzen.

Die Schulbücher, welche die Eltern kauften, wurden extra in Deutschland bestellt. Anschauungsmittel besorgte sich die Schule. Die Lehrer versammelten sich abwechselnd in einer Schule der Ansiedlung, um über ihre Probleme zu diskutieren. Die Ehefrauen fuhren auch mit und während die Männer über ihre Probleme redeten, unterhielten sich die Frauen, tauschten Strick- und Stickmuster und Rezepte aus, tranken Kaffee, aber beteiligten sich auch an den gemeinsamen erbaulichen Vorlesungen mit den Männern.

Auf einer solcher Konferenz zu Beginn des Schuljahres hatten die Frauen abgemacht, dass sie abwechselnd zum Kaffee Schnettki mitbringen würden und Ende des Jahres entscheiden, wer die leckersten backte

Der erste Lehrer der Schule in Dolinsk war Wedel Jakow Jakowlewitsch, der 19 Jahre von 1890 bis 1909 in der Schule arbeitete. Als er um Erhöhung des Gehalts bat und das Elternkomitee nicht zustimmte, kündigte er.

Sein Bruder, Wedel Peter Jakowlewitsch, dessen Eltern von den ersten Umsiedlern in Dolinsk waren, wurde sein Nachfolger. Er lernte sieben Jahre in der Schule in Dolinsk bei seinem Bruder. Nach geraumer Zeit absolvierte er das deutsche Progymnasium in Dawlekanowo. Danach arbeitete er in Dolinsk, von 1909 bis 1919. Später besuchte er Umschulungskurse in Orenburg. Nach 43 Jahren als Lehrer bekam er 53 Rubel monatliche Rente.

Andere Lehrer in Dolinsk waren Pauls (1919-1923), Wall Boris Kornejewitsch (1923-1927), Gerzen, Mantler (1939), Ewert Anna Kornejewna, Frolowa Maria Iwanowna, Hins Iwan Gottfriedowitsch (Sept. – Okt. 1940), Frisen Natalia Iwanowna (geb. 1920), Sawadskaja Jelena Abramowna, Stobbe Anna Franzewna (geb. 1922) 1955-1976, Penner Iwan Iwanowitsch, Nickel Gertruda Genrichowna, Ponomarenko Alexandra Alexejewna 01.1947-06.1947, Bobylewa Antonina Alexejewna, Nachtigal Elwira Andrejewna 1954-1990, Plett Ludmila Dawydowna (1976-1992), Voth Lydia Dawydowna (1982-1983, 1992-1994).

Religionsunterricht in den Schulen

Im Jahre 1918 wurde von Lenin ein Erlass unterschrieben, in dem es um die Trennung von Kirche und Staat ging. Es bedeutete: Verbot des Religionsunterrichts in den Schulen. In den deutschen Schulen wurde Religion noch bis 1923 unterrichtet. Danach wurde der Bibelunterricht sowie auch das Gebet am Anfang und am Ende des Unterrichts verboten. Die Eltern und die Kirchengemeinde hatten damals beschlossen, dass die Kinder trotzdem Bibelunterricht bekommen sollten. Weil der Schullehrer es nicht machen durfte, wurde ein Prediger von der Kirche damit beauf-

tragt. Die Kinder versammelten sich bei irgend einem Einwohner des Dorfes nachmittags, zwei mal pro Woche. Außerdem gab es noch die sogenannte „Sonntagsschule", wo die Kinder auch in der Bibel unterrichtet wurden. Am Anfang des Unterrichts wurde gebetet, danach vom Prediger sämtliche Stellen aus der Bibel ausgelegt und mit dem gegenwärtigen Leben der Kinder verbunden. Die Kinder bekamen aufgrund der Bibel Anweisungen über ihr Verhalten in der Familie und in der Gesellschaft. Nach der Pause wurde das Thema von den Kindern wiederholt.

Weihnachten wurde noch in Privatheimen gefeiert, erst später wurde dann Silvesterabend auch mit einem Tannenbaum und mit Geschenken gefeiert. In den dreißiger Jahren wurde auch dieses verboten, und so blieb es dann bis Ende der achtziger Jahre, bis zu Gorbatschows „Perestrojka".

Ende der achtziger, Anfang der neunziger Jahre wurde erlaubt, den Kindern in der Schule etwas aus der Bibel zu erzählen. Die Kinder hatten Kinderbibeln in russischer Sprache. Wir lasen und besprachen mit den Kindern das Gelesene. Die Kinder interessierten sich sehr für die biblischen Wahrheiten und hatten immer viele Fragen. In der Schule waren zu dieser Zeit viele Kinder aus zugereisten Familien, denn die Hälfte der deutschen Einwohner des Dorfes waren schon in Deutschland. Diese Kinder waren auch sehr aufmerksam im Bibelunterricht. Nach 65 Jahren kam der Religionsunterricht langsam in die Schule zurück. Sogar in den Zeitschriften für die Lehrer wurde die Methodik des Bibelunterrichts beschrieben.

Weihnachten

Am meisten freuten sich die Kinder auf das Weihnachtsfest. Seit dem Herbst war Schulunterricht und es gab keine Herbstferien. Eine große Freude brachten die Winterferien. In der Zeit vom 10.-15. Dezember wurden in der Schule Vorbereitungen zum Fest begonnen. Der Lehrer hatte spezielle Literatur wie Lieder, Gedichte und Glückwünsche zu Weihnachten und Neujahr in russischer und in deutscher Sprache, aber auch zu verschiedenen anderen Themen wie: Natur, Winter, Kinder, Schule. Unter den Schülern wurde der Stoff verteilt und in der Schule gelernt und geprobt. Die Eltern waren auch mit Vorbereitungen zum Fest beschäftigt. Die Mütter mussten Tüten mit Bändern für Geschenke nähen und mit den Namen der Kinder versehen. Die Väter mussten den Tannenbaum aus dem Wald in Koltubanka (120 Kilometer entfernt) oder Pronkino (40-50 Kilometer entfernt) besorgen. In den Dörfern gab es keine Nadelbäume wegen der Feuergefahr. Zu Hause wurden keine Bäume geschmückt, denn es war zu teuer. Meine Großmutter erzählte, dass reiche Familien in der Ukraine sich Bäume aufstellten. Männer, die für den Tannenbaum zuständig waren, machten sich mit Schlitten auf dem Weg. Da es im Dezember oft sehr kalt und stürmisch war, zogen sie über ihren Mantel noch einen langen Schafspelz an. Solche eine Reise dauerte vier bis fünf Tage.

In der Regel bekamen die Kinder zum Fest Süßigkeiten in den Tüten. Da man wenig Geld hatte, füllte man die Tüten mit selbstgebackenen Plätzchen. Ungefähr fünf bis zehn Tage vorher ging eine Gruppe von Schülern aus den oberen Klassen durch das Dorf und sammelte Lebensmittel zum Backen. Die Dorfbewohner gaben freiwillig ab, was sie konnten. Darunter waren Mehl, Eier, Buttermilch, Schmand, Milch, Butter, Backpulver und Hirschhornsalz. Alles nahmen die Kinder dankbar an. Jedes Haus wurde besucht. Dabei sah man wer großzügig war und wer mit zitternden Händen etwas in das Schüsselchen schüttete.

Alles wurde in die Schule zur Lehrerwohnung oder zu einer bestimmten Frau gebracht. Dann versammelte sich eine Gruppe Mütter, die den Teig nach nur ihnen bekannten Rezepten anrührten. Es duftete nach Pfefferminze und Vanille. Viele brachten auch Backförmchen wie Sternchen, Fischchen und Herzchen mit. Gebacken wurde im großen Ofen, mit Stroh geheizt. Die Plätzchen waren schön und lecker. Große Körbe voll wurden gebacken, denn die deutschen Familien hatten viele Kinder. Die Geschenke bekamen alle Kinder im Dorf, von klein bis zu den 6-Klässlern. Die Plätzchen wurden in die Tüten verteilt, die Tüten in die Körbe gestellt und mit einem Laken bedeckt. Die Körbe stellte man unter den Tannenbaum, der von den Eltern geschmückt wurde. Die Kerzen wurden aus Schafs-

oder Rindschmalz gebastelt und mit Klammern an den Tannenzweigen befestigt.

Am 24. Dezember hatten die Kinder schulfrei und die letzten Vorbereitungen wurden noch in der Schule getroffen. Die Vorweihnachtstage waren von Freude und Hoffnung erfüllt: Was bringt uns wohl der Weihnachtsmann? Erst später sprach man vom Väterchen Frost. Die aufgeregten Kinder konnten es kaum abwarten. Abends zog sich die Familie ihr Bestes an und machte sich auf den Weg zur Schule. Die ältesten Kinder gingen zu Fuß, die anderen fuhren mit der Mutter im Schlitten, den der Vater mit einer Decke zudeckte, denn nicht alle Kinder hatten warme Mäntel und Filzstiefel. Öfters war der Winter sehr hart, bis 30-35°C Frost und mit viel Schnee.

In der Schule wartete der geschmückte Tannenbaum. In der Regel stand der Baum in einer Ecke, um mehr Platz zu gewinnen. Es erschienen alle Dorfbewohner. Der Lehrer begann die Feier mit einem Gebet, dann sangen alle „Stille Nacht, heilige Nacht." Der Lehrer erzählte die Weihnachtsgeschichte, manchmal spielten die Kinder sie vor. Deutsche und russische Gedichte wurden vorgetragen, Lieder gesungen sowohl christliche als auch Winter- und Kinderlieder, z. B. „O Tannenbaum", „A, a, a, der Winter der ist da", „Morgen, Kinder, wird's was geben". Während des Abends fragte der Lehrer: „Kinder, ist es schon Zeit, den Tannenbaum anzuzünden?" „Ja" riefen die Kinder. Einige Väter zündeten dann die Kerzen an. Die Petroleumlampe wurde gelöscht, und es wurde sehr gemütlich im Raum und duftete nach Fichten und Kerzen. Jemand von den Vätern bewachte den Baum, denn jeden Augenblick konnten die Zweige anbrennen. Dann musste man die sofort löschen. Zum Schluss der ganzen Feier kam der Weihnachtsmann. Im Raum wurde es laut, einige Kinder weinten, denn sie hatten Angst. Zuerst bekamen die Kleinsten die Geschenke, dann die Älteren. Inzwischen waren die Kerzen abgebrannt. Der Lehrer sprach das Schlussgebet und wünschte allen Anwesenden ein frohes Weihnachtsfest und den Schülern schöne Ferien.

Müde, aufgeregt, aber glücklich kamen alle nach Hause. Die Kinder schütteten ihre Tüten aus und verglichen, ob alle das Gleiche hatten und was alles drin war. Dann legten sie ihre beschrifteten Tüten in Teller und stellen diese auf den Tisch in der großen Stube. Nachts sollte der Weihnachtsmann kommen und Süßigkeiten und Geschenke dazu legen. Dann gingen die Kinder schlafen. Die Eltern unterhielten sich noch über das vergangene Jahr. Wenn die Kinder fest schliefen, verteilten sie die bescheidenen Geschenke an ihre Kinder. Am nächsten Morgen standen alle früh auf. Wer zuerst erwachte, weckte die anderen, und alle liefen in die große Stube. Was für Geschenke gab es damals? Die billigsten Bonbons waren für die Kinder der beste Leckerbissen. Aber oft, auch wenn das Geld dazu da war, konnte man die Süßigkeiten nicht so einfach kaufen. Trotzdem bemühten sich auch die ärmsten Eltern für jedes Kind ein Geschenk zu besorgen. Die kleinsten Kinder bekamen ein Spielzeug. Die älteren: Kleidung, Buntstifte, Taschenmesser, Kinderpistolen, Broschen, manchmal auch selbstgestrickte Handschuhe, Socken, Schals, Strümpfe und anderes. Die Kinder freuten sich über jedes Geschenk.

Wenn sich die Freude und Aufgeregtheit allmählich gelegt hatten, ging die Familie zu den Großeltern. Wenn es zwei Opas und Omas gab, ging man am ersten. Weihnachtstag zu den einen und am zweiten Tag zu den anderen Großeltern. Im nächsten Jahr machte man es umgekehrt. Dort bekamen die Kinder auch Geschenke und Süßigkeiten. Zum Mittagessen gab es den traditionellen Braten (Geflügel, Schweine- oder Rinderbraten), Salzkartoffeln, Obstmus (aus getrocknetem Obst), Milchreis mit Zimt und Zucker. Zum Kaffee gab es Zwieback. (Hefegebäck). Abends gingen alle nach Hause. Am 26. und 27. Dezember hatten auch alle frei.

Die meisten Deutschen hatten nie viel Geld, denn sie waren viel gewandert und jedes Mal musste man neu anfangen. Als die ersten Schwierigkeiten vorbei waren, brach der Erste Weltkrieg aus (1914), dann die Oktoberrevolution (1917). Kaum erholt, kam die Kollektivierung (1929-1932) mit allen Folgen: Einige wurden nach Sibirien verbannt, entkulakisiert usw. In den dreißiger Jahren begannen die Repressionen des Stalinismus und 1941 brach der Große Vaterländische Krieg

aus. Kaum hatten die Menschen einige Schwierigkeiten überwunden, kam eine neue Welle auf sie zu.

Aus den Erinnerungen von Elvira Andrejewna Nachtigal

Als ich 1935 geboren wurde, arbeitete mein Vater in Pleschanow. Im Winter 1937 wurde er zu zehn Jahren Haft verurteilt und in ein Lager unweit der Stadt Gorkij geschickt. Die Häftlinge mussten im Wald Bäume fällen. Meine Mutter kehrte mit mir zurück nach Dolinsk zu meiner Großmutter. Für die Mutter begann ein schweres Leben ohne Mann, denn sie musste von früh bis spät in der Kolchose arbeiten. Erst war sie Köchin in einem Pionierlager auf einem Feldstützpunkt, später Melkerin. In der Kolchose gab es keinen Urlaub und sie kam nie nach Hause. Die Großmutter (60 Jahre alt) war immer für die Enkel da. Sie las Bücher, wusste viel und war eine sehr weise Frau. Oft wandten sich die Dorfbewohner an sie um Rat oder Hilfe, wenn jemand krank war oder auf dem Sterbebett lag. Prediger waren im Dorf keine, denn sie wurden alle entweder verhaftet oder erschossen. Die Großmutter hatte eine Bibel mit farbigen Illustrationen und las oder erzählte ihren Enkeln viel daraus. Sie nähte nicht nur für ihre Enkelkinder, sondern auch für andere. Sie hat auch Leichen angezogen und Särge geschmückt.

Kinderkrippe. Im Sommer wurden die Kinder in eine Kinderkrippe gebracht, wenn die Mütter arbeiteten. Die Frauen mussten im Sommer alle arbeiten, ungeachtet auf das Alter der Kinder, ob sie ein paar Monate alt oder Schulkinder waren. Obwohl meine Großmutter mich betreute, lief ich mit Vergnügen in die Kinderkrippe. Erst waren wir im Haus der Familie Reisen, wo später die Schule war, dann bei Voth, Gerzen, oder wo es eine freie Haushälfte gab. Morgens früh kamen wir hin und zogen uns um. Für Mädchen gab es himbeerrote Kleider mit weißem Ringelmuster. Auf der Kleidertasche waren verschiedene Früchte gestickt wie Kirschen oder Erdbeeren, damit wir „unsere" Kleider unterscheiden konnten. Handtücher hatten wir auch mit demselben Zeichen. Alle zusammen frühstückten wir. Gewöhnlich war es Landkaffee (Prips) mit Milch und Brot mit Butter. Zu Mittag gab es Suppen, Milchspeisen, Gemüse. Nachmittags wurde geschlafen, dann gab es Vesper: Tee oder Milch und Gebäck: Zwieback, Rhabarber-, Johannisbeeren-, Fisaliees-, Stachelbeerentaschen (Piroschki) oder Schnettki (salziges Backpulvergebäck, Plätzchen).

Elvira Nachtigal

Vormittags spielten wir verschiedene Spiele oder im Sandkasten. Mit uns älteren Kindern beschäftigte sich jemand von den jungen Mädchen. Justine Neufeld (Litke) hatten wir sehr gern. Wir lernten mit ihr Gedichte und sangen Lieder in deutscher Sprache. Nachmittags mussten wir schlafen gehen. Jeder hatte ein hölzernes Bettchen mit hohen Kanten. Nach der Vesper gingen wir spazieren, oft in den Gemüsegarten, wo für die Kinderkrippe Möhren, Erbsen, Kichererbsen und Radieschen wuchsen. Wir halfen die Beete jäten, und später bekamen wir die Gemüse zu essen. Manchmal gingen wir Johannisbeeren essen. Das größte Vergnügen war das Baden im Fluss. Wenn unsere Kleider gewaschen wurden, mussten wir einen Kurzoverall anziehen, den wir nicht mochten. Damit es weniger Tränen gab, wurde uns morgens sofort gesagt, dass wir zum Fluss gehen und wir zogen uns um. Viel Freude hatten wir, wenn Kinder aus Bogomasow oder Donskoj zu uns kamen, oder wir dahin gingen. Wir übten Gedichte und Lieder, zogen uns sauber an und gingen dann nach Donskoj, zwei bis drei Kilometer, was für uns eine weite Strecke war. Während der Gesellschaftsspiele wollten wir die Hand unserer

Die Kinderkrippe in Dolinsk 1952. Erzieherinnen Susanna Unruh, Anna Dück, Helene Epp.

Betreuerin halten. Damit wir nicht stritten, durften wir es der Reihe nach tun. Justina versuchte mit uns sogar Buchstaben zu schreiben, was uns aber nicht interessierte. Lesen und schreiben, sowohl Russisch als auch Deutsch konnte ich schon vor der Schule. Mit fünf Jahren las ich schon Kinderbücher.

Spielzeuge hatten wir wenig. Aber es gab selbst gebastelte Puppen. Kleine Wagen, Spaten und Schäufelchen wurden in der Schmiede und in der Kolchoswerkstatt hergestellt. Es gab große Sandkästen, wo wir tagsüber spielen konnten. Schreibpapier, Karton, Bleistifte oder Buntstifte gab es wenig, denn die waren teuer. Deshalb hatten wir die in der Kinderkrippe nicht. An Regentagen bastelten wir Spielzeuge aus Möhren, Kartoffeln und Streichhölzern: Kühe, Schweine und anderes. Aus Zeitungspapier wurden Schiffchen und Flugzeuge gebastelt.

Abends zogen wir wieder unsere Kleider an und gingen nach Hause. Zwei Frauen kochten für uns, eine machte die Wäsche und Kinderfrauen betreuten die Babys. Babys, die gestillt wurden, brachte man im Kinderwagen den Müttern zum Arbeitsplatz. Die Frauen droschen und jäteten. Arbeit gab es immer sehr viel, denn zu jener Zeit gab es fast keine Maschinen. Wir verbrachten unsere Kindheit in Armut, aber wir waren zufrieden. Wir liefen viel im Freien und spielten. Geld hatte meine Mutter nicht, denn in der Kolchose wurde mit Getreide, manchmal mit Gemüse bezahlt. Um im Laden das Nötigste zu kaufen, Salz, Petroleum, manchmal Zucker, wurden Eier und Butter verkauft. Zucker und Süßigkeiten gab es selten. Noch vor dem Krieg war im Dorf ein kleiner Laden bei Nickel. Eines Tages gab es da Halwa zu kaufen. Großmutter gab mir Eier und wir gingen mit Jakob Gede durch das ganze Dorf Halwa kaufen. So lecker wie damals, hat die Halwa nie mehr geschmeckt. Später machten wir selber Halwa. Wir zerbröckelten Ölfruchtkuchen, gepresste Sonnenblumenkörner, die als Futter für's Vieh dienten, und vermischten alles mit Zucker – wenn es Zucker gab.

In deutschen Familien gab es viele Kinder, aber es starben auch viele. Oft brachen Epidemien von Typhus, Diphtherie oder Masern aus. Im Sommer 1940 oder 1941 starben in Dolinsk viele Kinder an Masern. In der Familie Razlaw starben neun Kinder und bei unserer Tante Lisa drei.

Der Krieg mit Deutschland brach 1941 aus. Im Herbst 1942 mussten meine Mutter sowie die anderen Frauen aus unserem Dorf zur ärztlichen Untersuchung. Als sie zurück kam und sagte, dass sie tauglich sei, waren wir alle sehr aufgeregt. Kurz darauf wurden die Frauen versammelt und gesagt, dass sie dem Vaterland helfen mussten aber man sagte nicht wohin sie fahren würden. Großmutter und Mutter packten das Nötigste ein: warme Kleider, eine warme Daunendecke und Lebensmittel soviel

sie mitnehmen konnte. 43 Frauen wurden mit Leiterwagen zum Bahnhof gebracht und 15 Waisenkinder blieben zurück. Die Frauen fuhren mit dem Zug ca. 500 km nach Orsk zum Bau des Erdölwerkes „Kreking". Der Zug fuhr lange und blieb öfter in der Steppe stehen. Gegessen wurde das, was die Frauen mitgenommen hatten. Im Winter 1941-1942 und 1942-1943 war es sehr kalt.

Dorfschule. In die erste Klasse ging ich am 1. September 1943 mit neun Jahren. Lehrbücher gab es nur zwei – drei für die ganze Klasse. Neue Bücher wurden keine herausgegeben. Schüler gab es immer mehr, weil viele Flüchtlinge aus Weißrussland und der Ukraine kamen, meistens Juden. Bei uns wohnte eine Katharina Dmitrijewa mit Jura und Tanja aus der Stadt Torshok. Sie flüchteten von den Deutschen, vor den Schrecken des Krieges und waren wieder zu den Deutschen gekommen. Dann sah man uns auch als Faschisten oder Fritzen an. Gut dass unsere Lehrer auch Deutsche waren. Fast jeder Streit unter den Kindern endete damit, dass wir Fritzen genannt wurden. Die Lehrer waren ohne Ausbildung und hatten nur die achte oder neunte Klasse abgeschlossen. Die ausgebildeten Lehrer wurden entweder verhaftet oder in die Arbeitsarmee geschickt. Es wurden Maßnahmen gegen die deutsche Kultur und vor allem gegen die deutsche Sprache unternommen. Mit einem besonderem Erlass wurde geboten, in den deutschen Schulen alle Fächer außer Religion in russischer Sprache zu unterrichten. Ziel des Erlasses war die völlige Russifizierung der Deutschen. In den deutschen Kolonien blieb Deutsch trotzdem die Umgangssprache. Aber es war auch notwendig, eine Reihe der Schulfächern in russischer Sprache zu unterrichten, denn, wenn man in einem Land lebt, sollte man dessen Sprache beherrschen. Aber die Einführung der russischen Sprache in den deutschen Schulen war nicht vorbereitet. Die Lehrer selbst beherrschten die Sprache schlecht und Lehrbücher gab es keine. Der Unterricht in Russisch wurde von heute auf morgen eingeführt. Deutsch wurde überhaupt nicht mehr unterrichtet. Seitdem begann der Untergang der deutschen Kultur. Zu Hause wurde Deutsch gesprochen, aber in den Schulen wurde es verboten. Mit dem Lehrer durfte man nicht Deutsch sprechen. Ich hatte es etwas leichter, denn ich konnte schon Russisch lesen. Meine Mutter und Großmutter konnten gut Russisch sprechen, was eine Ausnahme im Dorf war. Die Flüchtlinge, die bei uns wohnten, waren Russen. Ich spielte oft mit der kleinen Tanja und ging oft für ihre Mutter zu der Kolchosfarm zum Milch holen. Mit meinen Russischkenntnissen war ich in der Schule sogar Dolmetscherin.

Je länger der Krieg dauerte, desto schlimmer wurde das Leben. Die Schule war keine Ausnahme. Es fehlte das Nötigste wie Stifte, Bücher und Hefte. An einem Stöckchen wurde die Schreibfeder befestigt und fertig war ein Federhalter. Anstatt Tinte wurde Ruß in Wasser oder in Milch aufgelöst, auch der Saft von Roter Bete wurde benutzt. Aber er trocknete langsam und das Papier klebte zusammen. Wir schrieben in Zeitungen und alten Büchern.

In der Schule, so auch zu Hause, war es kalt. Oft fror die Tinte in den Tintenfässern ein. Weil Schuhe und Kleider abgetragen waren, konnten nicht alle Kinder die Schule besuchen. Geheizt wurde mit Mist, aber der reichte nicht aus. Es waren zu wenig Arbeitskräfte. Im Dorf waren nur Kinder unter 16 Jahren, Mütter mit kleinen Kindern und alte Leute geblieben. Arbeit gab es sehr viel. Man arbeitete bis zu 14 – 18 Stunden, auch bei Frost und Schneestürmen. Natürlich konnte man nicht gut lernen. Es war ein Wunder, dass wir überhaupt noch etwas lernten. Nur die begabtesten Kinder konnten etwas für ihre weitere Ausbildung tun. Die meisten verließen mit zwölf Jahren die Schule und gingen in die Kolchose arbeiten. Es gab keine fröhlichen Kinderfeste. Das schönste Fest war Neujahr.

Neujahr wurde das fröhlichste Fest meiner Kindheit. Es wurde fast so gefeiert wie Weihnachten zu den Zeiten, als man es noch erlaubte. Wir sammelten im Dorf Lebensmittel für die Neujahrsplätzchen. In der Schule backten die Mütter die Plätzchen in Formen von Sternchen, Herzchen, Mond und verschiedener Tierfiguren. Tüten mit Namen brachten die Kinder mit in die Schule. Die Lehrer und

Schüler bereiteten ein Konzertprogramm mit Gedichten und Liedern vor. Das beliebteste Lied war „Im Wald wurde die Tanne geboren." Kleine Theaterstücke wurden vorbereitet. Der Inhalt war nicht christlich, sondern meistens dem Winter und der Tannenbaum gewidmet. Natürlich wurden Lieder über „unsere glückliche" Kindheit, und über Lenin und Stalin gesungen. Wenn dieses versäumt wurde, landeten die Lehrer sofort im Gefängnis. Viele Menschen kostete es das Leben.

Den Tannenbaum kaufte man immer in Koltunbanka oder Pronkina, 60 bis 120 Kilometer entfernt, sogar in den Kriegsjahren. Die wenigen Erwachsene, die noch im Dorf geblieben waren, bemühten sich sehr, damit wir Kinder ein fröhliches Neujahrsfest feiern konnten. Am 31. Dezember ab 12 Uhr zogen sich alle Familien das Beste an und kamen zur Schule. Im Klassenzimmer war eine Bühne aus alten Brettern und Türen gebaut. In der Ecke stand der schöne Neujahrsbaum mit selbstgebastelten Kerzen. Die wurden angezündet und der Abend begann. Nachdem die Schüler ihr Programm vorgetragen hatten, durften die kleinen Kinder Gedichte aufsagen. Zum Schluss kam Väterchen Frost, viele Jahre war das Kornelius Reger. Er zog einen Pelzmantel mit dem Fell nach außen an und trug vor dem Gesicht eine Maske. Wenn er hereinkam, weinten viele Kinder, denn sie waren ängstlich, weil sie meistens zu Hause waren. Oft wurden sie auch eingeschüchtert: „Wenn du nicht artig bist, bringt Väterchen Frost keine Geschenke." Die Kinder glaubten daran, aber alle bekamen Geschenke.

In unseren Tüten gab es nur Plätzchen, über die wir uns sehr freuten. Im zweiten Schuljahr hatte ich meine Tüte auf einen Tisch gelegt, da ich mich nach einem Theaterspiel umziehen musste. Als ich die Tüte nehmen wollte, war sie leer. Jemand hatte alle Plätzchen herausgenommen. Spät kamen wir nach Hause, stellten noch Teller auf den Tisch, damit Väterchen Frost nachts Geschenke darauf legen konnte. Morgens früh standen wir auf und liefen zum Tisch. Immer waren Plätzchen auf dem Teller und ein Geschenk für jeden. Die Kleinen bekamen ein Spielzeug und die älteren etwas, was Mutter oder Oma genäht oder gestrickt hatten. Wir freuten uns sehr.

Jährlich verschwand meine Puppe Mitte Dezember. Großmutter sagte, Väterchen Frost hätte sie mitgenommen. Zu Neujahr bekam ich meine Puppe neu angezogen wieder. In ihrem Bettchen war auch alles neu bezogen, denn darum hatte sich meine Großmutter an den Abenden bemüht. Am 1. Januar gingen wir zu Opa und Oma Wiens. Dort bekam ich auch Plätzchen und ein kleines Geschenk. Einmal bekam ich ein Schiffchen. Ein anderes Mal Pantoffeln mit Holzsohlen, welche ich das ganze Jahr trug. Wenn ich sie im Winter im Schnee verlor, konnte ich nicht mehr draußen spielen.

Eines Tages, im Mai 1945, als ich im zweiten Schuljahr war, ging die zweite Unterrichtsstunde zu Ende. Am Fenster lief ein Reiter vorbei. Unsere Lehrerin ging hinaus. Als sie zurückkam, sagte sie, der Krieg sei zu Ende. Wir durften alle nach Hause gehen und die fröhliche Nachricht verbreiten. Radio oder Telefon gab es nicht. Ich lief zu Oma und Opa Wiens, welche in der Nachbarschaft wohnten, und erzählte es ihnen, aber sie glaubten es nicht. Oma sagte, ich sollte es niemandem erzählen, denn keiner weiß was passieren kann. Alle hatten Angst. Man hatte uns oft gesagt: passt auf was ihr redet, Wände und Fenster haben auch Ohren.

Der Krieg war zu Ende. Alle hofften, dass unsere Mütter und Väter nach Hause kommen würden. Aber keiner kehrte zurück. In der Fremde sagte man ihnen, dass die Deutschen im Land alles zerstört hätten und die Deutschen es auch wieder aufbauen müssten. Ich und noch 14 Kinder in Dorf mussten noch lange auf unsere Mütter warten. Meine Mutter kam 1947 auf Urlaub, weil ihre Mutter schwer krank war und blieb ohne Erlaubnis zu Hause. Dann musste sie vor das Gericht. Zum Glück kam 1948 die Amnestie, sonst wäre sie zu sechs bis neun Jahren Haft verurteilt worden. 1947 schloss ich das vierte Schuljahr der Grundschule ab und im Herbst ging ich in die fünfte Klasse der 7-jährigen Schule in Donskoj. Dort lernte ich auch gut und bekam die Noten 4 und 5. Schon in der Grundschule hatten wir Fächer wie Naturkunde, Erdkunde und Geschichte. Mit der Geschichte Russlands gab es immer Probleme, denn in der Politik gab es so viele Veränderungen, dass man

es nicht schaffte neue Lehrbücher zu drucken. Ein Mal waren Rykow, Kamenjew, Trozkij Volkskomissare und dann wieder Volksfeinde. So war es lange, nur die Namen änderten sich. Später waren es Woroschilow, Berija, Stalin. In einigen Büchern wurden ihre Fotos gedruckt, in den anderen musste man sie zukleben.

Ziemlich kompliziert war unser Lernprogramm in Mathematik und Russisch. Wir lernten Bruch- und Prozentrechnung. In Russisch lernten wir Satzbau, schrieben Aufsätze und Diktate. Das war nicht einfach, weil die Kinder zu Hause nur Plattdeutsch sprachen und in die Schule kamen ohne ein Wort Russisch zu sprechen. In der Schule wurde viel gelernt, nur nicht Deutsch. Zum fünften Schuljahr kehrten die Flüchtlinge in ihre Heimat zurück und es gab weniger Schüler. Im fünften Schuljahr waren wir 40 Schüler, bis zum siebten Schuljahr nur noch zwölf. Viele verließen die Schule, andere blieben sitzen. In der fünften Klasse unterrichtete Kulik K. E. Geschichte. Ihm fehlte die linke Hand, Folge des Krieges. Ich hatte unsere Russischlehrerin sehr gern. Aber im zweiten Halbjahr fuhr sie weg. Dann kam Penner J. J. Morgens unterrichtete er in Donskoj und nachmittags in Dolinsk. Er war ein sehr guter Lehrer. Aber er war ohne Erlaubnis von der Trudarmee zu Hause geblieben und wurde von Begleitsoldaten zurück gebracht. Da halfen keine Bitten der Eltern, aber er kam nicht ins Gefängnis.

Im fünften Schuljahr sammelten wir Geld für die Neujahrstüten, denn gebacken wurde in den russischen Schulen nicht. Der Schuldirektor und die Lehrer waren Russen. Ein Lehrer war ein Deutscher: Kliwer Peter Petrowitsch. Er unterrichtete Deutsch als Fremdsprache. Bonbons hatte man keine kaufen können und zu unserem Neujahrsfest gab es keine Tüten. Nach den Winterferien bekamen wir von unserem Klassenlehrer, Herrn Kulik jeder 1,5 Pralinen. Es waren die ersten Pralinen, die wir zu sehen bekamen und kosten konnten. Ich teilte sie mit meiner Mutter. Im fünften Schuljahr hatten wir Unterricht im Gebäude der alten Grundschule. Es war sehr eng. Dann wurde im Sommer 1948 die Kirche der Mennoniten in eine Schule umgebaut. Das sechste Schuljahr begannen wir in der umgebauten Schule wo es fünf Klassenzimmer und ein Lehrerzimmer gab. Die Grundschüler hatten am Nachmittag Unterricht. Wir freuten uns über die neue Schule und über die neuen Lehrer. Es waren junge Lehrerinnen, die das Lehrerinstitut in Buguruslan absolviert hatten. Raissa Wassiljewna Karnauchowa unterrichtete Russisch und Literatur, Tatjana Pawlowna Scherbakowa Mathematik, Polina Wassiljewna Owsjanikowa Biologie und Geographie. Sie war auch unsere Klassenlehrerin.

Wir haben wohl gute Kenntnisse bekommen, denn in der Lehrerfachschule, wo ich weiter lernte, war ich nicht schlechter als die Schüler, die aus den städtischen Schulen kamen. Wir waren zwölf Personen, die das siebte Schuljahr in Donskoj abgeschlossen hatten. Fast Gennadi und ich bekamen eine Belobigungsurkunde. Hermann absolvierte die zehnte Klasse und ging ins Landwirtschaftliche Institut in Orenburg. Isaak P. und Hübert A. besuchten die Landwirtschaftliche Fachschule in Pogromnoje. Klassen J. hat das Landwirtschaftliche Institut absolviert. Nachtigal D. besuchte die dreijährige Landwirtschaftsschule. Das waren die ersten Deutschen, die Bildungseinrichtungen besuchten, aber nur landwirtschaftliche. Als Kreker Nikolaj zur Marine gehen wollte, wurde ihm höflich angedeutet, dass Deutsche da keinen Platz hätten, er sollte lieber in die Landwirtschaft gehen, was er auch machte. Später in Kirgisien hat er seine Dissertation vorgelegt und wurde zum Kandidaten der Landwirtschaftlichen Wissenschaften. Das war eine Seltenheit unter den Deutschen.

Schuldirektor war bei uns Michajlow Al. Dm. aus Leningrad. Seine Familie war evakuiert worden und lebte in Donskoj. Als er demobilisiert wurde, kam er auch hin. Er hatte wohl keine Spezialausbildung als Lehrer. Aber Lehrer fehlten in den Schulen, denn die Deutschen wurden entweder verhaftet und erschossen oder mussten verhungern. Deshalb konnte ein jeder, der mehr oder weniger intelligent war, Lehrer werden, besonders ein Frontkämpfer. Sie waren fast alle Kommunisten und unterrichten dann auch Geschichte. Geschichtslehrer konnte auch nur jemand werden, der gut geprüft, zuverlässig und Kommunist war. Ich saß auf der vordersten Schul-

bank und konnte sehen, dass im Lehrbuch des Al. Dm. mit einem roten Stift das Wichtigste unterstrichen war (man sagte, dass machte seine Frau) und er las es uns vor. Er konnte die Deutschen nicht leiden, denn er hatte alle Gräuel des Krieges miterlebt.

Deutsch zu sprechen war uns streng verboten. Unsere Sprache wurde nur „Jargon" genannt. Deutsch als Fremdsprache wurde sehr wenig unterrichtet. In allen andern Fächern konnten wir gute Kenntnisse erwerben. Ich verdiente eine Belobigungsurkunde. Das ermöglichte mir den Besuch der Fachschule, ohne Eintrittsprüfungen abzulegen.

Fachschule. Am 1. September 1950 begann ich mein Studium an der Pädagogischen Fachschule in Busuluk. Die Kommandantur war zu der Zeit noch nicht aufgehoben. Zum Glück war ich erst 15 Jahre alt, brauchte noch keinen Pass und konnte ohne besondere Erlaubnis nach Busuluk fahren. Ich wohnte bei einer alten Frau ohne Anmeldung, das heißt illegal. Sie brauchte Geld und da ich nicht angemeldet war, brauchte sie keine Einkommensteuer zu zahlen. So lebte ich bis zum vierten Studienjahr, bis ich 19 Jahre alt wurde. Dann ging ich zum Meldeamt, erzählte alles und bekam ohne Bürokratismus meinen Pass. Die Tochter des Büroarbeiters lernte mit mir, was wohl eine wichtige Rolle gespielt hat.

In unserem Kursus waren 140 Studenten. Ich war die einzige Deutsche. Fast niemand wusste, dass in der Sowjetunion Deutsche wohnten. Viele dachten, dass ich aus Deutschland oder aus Luxemburg kam, denn ich war aus dem Luxemburger Bezirk. Auf mich schaute man wie auf ein Wunder, denn der Krieg war erst vor fünf Jahren zu Ende gegangen und die Wunden waren noch frisch. Bei vielen Studentinnen waren die Väter getötet worden. Viele aus meinem Kurs auch einige Lehrer verhielten sich zu mir ziemlich unfreundlich.

Das Leben war damals noch sehr schwer. Weil man die Lebensmittelkärtchen aufgehoben hatte, mussten wir in langen Schlangen wegen Brot anstehen. Zucker wurde ein Mal im Monat verkauft, nur 500 g pro Person. Man stellte sich schon abends in die Reihe und stand abwechselnd die Nacht durch. Wir konnten nicht so lange stehen, deshalb stellten wir uns mit unserer Hausbesitzerin zusammen hin und gingen dann in die Schule. Da wir erst gegen Abend dran kamen, gingen wir unsere 500 g Zucker nach dem Unterricht kaufen. Andere Süßigkeiten gab es nicht.

Mein Stipendium betrug 140 Rubel und 30 Rubel bekam ich Wohngeld. Ich zahlte 75 Rubel im Monat für die Wohnung und für mein Studium 150 Rubel im Jahr. Der Rest blieb mir zum Leben. Das war sehr wenig und meine Mutter konnte mir nicht helfen. Nach Hause fuhr ich zwei Mal im Jahr, in den Winterferien und in den Sommerferien. Die Fahrkarte von Busuluk bis Sorotschinsk, unsere Station, kostete 14 Rubel. Von Sorotschinsk nach Hause, etwa 65 bis 70 Kilometer, konnte man nur per Anhalter fahren. Im Sommer konnte man noch mit einem Lastauto mitfahren. Aber im Winter war es komplizierter. Weil die Wege zugeschneit waren, konnte man nur mit einem Schlitten fahren. Bei gutem Wetter dauerte es zwei Tage. Aber oft gab es im Januar heftige Schneestürme und dann fuhr kein Gefährt nach Sorotschinsk. Einmal musste ich sechs Tage in Sorotschinsk warten bis ich nach Hause kam. Zwei Tage war ich noch unterwegs, und dann blieb mir von den zwölf Ferientagen ganz wenig übrig. Doch freute ich mich zu Hause gewesen zu sein und den Koffer mit Lebensmitteln zu Hause gefüllt zu haben: Mehl, Bohnen, Zwiebeln und anderes aus dem Garten. Ein Stipendium bekamen nur Studenten, welche die Prüfungen mit 4 oder 5 ablegten. Im Winter waren es nur drei bis vier Prüfungen. Aber im Frühling fünf bis sechs. Eine Fragenliste zum Üben bekamen wir nicht. Oft waren die Fragen und Aufgaben ganz unerwartet. In den Prüfungskarten in Geschichte stand zum Beispiel oft als dritte Aufgabe: ein Zitat von Lenin oder Stalin anführen. Hier durfte man keinen Fehler machen. Von unseren 140 Studenten hatten alle die Staatsprüfungen abgelegt, aber bei der Geschichte der KPdSU waren sechs durch gefallen. Am 22. Juni 1954 feierten wir unseren Abschluss. Ich bekam ein Diplom als Grundschullehrerin.

Meine Arbeit in der Schule. In den Nachkriegsjahren gab es wenige Kinder und Lehrer waren mehr als nötig vorhanden. Zu der Zeit

war ich schon verheiratet und konnte in meine Heimat zurückfahren um zu arbeiten. Dort wurde gerade der zweite Lehrer gesucht und die Stelle bot Penner Iwan Iwanowitsch mir an. Ich war glücklich, denn mein größter Wunsch war, im Heimatdorf zu arbeiten. In allen vier Jahre des Studiums hatte ich große Sehnsucht nach Hause. Jetzt konnte ich in meiner ehemaligen Schule Lehrerin sein und mit einem guten Lehrer und Menschen, Iwan Iwanowitsch, arbeiten. Er genoss Autorität bei den Dorfbewohnern und hat mehr als eine Generation Schreiben und Lesen gelehrt. Zudem spielte er gut Ziehharmonika, und die Kinder sangen viel in der Schule. Er leitete auch den Chor im Dorf und spielte auf Hochzeiten und Jugendabenden.

Durch Anweisung des RONO wurde ich am 17. August 1954 zur zweiten Lehrerin der Grundschule Dolinsk ernannt. Damals war die Grundschule vierjährig, dann gab es die siebenjährige Schule, in der Mittelschule lernte man zehn Jahre. In unserer Schule waren 1954 32 Schüler. Es fehlte der zweite Lehrer. Früher waren es weniger Schüler und Iwan Iwanowitsch arbeitete in 1,5 Schichten. Er machte sechs Unterrichtsstunden am Tag. Wir arbeiteten gut zusammen. Ich schlug vor, den 1. September festlich zu veranstalten. Er war sofort einverstanden. Zusammen hängten wir ein paar Bilder aus der Serie „Die Kindheit früher“ an die Wand. Auf den Bildern waren Kinder in schlimmen Verhältnissen dargestellt. Bilder aus der Serie „Die Kindheit heute“ stellten glückliche, fröhliche Kinder der Sowjetzeit dar. Aber materielle Armut war dennoch in Russland vorhanden. Der Festtag verlief sehr gut. Seine Frau hatte uns zum Mittagessen Pelmeni mit Kartoffeln gekocht. Ich konnte mich mit beliebigen Fragen an ihn wenden. Er war immer hilfsbereit und für mich ein Vorbild.

Aber meine Freude dauerte nicht lange. Er war schon krank und arbeitete nur bis zum 20. September. Dann kam er ins Krankenhaus nach Pleschanow und Mitte November musste er nach Orenburg, wo er nach zwei Tagen an Krebs der Bauchspeicheldrüse starb. So blieb ich in der Schule allein. Ich hatte die zweite Klasse und die vierte Klasse mit je fünf Schülern. Als Iwan Iwanowitsch erkrankte, arbeitete ich in zwei Schichten. In seiner Klasse waren 16 Schüler, eine sehr gute Klasse. Meine ersten Erstklässler nahm ich 1955 auf.

Bald bekam ich als zweite Lehrerin Kreker (Martens) Lydia. Wir kannten uns vom fünften bis siebten Schuljahr in Donskoj und arbeiteten gut zusammen. Aber zu meinem Bedauern ging Lydia im April in Schwangerschaftsurlaub. Im nächsten Schuljahr kam Lydias Schwester Stobbe Anna Franzewna in unsere Schule. Die Arbeit mit den Kindern bereitete mir viel Freude. Da ich noch keine Kinder hatte, verbrachte ich ganze Tage mit meinen Schülern, denn ich kannte viele Spiele und Freizeitbeschäftigungen. Energie hatte ich auch.

Meine erste große Klasse mit 16 Schülern hatte ich 1959 und später kamen noch zwei dazu. In dieser Klasse waren nur fünf Mädchen. Die Schüler waren sehr aktiv und fleißig beim Lernen und im gesellschaftlichen Leben. Sie waren auch selbstständig.

In den ersten Jahren meiner Arbeit wurde die Schuluniform eingeführt. In den fünfziger Jahren lebten die Menschen im Dorf sehr arm und Kleidung für die Kinder war ein großes Problem. Geld gab es wenig, denn in der Kolchose wurde kein Geldlohn ausgezahlt sondern Lebensmittel, meistens Getreide. Zu kaufen gab es auch kaum was. Eine Schuluniform aus gutem Stoff genäht, tragbar und pflegeleicht, bot die beste Möglichkeit die Kinder anzuziehen. Sie wurde später an die kleineren Geschwister weiter gegeben. Viel Arbeit bereiteten die weißen Kragen und Manschetten.

1958 wurde Deutsch als Muttersprache in Schulen, in denen die Mehrheit im Dorf Deutsche waren, eingeführt. Wieso? Das wurde uns nicht erklärt. 1956 wurde die Kommandantur aufgehoben. Darüber wurden wir auch nicht offiziell informiert, sondern sehr undeutlich wurde etwas über „die weise Nationalpolitik der KPdSU“ gesagt. In den neunziger Jahren erfuhren wir, dass es unter dem Druck der Weltöffentlichkeit durchgeführt wurde, vor allem von Bundeskanzler Konrad Adenauer. Einerseits freute uns, dass wir als Deutsche anerkannt wurden. Andererseits wussten wir nicht, wie wir mit dem Unterricht anfangen sollten. Ich hatte Deutsch nur in den fünften bis siebten Klassen als Fremd-

sprache gelernt. Einen Fernkursus in Moskau hatte ich für ein Jahr mitgemacht. Im Sommer 1954 war mir beim Brand unseres Hauses alles verbrannt. Ich hörte mit dem Deutschstudium auf, denn meine Deutschkenntnisse waren sehr gering. Uns fehlten Unterrichtsprogramme und Lehrbücher dazu. Wir versuchten uns selber ein Programm aufzustellen. Ich suchte folgende Themen aus: Tiere (Wild- und Haustiere), Bekleidung, Spielzeug, Familie, Obst, Gemüse, Geschirr, Möbel. Zu jedem Thema bastelte ich Kärtchen mit Bildern, schrieb die Worte auf und stellte Fragen zum Thema. So begann ich mit dem Deutschunterricht. Wir schrieben Buchstaben und Worte, lernten Gedichte und Lieder. So unvorbereitet wurde alles Neue in der Schule eingeführt. Zum Beispiel, Handarbeit und Basteln in den fünfziger Jahren. Da man kaum Buntpapier oder Knete kaufen konnte, hat man mit den Schülern gestopft, genäht, gestickt und Knöpfe angenäht. Die Schulen wurden sehr dürftig vom Staat finanziert. Geheizt wurde mit Mist, den wir zusammen mit der Kolchose machten. Später mit Kohle. Ich bekam 520 Rubel, abzüglich Lohnsteuer und die Anleihe. Dann blieben mir nur 440 Rubel über. Die Anleihe wurde an den Staat gezahlt und wurde zehn Monate lang abgezogen, also 52 Rubel blieben nur monatlich über. Mein erster Mantel kostete 930 Rubel. Die Putzfrauen bekamen nur 17 bis 19 Rubel.

In den Klassenzimmern stand ein Tisch und alte Schulbänke. Im Lehrerzimmer hatten wir einen sehr alten Schrank. Nur in den achtziger Jahren, schon in der anderen Schule, konnten wir uns zwei Schreibtische und Schränke für die Klassenzimmer kaufen. Die Dielen und der Rand der Wände wurden jährlich mit der billigsten Farbe angestrichen. Das Wischen war keine leichte Arbeit. Aber in den Jahren wurde beschlossen, den Putzfrauen noch weniger zu zahlen. Wer uns immer aus der Not half, war die Kolchose, genauer gesagt unsere Brigade. Als ich anfing zu arbeiten, war mein Onkel Jakob Wiens Brigadier. Nachher wurde Kliewer Peter A. Brigadier und half uns immer viel. Dann war Fedrau A. A. viele Jahre Brigadier und leistete gute Zusammenarbeit. Er besuchte oft die Schule und bat uns um Hilfe. Mal sollten wir mit den Schülern helfen die Kartoffeln einzusammeln, mal Gurken oder Äpfel im Obstgarten der Brigade. Die Schüler begrüßten ihn mit lautem „Hurra!“ und freuten sich sehr auf dem Feld zu helfen. Einmal hatten die Erwachsenen viele Kartoffeln ausgegraben, die alle bis zum Abend aufgesammelt werden mussten, denn nachts sollte es frieren. Wir beschlossen mit den Kindern, alle Kartoffeln aufzusammeln. Andrej Andrejewitsch blieb mit uns auf dem Feld, legte ein Feuer an und als wir mit der Arbeit fertig waren, waren auch die leckeren gebackenen Kartoffeln fertig. Wir setzten uns in einen Kreis, aßen Kartoffeln und sangen Lieder. Die Arbeit wurde uns bezahlt aber das Geld ging auf das Konto der Schule. Von dem Geld konnten wir etwas für unsere Schulfeste kaufen, z. B. Preise (Geschenke für Schulabende). Oder wir konnten für den Silvesterkarneval Kostüme nähen, wie für den Neujahrsmann, die Snegurotschka (das Schneewittchen), Schneeflöckchen, Hasen, Bären oder Wolf.

Dann war 22 Jahre lang Nachtigall David (mein Mann) Brigadier. Natürlich hatte ich es dann viel leichter. Die Brigade renovierte das Schulgebäude. Als die Schule noch ein Strohdach hatte, musste man dasselbe jährlich renovieren. 1970 wurde beschlossen, einen neuen Klub zu bauen. Der wurde vor der alten Schule gebaut. Die Schule sollte in das Riesenshaus umziehen, aber das Haus musste erst renoviert werden. Dabei half die Brigade. 80 Jahre diente uns das alte Schulgebäude, und drei Generation der Dorfbewohner hatten dort gelernt.

1969 wurden neue Schulprogramme eingeführt. Die Grundschule wurde eine dreijährige und die Mittelschule eine elfjährige. Zum 1. September 1972 öffnete das Riesengebäude seine Türen für die Schüler. Das Gebäude hatte Dück Johann aus roten Ziegeln gebaut. Es war das größte und schönste Haus im Dorf. Ein großer Stall war für das Vieh angebaut worden. Im großen Keller hatte es ein Lager und in einer Hälfte des Hauses war ein Laden. Johann Dück wusste, was mit ihm passieren könnte, wenn die neue Macht käme und er zog rechtzeitig nach Kanada. Das Haus kaufte Herr Riesen. Als die Bolschewiken die Macht eroberten, wurde er entkulakisiert und mit

Die Schüler beim Blumenpflanzen im Vorgarten der Schule in Dolinsk (früher Riesen's Haus, bzw. Laden von Johann Dück) im Jahre 1973.

Unterricht in der 2. Klasse 1980.

seiner Familie in den Norden ausgesiedelt. Dann gehörte das Haus der MTS. Die MTS wurde in Dolinsk gegründet und zog später nach Donskoj. Das Riesenshaus übernahm die Kolchose und baute es in den fünfziger Jahren zu einem Klub um. 1990 wurde das Schulgebäude noch einmal renoviert, bekam ein neues Zinkblechdach und einen schönen Zaun. In diesem geräumigen Gebäude gab es drei Klassenzimmer, einen Flur, Garderobe und ein Lehrerzimmer.

Von Kindheit an lernten wir Gedichte, Märchen und Lieder von Alexander Puschkin. Er hatte für Kinder, Jugendliche und Erwachsene geschrieben. Ich las seine Werke gern und möchte, dass auch die Kinder sie näher kennen lernen sollten. Im Februar 1962 zum 125. Todestag von Puschkin schlug ich vor ein Fest zu veranstalten. Wir luden die Tockskojer und Donskojer Schulen ein. Schüler von jeder Schule bereiteten eine Vorführung eines Märchens von A. Puschkin vor. Außerdem wurden Gedichte vorgetragen. Ein Fotograf fotografierte uns alle. Zum Schluss brachten einige Mütter frischen Zwieback und süße Brötchen (Plüschki) und es wurde dazu Tee getrunken. Den Kindern gefiel es sehr.

Als ich zu arbeiten begann, gab es im Dorf keine Autos oder Busse, nur einige Fahrräder. Sonst waren Pferde das einzige Verkehrsmittel. Der Kolchosvorsitzende hatte ein Auto und die Kolchose ein Paar LKW. Die größte Freude für die Kinder war eine Fahrt mit dem LKW. Fast keiner der Kinder war in Sorotschinsk, unserer nächsten Stadt, gewesen. Eine Fahrt nach Sorotschinsk war den Kindern ein großes Erlebnis. Sie sahen zum ersten Mal große Warenhäuser, den Bahnhof und einen Zug. Den Markt besuchten wir auch, wo die Kinder sparsam mit ihrem Taschengeld umgehen mussten. Wir besuchten das Kinotheater und die Stadtbücherei. Wir zeigten den Kindern auch das Werk, wo Butter hergestellt wurde, eine Werkabteilung mit alkoholfreien Getränken, die Abteilung mit Süßigkeiten und die Fleischerei. Auch den Wanderzoo besuchten wir.

Alle Jahre versuchte ich bei den Kindern die Liebe zur Natur zu wecken. Wir machten oft Ausflüge, um unsere Umgebung näher kennen zu lernen. Jährlich machten wir Ausflüge in die Natur. Die Kinder gingen sehr gern zum Fluss Tock. Früh morgens machten wir uns schon auf den Weg. Die Kinder nahmen Angeln und Essen mit. Da es bis zum Fluss ein langer Weg war, machten wir eine

Das Treffen der Schüler aus Dolinsk, Tockskoje (Bogomasowo) und Donskoj 1962.

Zwischenpause zum Frühstücken. Am Tock wurden dann die Aufgaben verteilt: die Jungen sammelten Reisig für das Feuer und angelten, die Mädchen schälten Kartoffeln für die Suppe und machten Fische sauber. Dann wurden Fischsuppe und Kartoffeln gekocht.

Ausflüge in die Natur machten wir meistens im Oktober, wenn der „goldene Herbst" alle ins Freie lockte. Vor den Ausflügen wurden Gedichte von Puschkin, Fet und Skrebizkij gelesen, und wir hörten uns die Musik von Tschajkowskij an. Nach dem Ausflug machten die Kinder Herbststräuße aus Blumen, bunten Blättern usw. Dann wurde der schönste Strauß ausgesucht. Schade, dass wir damals nicht die Möglichkeit hatten, alle zu fotografieren.

Jedes Jahr besuchten Ärzte aus dem Krankenhaus die Schule, um die Augen, Ohren und Zähne der Kinder zu kontrollieren. Einmal kamen die Ärzte, als wir überall auf Fensterbänken und Tischen Blumensträuße stehen hatten. Wir wollten am nächsten Tag die ersten drei Plätze bestimmen. Die Ärzte bewunderten alle Sträuße. Als der Kinderarzt Klippenstein sagte, dass seine Frau Geburtstag hatte, boten wir ihm an sich den schönsten Blumenstrauß auszusuchen. Der würde dann den ersten Platz bekommen. Herr Klippenstein suchte sich einen Strauß aus und nahm ihn mit. Am nächsten Tag kam Schülerin Tanja Wiens sehr traurig zu mir und sagte ihre Blumenvase wäre leer. Ich beruhigte sie und erklärte ihr alles, worüber sie sich sehr freute.

Feste in der Schule. Die Aufgabe der Schule war, Kinder zu lehren und zu erziehen. Die Hauptaufgabe der Grundschule: die Kinder das Schreiben, Rechnen und Lesen zu lehren. Aber ebenso wichtig war Ehrlichkeit, Fleiß, Liebe zu den Eltern und zu anderen. Erziehung der Liebe zu unserer Heimat, zum Vaterland, zu der Kommunistischen Partei, zu den Führern der Partei: Lenin und Stalin, war sehr ernst. Jetzt betrachten wir das schon anders.

Das erste Fest im Schuljahr war der 1. September. Es war ein Fest für alle Kinder, aber besonders für die Erstklässler. Die Schüler sollten sich in der Schule wohl fühlen, denn da verbrachten sie einen großen Lebensabschnitt. Mitte August wurden die Kinder in die Schule eingeladen und bekamen Gedichte und Liedertexte zum Lernen. Zum Fest kamen die Eltern, Großeltern und geladene Gäste aus der Kolchose, aus dem RONO. Die Kinder in festlicher Schuluniform: die Mädchen in weißen Schürzen, die Jungen im Schulanzug und weißem Hemd. Fast alle hatten Blumen in der Hand. Die ältesten Schüler brachten Geschenke für die Erstklässler. Das Fest begann mit der Ansprache der Schulleiterin, dann der Lehrerin der Erstklässler. Auch

Schüler der 1. Klasse am Schuljahrabschluss mit Elvira Nachtigal und Anna Stobbe im Mai 1974.

die Gäste und die Eltern gratulierten den Kindern. Die Kleinsten bekamen Geschenke und wir Lehrer bekamen Blumen. Ein(e) Schüler(in) aus der oberen Klasse klingelte und die Neulinge gingen mit ihrer Lehrerin in ihr Klassenzimmer, um ihren ersten Unterricht zu beginnen.

Das Fest am 7. November, Tag der Oktoberrevolution, wurde im ganzen Land gefeiert. In den Großstädten wurden Demonstrationen durchgeführt. Bei uns wurden an diesem Tag die Erstklässler als Oktoberkinder aufgenommen und bekamen das Abzeichen der Oktoberkinder. Die Kolchose gab Geld für Geschenke. Es wurden Gedichte vorgetragen und Lieder vom Vaterland, von Lenin und vom Roten Oktober gesungen.

Das schönste Fest des Jahres war die Neujahrsfeier. Dann begannen auch die Winterferien. Als nächstes wurde der Festtag der Roten Armee am 23. Februar gefeiert. Dann wurde von den Leistungen der Sowjetarmee erzählt. Manchmal wurden Jugendliche, die gerade aus dem Dienst zurück waren, eingeladen. Die erzählten von ihrem zweijährigen Dienst, meistens weit von zu Hause. In den zwei Jahren durften sie ein oder zwei Mal in Urlaub nach Hause kommen. Die Mädchen überreichten den Jungen Geschenke. Der Frauentag am 8. März wurde groß gefeiert. In unserer Schule gab es ein großes Fest der Mütter und Großmütter. Die Vorbereitungen begannen schon im Januar, denn die Kinder machten Geschenke für ihre Mütter und Großmütter. Es wurde genäht, gebastelt und gestickt. Einladungen wurden angefertigt. Es wurde ein Aufsatz „Meine Mutti“ geschrieben, dazu ein Foto von der Mutter und eine Zeichnung „Meiner Mutter“. Alles wurde an eine Wand gehängt. Abends durften die Mütter kommen und sich erkennen. Außerdem wurde ein Konzertprogramm vorbereitet: Gedichte, Lieder und Theaterstücke. Die Mütter und Großmütter brachten Gebäck und Süßigkeiten zum Kaffee mit.

Dann kam eine Reihe von „Roten Daten des Kalenders“, wie sie genannt wurden, die wir feiern mussten: Am 12. April flog der erste Mensch in den Kosmos; am 22. April war Lenins Geburtstag; 1 – 2 Mai, der Internationale Tag der Solidarität der Werktätigen; 9. Mai, Siegestag im Großen Vaterländischen Krieg; 19. Mai, Geburtstag der Pionierorganisation. An diesem Tag wurde ein hohes Lagerfeuer gemacht, ein sogenanntes „Pionierfeuer“. Dieses Fest war bei den Kindern sehr beliebt. Das Holz für das Feuer wurde von den Jungen des sechsten und siebten. Schuljahrs auf die Wiese hinter dem Dorf gefahren und

Ein Appell (Linejka auf russisch) am Festtag. Die Schüler wurden gratuliert, bekamen Belobungsurkunden, hier wurden sie auch als Oktoberkinder oder Pioniere „getauft“

hochgestellt. Noch bei Tageslicht gingen wir hin. Die Schüler in der festlichen Pioneruniform (dunkle Röcke bzw. Hosen, weiße Blusen und rotes Halstuch) gingen in Reihen singend durch das Dorf. Die Eltern, die Bewohner des Dorfes standen vor ihren Häusern und schauten zu. Auf der Wiese wurde gespielt und gesungen. Das Feuer wurde erst bei Einbruch der Dunkelheit angezündet. Um diese Zeit waren die Eltern mit dem Melken fertig und kamen auch hin.

1975 organisierten wir ein großes Fest. Wir hatten vier Nachbargrundschulen eingeladen: die Tockskojer, die Sredne-Iljassowskaja, die Nishne-Iljassowskaja (Baschkiren) und die Komsomolskaja (Mordwinen). Alle Kinder lernten in der Schule Russisch und konnten sich gut verständigen. Mehr als 200 Kinder versammelten sich. Nach dem Spielen und Singen wurde das Pionierfeuer entzündet. Aber plötzlich wurde es kalt und wir gingen alle in den Klub. Die Mütter hatten Zwieback, Plüschki und Plätzchen gebacken. Tee wurde gekocht. Im Klub wurde das Fest fortgesetzt.

Unser letztes Fest im Schuljahr war die Abschlussfeier. Es wurden Schlussfolgerungen vom vergangenem Schuljahr gezogen. Die Schulanfänger bekamen die Schulzeugnisse. Schüler, die in allen Fächern die Note 5 hatten, bekamen eine Belobigungsurkunde. Die Eltern beteiligten sich auch bei der Abschlussfeier. Man brachte viele Blumen (Flieder, Tulpen, Maiglöckchen) mit. Die Feier endete am gedeckten Tisch mit Kaffe und Torten.

Am 20. August 1990 ging ich in Rente. 40 Jahre meines Lebens war ich mit der Schule in Dolinsk verbunden: vier Jahre als Studentin und 36 Jahre als Lehrerin. Es gab gute Zeiten, auch schwere Tage. Aber wenn ich noch mal meinen Lebensweg wählen könnte, wäre es wieder der Weg zur Schule gewesen.

Donskoj

Motto: „Gedenke der vorigen Zeit bis daher und betrachte, was er getan hat an den alten Vätern. Frage deinen Vater, der wird dir's verkündigen, deine Ältesten, die werden dir's sagen."
5. Mose 32,7

Dort, weit im Neu Samara Tal
Dort liegt der Ort, der lieb mir war
In Russisch sagt man „Dom Rodnoj"
Und dieses Dorf, das heißt „Donskoj"

Vierzehn Jahre sind verflossen
Als flohn die ersten Dorfgenossen,
Dann, nach und nach, wenn auch mit einem „Oj"
Zogen weg wir von – Donskoj!

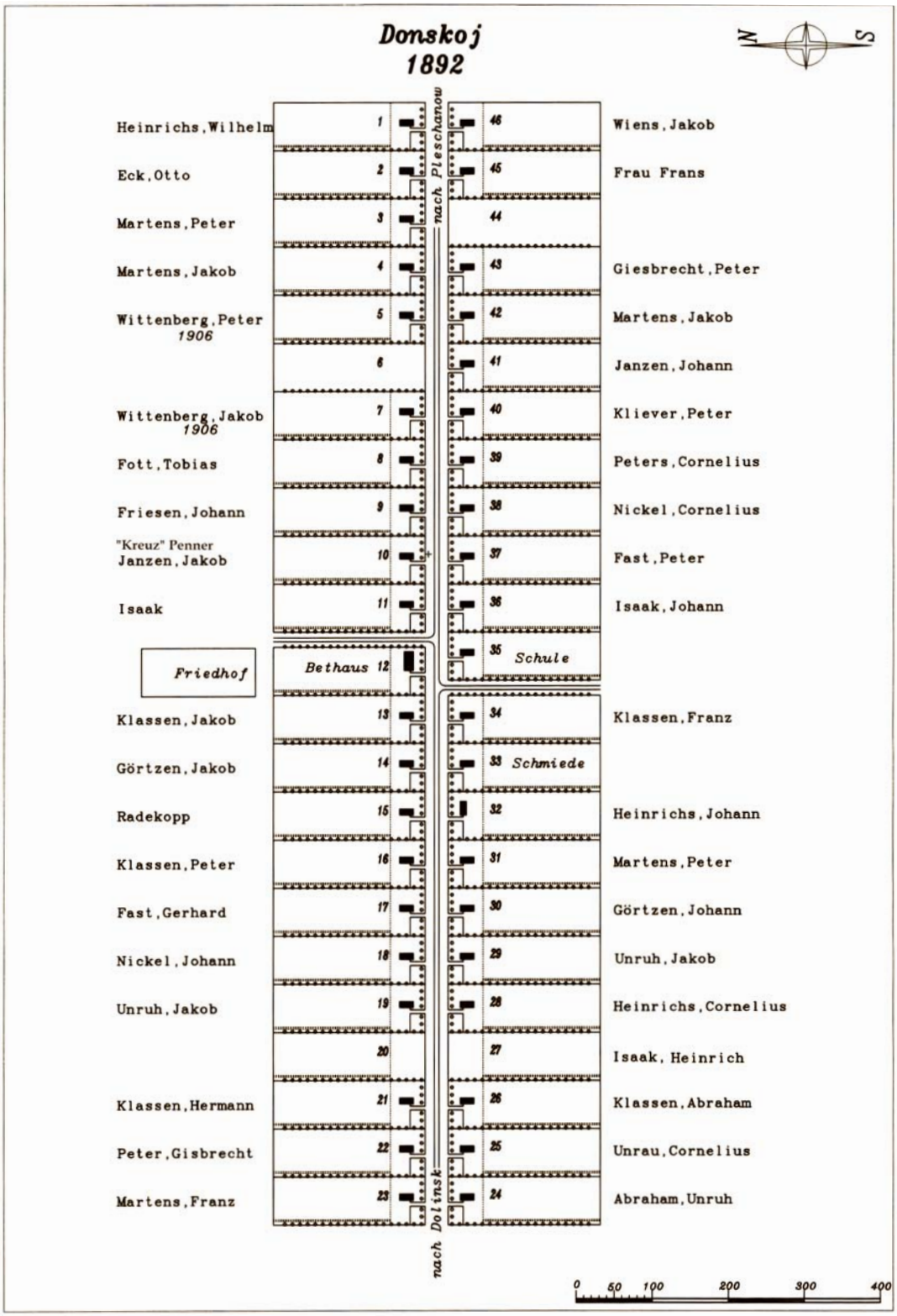
Was dort von Unsern noch geblieben
Das schätzt man ab mit ca. sieben,
Dazu der Ort, wo's heißt Pokoj
Das ist der Friedhof in Donskoj

Entstehung des Dorfes und geographische Lage

Das Land wurde vom Gutsbesitzer Pleschanow im Jahre 1890 gekauft. Dann wurde das Dorf Donskoj, wie auch die anderen Dörfer der Ansiedlung Neu Samara in den Jahren 1891-1892 von Armbauern, Handwerkern und Viehzüchtern, welche aus dem ehemaligen Taurischen Gouvernement und von der Krim kamen, gegründet. Diese Leute fingen in unserem Heimatdorf Donskoj ein neues Leben an.

Eine gewöhnliche Wirtschaft bestand aus 40 Desjatinen Land, dazu die entsprechenden Landwirtschaftsgeräte und Vieh. In der Mitte des Dorfes, an der nördlichen Seite, wurde in den Jahren 1907-1908 das Bethaus gebaut. Hinter dem Bethaus wurde der Friedhof angelegt, welcher auch heute noch als Ruhestätte vieler unserer Lieben dient. Gegenüber dem Bethaus, an der südlichen Seite der Straße, wurde die Dorfschule gebaut. Drei Kilometer nördlich des Dorfes floss der von allen geliebte Fluss Tock. An der nördlichen Seite des Flusses ragten die Ausläufer des Uralgebirges empor.

Der Winter war streng und schneereich. Die Temperaturen sanken bis auf -30 Grad und tiefer. Kinder, Jugendliche und Erwachsene haben so manch einen Ausflug in die schnee-


Donskoj
1892
N
S
nach Pleschanow
nach Dolinsk
Heinrichs, Wilhelm
Eck, Otto
Martens, Peter
Martens, Jakob
Wittenberg, Peter
1906
Wittenberg, Jakob
1906
Fott, Tobias
Friesen, Johann
"Kreuz" Penner
Janzen, Jakob
Isaak
Friedhof
Bethaus
Schule
Schmiede
Klassen, Jakob
Görtzen, Jakob
Radekopp
Klassen, Peter
Fast, Gerhard
Nickel, Johann
Unruh, Jakob
Klassen, Hermann
Peter, Gisbrecht
Martens, Franz
Wiens, Jakob
Frau Frans
Giesbrecht, Peter
Martens, Jakob
Janzen, Johann
Kliever, Peter
Peters, Cornelius
Nickel, Cornelius
Fast, Peter
Isaak, Johann
Klassen, Franz
Heinrichs, Johann
Martens, Peter
Görtzen, Johann
Unruh, Jakob
Heinrichs, Cornelius
Isaak, Heinrich
Klassen, Abraham
Unrau, Cornelius
Abraham, Unruh
0 50 100 200 300 400

Die Hauptstrasse „Sowjetskaja" in Donskoj am Abend. Das Vieh kommt von der Weide, die Kinder begleiten die Herde, die Frauen empfangen ihre Kühe am Strassenrand.

bedeckten Berge gemacht. Ski- und Schlittenfahrten machten im Winter viel Freude, fast so wie in Österreich oder der Schweiz. An den langen Winterabenden gab es viel Beschäftigung im Gemeindeleben. Viel Freude brachte das so genannte „an Fenstern singen" am Heiligen Abend und in der Weihnachtsnacht. Das war eine herrliche Zeit.

Der Frühling war sehr interessant. Wenn im April eine intensive Schneeschmelze begann, waren die Straßen früher fast unter Wasser. Seitdem an der südlichen Seite des Dorfes ein Hochweg gebaut wurde, kommt das Wasser nicht mehr so ins Dorf wie früher. Schon im März kamen die Zugvögel aus den warmen Ländern, wo sie zum Winter hin geflogen waren. Die schwarzen Raben bauten in den hohen Pappeln ihre Nester. Wenn dann an einem stillen Abend die Raben krächzten, im Teich beim Damm die vom Winterschlaf erwachten Frösche quakten und das Geräusch des Hochwassers in der Beresowka zu hören war, dann war der Frühling da und neues Leben stellte sich auch in der Natur wieder ein. Das war eine schöne Zeit. „Ach du schöne Zeit, wie bist du doch so weit."

Der Sommer war oft arm an Regen und reich an Hitze. Die Ernte fiel unterschiedlich aus, aber das Land gab seine Früchte als Nahrung für Menschen und Vieh. In den heißen Sommertagen wurde der geliebte Tock von Kindern und Erwachsenen öfters besucht. Im Sommer war viel Arbeit zu erledigen. Die Dorfleute wussten ihr Leben unter das Wort Gottes zu stellen nach 1. Mose 3,19 „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen" Sprüche 6, 6-8 „Gehe hin zur Ameise, du fauler, siehe ihre Weise an und lerne! Ob sie wohl keinen Fürsten noch Hauptmann noch Herrn hat, bereitet sie doch ihr Brot im Sommer und sammelt ihre Speise in der Ernte" und dazu das Sprichwort „ohne Fleiß – kein Preis." Auch für die Gemeinde gab es am Tock so manch ein gesegnetes Tauffest. Das Wasser im Tock war für viele ein Begraben des alten Lebens. Diese Erinnerungen werden uns noch lange folgen. Das war wirklich eine reiche Zeit.

Der Herbst war kühl und regnerisch. Aus diesem Grund gab es oft viel Schwierigkeiten bei der Einbringung der Ernte. Wenn aber aus dem Garten alles geerntet und gepflügt, das

Der Landwirtschaftstechnikbetrieb (früher die Wirtschaft von Jakob Wittenberg) bekam im Laufe der Jahren viele Namen z.B. RTS, MTS, SChT, RTP diente aber immer für Reparatur der Landtechnik und war einer der größten Arbeitgeber in Donskoj.

Futter zum Winter für's Vieh in der Futterscheune trocken gelagert und das Vieh eingestallt war, dann ging man doch froh zum Erntedankfest. Das war eine recht gesegnete Zeit.

Politische, wirtschaftliche und religiöse Entwicklung

Unsere Eltern und Großeltern waren gute Handwerker, Landarbeiter und Viehzüchter. Das Dorf schien in seiner Blütenzeit ein bequemes Heim zu werden für die Neuansiedler und ihre Nachkommen.

Schon am Anfang des 20. Jahrhunderts gründete die Familie Otto Eck eine Ziegelei, welche gebrannte Ziegeln guter Qualität zum Aufbau des Dorfes sowie der ganzen Ansiedlung lieferte.

Die Familie Jakob Wittenberg gründete eine Technik-Firma, wo die Bauern Pflüge, Sämaschinen, Mähbinder, Dreschmaschinen, Häckselmaschinen und andere Geräte kaufen konnten. Später wurde auf dieser Basis die MTS gegründet.

An der südlichen Seite des Dorfes, in Nachbarschaft mit der Schule, bauten die Neuansiedler Franz Klassens ein zweistöckiges Haus mit Wasserheizung. Unten im Hause richteten sie einen Laden ein, wo man die nötigsten Einkäufe machen konnte.

Ihr ältester Sohn Kornelius widmete sein Leben dem deutschen Volk, als er erwachsen war. Bereits vor der Revolution wurde er der Vertreter des deutschen Volkes in Moskau. Bis zur Ausreise nach Kanada im Jahre 1925, war er auf diesem hohen Posten. In Kanada wohnend, wurde er Mitarbeiter des MCC. Als Vertreter desselben kam er im Laufe des Zweiten Weltkrieges nach Europa, organisierte im Namen des MCC Hilfe für Westeuropa sowie die Auswanderung von Tausenden nach Nord- und Südamerika. Sein Name steht für viele MCC-Mitarbeiter an den Brennpunkten der größten Not.

So lief das neue Leben in Donskoj in aller Stille und Ruhe auf gutem Gleise weiter. Der reiche schwarze Boden lieferte Getreide und andere Lebensmittel für die Leute in ihrer neuen Heimat. Doch sind die Jahre des 20. Jahrhunderts von Stürmen und finsteren Ereignissen gekennzeichnet. Im Jahre 1914 brach der Erste Weltkrieg aus, etwas später, im Jahre 1917, die Revolution und dann der Bürger-

Die Arbeiter des Landtechnikbetriebs ca. 1948.

Die Arbeiter des Landtechnikbetriebs ca. 1960.
Vorne in der Mitte die Obrigkeit, in der 2. Reihe links die Büroarbeiterinen.
Von links – 1. Reihe 1. Jakob Janzen, 3. Peter Isaak, 6. Johann Enns, 7. MTS-Leiter Girlanez, 8. Peter Wulf, 9. Johann Friesen, 10. Abram Unruh. Hinten – 4. und 7. von rechts Daniel und Johann Janzen.

krieg. Alle diese Ereignisse bremsten die Entwicklung des Dorfes. Die Einführung der Sowjetmacht weckte in den Menschen den Emigrationsgeist. In den 20er Jahren wanderten viele nach Kanada aus, so dass die Bürger des Dorfes gespannt in die Zukunft schauten. Diese Spannung kam zum Höhepunkt, als die Sowjetregierung die Kollektivierung, das heißt Gütergemeinschaft, einführte. Den Leuten wurde Land, Vieh und Technik weggenommen. Jeder Hof konnte nur eine Kuh, ein Schwein und etliches Federvieh, so auch einen Garten neben seinem Hause behalten.

Die Ereignisse der 20er Jahre waren nur Knospen der Leiden, denn die Früchte kamen in den 30er Jahren und später. Am Ende des

Jahres 1930 wurde der Donskojr Gemeinde mitgeteilt, dass das Bethaus nicht mehr der Gemeinde gehört, sondern dem Staat. Weiter tauchten die 30er Jahre im grauen Nebel der Terrorzeit unter, als viele Männer und Väter von ihren Familien weggenommen und die Mütter mit den Kindern in die Welt verschickt wurden. Die meisten von ihnen sind verschollen und haben irgendwo in der Fremde ein unbekanntes Grab gefunden. So wurde das blühende Leben zu einer geistlichen Dürre.

Die 40er Jahre waren durch den Zweiten Weltkrieg und weiteren Verhaftungen gekennzeichnet. Dazu kam noch die Trudarmee und die Diskriminierung des deutschen Volkes. Im Dorf blieben hauptsächlich alte Leute und Kinder. Die wenigen arbeitsfähigen Männer und Frauen, die noch im Dorf waren, mussten die gesamte Landarbeit verrichten.

Die Terrorzeit erstreckte sich bis zum Jahre 1953. Nach Stalins Tod, unter der Macht des neuen Landeschefs, gab es eine Wende. Doch als Deutsche blieben wir noch bis zum Jahre 1956 unter Kommandanturüberwachung. Die Liste derer, die in der Terrorzeit in der Fremde verstorben sind, steht in dem Anhang unter den Verschollenen von Donskoj.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges atmeten die Leute etwas erleichtert auf, in der Hoffnung, dass das Leben jetzt leichter werden würde. Aber obwohl es im irdischen wie im geistlichen Leben eine Wende gab, war und blieb das Leben in den 40er Jahren schwer.

Im Jahre 1945 fingen geheim Versammlungen an. Anfänglich waren es nur ältere Schwestern die unter dem Vorwand gemeinsamer Handarbeit hinter zugehangenen Fenstern zusammen kamen, um zu beten. Zu diesen Gebeten hat Gott sich bekannt und im Jahre 1946 wurden diese Gebetsversammlungen als Bibelstunden gestaltet. Nach einer 14 bis 15-jährigen Dürre erwachte das geistliche Leben. Im Herbst 1946 schenkte Gott eine Erweckung und viele bekehrten sich, darunter auch viele Jugendliche. Die Bibelstunden fanden sonntäglich statt. Etwas später gab es schon Gottesdienste mit Predigten und Chorgesang. Hochzeiten und Begräbnisse wurden in den Jahren der geistlichen Dürre entweder weltlich oder stumm gefeiert. Das erste Begräbnis (Johann Janzen) mit einem Gottesdienst wurde am 4. März 1946 gestaltet. Die erste christliche Hochzeit feierten Peter und Elisabeth Kliewer am 22. Juni 1946.

Das irdische Leben blieb bis Ende der 40er Jahre schwer, da es in den Jahren 1948-1949 eine große Missernte gab. Trotzdem herrschte in vielen Familien große Freude, da einige ihrer Lieben aus der Trudarmee zurück kehrten.

Im Jahre 1950 gab es eine reiche Ernte und das irdische Leben wurde leichter. Dies betraf aber nicht das geistliche Leben, denn da gab es weitere Verhaftungen. Im Sommer 1951 wurden Gerhard Dörksen, Peter Friesen, Ernst Hartwig und Waldemar Janzen verhaftet.

Die Gottesdienste fanden in den 50er Jahren nicht beständig statt. Aber immer wieder schenkte Gott Licht und neue Diener. Im Herbst 1953 wurde unter der Leitung von Br. Peter Engebrecht und Gerhard Löwen die Gemeinde gegründet, welche dann im Segen Gottes funktionierte bis zum Jahre 1958. Ende 1958 wurde wieder alles zerstört und Br. P. Engebrecht wurde zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Nach seiner Haftzeit kam er im Jahre 1962 nach Hause und wirkte weiter.

Auch in der ersten Hälfte der 60er Jahre gab es kein beständiges geistliches Leben. Erst im Jahre 1965 wurde die Gemeinde wieder hergestellt, die von da an, wenn auch mit Schwierigkeiten, existierte. Im Jahre 1978 durfte die Gemeinde in Donskoj ein neues Bethaus bauen, welches mit Eigenleistung in sechs Monaten fertig gebaut wurde. Das war wie ein Wunder vor unseren Augen. Da waren genügend Sitzplätze für die Gottesdienstbesucher. Hochzeiten und Begräbnisse wurden ab dann in diesem Hause gefeiert.

In der zweiten Hälfte der 60er Jahre verbesserte sich auch unser Dorf Donskoj. Viele Einwohner bauten sich gute Häuser. Als im Jahre 1967 ein neuer Rayon „Krasnogwardejskij“ gegründet und als Zentrum die Dörfer Pleschanow und Donskoj ernannt wurden, entstanden in unserem Dorf mehrere Baufirmen, wie z. B. PMK, ChRU, Dorotdel, Kommunalnaja Kontora, SMU dazu noch die bereits früher gegründeten Selchostechnika und Transselchostechnika.

In dem selben Jahr wurde auf der Straße Sowjetskaja die Wasserleitung gelegt. Man brauchte ab jetzt in den Häusern nur noch

den Wasserhahn aufzudrehen und es kam frisches, kaltes, weiches Wasser. Das war bereits eine große Hilfe und Erleichterung, besonders für die Hausfrauen.

Im Jahre 1982 wurde eine Zentralheizung eingerichtet und damit kam auch heißes Wasser in die Häuser. Das ermöglichte das Einbauen von Bad, Waschzimmer und Toilette. Fast jede Familie hatte ein Auto oder ein Motorrad.

Eine neue Schule für 640 Schüler wurde 1988 erbaut, die Straße Sowjetskaja und die Bürgersteige wurden asphaltiert. Donskoj wurde immer schöner. In den letzten Jahren wurde der Friedhof in Ordnung gebracht, die Gräber wurden mit Gedenksteinen und mit Blumen geschmückt.

Donskoj wurde immer größer. Wenn früher das Dorf nur eine Straße hatte, so sind es jetzt bereits sieben. Wenn es zur Zeit der Kollektivierung (1930) in Donskoj 43 Wirtschaften gab, so lebten dort im Jahre 1989 642 Familien mit einer Einwohnerzahl von 2.428 Personen.

In den 80er Jahren und später zeigte sich in Russland ein starker Strom der Aussiedlung nach Deutschland. Diese Emigrationswellen kamen immer näher an unser Dorf heran. Am 10. Juni 1988 reiste die erste Familie aus Donskoj nach Deutschland aus. Es waren Daniel und Lilie Nachtigal mit ihren Kindern. Ihnen folgten am 18. Juni 1988 noch drei Familien: Jakob und Lilie Giesbrecht, Johann und Katharina Giesbrecht, Kornelius und Katharina Giesbrecht. Im September reiste Sofi Unrau mit den Kindern nach Deutschland, und am 14. Oktober 1988 Johann und Katharina Peters. So wanderten im Jahre 1988 sechs Familien mit 43 Personen von Donskoj aus.

Auswanderungsstatistik:

Jahr	*Zahl der Familien*	*Zahl der Personen*
1988	*6*	*43*
1989	*68*	*292*
1990	*99*	*411*
1991	*64*	*254*
1992	*56*	*186*
1993	*25*	*75*
1994	*10*	*42*
1995	*11*	*39*
1996	*11*	*28*
1997	*5*	*18*
1998	*1*	*3*
1999	*6*	*15*
2000	*4*	*11*
Insgesamt:	*366*	*1417*

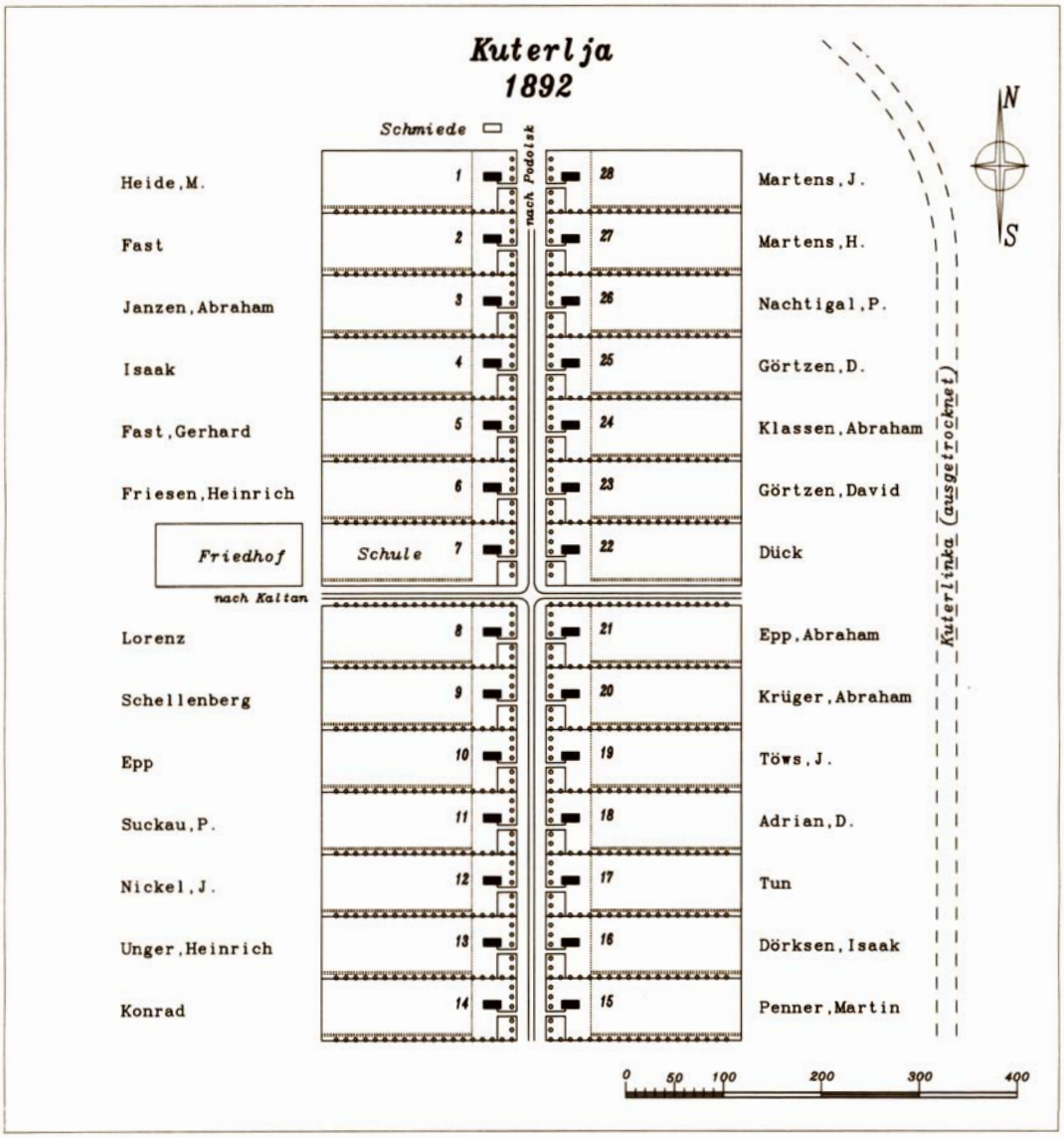
Grund der Auswanderung: Wir wollten als Deutsche unter Deutschen leben. Ein zweiter Grund, der sich aus der Bibel ableiten lässt: Luk. 21, 29-30. Zum Schluss ist, und für die Zukunft bleibt die Losung: „Wir haben noch nicht vergessen!“

Kuterlja von 1892 – 1992: Erinnerungen an auserwählte Verstorbene auf dem Friedhof

von Katharina Nachtigal, geb. Unger

Im Frühling 1972 verbreitete sich in unserem Dorf Kuterlja das Gerücht, dass im Hintergarten des Jakob Suckau, unter einer Hecke, nach 60 Jahren eine wunderschöne Blume aufgeblüht sei. Ende Mai, an einem frühen Morgen wollte Jakob Petrowitsch mir diese Blume zeigen. Er erzählte mir von seinem Großvater Peter Suckau, der kein gelehrter Mann gewesen sei, sondern ein wahrhaftiger Agronom. Sein Großvater legte Ende des vorigen Jahrhunderts hier einen Obstgarten mit 70 Bäumen und einen Blumengarten an. Es blühten hier Begonien, Tulpen, Lilien und andere Blumen. Die schönste aber war die „Kaiserkrone“ (Fritillaria imperialis). Die prächtige Blume blühte jetzt versteckt unter der Hecke, umringt von hohen Gräsern. Die Hecke endete mit verschiedenen Sträuchern, Ölbeeren und Mehlbeeren, von welchen wir in den jungen Jahren heimlich genascht hatten.

Der Hinterweg des Dorfes führte an einem Tannenwäldchen vorbei, welches man von je her Weihnachtswald nannte. Dann kam der Mittelweg, quer durchs Dorf und hinter diesem Weg war der Friedhof, wie man ihn in allen deutschen Dörfern Kirchhof nennt. Unsere Vorfahren beerdigten die Toten rings um die Kirche. Schweigend schaute ich zu diesem 80 Jahre alten Friedhof, dem Zeitgenossen



unserer ersten Ansiedler. Wasser (Leben) und einen Friedhof (Tod) brauchten die Ansiedler als Erstes. So hatten dann die Ersten im Mai 1892 an einem Arbeitstage das Land von der obersten Hälfte des Schulgartens umgepflügt und am Sonntagvormittag mit Gebet und Gesang diese Ruhestätte eingeweiht.

Auf 22 Wirtschaften war das Dorf verrechnet. Im ersten Jahr (1892) eroberten ungefähr 8 – 9 Familien das Neuland in den samarischen Steppen und gründeten ein kleines Dorf Kuterlja. Es zählte zu den letzten angesiedelten mennonitischen Dörfern von Samara. Kuterlja hieß das kleine Flüsschen, das hier seinen Anfang aus vielen Quellen nahm. Die ersten beiden Silben bedeuteten auf Baschkirisch: sumpfig, stinkend. Heute ist das Flüsschen verschwunden, da die Quellen durch das Bearbeiten der Felder versiegten. Auf den Steppen weidete im Sommer und Winter die kleine Pferderasse der Baschkiren, die vor 150 Jahre hier am Ufer des Flusses Tock angesiedelt waren. Die Ansiedler lebten anfänglich in Erdhütten, welche im Winter mit ho-

hem Schnee bedeckt waren, aber im April vom Frühlingswasser bedroht wurden. Ein jeglicher Erfolg der Ansiedler hing von ihrer Tüchtigkeit und ihrem Glück ab. Als die ersten Deutschen von der Station Sorotschinsk durch die russischen Dörfer fuhren, wurden sie neugierig wegen ihren ringeligen Strümpfen, Hüten und Lederwesten beobachtet. Die plattdeutschen Mennoniten waren auf dem Land und für das Land geboren. Die meisten Ansiedler ruhen auf diesem Friedhof, im Staube der Erde. Aus Erzählungen kannte ich sie alle, an viele erinnerte ich mich noch selbst. Auf dem Friedhof war am Morgen Totenstille. Auch im Dorfe war in der Stunde „nach dem Vieh" noch alles ruhig. Aber bald ging es zur Arbeit. Es schliefen noch die Vögel auf den Eschen und Fliederbüschen, wie die Kinder im Dorfe. Ich fühlte eine tiefe Ehrfurcht vor jedem Grabhügel, denn an jedem endet ein Menschenschicksal. Wie verschieden waren die Schicksale der Entschlafenen. Hier auf dem Friedhof schienen alle vereint zu sein, denn an allen Gräbern wurden ein und die selben rührenden Lieder gesungen. Obzwar alles still war, klang es mir in den Ohren: „Das Leben gleicht dem Sommertag, ist licht- und schattenreich." Wurde ein Greis begraben, sang man: „Wehrlos und verlassen sehnt sich oft mein Herz nach stiller Ruh." Vierstimmig tönte ein anderes Lied: „Die Zeit ist kurz, o Mensch sei weise." Die Worte „Der Kluge wirket und gewinnet, verbringt die Zeit mit Gutes tun." erweckte in jedem das Verlangen, besser zu werden. Denn wer konnte sich rühmen, dass er nur Gutes tat? Ähnliche Lieder gab es viele und Begräbnislieder wurden in Dur gesungen, kein einziges in Moll. In 80 Jahren waren es 16 Reihen der Entschlafenen, alle dem Osten zugewandt, denn die aufgehende Sonne ist ein Symbol der Unsterblichkeit.

In der fünften Reihe, unter einer Esche ruht **Jakob Suckau,** dessen schöne Kaiserkrone mich am frühen Morgen erfreut hatte. Manche hatten ihn einen Sonderling genannt, andere als Fanatiker bezeichnet. Er war der erste, der laut ausrief, dass die Apfelbäume hier in den samarischen Steppen Früchte tragen würden, wie dort im Süden an der Molosch. „Auch allerschönste Blumen sollen uns hier erfreuen!" Ihm folgten alle Ansiedler und Kuterlja mit ihren Lehmhäusern wurde ein blühendes Dorf. Ehre und Dank den ersten Bahnbrechenden.

Den Brüdern **Johann und Heinrich Martens** gehörten die ersten Häuser des Dorfes, arbeitsam und wohlwollend waren sie. Sie liebten den Frieden und waren bemüht anderen mit Wort und Tat bei zu stehen. Mit eigenen Händen hatte Heinrich Martens alle Weidenbäume ums Dorf gepflanzt, welche heute noch das Dorf von nördlichen und östlichen Seiten umringen und beschützen. Wie viel Grün, Freude, Brennholz und sogar Baumaterial kamen aus diesen Weidenreihen. Erkennt man in den Nachkommen das Wohlwollende, die Tüchtigkeit und die Friedfertigkeit, so sagt man: „Nun ja, es kommt von den Martens." Obgleich die Brüder schon lange in der Erde ruhten, ihre Werke folgten ihnen nach.

Das dritte Haus in der Reihe gehörte dem Ansiedler **Peter Nachtigal**, dem Ur-, Ur-, Urgroßvater mehrerer Kinder des Dorfes. Er verteilte und vermaß das Land und war auch weit und breit bekannt. Trotz seiner großen Schafherde und 160 Hektar Land lebte er einfach und schlicht, war aufrichtig und gut zu seinen Arbeitern. Er war auch Vorsänger auf Freud- und Trauerfesten. Er war der einzige im Dorf, der eine Zeitung aus Odessa abonnierte, welche das politische und gesellschaftliche Leben Russlands beleuchtete. Im Dorf verkündigte er die Nachricht, als 1917 ein Geschrei ausbrach, welches die ganze Welt erschütterte.

Der alte **Johann Wiebe** war 8 – 9 Jahre später angesiedelt. Sein Freund **Heinrich Friesen** starb 1941. Beide waren sehr lebhafte Menschen mit viel Witz und Humor. Der Unterschied zwischen ihnen war: Wiebe liebte den Humor, Friesen die Satire. Den Humor duldet man, die Satire fürchtet man. Der Humor richtet den Niedergeschlagenen auf, die Satire drückt den Erhobenen nieder. Beide zusammen halten das Leben im Dorf im Gleichgewicht. Nur wer Kuterleer war, wusste diese Tugenden der Ansiedler unseres Dorfes zu schätzen. Heute noch gibt es viele Sprichworte, welche von diesen ausgingen.

Meine Großeltern **Heinrich F. Unger** (1851-1919) und **Katharina Unger** (1858-1919) waren nur durch ein Grab getrennt. Der Großvater trachtete nicht nach großen,

irdischen Gütern und meinte: „Wenn wir nur das Reich Gottes ererben, das sind die größten Reichtümer." Er machte die besten Strohdächer in der Umgebung. Sogar der reiche Gutsbesitzer, „Karolin" Reimer wusste seine Arbeit zu schätzten. Er freute sich herzlich über die kunstvoll gebundenen Hirsebesen, von denen er jährlich viele machte. Die Großmutter bedauerte, dass sie ihre sechs Söhne nicht mit Land versorgen konnte, weshalb die Ältesten dann nach Sibirien zogen. Der Sohn **Heinrich Unger** wurde in Sibirien reich aber verlor seinen Reichtum nach der Revolution und zog nach Kanada. Erst zog es ihn zum Land, zum Reichtum, dann floh er von beidem. Der zweite Sohn Jakob war in Sibirien nicht auf den grünen Zweig gekommen und starb im Alter von 90 Jahren in bescheidenen Verhältnissen, aber in fortwährender Dankbarkeit für das gute Leben, für sein tägliches Brot, Kleidung und für den großen Reichtum in Gott, welchem sein Vater nachstrebte. In mir und in hundert anderen lebten ihre Lebensprinzipien weiter: Der Großvater genügsam, die Großmutter strebend.

Im umzäunten Grab unter einer alten Esche lag **Elisabeth Epp** (1874-1919), meine andere Großmutter. Im 44. Lebensjahr war sie verschieden, schon Greisin, denn die Haube, die schwarze Tracht, der demütige Blick gaben diesen Schein. Sie hatte die drei „K" Kinder, Kirche, Küche streng befolgt, wie die meisten Frauen des Dorfes. Die Keime zur Koketterie, Eitelkeit, welche die Mutter Natur so reichlich im Wesen eines Weibes hinein zu pflanzen versucht, wurden in den mennonitischen Familien gewöhnlich noch in der Kindheit beseitigt, damit sie der zukünftigen Mutterschaft nicht schadeten. Das Wesen einer rechtschaffenen Ehefrau und Mutter sollte eine gesunde Nüchternheit mit Gemütstiefe sein, die fortwährend bestrebt sein sollte, Mann und Kinder zu beglücken und in diesem Streben ihr eigenes Glück zu finden. Unsere Großmütter wurden mennonitisch erzogen zur Demut, zum Dienen, zum Verzeihen und Vergeben, trotz gewöhnlicher äußerer Kälte und Enthaltsamkeit.

Als 18-jährige Liese Fast kam meine Großmutter nach Kuterlja und schloss nach zwei Jahren, 1894 mit dem Ansiedler **Abram Epp** (1862-1938) den Lebensbund. Er war ein ernster, strenger Mann. Lange war er Schulze des Dorfes. Niemand fühlte so den Ernst der Menschen wie ein Kind, deshalb hatte ich von klein auf eine Ehrfurcht vor ihm. Mit Staunen bewunderte ich die vielen Bücher des Großvaters. Ein braunes Buch von Voltaire war mir ein Rätsel. Wegen des vielen Lesen, Suchen, Zweifeln, Verneinen und Prüfen des Großvaters nannte man ihn gemütskrank. Unter Tränen bereute er auf seinem Sterbebett, dass die vielen Bücher ihn klüger aber nicht besser gemacht hatten. Als man ihn fragte, wie er sich zur Kollektivierung und zur Revolution verhalte, meinte er leise: „Ob ich einfacher Sterblicher sie begrüße oder widerrufe tut wenig zur Sache, aber sie sind zu stande gekommen, weil die Revolution eine Sühne für die Schuld der regierenden Klassen ist." Als aber in den Jahren nach der Kollektivierung dem Bauern die Kuh zurückgegeben wurde, hoffte der Großvater heimlich auch auf den Schimmel und die alte Braune, denn die Denkweise eines Groß- und Mittelbauern blieb die Denkweise eines Eigentümers.

Johann Töws, ein Aussiedler, war dem Epp nicht nur ein bester Freund sondern auch eine große Stütze in den Stunden der Depression. Als Junggeselle war er hier angesiedelt und wirtschaftete lange allein. Nach dem Tod seines Vaters im Süden heiratete er seine Haushälterin Maria Barwich. Er zählte zu den Männern, die den größten Landbesitz im Dorf hatten, und stand im engem Verkehr mit dem reichsten Mann der deutschen Ansiedlung, dem Junggesellen **Heinrich Reimer.** Reimer wohnte auf einem Gutshof, aber ließ Land, Hof, Pferde und Auto stehen und zog nach Kanada.

Maria Töws zählte zu den wichtigsten Frauen des Dorfes Kuterlja. Im Verlauf von 40 Jahren empfing sie alle Neugeborenen und kleidete alle Verstorbenen zum letzten Mal. Niemand im Dorfe kam ohne ihre Hilfe aus, da es in allen Dörfern mit der medizinischen Hilfe bis zu den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts traurig aussah. Auch mit Worten verstand sie alle zu trösten. Nach meiner Ankunft hatte Frau Töws meine Mutter getröstet: „Macht nichts, dass sie nicht einmal fünf Pfund wiegt, die Welt ist groß, in ihr ist

Raum zu wachsen.“ Nach der Geburt meiner Tochter sagte sie: „Ohne Tochter kein gesichertes Alter.“ In schweren Stunden fühlten Frauen des Dorfes sich in ihrer Nähe geborgen.

Ihre Tochter **Maria Töws** sprach immer mit heiserer Stimme und war unsere Sonntagslehrerin 1927-29. An einem Sonntag schmiegte ich mich an Tante Mariechens Seite und fragte, wo Gott eigentlich wohnte. Sie erklärte, dass ***Er*** auf allen Bäumen, Blumen, Bergen, Häusern wohnte, aber sein Hauptquartier wären die Herzen der Kinder, wo er sich das Böse und das Gute merkte. Folglich wollte ich meine lieben Eltern nicht anlügen und auch nicht ein Stück Zucker aus dem Mauerschrank in der großen Stube nehmen, wenn Mama nicht schaute, wie mein jüngster Bruder Abram es tat, denn er wusste noch nicht, wer in seinem Herzen wohnte. Wegen ihrer Stimme liebten wir Tante Mariechens Spiele wie „Grünes Gras“ mehr als das Singen. Auch die Bengel, die auf der Straße mit Steinen nach uns warfen waren hier ordentlich und gut.

Für mehrere Jahre, in der fünften und sechsten Klasse in der Lugower Mittelschule, erklärte Lehrer **G. J. Wiens** die Erzählungen der Tante Mariechen für Märchen. Auch dass der Mensch aus dem Garten Eden stammt, stempelte er als Märchen und sagte der Mensch habe gemeinsame Vorfahren mit den Affen. Wir rundeten die Antwort ab und sagten einfach: „Der Mensch stammt nach Darwins Lehre von den Affen.“ Dieses war sehr deutlich, denn alle Menschen waren geneigt das Gehörte und Gesehene nachzuahmen. Auch in den dreißiger Jahren war er ein Optimist und wollte sein Wissen in den plattdeutschen Dörfern verbreiten. In der sechsten Klasse in der Naturkundestunde erklärte er uns, dass aus gemischten Ehen eine gesündere, stärkere Generation empor steigt als aus nicht gemischten. „Ihr seid zu jung um euch Grünschnäbel solche Themen zu erklären“ empörten sich die Eltern der Kinder.

Als die Hitlerarmee 1941 vorwärts schritt und die Lage fürs Land immer bedrohender wurde, sprach Lehrer Wiens sicher und überzeugend, dass unser Heimatland von keinem Feind zu besiegen sei. Aber nach kurzer Zeit wurde er, wie auch andere Lehrer und alle arbeitsfähigen Männer an die Arbeitsfront hinter dem Ural in eine Kohlegrube gerufen, wo er sein Leben gelassen hat. Aber sein Name war auf keiner Oberliste zu lesen. Hier am Grabe der Maria Töws dachte ich an beide Erzieher meiner Kindheit. Die Belehrung von Tante Mariechen hatte mich besser gemacht, ich wollte nicht lügen oder stehlen und wollte ein ordentliches Kind sein. Die Belehrung des Lehrer Wiens hatte mich klüger gemacht aber nicht besser.

Tante Mariechen und ihr jüngster Bruder, zwei erwachsene Kinder in einem Haus, starben 1933 an einem Tage an Typhus. Als meine Eltern von der Beerdigung nach Hause kamen, zündeten sie einen Wisch Stroh in der Küche an und umgaben sich mit diesem Rauch. Es war damals die einzige Vorbeugung gegen ansteckende Krankheiten.

Isaak Derksen, welcher nicht in den ersten zwei Jahren ansiedelte, war ein guter Bauer: arbeitsam, ernst und streng, zudem ein feiner Tischler. Heute noch gibt es mehrere Kommoden, Schränke und Mauerschränke, die von seiner Hand angefertigt wurden. Die „künstlerisch“ ausgestatteten Kommoden gehörten auch zur Sache und nicht zur Kunst. Über alles stand die Pünktlichkeit. Wurde die Versammlung nicht um acht Uhr angefangen, wie im Zettel, der das Dorf durchlief, geschrieben war, bekam der Schulze A. Epp sicher einen Verweis von Derksen. So ernst der Derksen, so liebevoll war seine Gattin Justina Derksen, zu welcher man gerne kam, um bei ihr Liebe und Trost in schweren Stunden zu holen

In den dreißiger Jahren starb der Ansiedler **Martin Penner**, ein guter, friedfertiger Bauer, welcher tragisch ums Leben kam. Eine 40-jährige Wand, von welcher er einige Ziegeln nehmen wollte, stürzte auf ihn und zur Mittagszeit war er tot. Gewiss glaubte er fest an technischen Fortschritt, sonst hätte er nicht die erste Fußmaschine (Nähmaschine) ins Dorf gebracht. Unter seinen vielen Nachkommen gibt es verschiedene Ingenieure. M. Penner sagte: „Wenn ich sehe, dass mein Nachbar böse ist, habe ich kein Recht, auch so zu sein.“

Peter Epp, der erste Schüler der Lugower Zentralschule, ertrank im Jahre 1914. Die tiefbetrübte Mutter folgte bald ihrem Sohn.

Der Vater beweinte seinen Sohn mit den Worten: „Er musste uns genommen werden, weil ich zu stolz auf ihn war."

Der Ansiedler **Abram Krüger** wurde fast 90 Jahre alt. In den letzten Tagen seines Lebens warnte er die Angehörigen: „Weidet nicht die Wiesen und Berge im Herbst so kahl, sonst verschwinden die Wurzeln der Gräser und es wird im Frühling das Gras fehlen." Auf das Wirtschaftliche war er bedacht und hatte eine Musterwirtschaft in der Mitte des Dorfes. In einer Nacht im späten Herbst 1929 nach einer fetten Schweineschlacht stand seine Musterwirtschaft mit Nebenbau und die Wirtschaft meines Großvaters A. Epp, seines Nachbars, in Flammen. In zwei Stunden war die Arbeit von 30 Jahren niedergebrannt. Nach zwei Jahren erklärten beide Bauern diese Flammen für ihr Glück, denn sie kamen in der Kollektivierung nicht in Betracht als Großbauer.

Helene Tun starb 1949. Obzwar Tuns nicht zu den Ansiedlern gehörten, wurden sie bald zu den Kuterleern gezählt. Von besonderer Schönheit war sie, so auch ihr Heim. Der Fußboden (Erdboden) in Tuns Haus sah glatter, ebener, besser aus als in den anderen Bauernhäusern. Sie kochte die schönste Hühnersuppe, backte den lockersten Butterzwieback und bereitete duftenden Kaffee mit Sahne. Tun, ein netter, beweglicher Mann, ehemaliger Verwalter eines Gutsbesitzers, war auch ein guter Handwerker. Ihr Sohn Johann hatte die Schönheit seiner Mutter und den heiteren Geist, die Tapferkeit und Beweglichkeit des Vaters geerbt. Aber er verließ Kuterlja als ein Bauer, das Liebesband zwischen ihm und Lena Penner zerriss.

Die Reihen der Entschlafenen schildern auch die schwersten Jahre der Geschichte. Kurze Kindergräber waren mehr als in den letzten Reihen der Verstorbenen, dank besserer medizinischer Betreuung. Viele Kindergräber gab es in den sechsten und siebten Reihen, in der Zeit des Ersten Weltkrieges. Dieses waren nicht nur Gräber der Bewohner von Kuterlja, sondern auch Gräber der Flüchtlinge aus Österreich, Deutschland und von der Memel. Wie hatten die Flüchtlinge gestaunt über die unendlichen Steppen, Felder, die hohen Strohhaufen auf jedem Hof und über das große Weißbrot, welches die Hausfrau nicht ohne männliche Hilfe aus dem Backofen zu ziehen vermochte. Nach und nach kehrten sie wieder heim.

Der erstgeborene Bewohner des Dorfes soll ein Knabe gewesen sein, der gleich starb und diesen Friedhof eröffnete. Zu den Erstgeborenen von 1892 gehörte auch **Katarina Derksen**, welche nie in die Ehe getreten war. Ernst, schweigsam, tüchtig und einsam lebte sie dahin bis zum 76. Lebensjahr. Ihre Uhr, die noch aus Holland stammte, wurde ins Museum der Kollektivgewerkschaft abgegeben. Auch **Katarina Martens** geb. 1892, eine 80-jährige Jungfer ruht hier in den letzten Reihen. Die beiden alten Jungfern gingen dunkel gekleidet, mit sauberen, gebügelten, schwarzen Schürzen, aus deren Taschen weiße, zusammengelegte Taschentücher sichtbar waren, um den Kopf ein Beschtuch.

Das vierte Haus vom Ende des Dorfes gehörte einst **Johann Görzen**, welches erst abbrannte, dann ausbrannte. Es hatte zur Folge, dass das Dorf sich um einen Feuerwehrmann kümmerte. Auf Schultebott am Anfang des Jahrhunderts wurde beschlossen zwei Lehmkaten auf dem südlichen Ende des Dorfes zu bauen: eine für den Hirten, die andere für den Feuerwehrmann.

Der erste Feuerwehrmann war **Klaß Unger,** der weder Land, Wirtschaft noch Verwandte hatte. Sein einziges Eigentum war sein Weib und sein schönes Töchterchen Tinchen. Wenn die Dämmerung sich auf Kuterlja niederließ und die Finsternis noch nicht eingetreten war, im „Twedista," verließ Onkel Klaß seine Lehmkate. Dann musste er mit einem Gerät, das einem Kinderspielzeug ähnlich war, anfangen zu klappern. Niemand hatte dann Sorgen, denn der Nachtwächter war auf seinem Posten. Onkel Klaß vermied dann auch Pferdediebstahl, klopfte rechtlich bei Gerhard Fast am Eckstubenfenster und riet dem Bauern gleich nachzureiten, da die Diebe noch nicht weit seien. Am anderen Tage ging er wie ein Held im Dorfe, aber die Dankbarkeit war bald vergessen. Es kam auch vor, dass auf dem Schultebott über Onkel Klaß gescholten wurde. Man beschuldigte ihn, dass dann und wann das Geklapper gefehlt habe, und Onkel Klaß habe wahrscheinlich geschlafen. Folglich setzte Onkel Klaß sich am

nächsten Abend unter das Fenster des Empörten und klapperte so laut und lange, bis der Wirt schließlich die Vordertür öffnete und rief: „Ich höre schon. Jetzt reicht es." Aber bei hellem Tag brannte die Lehmkate des Wächters ab und Klaß Unger verließ Kuterlja. Die Kate wurde nicht mehr restauriert.

Mein Schwiegervater **Heinrich Nachtigal** lag in einem Sarkophag aus Zement und Sand gegossen. Dieser wunderbare Mann war weit und breit bekannt, denn er hatte viele Freunde unter allen Nationen. Mit jedem sprach er in dessen Muttersprache, denn er beherrschte die plattdeutsche, hochdeutsche, russische, baschkirische und tatarische Sprache. Es machte ihm große Freude die Feste anderer Völker zu besuchen, welches eine Seltenheit unter den Mennoniten war.

„Über alles in der Welt muss man die Freiheit lieben." rief er oft aus und: „Merkt euch, dass Armut und Abhängigkeit rechte Geschwister sind und stehen weit entfernt von der Freiheit." Er gehörte zu den reichsten Männern des Dorfes und gab folglich auch am meisten Land, Pferde, Kühe und Maschinen in die Kollektivwirtschaft hinein. Er starb im Februar 1953 mit 74 Jahren. Seit dem besserte sich das Leben auf dem Lande. Heute würde er staunen über die großen Bauten und Komplexe, über den Wohlstand seiner Nachkommen.

Der Sarkophag meiner Schwiegermutter **Susanna Nachtigal** erinnerte mich daran, wie sich dieses Ehepaar durch ihre Verschiedenheiten ergänzte. Der Mann redselig, wissbegierig, heiter, mit großem Interesse für die Welt. Die Frau schweigsam, arbeitsam, pünktlich, mit Interesse für Mann, Kinder, Großkinder. Sie war nur bedacht auf das Wohlergehen und die Ernährung der Ihren. Ging es laut und bunt in der Familie her, wenn alle lachten und scherzten, so war sie dennoch schweigsam und nüchtern und sorgte für Ordnung, Frieden, Speise und Trank. Mam*ii* und Pap*ii* nannten wir sie.

Johann Nickel kam als zehnjähriger Knabe, wie auch H. Nachtigal, mit seinen Eltern nach Kuterlja, ein lustiges Kind und fähiger Schüler. Er verstand Vierzeiler, Scherze, Späße, Gleichnisse passend anzuführen. In der Einzelwirtschaft hatte er nicht nach Reichtum gestrebt. In der Kollektivwirtschaft stand er immer seinen Mann, führte die Rechnungen, nahm Getreide auf der Tenne an und wog es auf einer Waage. Diese bestand aus einem Querbalken, an einem Ende mit einem großes eisernes Gefäß und am anderen Ende die Gewichte. Er sorgte für Ordnung auf der Tenne.

Wenn er guter Laune war, meinte er, dass die plattdeutsche Sprache die wahrhaftigste Sprache der Welt sei. Lange Zeit wurde alles „Geschriebene" wie Begräbnisbriefe, Hochzeitsbriefe, Bittschriften und Dankesbriefe von ihm verfertigt. Vieles von ihm Gesagte lebte fort und wurde zum Sprichwort.. Den Gartenbau liebte er nicht so wie seine Ehefrau, Helena Nickel, die jedes Korn sorgfältig in die Erde legte und dann mit der flachen Hand die Erde in Liebe fest klopfte. Sie war die Tochter des P. Suckau, der die „Kaiserkrone" einst pflanzte. Als ich ihn mit seinen 83 Jahren besuchte, war er noch rüstig und lebensfroh. Er erzählte Verschiedenes aus alten, guten Zeiten, wie die Mennoniten arm in Russland eingewandert waren, wie sie durch große Tüchtigkeit zum Wohlstand aufgestiegen seien, wie sie sich ausgebreitet hatten im Süden und im Osten Russlands, sogar am Amur. Aber er meinte, besser als jetzt hätten die Menschen nie gelebt, denn alle waren gekleidet und alle wohl ernährt ohne sich abzurackern. Das Leben war schön geworden. Seine Frau verstarb früh. Bis 80 Jahre war er Deputierter des Dorfsowjets. Zu den Sitzungen und Versammlungen erschien er immer rechtzeitig und sagte jedes Mal: „Der älteste Deputierte ist erschienen, wo sind die jüngeren?" Was beschlossen wurde, musste durchgeführt werden, und er tat dazu das seine. Als ich ihn zum letzten Mal besuchte, saß der 88-jährige Greis auf einem Rollstuhl, sehr taub, mit schwachem Augenlicht. Auf dem Tisch lag aufgeschlagen die Bibel, auf welcher eine Lupe lag. „Weißt du,." sagte er „ leben kann man ohne Gott, nur sterben möchte ich nicht ohne ihn." Er lobte das Leben, seine Kinder und Großkinder, bei denen er ein gesegnetes Alter gehabt hatte, und äußerte den Wunsch heim zu gehen.

Auch **Johann Thießen** kannte den schweren Anfang der Ansiedler in den Samarischen Steppen. Berichtete die „*Friedenstimme*", organisiert 1902, oder „*Unser Blatt*" über das Le-

ben der Ansiedler, so hieß es da: in „Neu Samara, Kreis Busuluk." Nach Kuterlja war die Familie Thießen erst später von einem Gutshofe übergesiedelt, als die Gutshöfe geplündert wurden. Alle zwölf Kinder waren groß von Wuchs, blond, schlank, mit einem Schönheitsgefühl. Die Hälfte der Kinder verabschiedeten sich von den Eltern und Geschwistern und zog nach Kanada.

Er selbst war ein netter Mann, beweglich, redselig und zufrieden. Die Frauen des Dorfes holten gerne aus seinem Brunnen Wasser, denn das „Thießenswasser" war weicher als das Wasser anderer Dorfbrunnen. Thießens waren unsere Nachbarn an der nördlichen Seite. Eines Morgens (1928- 29) nannte Onkel Thießen laut meinen Namen auf seinem Hofe und winkte mir mit dem Zeigefinger. Rasch lief ich hin. „Was machst du denn?" fragte er. „Ich baue Häuser im Sand!" „Bauen, Kind, ist immer gut, komm mal mit, ich habe ein Geschenk für dich." Aus der Vorratskammer in der Küche holte er mir einen großen Packen alter Fotos, andere Bilder und feine, mit Gold verzierte Wunschumschläge. Da wir in den zwanziger Jahren mit gekauftem Spielzeug nicht verdorben wurden, diente alles als Spielzeug: Fläschchen, Gemüse, Blätter. Gewiss würden auch diese Fotos sich gut dazu eignen. Damals vernichteten viele Leute vorsichtshalber Papiere, Fotos, Dokumente und Bücher. Als ich endlich des Bauens satt wurde, raffte ich meine Schätze zusammen um meinen Reichtum den Eltern zu zeigen. Die Eltern schauten auf die Bilder und erkannten sogleich wo sie her waren: von Ufa, vom Süden, von der Krim und Sibirien. Es waren viele Familienbilder, ein Bild einer mennonitischen Wirtschaft aus dem Süden, mit einem Giebel aus Ziegeln und ein Ziegelzaun um den Vorgarten, auf dem Hof eine Querscheune, an der Schmiede trieb man dem Pferd das Hufeisen an. „Mutter, Vater, weshalb sind in Kuterlja nicht solche schönen Häuser?" fragte ich. „Das Dorf Kuterlja war noch zu jung, dann kam der Krieg" war die Antwort.

Die Bilder mit verschiedenen Maschinen wie Binder, Dreschmaschinen und Pflügen, interessierten meinen Bruder. Mir gefiel das Bild mit den zwei Geschwistern: ein Mädchen im weißen Kleid und ein Knabe im schwarzen Anzug, mit weißen Knöpfen an den Höschen! Sie trugen feine Schuhe, mit Riemen über den Fuß. Sie waren nicht zu vergleichen mit meinen kleinen Holzpantoffeln, die Vater selbst anfertigte und Mama mit etwas Schwarzem anstrich, damit sie weicher waren. Sie sahen auch wunderschön aus, aber waren nicht zu vergleichen mit den Schuhen des Mädchens. Auf einem Bild war das Schweineschlachten dargestellt: Das fette Schwein, dem die Eingeweide entnommen waren, hängend, die Bauern ruhend, die Kinder beschäftigt mit dem Aufblasen der Harnblase, genau so wie in Kuterlja. Das wichtigste Bild war für mich ein Brautpaar, das sich fest an den Händen hielt. Die Braut im langen weißen Kleid, der Schleier schön auf der Erde zurechtgelegt, der Bräutigam ernst, hochaufgerichtet stehend, im schwarzen Anzug. In den Maschinen sah mein Bruder seine Zukunft, in der Liebe des Brautpaares sah ich meine.

Zu den Ansiedlern des Dorfes zählte man auch **Gerhard** und **Liese Fast,** die von der Molotschna mit ihren sechs erwachsenen Töchtern und zwei Söhnen nach Neu Samara zogen. Sie waren meine Urgroßeltern von mütterlicher Seite. Die erste Silberne Hochzeit, welche Kuterlja feierte, war die Hochzeit meiner Urgroßeltern, welche zusammenfiel mit der Grünen Hochzeit meiner Großeltern Abram und Liese Epp. Ihr Haus steht heute noch da, weit entfernt von der Straße. Sollte der Urgroßvater sein Haus besuchen, so würde er wohl mit Wehe im Herzen seine Nachkommen fragen: „Wo sind all die mennonistischen Möbel geblieben? Wo ist das Ausziehbett, die Schlafbänke, die man tagsüber zusammen schob und zudeckte wie eine Kiste, wo steht die Kommode und der Ausziehtisch, an welchem meine große Familie speiste? Alles war stabil und aus gutem Holz gemacht und sollte noch lange den Kindern und Großkindern dienen. Diese neuen Möbel sind von solchem dünnem Holz oder gepresstem Papier, die nicht mal ein Menschenleben lang aushalten, nur der Glanz ist gut. Wo ist der rote Ziegelherd mit dem gusseisernen Kessel geblieben? Auf jenem weißen Ding, mit so einer kleinen Flamme bereitet ihr heute eure Speisen?"

Sie lebten anfänglich etliche Monate in Sorotschinsk, bis der Frühling den Schnee aus

Kuterlja vertrieb. Auf dem 50 Werst langen Weg traf man nur drei russische Dörfer. Zwei Dörfer hatten hohe Kirchen, welche schon von weit zu sehen waren. Als ihr Schlitten Jaschkino verlassen hatte und den Berghügel mit großer Anstrengung hinaufgefahren war, bat Liese ihren Gerhard: „Halt mal die Pferde an und schaue nach, was eigentlich die schwarzen Hügel auf den Feldern bedeuten, es sind so viele von Sorotschinsk an." Gerhard prüfte mit dem Peitschenstiel den Humpel und merkte, dass es fest gepresste Ähren waren, so fest, dass keine Maus vermochte hineinzudringen. Er meinte: „Das verstehen die Russen meisterhaft!" Aber er glaubte doch, dass der Vorrat an Korn auf dem Hausboden sicherer sei als auf dem Feld.

An der nördlichen Seite des Friedhofs lag ein Gemüsegarten, welcher jetzt den Nachkommen des Ansiedlers **Heinrich Friesen** gehörte und wieder lebte hier ein Heinrich Friesen. An der Westseite des Friedhofs grenzte der Hinterweg des Dorfes, welcher sich auch einem Kollektivfeld entlang zog. Die Abwechslung der Getreidekulturen, die hier angebaut wurden, wurde von den gelehrten Agronomen streng befolgt. In diesem Jahr sollte ein prächtiges Weizenmeer die Kuterleer erfreuen. An der östlichen Seite des Friedhofs ging es immer heiter her: da stand die Schmiede, die Werkstätte, in welcher die Holzarbeit, das Nötige für die Kollektivwirtschaft und für privaten Gebrauch gemacht wurde, hier wurden auch alle Särge für den Friedhof angefertigt. Hier ruhten über Nacht die vielen Traktoren und Mähdrescher. Die große Fläche war das Land des Obergartens, der alten Schule und des Klubhauses: Das Herz des Dorfes. Hier versammelten sich am Morgen die Männer vor Beginn der Arbeit, hier besprachen sie Kollektiv- und Privatsachen, Handel und Preise. Am südlichem Ende grenzte der Friedhof an die Mittelstraße, hinter welcher ein kleines Fichten- und Tannenwäldchen lag, den wir Weihnachtswald nannten. Dieser Wald war uns ein Symbol des ewigen Lebens, denn er grünte im Sommer und im Winter. Gerne spielen Kinder im Wald, und Erwachsene suchen hier Erholung und Vergnügen.

Diesen Wald pflanzte 1910 **Jakob Neufeld** auf einer Wirtschaft die er vom Ansiedler Lorenz gekauft hatte. Im Frühling fuhr er 100 Kilometer zum Busuluker Wald, kaufte kleine Tannen- und Fichtenpflanzen, bedeckte sie mit feuchter Decke auf dem Wagen und kam nach Kuterlja. „Der Neufeld bringt frische Erde aus Busuluk", lachten die Bewohner über sein Vorhaben. Der Wald aber wuchs heran, steht heute noch grün da und erinnert uns an den Mann, der nicht nur die Natur liebte, sondern auch alles in der Welt: Musik, Kunst. Ohne Lieder und Schönheit wäre ihm das Leben zu öde gewesen. Der Name Neufeld war auch verbunden mit dem Verständnis ein Meister zu sein: mit Holz, Eisen, Elektrizität und Technik.

Jakob Plett gehörte nicht zu den Ansiedlern des Dorfes Kuterlja, sondern Bogomasow, welches fünf Jahre früher angesiedelt wurde. Seine Erzählungen klangen wie Musik, wie Donner oder wie das Rauschen von fließendem Wasser. Schön waren sie immer, auch wenn es sich um einfache Dinge handelte. Mit welchem Geschmack, gepfeffert und gesalzen, erzählte Onkel Plett von den ersten Ansiedlern von Neu Samara. Die zwei Brüder Stobbe unterschieden sich von andern durch hohen Wuchs und gewaltiger Stärke. Die Brüder fuhren zum Markt nach Alt-Gratschowka, um Lebensmittel und Pferde zu kaufen, denn sie konnten von der Molosch nicht alles mitschleppen. Die Russen in ihren Kaftanen, mit den Binden um den Leib, in Wicklern und Bastschuhen umringten die hohen Deutschen und fragten: „Sind alle Menschen, die hier ansiedeln wollen, so groß und stark wie ihr beiden?" „O ja," hatte ein Stobbe geantwortet, „wir beide haben noch 33 Brüder, von welchen wir die kleinsten sind!" Die Russen hatten die Köpfe geschüttelt. Die russischen Bauern beschuldigten die Deutschen, dass diese mit ihrem Kommen die Preise auf den Märkten in die Höhe getrieben hätten. Wenn der deutsche Übersiedler auch nicht reich war, so hatte er doch etwas mehr als der russische Landmann, der erst vor Kurzem von der Leibeigenschaft befreit worden war. Für die reichen russischen Bauern war die Übersiedlung der Mennoniten von Nutzen, denn diese brauchten alles: Vieh, Weizen, Kartoffeln. Die Kartoffeln, die sie sich kauften, waren im Herbst wie Haselnüsse. Aber auf der Neu-

landerde wuchsen Kartoffeln so groß wie die hölzernen Pantoffeln oder ein Bastschuh.

Onkel Plett erzählte gern vom Försterdienst, wo er seinen Dienstbrüdern auf einem Ziehharmonium mit Löffeln anstatt Knöpfen an der linken Seite vorgespielt hatte. Dreißig Jahre war er Schmied des Dorfes. Keine Frau konnte ohne seine Renovierung von Gefäßen in den schweren Jahren auskommen. Damals ruhte die ganze Kollektivwirtschaft mehr auf dem Schmied als heute. Badete man früher die schwachen Kinder im Schmiedwasser, so brachte diese Heilkunst sie in Berührung mit *Eisen*. Jakob Plett war stolz auf seinen Beruf und was er in seinem Leben verfertigt hatte.

Gute Sitten herrschten in unserem Dorfe: man hielt es für seine Pflicht, die jungen Leute zu verheiraten und die Verstorbenen zu beerdigen. Auf den Begräbnissen vergaß man die Schwächen, Fehler, Streitereien und Beleidigungen. Hier besang man jeden mit Liedern verschiedenen Inhalts. Die Begräbnislieder priesen alle das Wiedersehen. „Auf Wiedersehen" stand auch auf allen Särgen, dann zwei Buchstaben: Name, Familienname, dann zwei Jahresdaten, durch einen kleinen Strich geteilt, Geburts- und Todesjahr. Als Mädchen malte ich auf einem Deckel mit Zahnpulver: „H. N. 1858-1946." In den ersten Jahren starben viele an Defterit (Diphtherie). Man behauptete, dass der erste Bazillus der Diphtherie in einem Brief aus Sibirien gekommen sei. Heute ist dieser Bazillus bekämpft, wie auch die Lungenkrankheit Tuberkulose. In den mittleren Reihen des Friedhofes ruhten viele, die an Typhus starben. Heute sterben Menschen an Krebs und hohem Blutdruck. Letzteres bekämpften unsere Großeltern durch „Adern lassen" mit einem kleinem „Beilchen", das sie Flett nannten. Werden die Menschen einst befreit von allen Krankheiten, um dann im hohen Alter durch allmähliches Ableben zu sterben? Maßloser Genuss, große Liebe oder Selbstliebe, Kummer und Leiden verkürzten den Lebenslauf. Die Gräber von hohen Greisen aber lehrten, dass diese Menschen die Arbeit liebten, und natürlich lebten.

Die Greisin **Anna Heide,** eine heitere Frau liebte die Tat, die Arbeit, sogar den Handel. Das irdische Leben hatte für sie größere Bedeutung als das Jenseits, aber auch sie wollte mit ihren 83 Jahren heim. Sie meinte, dass in den Jahren der Ansiedlung die Lieder einen schöneren Klang hatten, und man lustiger lachte als jetzt. Sogar das Brot war drei Mal so hoch wie heute, da der Weizen nicht in Berührung mit Metall kam, da man mit dem Ausfahrtstein gedroschen hatte. Sie war dankbar, dass ihr Gatte Heinrich ihr vorangegangen war und dass sie beim Sterben keine Sorgen um Mann oder Kinder hatte. In den ersten Jahren waren sie sehr betrübt über Kinderlosigkeit, aber desto größer war ihre Liebe zu einem Knaben, welchen sie von klein auf erzogen hatte. Heute noch steht das Haus in voller neun Meter Breite mit dem hohen Giebel mit einem Giebelfenster, in welchem die jungen Jahre des **Heinrich Heide** verliefen. Das erste Haus der Straße, gehörte Kornelius Heide, dem Vater von Heinrich und Martin Heide und ihren drei Schwestern. Für die Kuterleer verkörpert der Name Heide Friedfertigkeit. Die Wurzeln der Friedfertigkeit wurden in den vielen Nachkommen von Heide nicht erstickt, sie trugen Blüten in Menschen, die längst auch andere Namen tragen. Als 15-jähriges Mädchen harkte ich mit einer großen Schleppharke das Getreide in der Erntezeit zusammen und Onkel Heide lud es auf den Leiterwagen. War der lange Wagen voll, klappte er die Leitern des Wagens an beiden Seiten auf. Er mochte nicht den Wagen halbvoll ins Dorf bringen, um viele Wagen gebracht zu haben. Er war nicht redselig, aber kam er in Schwung, war er schwer aufzuhalten. Er erzählte mir über den Försterdienst der wehrlosen Mennoniten in Russland, über die Bedeutung des Försterdienstes für das Reich, und über die Bedeutung des Försterdienstes für die mennonitische Gesellschaft. Die Förstereien lehrten die Ackersleute über Waldbau und Gartenbau. Wichtig war ihm, dass es in der Försterei in Vielem wie zu Hause war: Man speiste wie daheim, hatte am Sonntag Andacht, an Feiertagen gab es Zwieback, Obstsuppe, Schinkenfleisch und Senf. Er rundete die hohe Kornfuhre mit der großen englischen Gabel ab. Dann fuhr er Schritt für Schritt den Berg hinab zum Dorfe, indem er die Leine steif anzog und sich mit den Füßen fest gegen den Querbalken des Leiterwagens stemmte. Er meinte, dass solche, die nicht

verstanden mit Pferden umzugehen, erfahren könnten, dass der Wagen mit den Rädern nach oben zu liegen kam, die Seile zerrissen und die Pferde davon liefen. Ich schaute von oben auf das Dorf mit lieblichen Strohdächern, Gärten, Hecken, Zäunen und ebener Straße. So arbeitete ich viele Tage mit ihm und er erzählte Interessantes aus dem Försterdienst. Von solchen wie Onkel Heide, pflegte H. Wiebe zu sagen, dass er nicht am Weltkrieg Schuld habe, weil er nach Frieden strebte und nicht nach Zank und Streit. Heide war ein Mann mit gutem Herzen, der treu in der Kollektivwirtschaft arbeitete.

Das dritte Haus des Dorfes gehörte dem Ansiedler **Janzen,** der trotz aller Arbeit und Mühe nicht auf einen grünen Zweig kam. Seine Frau liebte den Gartenbau, wie auch die Blumenzucht. An der Straße in ihrem Garten steht die einzige Eberesche des Dorfes, die zu allen Jahreszeiten schön ist, im Sommer durch ihre Blätter, im Herbst durch rote Beeren, die wir in der Kindheit für giftig hielten, und im Winter durch den Reif, der wunderliche fantastische Formen machte, anders als auf anderen Bäumen. Über alles aber liebte Frau Janzen den duftenden Kaffee, besonders in fremden Häusern. Mein Großvater A. Epp belehrte oft Weib und Töchter die Blumen zu lieben und nicht zu plaudern. Die Arbeitstasche, in welcher Wollknäuel und Stricknadeln waren, kannte jede im Dorfe. Blühten jeden Frühling die Lilien, Tulpen und Begonien, so erinnerte man sich unwillkürlich an sie. Sie starb bei ihrer Tochter Lieschen in der Orenburger Ansiedlung. Ihre Tochter Suse, mit ihrem Martens Hermann, verließen Kuterlja um ihr Glück in Kanada zu suchen.

Unter einer bekannten Esche ruhte **Gerhard Unger**. Seine Ehefrau Aganeta Unger lag 60 cm von ihm entfernt, in der davor liegenden Reihe. Von allen meinen Onkeln liebte ich den Onkel Jät wohl am meisten, wahrscheinlich für seine Originalität, schlagfertig in Wort und Tat. Er suchte nie den Nutzen oder Vorteil für sich. Das verteidigen seiner Ansichten spielte für ihn eine größere Rolle als der Gewinn. Handelte es sich um das Verteidigen seiner Prinzipien, so pflegte man im Dorf zu sagen, dass das Wasser bei ihm bergauf laufe. Am Frauentag pflegte er auszurufen: „Sie gehört der Familie und nicht dem Staat. Wehe dem Lande, wo Frauen und Knaben regieren." In den Kriegsjahren auf den Arbeitsfronten, meinte er, dass seine Frau, Tante Nelje ruhig zu Hause bleiben und sich nicht auf Bahnstationen herum treiben sollte. Weil er nie krank war, glaubte er auch nicht an Medizin oder Ärzte. Als er mit seinen 70 Jahren erkrankte, tröstete er die Angehörigen, „Ich bin alt und muss davon." Über alles liebte Onkel Jät die Pferde, die er am Ende des Dorfes auf einer runden Bahn dressierte. Die Pferdezucht stand in Kuterlja auf einer höheren Stufe als in naheliegenden Dörfern. Als jemand behauptete, dass das Pferd bald im Museum stehen würde, meinte er, wenn die Zeit eintreten sollte, würde das Kommen des Herrn nahe sein. In den letzten Jahren seines Lebens bewachte Onkel Jät pflichtgetreu die Getreide des Dorfes, wo ich ihn dann manchmal besuchte, um ihn am Sonnabend mit frischem Gebäck zu erfreuen. Er liebte die Unterhaltung und zitierte die Worte eines Liedes: „Über den Sternen, da wird es einst tagen." Er sagte, er ertrage schlecht Schwätzer oder Heuchler. Von allen Lehren und Religionen erkannte er nur die Lehre des Mennon: Wahrhaftigkeit, Friedfertigkeit, Freigebigkeit, ohne Schwert und Blutvergießen.

Onkel Gerhard lebte lange arm mit seiner großen Familie, aber starb in guten, weißen Betten. Er lobte und dankte für den Wohlstand, der den Menschen zuteil geworden war. Mit dem großen Gott, zu dem er inniglich betete, hatte er seine eigene Rechnung, um welche andere für sich sorgen, um bei Ihm Gnade zu erflehen. Auf seinem Sterbebett sang er halblaut: „Gnade muss es sein, Gnade ganz allein".

Ich ging zum vergessenen Grabhügel der **Katarina Adrian**. Durch eine Gehirnhautentzündung im Kindesalter hatte sie nur eine kindliche Denkweise, einen dicken, abgerundeten Körper und eine grobe Stimme. Da sie aber sehr stark war, wurde sie der Kollektivwirtschaft zum Nutzen. So musste Tante Tin immer da stehen, wo der Kampf am härtesten war, beim Stroh und Spreu der Dreschmaschine. Sie weinte dann auch, warf die Gabel ins Stroh, empörte sich aber es blieb dabei. Im Herbst, wenn sie mit vier Metern Kattun für

ein Kleid prämiert wurde, vergaß sie auch die Beleidigungen und an langen Winterabenden sehnte sie sich nach dem heißen Sommer, nach der Dreschmaschine. Die weniger kluge Katarina Adrian war stolz auf ihre Arbeit, mit der sie besser fertig wurde als viele andere Mädels des Dorfes. Sie liebte die Freud- und Trauerfeste, zu welchen jedermann geladen wurde, ohne Ansehen der Person. Am liebsten sammelte sie Fotografien von den Bewohnern des Dorfes. Sie beruhigte sich als man sie tröstete, dass der junge Hans Unger auch sie nach ihrem Tode fotografieren würde. Wir nannten sie schwach, weil sie nicht fähig war das Falsche, das Tückische, das Pharisäische in den Erwachsenen zu erkennen. Ihr Leiden wurde schwerer und 1969 wurden die Verwandten von Tante Tin erlöst. Sie wurde beerdigt wie alle anderen im Dorfe. Sechs Männer vermochten kaum, den schweren Sarg auf die Bahre zu bringen. Auf dem Friedhof sangen wir: „Seh'n wir uns an jenem Ufer, wo die Lebensbäume blühn." Hier am Grabe schämte ich mich, denn der Spruch: „Werdet wie die Kinder" konnte hier buchstäblich aufgefasst werden.

Der Grabhügel des **Heinrich Wedel** erinnerte mich an einen starken Mann mit festen Überzeugungen und einem schweren Gang. Alle Motoren, Dreschmaschinen, Mühlen und anderes arbeiteten unter seiner Leitung. An seinem Grabe erinnerte ich mich einer Begebenheit in den dreißiger Jahren.

Ich durfte zur Stadt Orenburg mit meinem Papa, der mit Wedel und anderen zum Dienst reiste. Nach Beendung der Tagesarbeit durften auch wir Landbewohner uns in dem großen schönen Park der Stadt des Lebens freuen. Hier schien helles Licht, welches es in Kuterlja nicht gab. Die Hornmusik schallte ganz anders als die weichen Töne des Fußharmoniums zu Hause. Das Interessanteste waren die vielen schön gekleideten Menschen. Wie schienen mir all diese Menschen glücklich zu sein, denn die lachten und scherzten miteinander dort an jenem Fontain bei den Blumen! „Kind, sei aufmerksamer, dass wir uns hier im Getümmel nicht verlieren," warnte mein Papa. Heinrich Wedel liebte Musik und Gesang, doch er pflegte sie selbst nicht. Vor allem aber liebte er das Schöne in der Natur und in den Menschen. Er gehörte zu den Ersten, die in den Nachkriegsjahren die Obstbäume wieder zum Leben brachte und ihm folgten dann fast alle Dorfbewohner.

Am Kopfende eines anderen Grabes wuchs ein hoher Baum, der in Kuterlja unbegründet Brotbaum genannt wurde. Auf dem Täfelchen standen zwei Buchstaben in gotischer Schrift „K. G. 1895-1960", und die Inschrift: „Überwunden durch das Lammes Blut." Hier ruhten viele Gläubige, wohl keine Abergläubigen. Der Aberglaube verschwand mit dem Fortschritt, aber nicht die Religion, welches die Worte auf den Täfelchen der Verstorbenen bewiesen.

Kinder und viele Jugendliche buchstabierten diese Worte und verstanden den Sinn nicht. Auch mein Sohn nicht. Er meinte die Revolution wurde erkämpft durch das Blut von Tausenden. **Katarina Görzen** glaubte, dass Fleisch und Geist zwei geteilte Substanzen waren und nicht eins, wie der Materialismus lehrte. Für ihre feste Überzeugung und öffentliche Behauptung wurde sie 1951 zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt. Sie wurde verschiedener feindseliger Taten beschuldigt, von welchen sie keine Ahnung hatte, da sie in großer Armut und schwerer Arbeit als Kälberwärterin mit ihren Kindern zusammen ihr Dasein fristete, denn der Vater war schon 1935 der Familie entrissen worden. In den schweren Kriegsjahren war das Erhalten der Kälberherde keine leichte Sache. Wie freute sich K. G. über die Erfindungsgabe ihrer Kinder, die sich an kalten Herbsttagen ihre bloßen Füße in den warmen dünstenden Kälberdreck zu wärmen verstanden, um vor Erkrankung und Erkältung bewahrt zu bleiben. 1955 kehrte sie zurück nach Kuterlja, ohne jeglichen Hass oder Beschuldigung. Niemand im Dorfe sah sie jemals erbost. Vom Morgen bis zum Abend war sie stets bemüht, sich selbst zu bekämpfen, denn „nur was Du liebend getan, wird bestehen", wiederholte sie aufs neue. Dort in den Gefängnissen hatte sie am stärksten erfahren wie groß die Macht der Liebe sei, denn Frauenherzen, die mit Hass und Bosheit umgeben waren, waren durch Liebe zu erweichen. Sie bekämpfte beständig ihre Abscheu und ihren Hass gegen die Unmenschen und stellte sich immer aufs Neue die Frage: „Wie hätte Jesus gehandelt?"

Jetzt stand ich zwischen den Gräbern der Katarina Görzen und Heinrich Wedel. Sie starben an dem selben Tag, aber jeder hatte seinen Begräbnistag, zu welchem alle Bewohner des Dorfes erschienen. Ihre Persönlichkeiten waren grundverschieden. Wedel war eine Kraft, K. G. ohne Kraft aber eine Macht. Wedel sorgte für den Wohlstand im irdischen Leben, K. G. für das Wohlergehen im Jenseits.

Ich fand den Grabhügel des Kuterleer **Johann Epp.** Er war ein hoher Mann mit einem sanften Blick und einer weichen, wunderbaren Stimme. Er fühlte sich berufen auf Festen den Gesang zu führen. Wohlwollend, nicht aufdringlich, leitete er den Gesang ein, selbst ging er in den Tenor über, und alle fühlten seine feste laute Stimme, der auch der schlechteste Sänger sicher folgte. Als Pferdewärter des Dorfes verstand Onkel Epp auch die streitbare Frage im Gebrauch der Tiere friedlich zu lösen, sowie zum Nutzen der Pferde als auch der Kollektivisten. „Einem jedem das Seine", erwiderte er als ich seine wunderschöne Stimme lobte. Er sagte es einfach, ohne jegliche Prahlerei und fügte langsam hinzu, dass er immer mit sich kämpfen musste, um nicht die Starken, Klugen, Schönen und Tapferen zu beneiden. Im Geist sah ich ihn, wie er 1943 im Molotower Gebiet auf der Kohlengrube 76 aussah: mit beiden mageren Händen führte er ein Stück Brot mit draufgelegter Butter, das ihm seine Frau geschickt hatte, zum Munde. Die Tränen rollten von den Wangen auf die Butter, dann verzehrte er alles gierig: Geschmiertes Brot mit Tränen zusammen, erfreut über dieses teuerste Geschenk. Nach dem Krieg kehrte er heim und war wieder der Vorsänger auf Freud- und Trauerfesten. „5.000 Menschen speist der Herr, mit wenig Brot und Fisch, O, komme Du Gesegneter, und segne unser Tisch, und segne unsern Tisch..." sang er lauter als alle anderen vor den Mahlzeiten auf den Festen.

Seine Schwester **Maria Pankratz** hatte auch eine wunderschöne Stimme und sang, trotz großer Armut, schon am frühen Morgen. Auf der Straße blieb man stehen, um ihren Tönen zu lauschen. Drei Söhne hatte Frau Pankratz in den vierziger Jahren zum Friedhof gebracht und ihren Mann, **Heinrich Pankratz**, hatte sie seit dieser Zeit auch nie mehr gesehen. Am frühen Morgen, des 6. November 1942, versammelten sich alle Bewohner des Dorfes beim Pferdestall, auch Eppenstall genannt, zum Abschied von den Mobilisierten. Das war die zweite Mobilisierung, die nach Norden in die Kohlenschächte ging. Das Gepäck wurde auf den langen Leiterwagen geladen. Trotz der großen Menschenmenge war es nicht laut. Onkel Pankratz betrat als erster den Leiterwagen, hob eine Hand auf und richtete sich mit zitternder Stimme an alle Versammelten: „Teure Kuterleer! Ich bin oft hart und grob gewesen! Verzeiht es mir, bitte! Ich hab' es nicht böse gemeint!" Niemand achtete besonders auf seine Worte, denn alle waren beschäftigt mit dem ihrigen: Mütter mit Söhnen, Frauen mit jungen und alten Männern, Mädchen mit ihren Jünglingen oder Freunden, Verwandten. Dann ging der Leiterwagen vom Hof. Hatte Heinrich Pankratz es geahnt, dass er Kuterlja zum letzten Mal sah, so dass er ein Verlangen hatte, von allen in Frieden zu scheiden? Seine Knochen ruhen in einem tiefen Schacht, unter den hohen Fichten des Nordens, aber seine Frau Maria hatte ein gut gepflegtes Grab. Der Wohlstand kehrte schließlich auch in das Haus von Frau Pankratz ein: schöne Zimmer, Möbel, Kleidung und Nahrungsmittel im Überfluss. Sie wurde in Liebe von ihren Kindern auf Händen und Wägelchen zum Tempel getragen. Nicht jeder Mutter wird solche Liebe zu Teil.

Gerhard Thießen und **Nickolai Pauls** stammten aus dem Süden, aus Rudnerweide und Franztal. Beide liebten die Arbeit, Ordnung und den Frieden. Deshalb hatten sie wahrscheinlich den Süden verlassen, denn dort entwickelte sich der Klassenkampf in den Jahren der Kollektivierung zu größeren Widersprüchen als in den ärmeren Dörfern der samarischen Steppen. Weil sie Zimmermänner und feine Tischler waren, entstanden alle Bauten im Kolchos in den dreißiger und vierziger Jahren unter ihrer Leitung. N. Pauls führte auch die Bienenzucht im Dorf ein, denn von der Ansiedlung her bis 1933, gab es nicht einen Imker. Wie Milch und Blut war der Honig in den Jahren der Ansiedlung geflossen, da die Neulandsteppen reich an verschiedenen Blumen waren.

Der alte Onkel **Abram Schartner** hatte ein gutes, arbeitsames Leben geführt. Er war ein Ansiedler des Dorfes Podolsk und nicht Kuterlja. Seine Aussprache war polnischer Herkunft, bestätigt durch ein Tagebuch seines Vaters aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die krausen gotischen Buchstaben dieses Tagebuches waren nur mit großer Mühe zu entziffern. Das merkwürdigste in diesem 150 Jahre alten Tagebuch war, dass die Mennoniten in Polen einen großen Wert darauf legten, unter welchem Sternzeichen sie geboren waren (Krebs, Löwe u. a.). Onkel Schartner zählte man zu den wohlhabendsten Bauern des Dorfes Podolsk. Im Jahre 1930 wurde seine Wirtschaft verallgemeinert. Ein viertel Jahrhundert lebte er noch in Kuterlja, still, zurückhaltend, in Erinnerungen an seine 40-jährige opfernde Arbeit in Podolsk. Er besorgte fleißig seinen kleinen Garten, seine Kuh und Geflügel und bedauerte die Zukunft, wenn er das Treiben auf dem Kolchoshof beobachtete. „Bei dem Abrunden der Ecken der Felder bleibt schließlich ganz wenig Land für den Weizen." sagte er, wenn er die Felder beschaute. Aber ich dachte die Bauern lebten gut und hatten alle genügend Brot und Butter.

Zunächst meldete eine große Tafel: „Hier ruhen in Frieden **Abram** und **Anna Schartner**." Abram war der älteste Sohn des alten Schartners. Bei ihm und seiner Ehefrau (geb. Neufeld) fand Onkel Schartner an seinem Lebensabend eine Stätte, als man ihm 1930 Haus, Hof, Land und Vieh weg nahm. Seine große schöne Familie fand sich später gut in den neuen Verhältnissen der Sowjetzeit zurecht. Der Alte aber, betete jeden Abend aufs Neue, dass der große Gott ihm helfen möge, seinen Stein im Busen gegen die Sowjetregierung, die ihm alles genommen hatte, los zu werden, denn als ein Mennonit wollte er nicht Rache üben. Der Junior Abram Schartner war lange ein Brigadier in der Kollektivwirtschaft und arbeitete auch als ein Pferdepfleger in einem großen Pferdestall.

Anna Martens (geborene Klassen) war die jüngste Tochter von Ansiedler **Abram Klassen** und **Sara Klassen** (geboren 1849 und 1855). Sie stammten aus Friedensruh und Tiegenhagen. Am 19. 2. 1892 verließen sie Tiegenhagen und kamen am 2. 3 .1892, ermüdet von der Reise mit dem Zug, in Neu Samara, Station Sorotschinsk an. Am Anfang lebten sie bei ihren Bekannten und am 30. April siedelten sie auf ihrem Grundstück. Am 22. 4. fuhren sie zum ersten Mal aufs Feld, und bauten auch ein Lehmhaus, welches sie am 7. September einweihten. Am 22. Juli wurde der erste Weizen gemäht. Das Tagebuch vom A. Klassen berichtet von seiner vielseitigen Wirtschaft in Neu Samara: Die Stuten und Schweine bei-gelassen, am 21. Februar die Schafe geschoren. Klassens waren wohl die akkuratesten Bauern des Dorfes. Obwohl in Kuterlja der Familienname Klassen mit der Zeit ausstarb, gab es Leute in anderen Dörfern, die diesen Namen trugen. Sie erhielten einen Beinamen wie „Straumi-Klassen."

Eine heitere Begebenheit aus dem Leben des alten Klassen passierte im Schulgebäude an einem Sonntag Morgen. Prediger **Isaak** sagte: „Ein Rabbelchen gibt immer wieder ein Rabbelchen. Es gibt Menschen, die immer wieder mit den Sünden der Väter geplagt werden." Bauer Klassen, der wahrscheinlich die verschiedenen Sünden erkannte, empörte sich gegen Bauer Isaak, stand auf, streckte die rechte Hand aus und rief: „Ich weiß schon, wen du meinst!" Dann verließ er eilends das Schulgebäude. Der Segen war an diesem Morgen nicht auf die Gemeinde gefallen. Schweigend gingen alle auseinander. Es kostete Bruder Isaak viel Mühe, dem Klassen zu erklären, er habe nicht ihn persönlich im Auge gehabt, sondern die Schwächen aller Menschenkinder, auch sich selbst. „Sage es dann auch so" war die Antwort des Klassen. Am nächsten Sonntag war Bruder Isaak vorsichtiger mit seiner Predigt und anstatt zu sagen „Es gibt Menschen" sagte er laut und deutlich: „Wir Menschen". Abram Klassen zählte zu den wenigen, die nach 13 schweren Arbeitsjahren am 13. 1. 1905 zum Besuch zu ihrer Mutterkolonie fuhren. Aber knapp drei Wochen später war er schon wieder in Kuterlja, denn die Sorgen um die Pferde, Kühe, Schweine und Schafe hatten ihm keine Ruhe gelassen.

Am Grabhügel von **Anna Martens** erinnerte ich mich an ihren Vater Klassen. Jetzt wohnte schon die dritte Generation in Klassens Haus und immer war hier mennonitische Ordnung und Sauberkeit. Der Ehemann von

Anna **Jakob Martens** war in den Kriegsjahren 1943 am Bakal-Stroj ums Leben gekommen. Die Familie erfuhr es erst 1945 und am 6. 2. feierte das ganze Dorf in tiefer Trauer sein Begräbnis. Der Sohn von Abram Klassen, **Jakob Klassen**, gehörte zu den letzten Mennoniten die nach Neuberdjansk zu einem Försterdienst fuhren.

Nicht weit entfernt war die Erde mit Rosen und Tulpen bepflanzt, unter welchen **Helene Schröder** und **Lilli Pauls** ruhten. Diese beiden waren Opfer eines großen Ereignisses im September 1954. Alle Frauen unseres Dorfes waren mit der Wassermelonen-Ernte auf dem Felde beschäftigt, denn nicht jedes Jahr ist günstig für dieses Gemüse. Plötzlich um fünf Uhr abends wurden die Augen durch ein helles Licht für einen Augenblick geblendet. Ein dumpfer Knall schallte und alle Frauen richteten ihre Blicke dem Westen zu. Da stieg ein großer, schwarzer Pilz empor, hoch hinauf zum Himmel. „Die Atombombe, die Atombombe!“ riefen alle durcheinander. 70 Kilometer entfernt wurde sie gesprengt. Ein Experiment. Ein starker Wind wehte Blätter, Äste, Karten, Fetzen übers Wassermelonenfeld. Wir staunten alle über das große Wunder, dessen Augenzeugen wir jetzt waren. Einem großen Eichenblatt wollte ich damals nachjagen, denn Eichen gab es bei uns nicht. „Lass das liegen, wir wissen nicht womit es besudelt ist!“ rief Helene Schröder mir zu. Ich befolgte ihren Rat. Die hohe Säule verschwand allmählich und wir machten uns wieder an die Arbeit. Lilli Pauls, mit welcher ich damals den Korb mit Wassermelonen trug, rief den Frauen zu: „Frauen, eine herrliche Zeit rückt heran, man sagt, eine Streichholzschachtel voll solchem Brennstoff kann tausende Dörfer beheizen. Dann wird das Mist formen ein Ende haben, denn das ist für mich die abscheulichste Arbeit.“ „Ob wir das erleben werden?“ hatte Frau Schröder lächelnd bezweifelt. Beide haben es nicht erlebt. Hier ruhten sie nahe beieinander. Sie wurden beide Opfer des Krebses, wie viele, viele andere des Dorfes. Die Furcht vor dem Krebs hauste in allen Häusern und die Verstorbenen in der letzte Reihe wurden fast alle krebskrank. Wer kann es bezeugen, wer widerrufen, dass die Atombombe nicht der Schuldner war?

Östlicher auf dem Friedhof befand sich die Ruhestätte einer alten Frau **Epp-Schellenberg**, auch eine der Ersten in Kuterlja. Sie hatte verschiedene Waisenkinder adoptiert, weil sie kinderlos war, und alle hatten als Erwachsene etwas gemeinsam: Demut, Untertänigkeit. Es gab im Dorf sogar Sprichworte die von Frau Epp stammten. Auch über ihre Männer hatte sie geherrscht wie über die adoptierten Kinder.

Die Besonderheiten im Charakter der Ansiedler erwachten oft in der vierten oder fünften Generation. Dann pflegte man im Dorf zu sagen: „Daut es en achta Panna, Friese, Unga, Kreja, Tews, Thieße, Mautes, Wedel oder Suckau.“ Ein jeder des Dorfes wusste dann was gemeint war. Eine besondere Rolle spielte dieses bei Eheschließungen, wo die Jungen gewarnt wurden. Gott sei dank, bei den Jungen dominierte doch gewöhnlich die Liebe.

In der nordwestlichen Ecke des Friedhofs war ein eingefallener Grabhügel. Es lag da ein Knecht, 1927 begraben, der seine Laster nicht bekämpft hatte. Abends hatte man ihn betrunken gesehen und am Morgen fand Bauer Janzen ihn unter dem Zaun, tot. „Ein Moslemer hat ja auch nichts auf unserem Friedhof verloren“ meinte der Nachbar. Aber er war ein Mensch und der Hochmut der Mennoniten, die ihn in der Ecke beerdigten war nur Engstirnigkeit. Wie viele gab es, die ihre Armut, die Erniedrigung ihrer Persönlichkeit, ihre Ausbeutung versuchten in Alkohol zu ertränken. Eines stand fest: man hatte auf ihn hinab geschaut. Nach vielen Jahrzehnten würde man schon niemanden in einer Ecke begraben, ob Deutscher oder Russe, Mennonit oder Orthodoxer oder Moslem, ob mit oder ohne Laster. Alle Verstorbenen lagen in Reihe und Glied. Der Friedhof war wohl auf 100 Jahre verrechnet. Es ruhten hier in 85 Jahren in 16 Reihen zu 25 Personen in einer Reihe, durchschnittlich fünf Jahre eine Reihe. Oft fand man in den letzten Reihen die Namen der Verstorbenen der ersten Reihen, Söhne, Töchter, Enkel, Urenkel. Der Name des Ansiedlers Friesen wiederholte sich auf dem Friedhof drei Mal. Dort in jener Reihe ruhte der Sohn **Heinrich Friesen**, der als erster Rundfunk im Dorf hatte, ein wahres Zeichen für die neue Technik, auch fuhr er die

ersten Autos, die ins Dorf kamen, alles als Laie, aus Liebe zur Technik. Meine Eltern gingen zu Friesens um am Weihnachtsfest ganz geheim bei verschlossenen Türen Liedern aus Deutschland zu lauschen! Am Kriegsanfang 1941, wurden alle Radios eingezogen, damit nur Meldungen aus Moskau verbreitet werden konnten. Heinrich Friesen (geb. 1897) schaute später mit Weh im Herzen auf die junge Generation, die als Kraftfahrer in der Stadt Sorotschinsk lernten und den Bau des Autos besser kannten als er. In jener Reihe ruhte der Sohn des Ansiedlers **Peter Friesen** (1995). Er war kein Arzt von Bildung, aber ein Tierarzt aus eigenem Beruf. Nicht ein Bauernhaus und die ganze Kollektivwirtschaft kamen aus ohne ihn, denn er wusste über jede Krankheit Bescheid. Nach den Kriegsjahren, als die medizinische Versorgung noch schlecht war, gab er Menschen oft einen guten Rat. Jahrzehnte war Peter Friesen der Leiter einer Milchfarm, wo Ordnung herrschte solange er da war.

Auch der dritte Sohn des Ansiedlers H. Friesen **Jakob Friesen** ruhte hier. Er hatte wohl den Humor und die Satire vom Vater geerbt. Er hatte sich der neuen Zeit angepasst und ging nicht gegen den Strom in den dreißiger Jahren wie seine Brüder Heinrich und Peter, die als letzte in die Kollektivwirtschaft eintraten. Jakob Friesen war in Kuterlja der erste Rotarmist und diente in der Roten Kavallerie. Also kein Nachfolger von Menno Simons, dessen Lehre gegen einen Dienst in jeglicher Armee war.

Auch der Name des Ansiedlers **Heinrich Martens** (1897-1991) wiederholte sich hier wohl in die fünfte Generation hinein. Seine Ehefrau war **Katharina Martens,** geb. Friesen (1895 – 1978). 39 Jahre lebten wir in der Nachbarschaft. Onkel Martens war eine lebendiges Archiv der Vergangenheit, denn seine Erinnerungen waren Episoden der Dorfgeschichte. Lesen und Schreiben konnte er nicht, er schrieb keine Briefe, obwohl er sieben Jahre in der Arbeitsarmee war. Das Land und die Wirtschaft liebte er und war fleißig wie kein zweiter im Dorf. Für die Beheizung des Hauses sorgte er mit Holz sägen und Mist machen. Fünfzig Jahre spielte er allein Domino. Er besuchte nie einen Arzt und zog sich selbst die Zähne mit einem Zwirn aus. Trotz seiner 94 Jahre ist an ihm der Stress des 20. Jahrhunderts vorbeigegangen.

Ein ehemaliger Lehrer, **Abram Thießen** war in den dreißiger Jahren im Gefängnis und hatte dann eine lange, plagende Krankheit. Lehrer **Isaak Kröcker**, wurde später Buchhalter der Kollektivwirtschaft. Bis 1930 unterrichteten in Kuterlja **Lehrer Sawadski, Lehrer Brucks, Lehrer Reimer, Frau Helene Dück, Lehrer Töws**. Alle waren Persönlichkeiten, zu welchen alt und jung hinauf schauten. Lehrer **Heinrich Heide** war Zeuge als die Kollektivierung im Dorf zustande kam und wurde als erster Abgeordneter aus dem Dorf zu einer Bezirksversammlung geschickt. Die Lehrerinnen der Nachkriegsjahre, gewöhnlich junge Mädchen, wechselten fast jährlich. Unsere Väter und Urväter stellten große Anforderungen an den Lehrer: war er nicht im Stande einen vierstimmigen Gesang in der Schule und im Dorf zu leiten, verstand er nicht eine Ansprache auf Freud- und Trauerfesten zu halten, glich sein Benehmen einem Bauernjungen, so wurde er von den Mächtigen im Dorf entlassen. Der Lehrer, ob ledig oder mit Familie, lebte im Schulgebäude (zwei Zimmer, Küche, Vorzimmer) und musste seinen Beruf verteidigen, damit alle mit Hochachtung zu ihm hinauf schauen konnten.

Mein erster Lehrer, **Lehrer Gerhard Thießen** stammte aus Rudnerweide, Ukraine. Wir liebten und verehrten ihn von 1931 bis 1934. Nicht nur in das Reich des ABC und des Einmaleins führte er uns, sondern auch in das Reich der Musik. Welch ein Wunder alle Töne des Gesanges mit Ziffern von eins bis sieben zu bezeichnen. Diese Ziffern schrieb Lehrer Thießen dann auf die weißen Tasten des Fußharmoniums und jeder durfte dann das entsprechende Lied nach Ziffern auf diesen Tasten suchen. 135-54321. Dann kam das 2-stimmige Spiel: 3 und 1, 4 und 2, 5 und 3. Es klang wunderbar! Auch die Bassstimme dazu mit der linken Hand! Lehrer Thießen verdanke ich, dass ich auf dem Fußharmonium mein Leben lang alles nach den sieben Ziffern spielte, oft auf Trauerfesten, oft auf Freudenfesten.

In einem breiten Grabe ruhten zwei junge Mädchen, die in einer Stunde in dem Teich am südlichen Ende des Dorfes, in der Tränke für das Vieh, ertranken. **Sara Fransen** und

Helene Epp waren junge Backfische, die lustig ins Leben schauten. Auch ohne Telefon im Dorf war es im Nu bekannt, dass man sie im flachen Teich suchte. Nur vier Ertrunkene ruhten in diesem Jahrhundert auf dem Kuterleer Friedhof, jeder Fall war ein Schreck für das ganze Dorf. Jetzt dachte ich mehr an die Mütter der Ertrunkenen, auch eine **Sara Fransen** (geb. Görzen). Keine zweite Frau im Dorf hatte so viel Kummer und Schmerz erfahren. Gleich nach ihrer Heirat 1930 wollte ihr Ehemann **Peter Fransen** seine junge Familie gut ernähren durch tüchtige Arbeit. Er grub einen tiefen Brunnen, drei Meter im Durchmesser. Tag für Tag grub er, auch in heißen Stunden. Die Anstrengung war zu groß, er erkrankte an Rheuma und dann versagten seine unteren Gliedmaßen und vertrockneten. Der Oberkörper aber war gesund und von einem großen Geist geprägt. Zehn Jahre war er bettlägerig, die Frau Sara betreute ihn und die ständig wachsende Familie hatte keinen Versorger. Als Frau Töws den Verstorbenen Peter Fransen in einem Laken mit eigenen Händen zum Sarge trug, um ihn zu kleiden, sagte sie, dass ein einen Meter langer Sarg für den Peter gereicht hätte. Als ich auf den Sargdeckel mit weißer Kreide einen Spruch geschrieben hatte, erinnerte ich mich an ein Gespräch mit Onkel Fransen, dem ich etliche Male eine Hühnersuppe brachte. Wie fest war er im Glauben, keine Spur von Verzweiflung oder Murren. Er sprach mit solcher Liebe zu seinem Heiland, dass ich als junges Mädchen ihn beneidete. Er hatte den tragischen Tod seiner Tochter Sara nicht erlebt. In Armut und bei schwerer Arbeit erzog Sara ihre große Familie zu guten Menschen.

Mehrere Frauen wie **Amalie Isaak, Frau Reimer, Frau Dridiger, Aganeta Isaak, Helene Schröder, Suse Park** kamen durch Bekannte oder zufällig nach Kuterlja von 1943-47 oder aus Kasachstan oder Sibirien. Alle wurden aus ihrer Heimat 1942 vertrieben, entweder aus der Ukraíne, oder aus dem Kaukausus. Ihre Männer waren schon in den dreißiger Jahren der Repression zum Opfer gefallen, dann kam die Aussiedlung in den unbekannten, kalten Osten des Landes. Hier in Kuterlja auf dem Friedhof nahmen die Leiden ein Ende. Aganeta Isaak war eine intelligente Frau, die Frau, Tochter und Enkelin eines Lehrers. Die Familie Isaak hatte sich über die Mittelmäßigkeit der Mennoniten erhoben und sprach Hochdeutsch. Mit Ehemann Johann, Lehrer einer Mittelschule, hatte sie gehofft ihren Kindern eine gute Bildung zu geben. Der große Krieg mit Deutschland zerstörte all diese Träume! Jetzt lebten ihre drei Kinder verstreut im Norden, Sibirien, Ural. Bunt und schwer war das Schicksal des deutschen Volkes in Russland im Verlauf von 200 Jahren. Es gab aber auch kurzfristig gute Zeiten.

In einem Brief von 1964 schreiben Heinrich und Anna Friesen: Heinr. Martens sind noch beide am Leben. Heinr. Heiden leben auch noch, sind beide schon alt. Abr. Kruegers sind beide tot. Joh. Toews ist ja allein, wohnt bei den Kindern, seiner Tochter Liese. Heinr. Nachtigals sind beide gestorben, ihre Kinder sind verheiratet und wohnen alle in Kuterlja. Drei von ihnen haben aus einem Nest geheiratet, nämlich Heinr. Friesen bei der Schule. Abr. Ungers wohnen noch in ihrem Hause. Joh. Martens wohnt mit seinen Schwestern Anna und Tina zusammen. Tunen sind lange tot. Peter Tun hatte ja vier Frauen. Er ist gestorben und hinterließ die Frauen mit ihren Kindern. Lena Tun ist ledig geblieben und wohnt mit einer von Peters Frauen. Lena Krueger ist wieder allein, denn ihr zweiter Mann, Heinr. Delesky, ist gestorben.

Ich bin nie in meinen Leben krank gewesen. Ich lebte so sicher, als ob es nie eine Veränderung geben würde. Da erkrankte ich vorigen Winter. In einer Nacht hatte ich 15 mal einen Herzanfall und war bewusstlos. Als ich zu mir kam, stand mir mein ganzes Leben vor Augen – Ich hatte sehr viel aufzuräumen. Ich danke Gott für diese Gnade, wie leicht hätte es anders kommen können.

Wir haben Gott sei Dank nichts zu klagen. Haben zu essen und auch anzuziehen. Du fragst, ob wir Blumensamen haben wollen. Ja, dass das geht, haben wir gesehen, denn Tante Brucks hat uns welchen geschickt. Welch schöne Blumen, danke dafür! Auch für das Bild. Als mein Bruder Johann hinauf schaute, sagte er: Das ist ja mein gewesener Lehrer J. Brucks. Grüße ihn und auch Pred. Jak. Nickel. Ostern haben wir am 3 Mai. Haben da gehört, wie bei euch Ostern gefeiert wird. Das es noch

bis hierher schallt, was wir hier nicht haben. Nun noch etwas von unserem Leben. Wir arbeiten nicht mehr und bekommen Pension, sieben Rubel im Monat und zwei Zentner Weizen im Jahr für jede Person.

Die Auswanderung der Kuterleer nach Deutschland 1988 – 1993
von Katharina Nachtigal

Im Jahre 1972, nach dem Tode meines Mannes, fuhren meine Schwester Liese und ich zu unseren zwei lieben Tanten Lena und Sara nach Grünfeld (Mittelasien, Kirgisien), um mich von Kummer und Sorgen etwas zu zerstreuen,. Viel Verwandte hatten wir dort, die einst Kuterlja wegen der starken Religionsverfolgung im Orenburger Gebiet verlassen hatten. In Kirgisien lebten auch viele Mennoniten, die Ende und Mitte des neunzehnten Jahrhunderts aus der Molotschna ausgewandert waren. Sie lebten friedlich mit der einheimischen Bevölkerung, mit den Kirgisen in guter Nachbarschaft. Die Deutschen und Kirgisen führten eine allgemeine Kolchose unter kirgisischer Leitung. Bei der Begrüßung durch unsere Verwandten, Tanten, Cousinen und Bekannten war die erste Erklärung, dass sie eben von einem Abschiedsfest gekommen waren, denn es sei aus Grünfeld die vierte oder fünfte Familie nach Deutschland ausgewandert. Liese und ich staunten. Aber Tante Sara und Tante Lena Peters meinten, sie würden auch folgen. Liese und ich schwiegen, denn im Orenburger Gebiet war noch keine Rede von einer Auswanderung nach Deutschland. Am folgenden Tag waren Liese und ich zu Gast bei unseren Verwanden Heinrich und Maria Epp in Bergtal. Dort trafen wir ein überarbeitetes Ehepaar: müde, rot, braun von Hitze, mit ganz verbleichten Kleidern. Von früh bis ein Uhr arbeiteten sie auf dem Rübenfeld der Kolchose. Jede Frau bekam acht Hektar Rüben zu betreuen, eine Feldarbeit, ohne Technik, gebückten Hauptes und gekrümmten Rückens. Aber noch mehr verwunderte mich ihr Gespräch am Tisch nach ihrem Tischgebet. Sie stöhnten nicht über ihre Arbeit, klagten nicht über den kleinen Lohn, sondern sprachen nur von Deutschland. Sie würden unbedingt fahren. Heinrich und Maria Epp schwiegen beide, als sie unsere Verwunderung sahen. Das Ehepaar ging weiter Rüben auf dem Feld ziehen. Sie wussten eine Menge Mittel, wie Leute, die auswandern wollten, es machen. Sie kannten verschiedene Namen von Leuten in den Botschaften, von welchen die Auswanderung abhängig war. Der nächste Tag brachte keine anderen Unterhaltungen als die Auswanderung nach Deutschland.

Ende August 1972 waren wir wieder zu Hause, bei unseren Eltern und Kindern und Liese bei ihrem Mann. Als wir allein mit den Eltern waren, berichteten wir ihnen über die Stimmung in Kirgisien und die ersten Auswanderer in Grünfeld und Bergtal. Die erste Warnung des Vaters war: „Bringt nur keinen Wind auf! Ihr wisst nicht, mit wem ihr es zu tun habt, vielleicht Mitarbeiter des Geheimdienstes.“ Wir schwiegen.

Mit ihren 74 Jahren wollten unsere Eltern nicht von neuem in Deutschland anfangen. Sie hatten jetzt Brot und lebten verhältnismäßig nicht schlecht. In Orenburg wurden wir nicht verschleppt, wie die Deutschen aus der Ukraine, Krim, Kaukasus und Wolga. Vater machten die Probleme der Auswanderung viele Gedanken, aber er gehörte zu der Generation, die durch die großen Repressionen in den dreißiger Jahren schweigen gelernt hatte. Seine Gedanken sollten den Kindern kein Hindernis sein. Hin und wieder wurde auf der Arbeit oder am Vespertisch von Leuten erzählt, die Erlaubnis hatten, nach Deutschland zu fahren, weil dort ihre Männer oder Frauen seit dem Zweiten Weltkrieg lebten. Die Regierungen, in Deutschland und auch in Russland, befürworteten die Zusammenführung von Familien. Aber von einer massenhaften Auswanderung nach Deutschland war bis Ende der siebziger Jahre in Kuterlja noch keine Rede.

Im achten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ahnte niemand, dass es einen Umschwung in der Denkweise der Mennoniten in unseren Dörfern geben würde. Die Freikirchlichen Religionen wurden bedroht und verfolgt. Die Behörden verlangten beständig eine Registrierung beim Staat, worauf die mennonitischen Brüder nicht alle ein gingen. Jeder Tiefgläubige behauptete, dass er sich bei Gott registrieren wolle und nicht bei Menschen, die dann die

Gesetze vorschrieben. Fanden verbotene Gottesdienste doch statt, so musste man Strafgeld zahlen. Materiell lebte man schon besser, aber moralisch immer bedrückter. Es gab immer mehr Unzufriedene, Unglückliche in den deutschen Dörfern. Aber die jenigen, die ganz auf Gott vertrauten, bewegte auch die Verfolgung nicht zur Auswanderung. Bevor es eine Auswanderung nach Deutschland gab, war erst eine Auswanderung in die westlichen Länder wie Estland, Litauen, Lettland und Moldau, als Übergangsstationen ratsam. Von hier aus war eine Auswanderung schon eher denkbar, da es den Deutschen erlaubt war, nach einer Einladung von Verwandten auszureisen.

Die starke Welle der Auswanderung nach Deutschland war in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre bis in das Orenburger Gebiet geschlagen. In mehreren deutschen Dörfern fanden sich solche, die aus Orenburg ausreisen wollten und nicht aus Estland. Diese tapferen Menschen wurden auf Versammlungen und in den Zeitungen geschmäht. Auch in den Dörfern nannte man sie verrückt und Verräter, die den Deutschen in Russland alles verderben würden! Bruder war gegen Bruder, Kind gegen Vater und Mutter, ähnlich wie es in den zwanziger Jahren gewesen war, als viele nach Kanada auswanderten. Aus Kuterlja waren die Familien F. Görzen, Hermann Martens, Witwen Wedel, J. Deleske und fünf Geschwister der Familie Thießen ausgewandert. Viele schwankten und bis sie sich einig wurden zu fahren, war es zu spät: Die Tore für die Ausreise in das Ausland wurden 1929 geschlossen. Auch meine Eltern schwankten damals. Vater aber kam unter großem Einfluss von Heinrich Nachtigal (später mein Schwiegervater) der ihm beteuerte, dass Russland das schönste Land auf Erden sei, und nirgends fügte sich die schwarze Erde so dem Bauern wie in Kuterlja. Das glaubte mein Vater. Zudem hatte er ein dichtes Strohdach auf das Lehmhaus gebracht, welches ihn, Mutter und uns zwei Kinder vor der Sommerhitze und dem Winterfrost schützte. Er lehnte freiwillig die Auswanderung ab. Nur nach 15 Jahren, als er aus der Verhaftung zurückkehrte, sagte er bei der Begrüßung mit Mutter zuerst: „Aber Tin, weshalb sind wir damals nicht nach Kanada gefahren?!“ Jetzt, nach 60 Jahren, dachte man wieder an Auswanderung der Deutschen.

Heinrich und Anna Wedel waren 1986 in Deutschland zu Gast bei Schwester Helene gewesen, welche schon vor mehreren Jahren aus Kirgisien nach Deutschland emigriert war. Darauf hin waren 1988 die ersten Auswanderer nach Deutschland ausgereist, Heinrich und Anna Wedel samt Kindern und Schwiegermutter Anna Barwich. Anna lobte die schönen Häuser und die vielen Blumen, Heinrich die guten Wege und die reichen Geschäfte, wo es alles zu kaufen gibt.

War die Zeit gekommen, wo an unserem Dorf gerüttelt wurde? Das ganze Dorf war wie eine Familie, niemandem war zum das Schicksal des anderen gleichgültig. Aus dem ganzen Bezirk waren nur etliche aus Pleschanow und Donskoj gefahren. Um fünf Uhr abends kamen die ersten an jenem Sommertag 1988 zum Abschied. Es versammelten sich fast alle, wie auf einer Beerdigung. Von den Gemeindegliedern kamen Trostworte: „Was Euch in der Ferne begegnen mag, haltet zu Gott, er wird alles gut machen.“ Wehmütig schauten alle Kuterleer am anderen Tag zu Wedels Haus. Ich hatte mich auch von Heinrich Wedel verabschiedet, hatte ihm eine gute Reise gewünscht und eine glückliche Zukunft ohne großes Heimweh. Dann fuhr ich wieder nach Podolsk, um meinen Anteil beim Bau des Hauses meines Sohnes Abram beizutragen. Wir hatten keine Ahnung, dass er es nur zweieinhalb Jahre bewohnen würde.

Der zweite Emigrant aus Kuterlja nach Deutschland war Heinrich Hamm mit Frau Helena samt ihren acht Kindern. Er hatte sich schon mehrere Jahre um eine Erlaubnis zur Auswanderung bemüht. Er war ein Absolvent der Orenburger Hochschule als Agronom, aber durfte sein Wissen hier nicht anwenden und musste sich der Ordnung oder Unterordnung des Kolchoses fügen. Hamm verlor den Glauben an das sozialistische System und sprach es laut aus. Er verfiel in tiefe Depression, aber dann fand er zu Gott. Als die große Familie Hamm kurz vor Weihnachten 1988 Kuterlja verlassen hatte, fühlten alle, dass unser Dorf den zweiten Riss bekommen hatte. Also waren im Jahre 1988 zwei Familien ausgewandert. Im folgenden Jahr 1989 waren es neun Familien, im Jahre 1990: 29 Familien, und im Jahre 1991:

22 Familien. Dann wurden die Zahlen kleiner, da die meisten schon fort waren. So bewahrheiteten sich die Worte des H. Hamm beim Abschied, dass wir Kuterleer ihm alle spätestens nach fünf Jahren folgen würden. Niemand sagte beim Abschied, weshalb er eigentlich ausreiste. Deutschland wurde mit „neue Heimat" oder „in der Ferne" bezeichnet. Auch ich wollte nicht ausreisen, denn ich glaubte, dass es etwas Schöneres als das Orenburger Gebiet auf dieser Welt nicht gab.

Spät abends Ende der achtziger Jahre klopfte mein Sohn Viktor an die Tür. Er berichtete ruhig. „Morgen fährt der Onkel meiner Frau nach Deutschland und Sonja und ich wollen ihm unsere Dokumente mitgeben, um nach Deutschland auszureisen. Darum brauche ich verschiedene genaue Daten von Geburtstagen und die Lebensläufe der Eltern. Wir haben uns auch zur Auswanderung entschieden". Am 1. Mai 1990 verließ Viktor samt seiner Familie und Schwiegervater Jakob Wiebe Russland. Meine Familie war zerrissen. Am 15. Juni reiste auch meine Tochter Liese (Kliewer) mit ihren Töchtern und den Schwiegereltern P. und L. Kliewer nach Deutschland. Alles schwankte. Dann folgte meine einzige Schwester Liese mit ihrem Ehemann Heinrich Gossen. und noch zwei meiner Kinder wollten fahren. Jetzt blieb nur eins übrig: warten bis wir an der Reihe sind, denn ohne Kinder und Schwester hatte das Leben keinen Sinn. Die Unterhaltungen im Dorf waren immer mit der Auswanderung nach Deutschland verbunden. Wollte man im Dorf genau wissen, wer fahren wollte, schaute man genauer auf den Hof oder auf den Friedhof. Die Hausfrauen trockneten die Kissen nach gründlichem Waschen, die Männer bedeckten die Gräber der nahen Verstorbenen mit einer Schiefertafel, so dass das Unkraut den Hügel nicht überwuchern konnte. Auf Kollektivversammlungen und in der örtlichen Zeitung „*Krasnogwardiez*" wurden die Auswanderer nicht mehr so verhöhnt wie vor 15 Jahren, sondern jetzt trat ein tolerantes Schweigen ein. Mancher kam nach Deutschland und musste nun als erstes um Verzeihung bei seinen Verwandten oder Bekannten bitten.

Am 7. September 1991 machte ich vier Blumensträuße und stellte sie auf die Tische in meinen vier Zimmern zum Abschied. Mein Sohn Heinrich blieb noch in Russland und sollte alles erben. Das Nötigste hatte ich in Kisten verpackt und schon vor zehn Tagen nach Orenburg zu einer gründlichen Untersuchung abgeschickt. Was man eigentlich suchte, wussten wir nicht, denn jedes Blatt, jedes Buches, jede Vase wurde geprüft. Die ältesten Bücher, die ich einst eingepackt hatte, wurden entnommen, so wie auch Lebensmittel, Honig und anderes, was eigentlich nicht erlaubt war. Der Abschied fand auf dem Hof meines Sohnes Abram statt, der jetzt seinen Beruf als Baumeister in der Kollektivwirtschaft aufgegeben hatte, wie auch seine Frau Liese, die als erste Hilfe im medizinischen Beruf tätig war, so auch Tochter Lena mit ihrem Sohn Artur und ich als Rentnerin. Wir waren sieben Personen. Die größten Lasten bei der Ausreise fielen auf den Sohn Abram. Viele Bewohner kamen zum Abschied, wünschten uns eine glückliche Reise, und wir wünschten den Bleibenden alles Gute. Zu einem und dem anderen sagten wir heimlich:„Ade" zu anderen „Aufwiedersehen", denn sie würden uns folgen. Es war die Sitte, bevor man abreiste, Abschiedsfeste mit Verwandten, Freunden, und Kollegen zu feiern. Es gab große Kosten, aber niemand schonte sein Geld, denn es hatte keinen Wert mehr. Man durfte es weder umtauschen, noch mitnehmen. Ohne Geld reisten sie aus nach Deutschland, alle in Hoffnung wieder auf den grünen Zweig zu kommen. Am 6. November 1991 war ich zum letzten Mal auf dem Kuterleer Friedhof. Wie viele Male war ich dort gewesen, um mich an jeden zu erinnern und es dann nieder zu schreiben für meine Nachkommen: Kinder, Enkel, Urenkel? Interesse für die Vergangenheit kommt mit dem Alter. Erst in meinen sechziger Jahren interessierte mich das Tagebuch meines Großvaters Abram Epp, geboren im Jahre 1861. Mein Sohn Abram und ich fuhren langsam zum letzten mal die Straße von Kuterlja entlang. Mit verstohlenem Blick schaute ich zum gewesenen Elternhaus und zu meinem Haus, das ich schon vor zwei Jahren verlassen hatte. 68 Jahre hatte ich in diesen Häusern gelebt und die letzten zwei Jahre hatte ich in Podolsk verbracht.

Bis 1988, der ersten Auswanderung nach Deutschland, war über die Deutschen im Be-

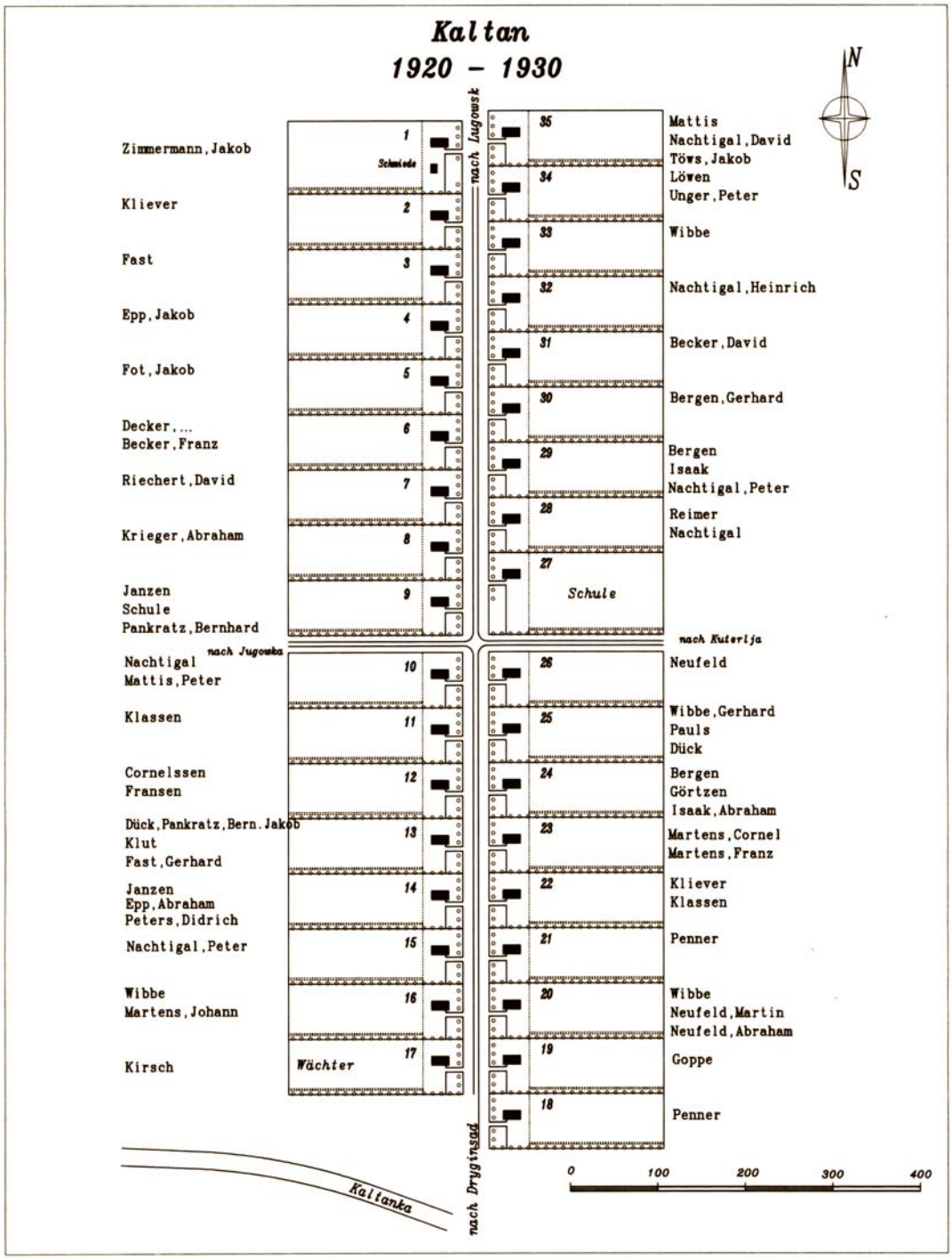
zirk wenig Gerede, nicht über ihre guten Wirtschaften, nicht über ihr Leben. Nur die Gläubigen wurden hin und wieder für ihre Gottesdienste bestraft, denn Versammlungen in Privathäusern waren scheinbar verboten. Als die Welle der Auswanderung immer höher schlug und die Gruppen der Wiedergeborenen kräftiger für eine Autonomie kämpften, fingen die Zeitungen an über den Fleiß und Arbeitsamkeit der Deutschen in den Kollektivwirtschaften zu schreiben. Es gab auch große Ausstellungen über die Geschichte der Deutschen im Podolsker Museum: Vom letzten mennonitischen Sängerfest vor 60 Jahren, im Jahre 1929, nicht weit von Kuterlja.

Im Juli 1989 durften die Gläubigen das 200-jährige Jubiläumsfest der Deutschen in Russland feiern. Ich bereute, dass es den Vertretern der Kanadischen und Amerikanischen Touristen nicht erlaubt wurde, das Fest zu besuchen. Ich war mit meinem Sohn Abram zusammen vor etlichen Tagen aus Kirgisien, aus der Stadt Frunse nach Hause gekommen, wo wir ein Treffen mit Verwandten aus USA und Kanada hatten: Die Urenkel Henry Schmidt mit Frau Elvira und David Schmidt mit Frau Evelyn. Die Delegation bestand aus 40 Mennoniten, eine unvergessliche Begebenheit. Mit Henry Schmidt wurde ich schon 1981 bekannt als ich in Kanada in Clearbrook zu Gast bei John Schmidt war. Die Unterhaltung war sehr offiziell gewesen, kurz und bündig über unser Schaffen, Wirken und Leben, aber zwischen uns war eine gewisse Distanz geblieben. So hatte ich ihn in Erinnerung. Die anderen kannte ich nicht. Jetzt saßen mein Sohn Abram und ich im Flughafen und schauten neugierig durch die großen Fenster nach zwei Flugzeugen, die gerade landeten. Wer sind diese Vier? Sie müssen den Ungers ähneln. Sie sind die Urenkel des verstorbenen Heinrich Franz Unger auf dem Kuterleer Friedhof. „Richtig! Das muss einer sein!“ rief mein Sohn Abram laut aus. „Ja, nur ist er mir viel zu weißhaarig“ antwortete ich. „In acht Jahren so weiß geworden!“ Drei unvergessliche Tage mit vier Verwandten in Frunse: Zwei aus Russland, vier aus Amerika. Wir verstanden uns alle ausgezeichnet. Die sozialistischen und kapitalistischen Erziehungen spielten keine Rolle. Wir stammten von einem Urgroßvater. Bei genauer Beobachtung fand ich doch etwas Gleiches bei allen drei: bei Henry, David und meinem Sohn Abram. Die Besonderheiten meiner Großeltern Heinrich und Katarina Unger (geb. Lorenz) fand ich wieder in Henry und David. David nannte ich einen Lorenz, denn David liebte das Land und wollte reich werden, wie die Großmutter. Henry war ein Unger, er liebte mehr das Geistliche, das geistliche Leben, wie der Großvater. Henry hatte in seiner Jugend erfahren, dass es für ihn wichtigeres gab als Landarbeiten. Sein Urgroßvater Heinrich Unger hätte sich gefreut, dass Henry, sein Nachkomme, ein Doktor der Theologie, ein Professor ist, der die Bibel weit tiefer kennt als er selbst. Aber er hätte gewarnt, dass tiefe Frömmigkeit und Glaube, nicht das Wissen, entscheidend sei. Wie stolz wäre Katarina Unger, geb. Lorenz auf ihren Urenkel David gewesen, seinen Wohlstand und dass er sein eigenes Flugzeug besaß. Wie gerne wollten diese Nachkommen dem 200-jährige Jubiläum der Deutschen in Russland, in Kuterlja beiwohnen, denn da wurden auch ihr Großvater Heinrich Unger, und ihre Mutter Margarete Unger geboren. Es wurde ihnen nicht erlaubt, aber sie besuchten Ende Juli Chortiza und Moloschna wo der Urgroßvater geboren wurde.

Nur zwei Jahre später, im Juni 1991 besuchte Henry Schmidt die Orenburger Ansiedlung, auch Kuterlja, und hielt am Grabe der Großeltern eine Predigt, ein Gebet zu Gott, dass es ihm als Nachkomme vergönnt war diesen Ort zu besuchen. Henry Schmidt ist der einzige von allen Enkeln und Urenkeln aus Amerika und Kanada, der das Haus seiner Vorfahren besuchte, das Haus, das noch sein Urgroßvater baute, wo der Großvater aufwuchs und wo seine Mutter Margareta Unger geboren wurde.

Kaltan

Das Dorf Kaltan, eines der schönsten Dörfer der Ansiedlung Neu Samara, lag in der Wiese am Ufer des Baches Kaltanka. Es bestand aus 45 Wirtschaften. Jeder Wirt hatte eine große schöne Wirtschaft, denn sie waren schon vor 22 Jahren hier angesiedelt. Im Herbst 1916


Kaltan
1920 – 1930
N
S
nach Lugowsk
Zimmermann, Jakob
1
Schmiede
Kliever
2
Fast
3
Epp, Jakob
4
Fot, Jakob
5
Decker, ...
Becker, Franz
6
Riechert, David
7
Krieger, Abraham
8
Janzen
Schule
Pankratz, Bernhard
9
nach Jugowka
Nachtigal
Mattis, Peter
10
Klassen
11
Cornelssen
Fransen
12
Dück, Pankratz, Bern. Jakob
Klut
Fast, Gerhard
13
Janzen
Epp, Abraham
Peters, Didrich
14
Nachtigal, Peter
15
Wibbe
Martens, Johann
16
Kirsch
Wächter
17
35
Mattis
Nachtigal, David
Töws, Jakob
34
Löwen
Unger, Peter
33
Wibbe
32
Nachtigal, Heinrich
31
Becker, David
30
Bergen, Gerhard
29
Bergen
Isaak
Nachtigal, Peter
28
Reimer
Nachtigal
27
Schule
nach Kuterlja
26
Neufeld
25
Wibbe, Gerhard
Pauls
Dück
24
Bergen
Görtzen
Isaak, Abraham
23
Martens, Cornel
Martens, Franz
22
Kliever
Klassen
21
Penner
20
Wibbe
Neufeld, Martin
Neufeld, Abraham
19
Goppe
18
Penner
nach Drygin-sad
Kaltanka
0
100
200
300
400

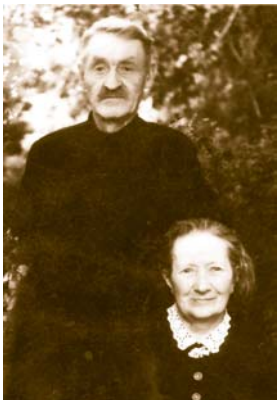
hatte es schon eine lange Zeit nicht geregnet. Die Wiesen waren gelb und trocken, die Blätter von den Bäumen abgefallen und die Leute waren fertig für den Winter. Die Erntezeit war vorbei. Das Getreide war auf den Boden unter dem Dach des Hauses. Die großen Scheunen waren voll Weizen und Spreu. Geräte wie Dreschmaschinen, Sämaschinen, Wagen und Schlitten waren unter Dach gebracht. Die Bauern hatten Felder und Gärten geräumt und alles in die Keller und Scheunen gebracht. Das Vieh wurde nicht mehr auf die Weide getrieben sondern stand ruhig im Stall. Die Felder waren beinahe alle gepflügt, so dass die Pferde auch schon im Stall stehen konnten. Das Jungvieh stand an den Krippen. Auch die Hühner wurden nicht mehr hinaus gelassen. Am frühen Morgen stieg der Mistrauch aus allen Schornsteinen. Viele hatten schon ihre gemästeten Schweine geschlachtet und die Schinken in den großen Schornsteinen zum Räuchern aufgehängt. Die Menschen waren froh und zufrieden. Sie hofften gut den Winter zu überleben.

An einem frühen Morgen, als der Wirt Gerhard Wiebe sein Vieh versorgte, ging er mit einem Becher noch warmer Asche hinter sein Haus, wo der große Strohhaufen stand. Er trug die Asche in den Garten und ging davon. Nach dem Mittagessen wurde alle Arbeit zur Seite gelegt um eine Stunde zu ruhen. Und in dieser Zeit geschah das große Unglück. Der Wind, der schon vom frühen Morgen an wehte, wurde stärker. Der Strohhaufen fing Feuer und stand bald in Flammen, so gleich auch die Scheune mit dem Strohdach und Wände aus hölzernen Brettern, der Stall und das ganze Gebäude. Der schwarze Rauch vom Strohdach wälzte sich nach allen Seiten und der Wind riss das brennende Stroh in großen Stücken in die Höhe. Die Menschen im Hause liefen davon, aber das Vieh: Kühe, Pferde, Schafe und Schweine brüllten im großen Brand, denn man konnte sie nicht retten. Durch die Fenster wurde noch etwas aus dem Haus geschleppt. Das große Haus, das Dach mit hölzernem Boden, die hohe Scheune mit dem eingebrachten Futter stand in Flammen. Man musste sich von der argen Hitze entfernen.

Fürchterlich war das Knallen und Knirschen des Brandes. Kinder, Eltern, ja alle Dorfbewohner liefen in kurzer Zeit zusammen. Etliche Eltern weinten und beteten. Das Geschrei anderer war entsetzlich, aber sie konnten nichts machen. So standen auch bald die Häuser, Ställe und Scheunen von Isaak Warkentin und Gerhard Abrams in Brand. Der Schrecken war groß. Eine dunkle Wolke von Rauch und Feuer stieg empor. Der brausende Sturm tobte mit aller Macht des Feuers und bedrohte ein Viertel des Dorfes. Die Kinder liefen und schrieen, klopften an die Fenster, riefen die Eltern, die noch in den Häusern schliefen zu: „Feuer, Feuer!“ Auch Fuhrwerke von anderen Dörfern brachten mit Wasser gefüllten Gefäße. Aber das half nichts. Sie berichteten, dass die geräucherten Schinken aus den Schornsteinen bis aus dem Dorf flogen. Auch die große Schule, die quer zum Dorf stand, fing Feuer. In den großen Klassenräumen zersprangen die Fensterscheiben, der Boden unter dem Dach sank langsam brennend nieder. Der Wind riss brennende Teile des Daches weiter. Das Feuer vernichtete das Haus von Johann Reimer (wo nachher Peter Nachtigal wohnte). Auch die Häuser von Isaak, Gerhard Bergen, und David Becker wurden Opfer der Flammen. Der Wind wurde immer stärker und das Feuer verzehrte die Häuser von Heinrich Nachtigal, Peter Wiebe und Johann Löwen (wo nachher Peter Unger wohnte). Hier schien das Unglück am größten zu sein.

Eine brennende Katze lief über die Straße auf die anderen Seite des Dorfes, aber Elisabeth Klassen (geborene Epp) warf ihre Forke nach und tötete das Tier mit einem Schlag. Sonst hätte die andere Seite des Dorfes auch Feuer gefangen.

Etliche führten ihr Vieh noch aus den Ställen und das lief dann auf die Straße und schrie mit den Menschen zusammen. Es war furchtbar anzuhören. Wegen der großen Hitze brannten Holz, Stroh, Scheunen, Zäune, Mauern aus Stroh und Lehm, Fenster und Türen, Flure, Möbel, sogar Bäume und Gebüsch. Grausam war der Anblick des Feuers. Auch das letzte Haus von Abram Töws konnte nicht gerettet werden. Noch eine lange Zeit glühte die Asche des Mistes und der Rest des verbrannten Viehes. Alles war in einer sehr kurzen Zeit niedergebrannt. Von allen Dörfern kam Hilfe zusammen. Sie halfen zu löschen was noch brannte.



Martin und Elisabeth Funk in den 60-er Jahren.

Im Laufe der Zeit beschloss das Komitee der Neu-Samara-Ansiedlung, dass jedes der zwölf Dörfer ein Haus aufbauen sollte, so wie es früher gestanden hatte, auch mit dem Hab und Gut das sie früher hatten.

Dezember 1960: Brief von Martin und Liese Funk. *Bei uns ist jetzt wieder jegliche Zusammenkunft verboten, hören aber Predigten vom Auslande per Radio. Jesus sagt in Mark. 13,28: „An dem Feigenbaum lernet…" Wenn Du nicht weit von Peter Goertz, Annenskoj, wohnst, dann bitte ihn doch uns über die Fragen der großen Trübsal, Entrückung, Israel, usw. zu schreiben. Wenn wir hier so frei schreiben könnten, wie ihr dort, dann würden wir Euch auch in unsere Verhältnisse mehr hinein blicken lassen.*

Bei uns ist es wirklich gut. Dürfen ein Viertel Hektar als Gartenland bepflanzen, eine Kuh, ein Kalb, ein Schwein, vier Schafe, etliche Hühner, Gänse und Enten halten. Männer über 60 und Frauen über 50 werden nicht mehr gezwungen im Kollektiv zu arbeiten und bekommen Pension. Monatlich bekommen wir für jede Person acht Rubel an Geld, 16 Kilogramm Weizen oder ein Pud, drei Kilo Hirse, ein Kilo Öl. Dann gibt's noch Futter fürs Vieh und Brennmaterial.

Nun will ich noch etwas von unseren Alten berichten. Prediger Wilhelm Sawatsky und seine Frau leben noch beide, er ist 86 Jahre alt und sie ist 78. Onkel Willms, der von Ischalka nach Pleschanow zog, ist 97 und gesund, kann aber das Bett nicht verlassen. Unsere Nachbarin Witwe Jakob Epp, geborene Susanna Janzen, ist 99. Frau Jacob Pauls bestellt die Lehrer zu grüßen. Die Welt hat sich hier auch merklich verändert. Haben noch keinen Schnee, die Autos, Maschinen, fahren noch immer, also den 11. Dezember.

Kamenez

Ansiedler in Neu Samara, die 560 Rubel auf 40 Desjatinen anzahlen konnten, wurden Freikäufer genannt. Achtzehn Wirte von 60 Freikäufern in der ganzen Ansiedlung wurden auf der sogenannten Gonaja Datscha (Kamenez) angesiedelt. Im ganzen war es ein Dorf mit 33 Wirtschaften, 3.600 Äcker und 150 Seelen. Erwachsene Söhne oder Töchter der Ansiedler fanden manchmal Arbeit in älteren Dörfern wie Pleschanow und Kuterlja. Die Söhne der besser bemittelten konnten auch als Freikäufer gelten.

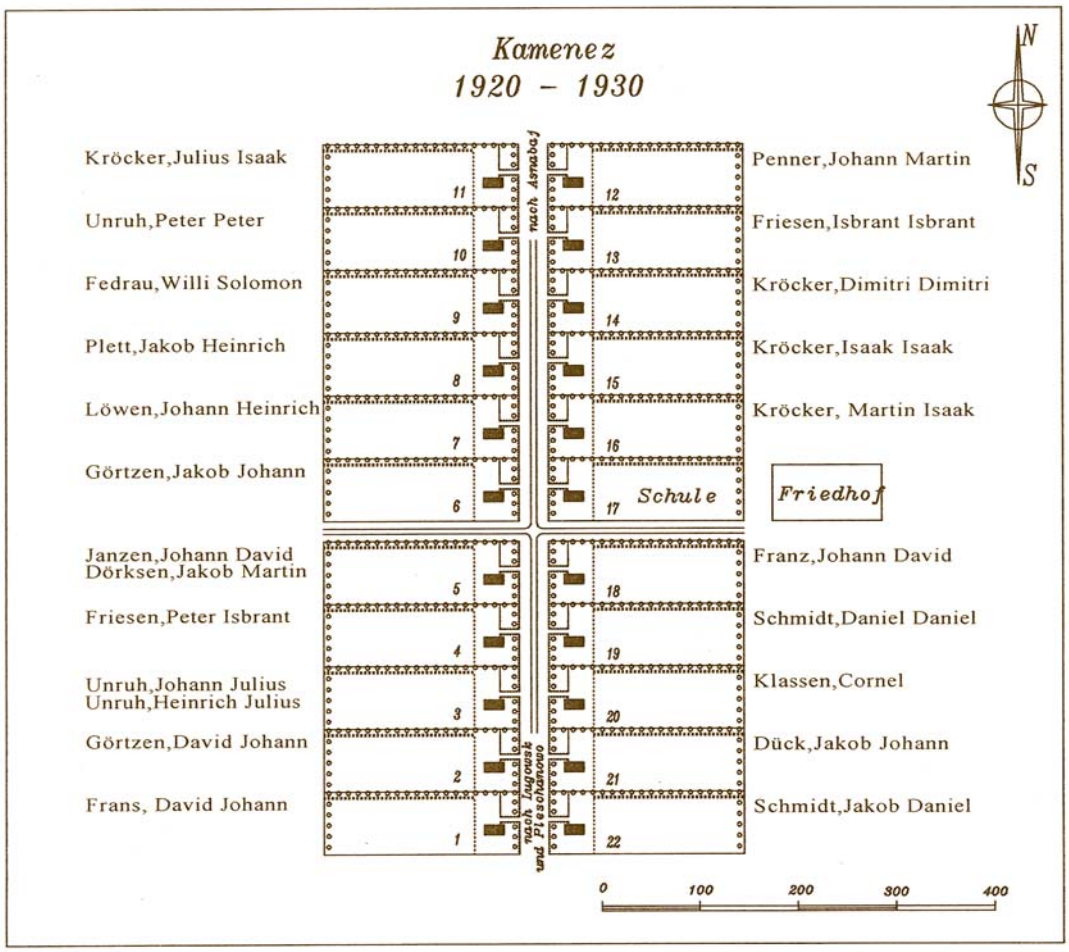
Neu Samara könnte man wohl eine vom Norden nach dem Süden zu leicht aufsteigende Ebene nennen. Wenn man im Sommer an einem schönen Tage von Kamenez aus auf den Bergrücken kam, der sich an der rechten Seite des Flusses Tock zog, bot sich dem Auge ein wunderbares Panorama dar. Am Fuße eines Bergrückens schlängelte sich der Tock entlang. Dieser wurde rechts von einem Staudamm aufgehalten und in Turbinen geleitet, und trieb das Räderwerk einer fünfstöckigen Hochmühle. Vom Kamenez-Berg sah man das ganze Panorama der Ansiedlung.

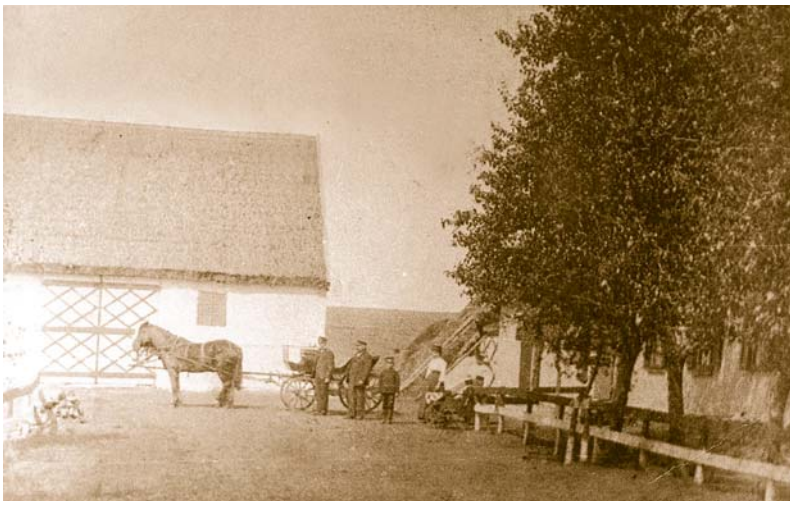
Am Sonntag hielt Prediger Peter J. Stobbe regelmäßig Andachten im Schulhaus. Aber Pfingsten fuhren alle zur Kirche in Pleschanow zum Tauffest und heiligen Abendmahl.

Nikolai Joh. Friesen wurde in Mariental, Molotschna, geboren. Mit 18 Jahren bestand er das Lehrerexamen in Orenburg und übernahm die Schule in Donskoj, dann in Kamenez, wo er 1904 als Prediger ordiniert wurde.

Unter den Ansiedlern in den ersten Jahren waren auch Glieder der M.B. Gemeinde. Noch im Süden ordiniert waren Prediger Daniel Friesen, Kaltan und Jakob Bergen, Kamenez. Der erste Diakon war Jakob Fast, Lugowsk, und der erste Dirigent Jakob Fast, Donskoj.

Unter den Predigern der MB Gemeinde zu Lugowsk waren zusätzlich Cornelius Klassen, 1907 ordiniert, und Herman Goerzen von Kamenez.





Die Bauerwirtschaft Johann Martin Penner in Kamenez, ca. 1913 Familie Penner, v.l.n.r: Heinrich, Johann (S), Johann (J), Aganeta (J), Aganeta (S), Kinder von Heinrich

Die verlassene und vom Ahornwald verschlungene Strasse des ehemaligen Kamenez.

Als in Klinok das Wohnhaus der Familie Walde abgebrannt war, übernahm der Schwiegervater, Johann Penner aus Kamenez den ganzen Bau. Als Baumeister, warb er freiwillige Tagelöhner. Bald war das Haus fertig. Weihnachten, am zweiten Feiertag, wenn das Wetter es erlaubte und alles zu Hause versorgt war, fuhr die große Familie Walde auf zwei Schlitten nach Kamenez zu den Großeltern Penner. Da freuten die Enkel sich über die Geschenke.

Das ganze Dorf zog schließlich nach Pleschanow.

Nach der Kollektivierung wurden folgende Vorsitzer dieses Rajonrates (Wollost): H. Baumann, dann Peter Reimer, Bogomasow, Peter Wittenberg, Donskoj, Jakob Unrau, Donskoj, Gerhard Dueck, Pleschanow, Peter Loewen, Lugowsk, Isaak Kroeker, Kamenez; die Tag und Nacht keine Ruhe fanden.

Als Pleschanow eine schöne geräumige Schule im Dorf gebaut hatte, wollten Kamenez und Kuterlja diesem Beispiel folgen. Sie trafen die nötigen Vorbereitungen, aber zum Bau kam es nicht.

Pleschanow

Als das Land für die Neu-Samara-Ansiedlung 1890 von den russischen Großgrundbesitzern Krassikow, Pleschanow und anderen gekauft wurde, wurden diese Namen den Dörfern zu geordnet. So entstand auch Pleschanow, mit 258 Seelen, 49 Wirtschaften, und 4.700 Äcker. Zwischen Donskoj und Pleschanow floss die Berjosowka, während die Kaltan zwischen Lugowsk und Pleschanow die Grenze bildete.

In einer Zeitschrift berichtete man von: Pleschanow, Kreis Busuluk, Gouv. Samara. 1903. Nach einem schneereichen Winter begann Anfang April die Saatzeit, die ziemlich gut verlief, weil mäßig warmes Wetter herrschte. Die Saat ging schön auf, litt dann aber unter einer dreiwöchigen Dürre. Später aber trat Regen und und gute Witterung ein und das Getreide erholte sich noch so, dass man mit einer mittelmäßig guten Ernte rechnete. In manchen Dörfern wurde durch Hagelschlag bedeutender Schaden angerichtet.

In Pleschanow entstand die erste Kirche der Ansiedlung, und später wurde dieses das Gotteshaus der Mennonitengemeinde. Am 16. und 17. September 1902 wurde die von Franz Klassen erbaute Kirche mit großer Beteiligung eingeweiht. Man feierte gleichzeitig ein Erntedankfest und Liebesmahl. Aber im Winter wurden die Andachten in Schulhäusern in den Dörfern abgehalten. Im Frühling, zu Pfingsten, zum Tauffest und zum heiligen Abendmahl fuhren die Glieder der Mennonitengemeinde nach Pleschanow zur Kirche

Im Jahre 1906 eröffnete Jak. Wittenberg in Donskoj ein Maschinenlager und später Gerhard Dueck in Pleschanow. Herr Johann Wall

war der Eigentümer einer Mühle, zwei Kilometer nördlich von Pleschanow. Sie wurde von Schöpfrädern getrieben, aber Wall ließ sie bald auf Turbinenbetrieb umstellen. Gemahlen wurde Weizen für Schwarzbrot und Futtergetreide zu Schrot für das Vieh.

In den ersten Jahren hatte Franz Klassen, Großvater des wohlbekannten C. F. Klassen, einen Laden auf dem Pleschanow Chutor am Tock. Jährlich lud er während der Weihnachtszeit die Schule zu sich ein. Die Kinder trugen ihr ganzes Weihnachtsprogramm vor und jedes Kind wurde mit einer Tüte Süßigkeiten beschenkt.

Eine schöne geräumige Schule zierte das Dorf. Für das Schuljahr (1911-12) waren drei Lehrer angestellt: Heinrich Neufeld, Prinzipal, Lehrer Heinrich Martens, Pleschanow und Lehrer Heinrich Reimer, bisher Lehrer in Kuterlja. Die Lehrer arbeiteten mit großem Enthusiasmus, und man war stolz auf die Schule.

Nach 1917 war der erste Vorsitzende dieses Rajonrates (Wollost) H. Baumann, dann Peter Reimer, Bogomasow; Peter Wittenberg, Donskoj; Jakob Unrau, Donskoj; Gerhard Dueck, Pleschanow; Peter Loewen, Lugowsk; Isaak Kroeker, Kamenez; und andere.

Da es an Raum mangelte, beschloss die Zentrale eine Abteilung, das Kriegskommissariat, zum Winter 1919 auf unsere Ansiedlung nach Pleschanow und Donskoj zu verlegen. Zum Sommer sollte es dann wieder nach Schichoballow übergeführt werden.

Östlich von Donskoj wurde eine große Autowerkstatt aus Pleschanower Querscheunen erbaut und mit 1½- und Drei-Tonnen-Lastkraftwagen ausgestattet, die das Getreide nach Sorotschinsk fuhren und auf dem Rückwege Brennstoffe und anderes mit brachten. Unsere Dörfer gehörten administrativ zu drei Sowjets: Luxemburg in Pleschanow, Podolsk, und Bogomasow.

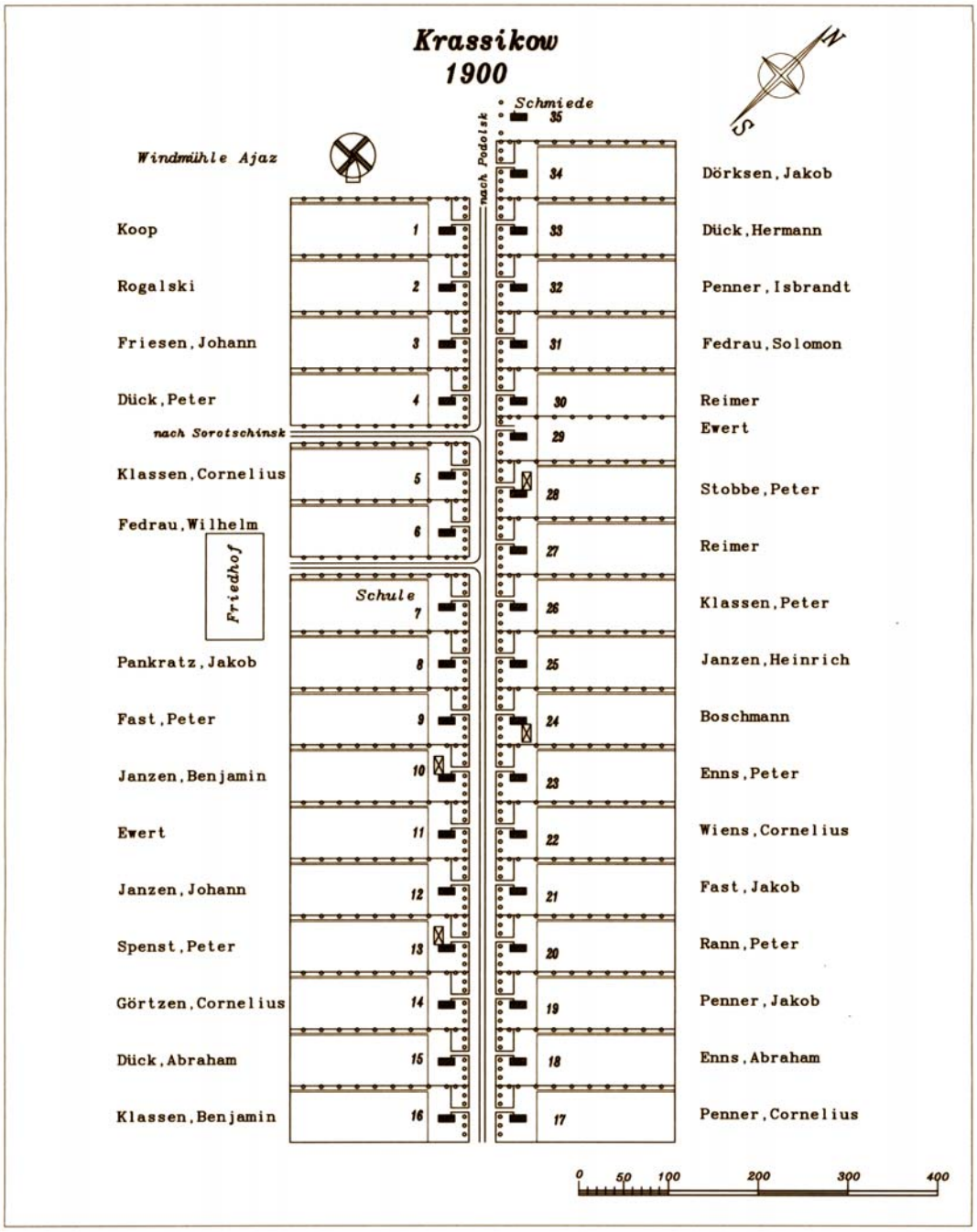
Um der Enteignung alles beweglichen und unbeweglichen Eigentums zu entgehen, kam das Komitee aus Moskau zur Ansiedlung. In der allgemeinen Versammlung in Pleschanow wurde eine Vorlage unterbreitet, ob es nicht ratsam sei, sich dem Kir-Kraj anzuschließen.

Alle Groß- und viele Mittelbauern wurden als „Kulaken“, d.h. Fäuste gestempelt, entrechtet, und verbannt. In Pleschanow wurden die Familien Peter Dueck, Daniel Neufeld, Johann Willms und B. Bergen davon betroffen. Sie mussten sich fertig machen, wurden auf Schlitten geladen und unter Bewachung nach Sorotschinsk gebracht, um die Reise in die Wälder Sibiriens anzutreten. Sie waren zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Die Männer erlagen bald dem rauen Klima, der schweren Waldarbeit und zu schwacher Kost.

In Pleschanow errichtete man später ein großes Gebäude für die Kooperative. Jedes Mitglied musste eine gewisse Summe einzahlen aber Dividende oder Zinsen wurden nicht gezahlt. Auch ein Getreide-Elevator wurde 1963 gebaut. Pleschanow wurde eine Stadt. Die Leute von Kamenez zogen meistens dort hin. Die Stadt ging mit Donskoj zusammen und erweiterte sich bis zur Wassermühle am Tock.

Als die Kirche in Pleschanow am 6. Januar 1931 geschlossen wurde, benutzte man das Gebäude anfänglich als Klubhaus, dann als Getreidespeicher und zuletzt als Schule. Aber 47 Jahre später gab es wieder ein Bethaus im Dorf! Die Mitglieder stammten auch aus Donskoj und Dolinsk.

In einem Brief von 1960 schreibt Jacob Esau: Die Schule in Pleschanow ist jetzt zweistöckig; ein schönes Internat angebaut. Die Kinder bekommen da gutes Essen und sind ganz zufrieden. Überall ist Wasserheizung eingerichtet. Diese Schule hat sieben Klassen. Noch in diesem Jahr soll hier eine Schule mit elf Klassen gebaut werden. Pleschanow ist bald mit Donskoj zusammen und so auch bis zur Wassermühle am Tock. Es ist großartig, wie da gebaut wird. Kamentz zieht nach Pleschanow. Da soll nichts mehr sein. Die Schule in Lugowsk ist auch zweistöckig. Da wird auch sehr viel gelernt. In den Schulen wird Deutsch und Russisch unterrichtet. Auch in unserer Schule (Klinok) sind zwei Lehrer. Dies Dorf hat sich sehr verbessert: Alte Häuser gibt es wenige, neue werden gebaut; mit Stroh wird auch nicht mehr gedeckt, sondern mit Schiefer und Blech, Holz-Fußböden werden überall gelegt bis zum Stall.



Krassikow

Von Elsa Fedrau, Krassikow

Im Jahre 1891 wurde das Dorf Krassikow gegründet, es waren junge Familien, die wegen Landmangel in der Ukraine nach Neu-Samara auswanderten.

Die ersten fünf Familien waren: Benjamin Janzen, Kornelius Görzen, Johann Janz, Jakob Dück und Dick (Vorname unbekannt).

Diese fünf Familien kamen per Eisenbahn bis zu der Station Sorotschinsk, welche ca. 65 Kilometer von Neu Samara entfernt ist. In der Stadt Sorotschinsk kauften sie Pferde mit Wagen und Kühe und kamen nach Neu Samara.

Hier auf der Landfläche, die vom Gutsbesitzer Krassikow gekauft war, ließen sie sich nieder und fingen an ein neues Dorf zu bauen. Das Dorf wurde Krassikow genannt, nach dem Namen des früheren Landbesitzers.

Das Dorf wurde in der Richtung vom Osten nach Westen angelegt. An der Nordseite ca. einen Kilometer entfernt war der berühmte Fluss „Tock“

Das Land war damals eine Wildnis mit meterhohen Gräsern. Zuerst bauten die neuen Dorfbewohner Hütten aus Erdsoden und Schilf, welches sie am Fluss schnitten. In diesen Steppen und im Schilf lebte verschiedenes Wild, zum Teil Wildkatzen welche den Menschen, besonders Frauen und Kindern viel Angst machten. Nachts hielten die Männer bei den Kühen und Pferden Wache, um Diebstähle zu verhinden. So fing das Leben in der neuen Heimat an. Bis zum Winter waren die fünf Erdhütten so weit fertig, dass die Bewohner zusammen mit ihrem Vieh überleben konnten.

Im Frühjahr des nächsten Jahres begann dann der richtige Hausbau . Es kamen immer mehr Ansiedler aus der Mutterkolonie Molotschna. Es wurde ein richtiges Dorf mit einer Straße und Wohnhäusern an beiden Seiten gebaut. Die Entwicklung des Dorfes ging schnell vorwärts. Es wurde bald eine Grundschule gebaut. Die ersten Lehrer in der Schule waren Penner und Nickel (Vornamen unbekannt). Sie haben mit großer Energie und Fleiß die Arbeit in der Schule gemacht.

Auch die Landwirtschaft entwickelte sich schnell. Der Boden in dieser Gegend war sehr fruchtbar. Alle Arten von Getreide wurden angebaut. Das Getreide wurde im Winter mit Pferden nach Sorotschinsk gebracht und verkauft. Der Erlös wurde dann in den weiteren Aufbau der Wirtschaften investiert. Zu jedem Haus gehörte ein Gemüsegarten, in dem die

Jugend aus Krassikow in der Trudarmee in Orsk am 09.06.1946.

Frauen Kartoffeln, Rüben, Erbsen, Zwiebeln, Tomaten, Gurken, Möhren, Melonen und anderes pflanzten und ernteten.

Der Winter war stark an Frost, 30 bis 40°C und schneereich, der Sommer heiß mit wenig Regen.

An der Südseite des Dorfes wurde ein Friedhof angelegt, der erste Verstorbene war Jakob Dück.

Der Erste Weltkrieg 1914, dann die Revolution 1917 und der folgende Bürgerkrieg bremsten die weitere Entwicklung des Dorfes. Viele junge Männer wurden in den Forst- und Sanitästdienst eingezogen. Infolge dieser Unruhen sind dann etliche Familien in den 20-er Jahren nach Kanada ausgewandert.

Im Jahre 1930 brachte dann die Kollektivierung der Wirtschaft dem Dorf noch mehr Verluste. Land, Vieh und Wirtschaftsgeräte wurden zwangsweise den Bauern weggenommen und in die Kolchose eingebracht. Dann kam noch das Schwerste, nämlich die Verhaftungen und Verbannungen, von denen auch der Älteste der Mennoniten-Gemeinde Daniel Boschmann mit Familie und viele mehr betroffen waren. Auch die Verhaftungen in den Jahren 1937 – 1938 gingen an unserem Dorf nicht vorbei (siehe die Liste der Verschollenen).

Da kam im Juni 1941 der Zweite Weltkrieg, wo dann viele Familien auseinander gerissen wurden:

Im März und im November 1942 wurden die Männer von 15 bis 55 Jahren in die Trudarmee mobilisiert. Eine Woche später auch die Frauen von 16 bis 50 Jahren. Viele von ihnen sind nicht mehr zurückgekommen (siehe die Liste der Verschollenen).

Im Dorf sind damals nur alte Leute und Kinder geblieben, sie mussten dann die Feldarbeit und die Viehzucht in der Kolchose machen, dazu mussten die Leute noch viele Lebensmittel von ihrer privaten Wirtschaft an die Regierung abliefern. Frauen mussten von eigener Schafswolle Socken und Handschuhe für das Militär stricken.

Im Jahre 1947 kamen viele, die die Zwangsarbeit in der Trudarmee überlebt hatten, wieder in ihre Dörfer zurück. Da kam das Leben wieder in alte Gleise.

Im Jahre 1948 wurde im Dorf ein kleines Kraftwerk aufgebaut, welches dann die Viehställe in der Kolchose und die Wohnhäuser mit Strom versorgte.

In den Jahren 1955 bis 1959 wurde bei Krassikow ein großes Wasserkraftwerk an dem Fluss Tock gebaut. Baumeister war Ferdinand Penno mit einer Gruppe von Männern, wie Peter Pankraz, Bergen, Wiens, Isaak und andere.

In den Jahren 1954 und 1955 wurden zum ersten Mal nach dem Zweiten Weltkrieg die deutschen 18-19-jährigen Jungen in den Militärdienst eingezogen.

Ein Zeugnis von unserer Familie

Mein Vater Erwin Hartwig war auch in der Trudarmee und auch im Gefängnis. Er wurde in der Kohlengrube schwer am Kopf verletzt und konnte dadurch früher nach Hause kommen. Seine Schwester mit ihrem Ehemann fuhren zum Gefängnis und brachten ihn nach Hause. Nach langer Pflege erholte Vater sich doch noch und im Jahre 1952 heiratete er Helene Pankraz. Ihnen wurden sechs Kinder geboren. In den 50-er Jahren kamen meine Eltern zum Glauben an Jesus Christus. Mein Vater war sehr begabt in Musik, Malen, Schreinerei und hat zwei Häuser gebaut. Als er 39 Jahre alt war, ist er mit seiner Tochter Lidia bei einer Fahrt mit einem Motorrad tödlich verunglückt. So blieb unsere Mutter mit fünf Kindern allein. Ich persönlich bin mit Jakob Fedrau glücklich verheiratet.

Ausreise nach Deutschland

Im Jahre 1988 sind Dimitri und Anna Dück, Jakob und Maria Pankraz mit Kindern und der Mutter als erste von Krassikow nach Deutschland ausgewandert. Wir als Familie sind mit unseren fünf Töchtern im Januar 1990 ausgewandert. Nach und nach sind die meisten aus Krassikow ausgewandert und wohnen überwiegend in verschiedenen Städten und Dörfern im Lande Hessen. Zur Zeit leben in Krassikow noch fünf deutsche Familien die übrigen sind Russen und Baschkiren.

Ich schließe mit dem Wort aus Johannes Kapitel 14, Vers 3: „Und wenn ich hingehe, euch die Stätte zu bereiten, will ich wieder kommen und euch zu mir nehmen, damit ihr seid, wo ich bin."

Das ehemalige Wohnhaus der Familie Jakob Pankratz in Krassikow im Winter 1996. Erbaut 1903, nach der Enteignung in den 30-er wurde in diesem Haus die Schule errichtet, dann ein Kindergarten, heute ist hier eine Bäckerei.

Annenskoj

Von Anna Stobbe, Annenskoj

Etwas aus der Geschichte des Dorfes Annenskoj: Annenskoj war eins der 14 Dörfer der Ansiedlung Neu Samara.

Unter den Mennoniten die aus dem Taurischen Gouvernement nach Neu Samara kamen waren etliche wohlhabende, reiche Familien, z. B. Heinrich Reimer, Tiessen, Voth. Diese Familien kauften von den Russen zusätzlich Land. Das Land von solchen Großbauern wurde mit einem russischen Wort „Chutor" genannt. Plattdeutsch wurde es als „Küta" gesprochen, zum Beispiel der Chutor von Heinrich Reimer wurde als „Remaschküta" plattdeutsch genannt.

Die Familie Reimer hatte 5.931 Desjatinen Land, dazu betreute Heinrich Reimer noch eine große Fläche Land, welches seinen Schwestern Helene und Anna gehörte. Das Land, das der Anna gehörte, war am Fluss Tock, zwischen Bogomasow und einem Baschkirendorf Nischne-Bachtijarowo und hatte eine Größe von 724 Desjatinen.

Da die Großbauern nicht im Stande waren das ganze Land selbst zu bearbeiten, wurde ein Teil davon verpachtet.

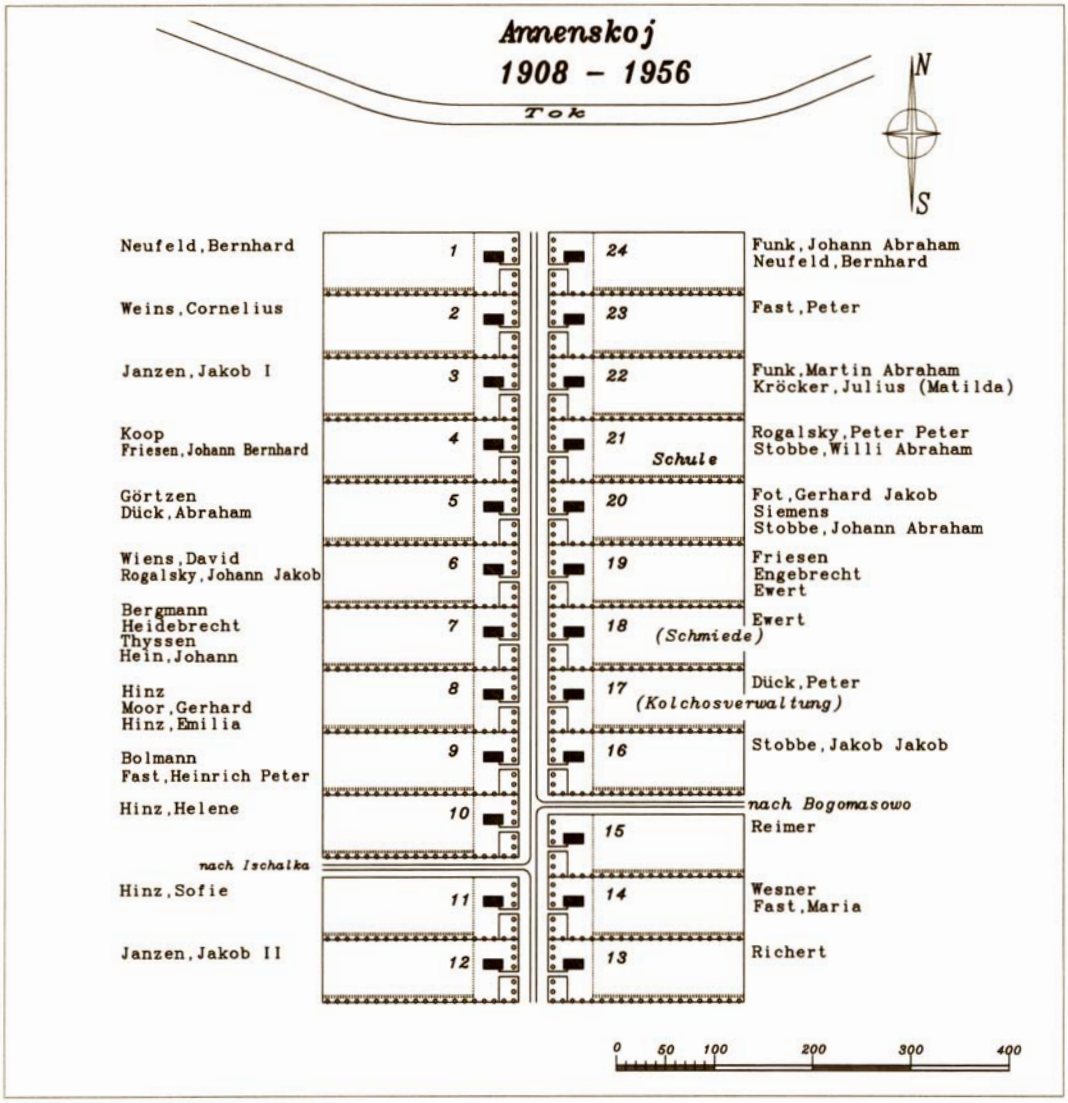
Im Jahre 1908 kamen 17 Familien aus der Ukraine und pachteten das Land, das der Anna Reimer gehörte. Der Pachtpreis war ein Drittel der Ernte, diesen Pachtzins mussten die Bauern jedes Jahr der Landbesitzerin überweisen.

Auf so eine Art wurde das Dorf angelegt. Es war eine sehr schöne geographische Lage, ganz am Ufer des beliebten Flusses Tock. Die Straße mit Wohnhäusern von beiden Seiten wurde geplant und von Norden nach Süden gebaut.

Die ersten Ansiedler waren Johann Funk, Matties, Baumann, Reger, A. Funk, Warkentin, H. Friesen, G. Voth, A. Dück, K. Friesen, P. Görtz, Löwen, Tiessen, Giesbrecht, G. Moor, H. Reimer, etwas später kamen noch andere, G. Wesner, P. Richert, J. Janzen, S. Hins und H. Fast. Am Anfang wurden kleine Lehmhütten gebaut, später wurden dann größere Häuser mit Stall und Scheune gebaut.

Zur Zeit der Kollektivierung waren in Annenskoj 29 Bauernwirtschaften. So wurde Annenskoj größer und schöner. Jede Familie pflanzte Bäume, Flieder und Blumen. In den Gemüsegärten wurden Johannisbeeren und Stachelbeeren angepflanzt.

Wie in allen mennonitischen Dörfern, so trug auch in Annenskoj die Aufsicht der soge-



Lageplan des seit den 50-er von den Karten verschwundenen Dorfes Annenskoj.

nannte „Schulte“. Der erste Aufseher bzw. Schulte war Bürger Baumann. In seiner Verantwortung lag die Ordnung im Dorf. Er baute einen großen Speicher, wohin die Einwohner des Dorfes das Pachtteil, ein Drittel ihrer Ernte abliefern mussten. Im Winter mietete Schulte Baumann Fuhrwerke von den Russen an, um das Getreide nach Sorotschinsk zu transportieren, von da per Eisenbahn in die Ukraine zu der Landinhaberin Anna Reimer.

Schulte Baumann wohnte nicht lange in Annenskoj, er reiste schon früh nach Amerika. Sein Haus kaufte Peter Fast, welcher dann auch als nächster Schulte im Dorf wurde.

Da es in Annenskoj noch keine Schule gab, übernahm den Unterricht der Schulkinder der Jüngling Willy Fast, der führte diese Schule bei sich zu Hause, aber nicht lange. Er erkrankte an Typhus und starb mit 18 Jahren. Danach machte sein Bruder Johann eine Aus-

Die Schule in Annenskoj – links Willi und rechts Anna Stobbe, vorne die Kinder Ella und Frieda. 1954.

bildung als Lehrer. Er hat dann die Schule weiter geführt in Bogomasow und Kuterlja. Er war bei Eltern und Kindern sehr beliebt. Sein Vater Peter Fast war musikalisch sehr begabt. Er leitete in Bogomasow einen Jugendsängerchor. Im Jahre 1911 übernahm er von Peter Görtz die Leitung des Sängerchors der Mennoniten-Brüdergemeinde in Donskoj. In diesem Dienst hat Gott ihn reichlich gesegnet. Der Gemeindechor unter seiner Leitung machte gute Fortschritte. Er diente als Gesangsleiter in der Gemeinde bis zur Schließung des Bethauses.

Wie bekannt, die Zeiten verändern sich. So wie auch in anderen Dörfern, fingen in Annenskoj die Leiden der Terrorzeit an. Die Wirtschaft von Peter Fast wurde enteignet, sein Haus und alles was dazu gehörte wurde der neu gegründeten Kolchose übergeben. Peter Fast mit seiner Frau und Tochter Maria zogen ins Haus ihres Sohnes Heinrich.

Die Schularbeit übernahm nach Willy Fast Peter Görtz. Der Schulunterricht wurde immer noch in Privathäusern durchgeführt, erst im Jahre 1934 wurde eine Schule gebaut. Bis zum Zweiten Weltkrieg waren Johann Bergen, Johann Isaak, Peter Rogalski und Jakob Stobbe Schullehrer. Von 1941 bis 1955 arbeitete Anna Stobbe als Lehrerin in Annenskoj.

Da Annenskoj nur ein kleines Dorf war, waren auch dem entsprechend wenige Schüler in der Schule. Durchschnittlich waren es 12 bis 14 Kinder, so dass die ganze Arbeit in allen Klassen von einer Lehrerin erledigt wurde.

Im Jahre 1934 wurde in Lugowsk eine Zentralschule mit zehn Klassen eröffnet. In den Jahren 1938 bis 1939 wurde der Unterricht in deutscher Sprache erteilt, danach war die Hauptsprache Russisch. Deutsch wurde nur als Fremdsprache unterrichtet. Eltern, welche ihre Kinder weiter als vier Klassen ausbilden wollten, schickten ihre Kinder in die Zentralschule nach Lugowsk. Weil Lugowsk aber von Annenskoj etwa 15 Kilometer entfernt war, gab es doch erhebliche Schwierigkeiten bei dem weiteren Lernen.

Im Jahre 1930 wurde die Kollektivierung durchgeführt. Den Bauern wurden Land, Vieh, Landwirtschaftsgeräte und Wirtschaftsgebäude weggenommen. Das alles kam in eine neu gegründete Kolchose mit dem Namen „Tock“. Der erste Vorsitzende in der Kolchose war Kornelius Wiens. Das Leben in Annenskoj

Peter Fast

Johann Fast

Heinrich Fast

Nikolaj Fast

Die letzten Gefängnisaufnahmen von Peter Fast und seinen Söhnen. Erschossen am 5.09.1937.

kam auf ganz andere Gleise. Doch was besonders zu bemerken war, die Einwohner des Dorfes lebten sehr friedlich zusammen und hatten vieles gemeinsam. Die Kinder haben sich körperlich gut entwickelt, weil sie viel gebadet und geschwommen haben. Was noch wichtig war, in der ganzen Zeit, in der das Dorf existierte, ist im Fluss Tock von den Einwohnern des Dorfes niemand ertrunken. Im Winter, da der Fluss eingefroren war, hatten die Kinder auf dem Eis ihre beliebten Schlittschuhfahrten. Im Frühling zur Zeit der Schneeschmelze waren fast alle Leute öfters am Ufer des Flusses und betrachteten das ganze Panorama der Natur. Im Sommer an den stillen Abenden, unter dem klaren Mondschein wurde viel gesungen. Besonders Jugendliche zogen die Straße entlang mit viel Gesang und Freude. Tiefe Erinnerungen an die damalige Zeit sind bis heute noch in den ehemaligen Einwohnern von Annenskoj wach.

Doch wie überall, zogen schwere Wolken der 30-er Terrorjahre auch durch unser Dorf Annenskoj. Im Jahr 1937 wurden drei Brüder, Johann, Heinrich und Nikolaj Fast, verhaftet. Im Herbst dieses Jahres wurde auch der Vater, Peter Fast, verhaftet. Alle sind nie mehr in ihre Familie zurückgekommen. Im Jahre 1941 wurde Jakob Stobbe verhaftet, wie später vermeldet wurde, sind sie alle erschossen und in Orenburg im Massengrab beerdigt worden.

Im Jahre 1941 wurden fünf Jünglinge in den Militärdienst eingezogen. Es waren Jakob Voth, Johann Hinz, Johann Neufeld, Willy Stobbe und Jakob Janzen, welcher spurlos verschollen ist.

Im Juni 1941 brach dann derZweite Weltkrieg aus. In unserem Dorf Annenskoj feierten Jakob Hein und Margarita Neufeld am 22. Juni ihre Hochzeit. Weil zu der Zeit im Dorf noch kein Radio oder Telefon war, kam die Nachricht, dass der Krieg begonnen hatte erst am Abend zu uns. Die Hochzeitsgäste waren noch nicht auseinander gegangen, da diese traurige Nachricht den Schluss der Hochzeit überschattete. Auf dem Heimweg von der Hochzeit sagten sich viele, ob dies wohl unsere letzte Zusammenkunft in Annenskoj gewesen ist? So war es auch. Neun Monate nach dem Anfang des Krieges, am 20. März 1942 wurden 19 Männer im Alter von 16 bis 55 Jahre in die Trudarmee mobilisiert. Am 6. November 1942 folgte dann die zweite Mobilisierung, Jünglinge mit 15 Jahren und älter und am 12. November 1942 folgten dann auch die Frauen im Alter von 16 bis 50 Jahren. Die Frauen wurden nach Orsk in die Trudarmee eingezogen.

Im Dorf waren nur alte Männer und Frauen geblieben, dazu noch die kleinen Kinder. Schwere Arbeit, Krankheiten und mageres Essen war das Schicksal der noch im Dorf gebliebenen Einwohner. Am Ende 1942 kamen viele Flüchtlinge aus Weißrussland und Leningrad zu uns ins Dorf, die mussten alle untergebracht und versorgt werden, obwohl wir selbst knapp was zu essen hatten. Das war eine besonders schwere Zeit.

Die ganze Landwirtschaftsarbeit lag auf den wenigen übrig gebliebenen Dorfseinwohnern. Das Getreide wurde in der Erntezeit gemäht und in Haufen gestapelt. Spät im Herbst bis in den Winter wurde es dann gedroschen. Gearbeitet wurde von früh bis spät, viele Menschen erkrankten von der schweren Arbeit und mageren Kost.

Auch in der Schule war es sehr schwierig. Fast keine Bücher, keine Hefte. Geschrieben wurde auf Zeitungen oder in alten Büchern. Weil fast keine Kleider gekauft werden konnten, nahm es Überhand mit dem Ungeziefer.

In all diesen Schwierigkeiten waren die noch im Dorf gebliebene Menschen mitempfindend, halfen einer dem anderen. Schwer war es auch mit der Heizung, sogar Zündhölzer fehlten. Glut im Ofen oder im Herd wurde bis zum nächsten Tag aufbewahrt.

Eine große Ehre und Achtung erfuhr im Dorf der frühere Prediger Gerhard Voth. Er tröstete und ermutigte die Menschen. Hat auch hin und wieder heimlich Andachten gehalten.

Als der Krieg zu Ende war und als in den Jahren 1947-1948 etliche, die noch am Leben waren, aus der Trudarmee nach Hause kamen, wurde es langsam leichter.

In den Jahren 1950/51 wurden die Kolchosen vergrößert. So wurde die Kolchose von Annenskoj mit der Kolchose von Bogomasow zusammengeschlossen. Etliche Jahre war Annenskoj noch ein Dorf, doch es wurde immer kleiner. Das Vieh und die Landwirtschaftsgeräte wurden nach Bogomasow verlagert und die Menschen blieben ohne Arbeit und sind dann einfach in andere Dörfer der Neu Samara Ansiedlung umgezogen. Im Jahre 1955 wurde auch die Schule geschlossen und als Dorf wurde Annenskoj annulliert. 48 Jahre hat das Dorf existiert, heute ist es dem Boden gleich gemacht worden, man findet keine Spuren von den Häusern mehr. Geblieben sind nur noch tiefe Erinnerungen von dem einst blühenden Leben in Annenskoj.

Bogomasow

von Natalia Friesen geb. Isaak, Bogomasow

Bogomasow wurde von mennonitischen Auswanderern gegründet. Die ersten Ansiedler waren Abram Buller und David Stobbe, die im Jahre 1890 nach Neu Samara kamen, im Schafstall bei der Wassermühle überwinterten und im Frühling 1891 das Dorf Bogomasow anlegten.

Bogomasow, am sogenannten Großen Weg gelegen, der an der Westseite der Ansiedlung entlang ging, hatte 36 Wirtschaften. Es war, wie auch die anderen Dörfer, ein typisches Mennonitendorf. Es hatte eine Straße, die sich von Westen nach Osten zog. An beiden Seiten derselben lagen die Bauernhöfe sich gerade gegenüber. In der Mitte des Dorfes an der Südseite war ein etwas schmalerer Platz als die Bauernhöfe – offen gelassen für die Schu-

So sieht die Strasse Bogomasowo (Tockskoje) jetzt aus.

le. Ihr gegenüber lag eine ebenso große offene Stelle. Diese hatte später P. Rogalsky gekauft und hier einen Kaufladen eröffnet.

Das Dorf Bogomasow befindet sich inmitten des Landes, das zum Dorf gehört. Jeder Bauernhof hatte an der Straße einen Vordergarten, wo nur Bäume und Blumen gepflanzt wurden, dann kam die eigentliche Hofstelle und neben ihr der Gemüsegarten. Das Land, das zu Bogomasow gehörte, war nicht alles gleich gut und die Entfernung vom Dorf war auch verschieden. Damit nun nicht ein Bauer alles gute und ein anderer alles geringere und weit entfernte Land erhielt, wurde alles Land in Parzellen geteilt, und jeder bekam seinen Teil vom guten, wie auch vom geringeren Land. Der Entfernung wurde auch Rechnung getragen. Jede Wirtschaft enthielt 40 Desjatin. Es waren aber auch etliche wohlhabende, die 80 Desjatin kauften, das wurde dann als Doppelwirtschaft bezeichnet. Zum Beispiel mein Großvater David Stobbe hatte eine Doppelwirtschaft.

Arm und weit entfernt von Eltern, Geschwistern und Freunden kamen sie hier an. An irdischen Gütern besaßen sie wenig, doch hatten sie einen großen Schatz mitgebracht. Es war Mut, Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit. Mit solchen Eigenschaften ausgerüstet können auch die größten Hindernisse bewältigt werden. Aber schwer war der Anfang. Das Holz zum Bau der Gebäude wurde im Wald bei Busuluk geschlagen, der ziemlich weit entfernt war. Den Weg hin und zurück (gesamt ca. 200 Kilometer) konnte man höchstens zwei Mal in der Woche machen. Nicht alle Ansiedler konnten sich auch nur ein kleines, sehr primitives Häuschen bauen und mussten vorläufig mit einer Erdhütte vorlieb nehmen. Und trotz all der Strapazen in den ersten Jahren kamen die Leute allmählich vorwärts. Und schon nach 25 bis 30 Jahren hatte sich das Dorf aus einer Steppe zu einem sauberen blühenden Ort entwickelt. Man sah keine Erdhütten mehr, jeder Bauernhof hatte ein ordentliches Haus, Stall, Scheune und Nebengebäude. Angebaut wurde meistens Weizen, Hafer, Gerste, Roggen und Flachs (Hanf oder Lein), versuchsweise sogar Sonnenblumen.

Die Erträge standen und stehen zum Teil auch heute noch im geraden Verhältnis zu den Niederschlägen. Diese waren sehr verschieden, folglich auch die Ernteerträge. Es gab auch Fehlernten (Missernten). Außer anderen Jahren waren 1911, 1917 und 1921 besonders schwierig. Dieses letzte war bei weitem das Schlimmste von allen. Einmal der großen Dürre wegen und dazu kamen noch die Heuschrecken. Diese zogen in großen Schwärmen durch die ganze Ansiedlung und fraßen alles, was trotz der Dürre noch gewachsen war. In früheren Missjahren waren die Ställe voll Vieh und hier und da war noch etwas Getreide und Futter vom vorigen Jahr übrig geblieben. Doch wo dieses nicht war oder nicht genügend war, da konnte man es kaufen. Nicht überall waren Missernten und aus dessen Gegenden wurde dann Futter und das nötigste Getreide eingeführt und an Bedürftige verkauft. Ganz anders aber war es im Jahre 1921. Ställe, Böden und Speicher waren leer. Die Revolution und der darauf folgende Bürgerkrieg hatten dazu beigetragen, dass den Bauern alles weggenommen wurde und nun keine Ernte. Die Folge davon war eine Hungersnot. Es starben viele Menschen an Hunger. Darunter auch Mennoniten, besonders aber viele Baschkiren. Hilfe von der Regierung kam keine. Das Jahr 1921 wird vielen noch lange in Erinnerung bleiben.

Um der Jugend an den langen Winterabenden eine gute und zugleich angenehme Unterhaltung zu bieten, wurden Dorfchöre organisiert. In Bogomasow war die Triebfeder auf diesem Gebiete P. Fast aus dem Nachbardorf Annenskoj. Außergewöhnlich war er für Gesang begeistert. Er hatte die Gabe, seine Begeisterung auf andere zu übertragen. Die Jugend war schnell zusammen gerufen und schon wurde nach Ziffern gesungen. Die Lieder wurden vierstimmig vorgetragen. Nach mehreren Übungen klang es dann wohltuend. Außer Gesang wurden auch Literaturabende durchgeführt. Es wurden Bühnenstücke aufgeführt, Gedichte deklamiert. Das erste Bühnenstück, geschrieben von J. Janzen war „Die Bildung“ und weiter „Daut Schultibot“ u. a. Man versuchte sich sogar an Schillers „Willhelm Tell“. Solche Abende waren für die Jugend nicht nur angenehmer Zeitvertrieb, sie wirkten auch bildend. Sie lernten, frei aufzutreten und artikuliert zu sprechen. Angeleitet wurden sie vom Lehrer Peter F. Siemens,

der wieder seine Lehrerstellung angenommen hatte und nebenbei aber einer Gruppe Jugendlicher an den Abenden Kurse anbot. Es waren die Fächer Mathematik, Geographie, Weltgeschichte und Plattdeutsch.

Lehrer Siemens (seine Frau war Buller Lena) arbeitete bis zum Kriege 1914 als Lehrer. Er war in den Kriegsjahren im Militärdienst. Nach Beendigung des Krieges kam er nach Hause und war wieder Lehrer bis 1926. Dann reiste er nach Kanada, wo er auch gestorben ist.

1928 war Johann Dyck Dorfschullehrer. Bei ihm lernten wir in der ersten Klasse die Sütterlin-Schrift. In der zweiten Klasse hatten wir schon lateinische Schrift. Die Schulbänke waren lang. Auf einer Bank konnten fünf bis sechs Schüler sitzen. In der zweiten Klasse war unser Lehrer Friesen Jacob. Auch in der dritten Klasse hatten wir ihn als Lehrer. Er nannte uns „meine Backfische." In der Schule aßen wir heißes Mittagessen. Im großen Mauerkessel wurde gekocht. In der Wirtschaft der Schule waren Schweine, welche mit den Küchenabfällen gefüttert wurden. In der vierten Klasse war unser Sommerlehrer mein Bruder Johann Isaak, der nach einem Jahr Arbeit in unserer Schule nach Engels (Stadt in der deutschen Wolga-Republik) fuhr und dort ins Lehrerinstitut eintrat. Nach ihm kamen Wiens Jacob und Fast Johann, sie hatten eben die zehnte Klasse in Lugowsk beendet.

1929 / 1930 wurden den Bauern das Vieh und alle Werkzeuge zur Bearbeitung der Landwirtschaft abgenommen. Die Kühe kamen zu Reimers, die Pferde zu Bullers am östlichen Ende des Dorfes und am westlichen Ende des Dorfes bei Kornelius Friesen. 1932 mussten 15 Färsen nach Kamenez gebracht werden. Da das Futter nicht für den ganzen Winter ausreichte, mussten Johann Isaak und Jakob Stobbe mit 150 Pferden nach Baklanowka, um sie dort zu überwintern. Aber dort hatte niemand auf sie gewartet. Es war alles nicht organisiert. Nur 46 Pferde kamen zurück, und diese verreckten zu Hause. Zum ersten Mal sah ich meinen Vater weinen. Er kam voller Läuse, ausgehungert nach Hause.

Selbstbinder gab es zu der Zeit noch nicht und so mussten die Leute die Ähren in Garben mit den Händen binden. Da es an Zugkraft mangelte, mussten die letzten Melkkühe aus dem Stall genommen werden, um das Feld zu bearbeiten. Unter den Pferden und Kamelen, die gekauft wurden, brach eine sehr ansteckende, unheilbare Krankheit aus und sie wurden alle erschossen.

Die meisten Leute hatten wenig zum Essen. Wir Kinder mussten Ähren sammeln. Zu Hause wurden sie gereinigt und mit Kürbis gekocht. Besonders schwer war es, bis der erste Traktor kam. Ich erinnere mich noch genau, wie froh wir waren, als wir endlich ein eigenes Dach über dem Kopf hatten. Dann kam eine Mähmaschine, ein Wagen, Dreschmaschine, Sämaschine. Aber alles, auch alles wurde weggenommen und verschleppt. So fing die Kolchose an. Im Dorf wurden zwei Brigaden gebildet. Der Sammelpunkt der Bauern war bei David Stobbe und Abram Buller, wo eben auch die Pferdeställe waren. Vorsitzender war Barg Diedrich. Gedroschen wurde bei Abram Buller. Die Spreu mussten Block Anna, Buller Tina und Buller Anna zu den Pferde- und Kuhställe fahren. Bei David Stobbe versorgte Johann Wiebe (Junior) und Klara Stobbe das Vieh. Bei Buller waren es Klassen Jakob und Isaak Heinrich. Nach 1938 wurde Isaak Johann Brigadier und blieb es auch während der Kriegsjahre und nachher. Abram Funk war Buchhalter, Wiebe Johann war Vorsitzender in der Kolchose. Jeden Samstag rechnete Vater bei Funk über die vollbrachten Leistungen der Menschen ab. Funk schrieb die Arbeit auf und verrechnete die Arbeitseinheiten, denn Geld gab es zu der Zeit nicht für die Arbeit. Am Ende des Jahres wurde etwas Getreide und Futter nach den während des Jahres geleisteten Arbeitseinheiten verteilt.

Schwer war es in den Kriegsjahren mit Kindern die Wirtschaft zu leiten und alles zu säen und zu ernten. Die ältesten waren 14-jährige Jungen, denn die Männer wurden von 15 bis 55 Jahren alle in die „Trudarmee" mobilisiert. Nach den Männern wurden auch alle Frauen von 16 bis 50 Jahren mobilisiert. Da waren Frauen, die ihre dreijährigen Kinder alleine lassen mussten und in die Zwangsarbeit eingezogen wurden. Zum Beispiel, Margarethe Kröker hinterließ den dreijährigen Waldemar und wurde eingezogen, ihr Ehemann Johann Kröker war im Militärdienst, so dass

Die Mitglieder der Kolchosverwaltung Karl Liebknecht, Bogomasowo (Vorgänger von „Komsomolez") im März 1947. Von links nach rechts 1. Reihe – Ewgenij Afrin, Katharina Tiessen, Heinrich Friesen, Johann Riechert, Johann Wiebe (Vorsitzender), Johann Isaak, Gerhard Wiens, Abram Unruh, Abram Funk, 2. Reihe – Johann Wiebe, Soja Letunowa, Elisabeth Wiebe, Maria Kröcker, Margareta Stobbe, Katharina Kröcker, Johann Friesen.

Die Zwangsarbeiterinnen aus Bogomasowo: v.l. 1.Reihe – Lydia Isaak (geb.Görtzen), Elisabeth Reimer, Margareta Janzen (geb.Tiessen), Katharina Unrau (geb. Rogalski), Maria Ewert, 2. Reihe – Helene Rann (geb. Janzen), Katharina Funk (geb. Hübert), Margareta Barg, Anna Friesen (geb.Klassen), Eva Kröcker, Helene Dück, 3. Reihe – Justina Dück, Margareta Greilich (geb. Ewert), Aganeta und Katharina Görtzen, Adelia Isaak, Anna Friesen, Agnes Kröcker, 4. Reihe – Maria Warkentin (geb. Heidebrecht), Elisabeth und Maria Wedel, Maria Isaak (geb. Stobbe), Justina Giesbrecht (geb.Tissen), Susanna Heidebrecht. Orsk 02.05.1944.

der kleine Waldemar bei seinen Verwandten untergebracht wurde.

Da kam die Anleihe. Dem Staat fehlte Geld. Woher es nehmen? So wurde durch den Dorfrat (dieser existierte seit 1936) auf jede Familie die Summe der Anleihe verteilt. Manche Jahre betrug diese Summe mehr als 500 Rubel. Frau Margaretha Tiessen erinnert sich: „Der Mann Dietrich war im Jahre 1944 gestorben, der Sohn Peter an der Front gefallen, die Tochter Margaretha und der Sohn Heinrich waren in der Trudarmee, der Sohn Jakob war in Orsk in die FSO eingezogen und zu Hause waren noch vier kleine Kinder. Wo sollte ich das Geld hernehmen? In der Kolchose gab es kein Geld für die Arbeit. So war

Heizmisteinbringung in Bogomasow 1938. 1. Reihe v. l.: Heinrich Görzen, Johann Wiebe (Kolchosvorsitzender), Johann Hübert, Jakob Heidebrecht 2. Reihe: Maria Evert, Maria Kröcker, Elisabeth Reimer, Katharina und Agnes Kröcker, vorne rechts Susanna Penner

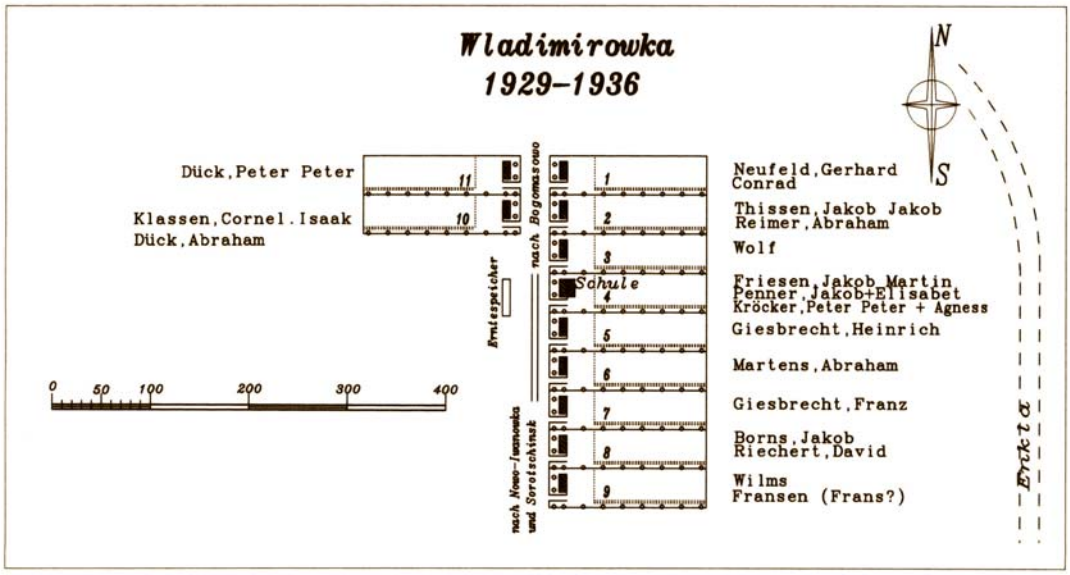
Kindergarten in Bogomasow. Erzieherinnen Agata Giesbrecht, Lydia Tiessen Anna Heidebrecht.

ich gezwungen „Samogon" (selbst gebrannten Schnaps) zu produzieren. Diesen verkaufte ich und kam aus der Not."

Jeder Landwirt war, außer der Anleihe, noch verpflichtet 200 Liter Milch zu liefern und beim Schweineschlachten musste das Schweineleder abgezogen werden und auch an den Staat geliefert werden. Auch Wolle musste jede Menge geliefert werden.

Die Verwaltung der Kolchose befand sich erst bei Johann Isaak in der Sommerstube, später in P. Heinrichs Haus. Im Hof hatte man einen Turm mit einer Leiter aufgebaut, da stieg man um zwölf Uhr hinauf um die Mittagszeit anzukünden.

Nach dem Krieg, als die Leute aus der Trudarmee kamen, wurde es leichter, es wurde viel gebaut. Das Dorf veränderte sich sehr. Es wurden viele Wirtschaftsgebäude errichtet, um Vieh unterzubringen. Große Speicher für das Getreide, eine zweistöckige Schule, ebenso ein zweistöckiges Internat für die auswärti-



Ein Lageplan eines kleines Dorfes, das auch wie Annenskoje und Kamenez schon seit den 50-er Jahren verschwunden ist. Es bleibt aber immer noch in den Erinnerungen der wenigen früheren Einwohner.

gen Schüler, ein zweistöckiger Kindergarten, eine zweistöckige Verwaltung der Kolchose, ein zweistöckiges Gasthaus usw. wurden ebenfalls errichtet.

An der Südseite des Dorfes wurde ein Obstgarten angepflanzt. Viele Bäume an der Schule und im Zentrum des Dorfes wurden vom Lehrer David Klassen angepflanzt und betreut. In den Vordergärten der Dorfbewohner blühten Blumen und Obstbäume.

So verwandelte sich die öde orenburgische Steppe zu einer blühenden Gegend.

Jugowka

von Johann Peters

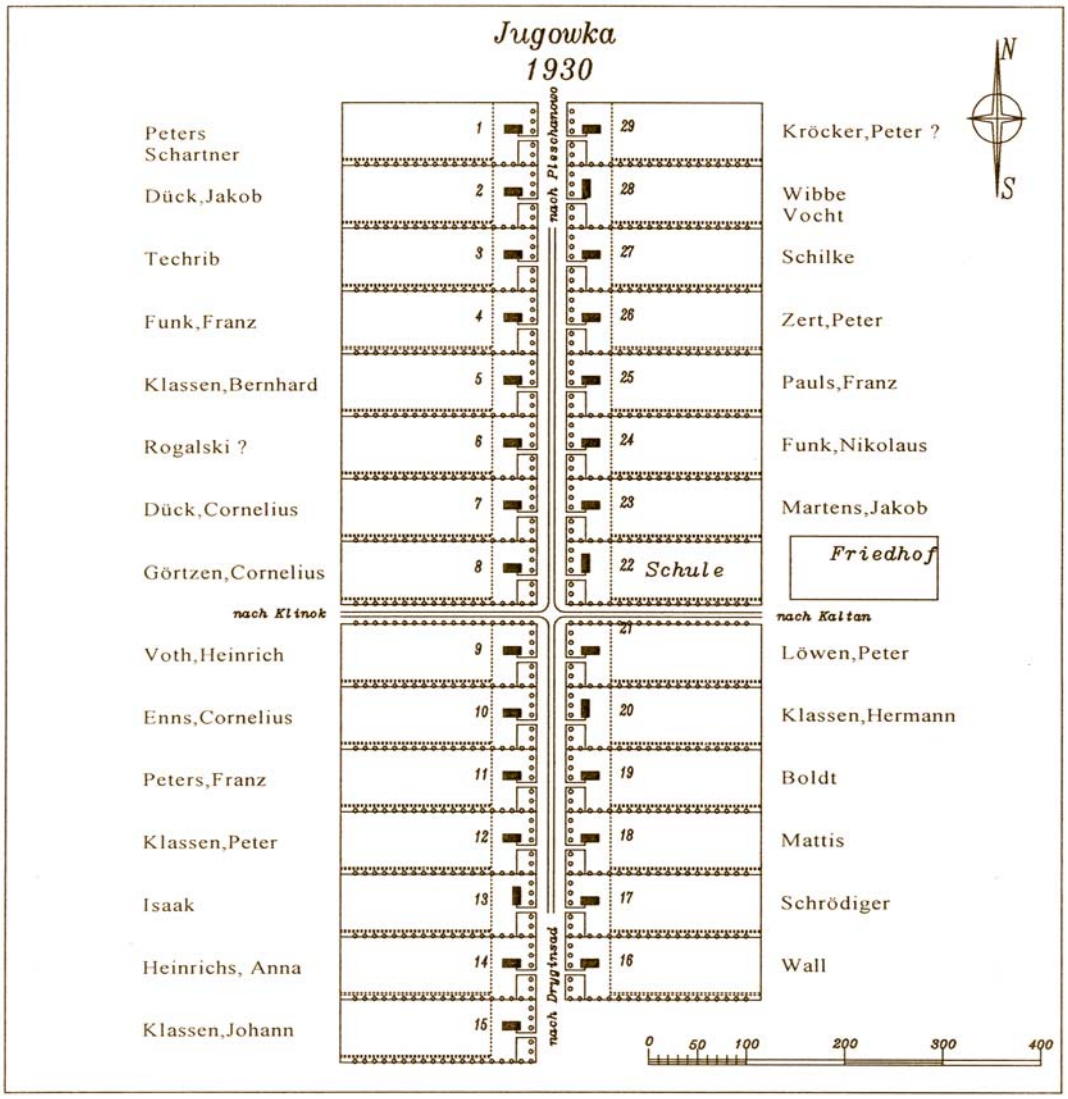
Das Dorf Jugowka wurde wie auch die anderen Dörfer der Ansiedlung Neu Samara von Übersiedler aus der Ukraine und aus der Krim in den 1890-er Jahren gegründet und erweitert. Es entstand auch hier ein neues Leben. Doch die kommenden Jahre mit den schweren Ereignissen hinderten die Entwicklung des Dorfes und damit die wirtschaftliche Lage.

Bis zu der Kollektivierung der Wirtschaften eigneten die Einwohner des Dorfes Land, Vieh und dementsprechend auch Geräte.

Im Jahre 1930 führte die Sowjetregierung die Gütergemeinschaft ein, und den Einwohnern wurde zwangsweise Vieh, Land, Geräte enteignet. Die Leute konnten es nicht verhindern. So entstand in unserem Dorf eine Kolchose Namens „Budjonny".

Die enteignete Bauern behielten eine Kuh, etwas Kleinvieh und ein Gemüsegarten. Der Garten wurde mit Kühen gepflügt, weil Pferde in der Einzelwirtschaft verboten waren. Die wirtschaftliche Lage der Ansiedler war miserabel, dazu kam im Jahre 1931 die große Missernte.

Im Jahre 1934 wurde Willhelm Dück als Vorsitzender der Kolchose gewählt. Es gelang ihm die Kollektivwirtschaft aufzubauen und das Leben der Dorfeinwohner wesentlich zu verbessern. 1941 wurde er verhaftet und verschwand in Stalins Gefängnissen. Im Juni 1941 brach der 2.Weltkrieg aus, dann kamen die Verhaftungen, Trudarmee, Not, Hunger – so wie auch in den anderen Dörfern der Ansiedlung.



Die 1940-er Jahre verliefen in schwerer Arbeit und großer Not. Es mangelte sogar an Trinkwasser, denn das Grundwasser in Jugowka liegt sehr tief. Weil die meisten Männer mobilisiert waren, lagen alle Arbeiten auf den Schultern der Frauen, Greisen und Kindern, die aber nicht im Stande waren so tiefe Brunnen zu graben. Im Jahre 1950 kehrten die ersten Trudarmisten heim und das Leben wurde ziemlich leichter. Die Kolchose vergrößerte sich – 4 Dörfer wurden zusammen geschlossen.

Das christliche Leben war dadurch erschwert, das es im Dorf keine eigene Kirche gab. Die meisten gehörten zu der Mennoniten-Kirchengemeinde und besuchten die Gottesdienste bis zum Jahre 1930 in Pleschanowo, denn sie hatten Pferde auch Wagen oder Schlitten im Winter. Ein Teil, die zur Mennoniten-Brüdergemeinde gehörten, fuhren nach Lugowsk oder Donskoje. Doch in den 1950-er Jahren wurde mit Hilfe auswärtiger Brüder auch in Jugowka und Klinok eine Brüdergemeinde gegründet, die bis zur Ausreise nach Deutschland existierte. Im Jahre 1953 entstand im Dorf ein großes Feuer, in dem 4 große Häuser abbrannten.

Johann Rogalski betankt die Traktoren und Mähdrescher im Felde mit Diesel und lieferte den Feldarbeitern Trinkwasser. 1959 Jugowka.

In den 60-er Jahren gab es eine weitere Entwicklung des Dorfes. 1967 wurde am Ende des Dorfes ein Tiefbrunnen gebohrt, der gutes Trinkwasser in Fülle lieferte, und dem Dorf entlang eine Wasserleitung gelegt. Damit war das Problem zur großen Freude der Bewohner geregelt. Auch eine kleine Elektrostation wurde zwischen Jugowka und Klinok gebaut, die Strom für die beiden Dörfer lieferte.

So Schritt für Schritt verbesserte sich das Leben in Jugowka. Die Leute bekamen die Möglichkeit neue Häuser mit moderner Einrichtung zu bauen. Im Dorf gab es auch eine Grundschule mit 4 Klassen und einen Laden, wo die Einwohner die nötigsten Waren kaufen konnten.

In den 90-er Jahren kam die Auswanderung auch in unser Dorf. Die meisten sind weg, und Jugowka ist kein deutsches Dorf mehr. In den Erinnerungen bleibt es aber immer noch.

Die Familie Susanna und Jakob Epp aus Kaltan im Jahre 1914.
Susanna Epp wurde 102 Jahre alt und nannte die Dorfbewohner „meine Kinder“,
denn als Hebamme hat sie bei fast allen Entbindungen im Dorf geholfen.
Das erste Kind, dass sie annahm, war Conelius Dück, das letzte – die Urenkelin von demselben Cornelius.

XV. Zweiter Weltkrieg und Arbeitsarmee

1. Zweiter Weltkrieg und Arbeitsarmee

von Gerhard Dörksen

Im Juni 1941 fing der Zweite Weltkrieg für Russland an und dann hieß es für alle arbeitsfähigen Deutschen: In die Arbeitsarmee. Am 20. März 1942 wurden die älteren kräftigen Männer nach Tscheljabinsk zum „Kombinat Tscheljabinskugol" mobilisiert. Später am 6. November 1942 wurde die zweite Gruppe, Jünglinge aus der siebten Klasse mit 14 bis15 Jahren und ältere Männer bis 50 Jahre rekrutiert.

Am 6. November wurden wir mit Leiterwagen zur Eisenbahn nach Sorotschinsk gebracht, und in Viehwaggons geladen. In Gremjatschensk wurden wir der Kohlengrube Nr. 66 zugewiesen. Drei Monate lernte ich als Maschinenführer. Im Februar 1943 begann dann die Arbeit in Grube Nr. 66 für uns in drei Schichten. Die Schichten wurden jede Woche gewechselt. Gleichzeitig wurden neue Gruben gebaut. Die Gruben Nr. 61, und 63, produzierten schon Kohle, später wurden auch die Gruben Nr. 62, 64, 65, 66, 68, 72 und 74 eröffnet.

Weil Donbass unter deutscher Besatzung war, musste die Region Tscheljabinsk und Perm am Ural das Land mit Kohle beliefern. Aus Donbass waren teilweise Arbeiter und Meister nach Gremjatschensk evakuiert, aber die meisten Grubenarbeiter waren die Russlanddeutschen aus dem Gebiet Orenburg, aus der deutschen Wolgarepublik und von der Krim. Das Essen war sehr knapp, völlig ohne Fett und Vitaminen. Brot bekamen die Grubenarbeiter 1.200 Gramm und die anderen Arbeiter 700 Gramm pro Tag. Im Frühling 1943 starben die ersten an Durchfall, ohne jegliche ärztliche Behandlung. Am Ende des Baracken stand ein Kasten, in die man die Leichen hinein legte.

Durch schöne dichte Fichtenwälder gingen wir aus dem Dorf Gremjatschje zur Grube. Etwas später wurde neben der Grube eine Baracke gebaut. Viele Deutsche waren im Eisenbahnbau von Baskaja bis Gremjatschje (ca. 12 Kilometer) beschäftigt. Die Eisenbahn wurde auch zu den Gruben geleitet. Bei diesem Bau starb eine große Menge junger Leute an Hunger. Der Winter 42/43 war extrem kalt, welches die Arbeit besonders erschwerte. Wenn man von der Grube kam und jemand fehlte, dann musste die ganze Brigada (Mannschaft) zurück gehen und suchen, oft fand man nur noch eine Leiche.

Anfänglich wurden wir in Baracken in Gremjatschje untergebracht. Die erste Zeit mussten wir Wald roden, weil auf diesem Platz die Kohlengrube Nr. 66 entstehen sollte. Damals waren wir aus der siebten Klasse und die Arbeit im Walde war für uns viel zu schwer. Eines Tages kam der Brigadenleiter und rief die „Kleinsten" zum Grubenleiter. Der fragte uns, ob wir lernen wollen. Wir waren natürlich alle sofort einverstanden. Am nächsten Tag nach dem Frühstück, kam der Grubenleiter Belosjorow und führte uns zur Grube Nr. 63: Drei Personen zum Kompressorhaus und drei Personen zum Haus der Lasthebemaschinen. So wurden wir zu Maschinenführern ausgebildet. Nur deswegen sind wir am Leben geblieben, weil es nicht so schwere Arbeit war: „Gott sei Dank!"

Später kamen wir zurück zur Grube Nr. 66 und arbeiteten da als Maschinenführer. Die Arbeit in der Kälte war nicht leicht. Als die Grube fertig war, mussten wir zu den Gruben Nr. 68 und 69, danach zu den Gruben Nr. 73 und 74. Im Herbst 1947, nach fünf Jahren im Arbeitslager, wurde ich wegen meiner schlechten Gesundheit nach Hause entlassen.

Ich kam zurück zu meinen Eltern und begann die Arbeit in der MTS als Traktorist und wurde später Lehrling in der Werkstatt. Alle Technik gehörte damals noch der MTS. Wenn es Feldarbeiten gab, arbeiteten wir mit der Technik auf den Feldern und die andere Zeit in der Kolchose. In der MTS bekamen wir als Lohn Geld, in der Kolchose wurde die

Die Familie Gerhard und Katharina Dörksen im Jahre 1949. Hinten v.l. Katharina, Waldemar, Gerhard, vorne in der Mitte – Erika.

Arbeit durch Sachbezüge (Getreide und andere Lebensmittel) belohnt. Im Herbst 1949 begann ich in Busuluk eine Ausbildung als Mechaniker der MTS.

Zu dieser Zeit wurden in den Dörfern Jugendvereine gegründet. Die Mütter lehrten uns geistliche Lieder singen. Nikolaj Nebogin unterrichtete mit Dick Kornelius Religion. Und im Herbst 1947 konnte ich mich zu Gott bekehren. Wir konnten die christlichen Versammlungen besuchen. Aber es war nicht lange so. Im Mai 1951, nach der Verhaftung von zwölf Personen, unter denen auch mein Vater war, wurde alles anders. Nach diesen Ereignissen siedelten meine Frau und ich nach Tscheljabinsk um.

Ich arbeitete wieder in der MTS als Mechaniker. Später wurde ich Leiter der Werkstatt (MTM), und von 1964 bis 1979 war ich als Ingenieur in einer Sowchose tätig. In der Zeit als diese Sowchose aus acht Kolchosen im Jahre 1964 gegründet wurde, war die Mechanisierung sehr bescheiden. Aber es gab jede Menge interessante Arbeit in Richtung Verbesserung der Technik, des Feldanbaus und in der Viehzucht. Es wurde viel gearbeitet in der Vorbereitung des granulierten Kraftfutters, dem Trocknen des Heus und in Einführung neuer Technologien. Ende der 70er Jahre wurden die Sowchosen im Etkulski-Bezirk zu hoch entwickelten Wirtschaften.

Im Jahr 1979 zogen wir mit unserer Familie ins Dorf Podolsk, Gebiet Orenburg um. Dort bauten wir uns ein Haus. Ich arbeitete als Ingenieur bis zur Aussiedlung nach Deutschland im Jahre 1989.

Niemals hatten wir den Gedanken nach Deutschland abzureisen. Die Kinder hatten sich für die Aussiedlung entschieden und wir mussten einfach mit. Denn wir wollten ja da auch nicht ohne Kinder bleiben. Alles was wir in unserem Leben angeschafft hatten: Haus, Auto, Vieh, Haushaltsgeräte usw. sollte uns im Alter helfen. Nun war aber alles anders. Ungefähr 10 Prozent von unserem Hab und Gut wurde erlaubt mitzunehmen. Wegen der Inflation hatte alles keinen Wert mehr. Dank der deutschen Regierung konnten sich die Aussiedler doch relativ leicht in das neue Leben eingliedern.

2. Kollektivierung, Krieg und Kriegsdienst

von Johann Walde

Armut

Eine Periode von fünfzehn Jahren, angefangen von der Oktoberrevolution, gab es, die man wirklich arm nennen konnte. Nahrung gab es genügend, es hing vom Ernteertrag ab, aber die Handelswaren wie Kleider, Schuhe und verschiedenes anderes war nur im geringen Maß vorhanden, daher die Armut. Aber die örtlichen Bauern wussten sich zu helfen. Einer baute sich dann einen Webstuhl und webte von seiner selbst gesponnenen Wolle Stoff, wovon man dann Oberkleider nähte. Einige Spezialisten legten eine kleine Walkerei an und walkten Filzstiefeln, für sich, und

auch für Fremde. Andere gerbten Schaffelle, wovon dann die Pelzschneider verschiedene Pelze oder Pelzkleider nähten. Schuhmacher sorgten für Schuhe. Alles wurde vom Rohstoff der Landleute fabriziert. Solche Arbeit oder Produktion machten mehr die Russen. Die deutschen Bauern zogen mehr die Landwirtschaft vor, denn ihnen war das Brot wichtiger. Aber all diese Ware war wie ein Tröpfchen im Meer. Lange nicht alle vorhandenen Bedürfnisse konnten gestillt werden. Weil man von allem nur wenig hatte und allerwärts sollte geschont und gespart werden, musste man manchmal von Stücken und Flicken etwas zusammen schustern. Alle Filzstiefel in unserm Haus mussten geflickt und neu besohlt werden. So hab ich an manch einem Winterabend gesessen und Filzstiefel geflickt und neu besohlt. All zu lange konnte man abends nicht machen, denn Petroleum sollte auch gespart werden, weil es Öl nicht immer genügend zu kaufen gab. Besen binden, sowohl für die Stube als auch für den Stall, konnte ich gut. Dazu mussten dünne Weidenruten geschnitten werden, die man am Fluss fand. Die Weidenruten spaltete man, schnitzte sie schön aus und brauchte sie als Riemen um die Besen zu binden. Das Besenrohr oder Besenhirse, säte jeder Bauer bei sich im Garten so viel wie er brauchte und machte sich davon Besen oder ließ sie von anderen binden. Eine andere Arbeit war Bürsten binden. Wenn im Herbst Schweine geschlachtet wurden, brühte man sie, rupfte die Borsten aus und sammelte sie. Später wurden selbige zu Bürsten verarbeitet. Diese schöne Arbeit tat ich gern. Oft brachte man mir viel Arbeit, wofür man dann für uns etwas tat, gab oder bezahlte.

Es kam auch noch eine Kunst zum Vorschein: Als mein Schwesterchen gestorben war, schrieb ich auf den Sargdeckel den Namen, das Datum und einen Vers. Seitdem schrieb ich bei vielen Gestorbenen den Text auf den Sargdeckel. Ja sogar im Dienst der Armee kam mir das Malen zugute, indem ich da viele Texte und Losungen und Plakate schrieb.

Vor Beginn des Frühlings sahen alle Bauern ihr Ledergeschirr nach und brachten es in Ordnung. Es musste genäht und geflickt, dann alles schön mit Teer eingeschmiert werden, damit es fertig war zur Aussaat. Sobald die warmen Frühlingstage kamen, hatte jeder Bauer seine Arbeit. War der Winter schneereich, gab es manchmal Dünen bis an die Spitze des Hausdaches. Dann musste das Dach beizeiten frei geschaufelt werden, denn das Dach konnte schnell unter dem schweren Schnee durchbrechen. Von den Wänden musste ebenfalls der Schnee 70 bis 80 cm abgeschaufelt werden, damit die Wände vom nassen Schnee nicht aufweichten. An der Straße musste der Wassergraben freigegraben werden, damit das Frühlingswasser nicht unverhofft Überschwemmungen verursachte. Eine allgemeine Dorfarbeit gab es. Sobald sich das Frühlingswasser zeigte, musste am Fluss ein Durchgang gegraben werden, damit das erste Wasser nicht den ganzen Damm wegriss. Ein Arbeiter von jeder Wirtschaft stellte sich dann hier ein.

Noch eine allgemeine Erdarbeit gab es im Sommer und auch im Winter, die Gräber ausheben. Sobald jemand gestorben war, mussten der Reihe nach vier Männer das Grab schaufeln.

Kollektivarbeit

Im Herbst des Jahres 1928 fing die Kollektivierung der Landwirtschaft an. Alle Zugkraft, die Pferde und alles Landwirtschaftsgerät, wie: Wagen, Schlitten, Dieselmaschine, Mähmaschine, Sämaschine, Pflüge, Eggen, Sielen und anderes wurden kollektiviert. Die Pferde wurden zusammengebracht und so viele wie möglich in einen Stall gestellt. Ein Brigadier wurde gewählt, der die ganze Wirtschaftsarbeit führen sollte. Er verteilte die Arbeiter und wies jedem seine Arbeit zu. Die Gesellschaftsarbeit war ganz anders als die Arbeit in der eigenen Wirtschaft. Zu Hause musste man Pferde besorgen, Futter fahren, pflügen und mähen, aber im Kollektiv war es ganz anders. Wer Pferde besorgte, der war Pferdeknecht. Ein anderer war Pflüger, noch ein anderer war Sielenflicker, Mäher oder Holzarbeiter. Auch die Pferde, also die Zugkraft wurden verteilt. Wenn die Zeit des Pflügens kam, dann wurde die meiste Zugkraft an das Pflügen verteilt. Dann gingen oft recht viele Pflüge auf das Feld. War diese große Arbeit erst getan, dann gab es verschiedene Arbeiten. Etliche mussten Futter fahren, andere Landgeräte zum Winter unter Dach bringen, für die Schule

„Leerzug" I. Prjanischnikow 1872.
So sah auch der Schlittenzug nach oder besser aus Sorotschinsk aus.

Heiz-Mist fahren, für den Winter alle Schlitten in Ordnung bringen. Im Winter gab es in den ersten Kolchosjahren für die Landwirtschaft viele lange Reisen zu machen. Alles Kolchosgetreide musste dem Staat in die großen Getreidespeicher sechzig Kilometer entfernt abgeliefert werden. Diese Fahrten nahmen immer zwei volle Tage in Anspruch und wurden immer von jungen Arbeitern gemacht. Auch ich kam hier an die Reihe, denn hier musste man viele Säcke tragen. Auf einen Schlitten kamen fünf Säcke und ein Mann bediente zwei Schlitten, zuweilen auch drei. Dann gab es manchmal eine lange Karawane, 36 bis 70 Schlitten. Gewöhnlich fuhren wir zwei Mal in der Woche. Montag wurden die Säcke eingeschüttet, auf die Schlitten geladen, mit Futter-Heu verpackt, geschnürt und verbunden. Dienstag um vier Uhr morgens fuhr man von zu Hause los. Natürlich war es noch Nacht. Man musste eben so früh los fahren, um noch am selben Tag das Getreide abladen zu können. War die Straße schlecht, dann ging die Reise langsamer und das Abladen blieb für den folgenden Tag. Waren wir erst beim Getreidespeicher-Elevator, dann hieß es in die Hände spucken und den Buckel unter die Säcke stellen. Am dritten Tag, dem Mittwoch fuhren wir nach Hause. Am Morgen während die Pferde gefüttert wurden, gingen wir noch in den Laden oder auf den Basar einkaufen. Jeder kaufte rasch, was ihm für seine eigene Wirtschaft oder für seine Familie fehlte. Fast ein jeder verkaufte auf dem Basar seine Butter, die er von zu Hause mitgebracht hatte, um etwas Geld zu verdienen. Andere Leute gaben ebenfalls ihre Butter mit zum Verkauf, denn eine andere Möglichkeit gab es nicht. Die Pferde wurden nur zum Getreide fahren gehalten und wir junge Leute waren ständig bei dieser Arbeit. Einen langen Aufenthalt gab es hier nicht, denn es musste nach Hause gefahren werden. So eilte man vom Basar ins Quartier, packte rasch die Sachen wieder auf die Schlitten, spannte die Pferde wieder ein und begab sich auf die Heimreise. Wenn dann die Pferde manchmal nicht sehr ordentlich oder folgsam waren, gab es auch

recht viel hin und her zu laufen, von einem Schlitten zum anderen, weil so wenig Kutscher da waren. Wenn wir leer nach Hause fuhren, band ich manchmal den zweiten Schlitten an den ersten und das zweite Pferd neben das erste, damit ich mehr im Schlitten sitzen bleiben konnte. Wenn es nicht kalt war, ging es gut, aber wenn es stürmte oder starker Frost war, musste man auch zu Fuß laufen, um sich warm zu halten. Donnerstags ging alles wieder von vorne los: Säcke voll schütten, auf die Schlitten laden und die Pferde wechseln. Freitags ging es wieder in aller Früh los. Aber wir fuhren selten leer nach Hause, denn oft mussten wir der MTS Kerosin bringen, auf jedem Schlitten ein Fass. Wenn wir sonnabends spät nach Hause kamen, durften wir sonntags ruhen, weil die MTS sonntags Ruhetag hatte. Montags mussten die Fässer acht Kilometer zur MTS gefahren und dort abgeladen werden. Wenn wir dann nach Hause kamen, war der Tag zu kurz, um die Schlitten frisch zu beladen. Der Brigadier hat sich auch oft unser erbarmt, denn in der Zeit, in der wir zur MTS fuhren, füllte er mit anderen Leuten unsere Getreidesäcke, um doch zu Dienstag fertig zu werden. Das Getreidefahren wurde von der Obrigkeit befohlen und war ständig zu tun. Wenn aber das Sturmwetter zu schlimm wurde, dann wurde das Fahren doch aufgeschoben, manchmal sogar für etliche Tage. Bei dieser Arbeit gab es keinen Stillstand bis zum Frühling, bis der Schnee anfing zu tauen. Dann machte das Hochwasser uns das Fahren unmöglich. Das Getreide nach Sorotschinsk zum Elevator fahren, war immer ein und dasselbe. Wenn andere Organisationen, außer die MTS, Waren bestellten, wurde diese Arbeit bezahlt und wir hatten etwas verdient. Für den Bau brachte man Zement, für das Krankenhaus Medikamente, für den Laden Schnittware, Salz, Glas, oft Kisten mit Wein und Schnaps und verschiedenes anderes.

Aufbau und Niederlage

Die Kolchoswirtschaft sollte gefördert und die Einzelwirtschaft liquidiert werden. Das kam vielen Bauern unmöglich vor, daher merkte man beständige Reibereien in ihrem Verhalten zu dem großen Regierungssystem. Leute, von der Regierung eingesetzt, boten eine schwache Vorstellung und hatten keine Erfahrung mit solcher Wirtschaft. Daher erlitt der angefangene große Aufbau zuweilen auch große Niederlagen. Die große Losung war: „Die Technik soll gefördert werden, dann brauchen wir keine Pferde mehr." Die MTS erhielt von der Regierung Traktoren und Autos. Anfänglich aber nur in geringem Maß, so dass neben den Traktoren die Pferde sehr notwendig waren. Die MTS bildete Traktoristen aus, die dann mit den neuen Traktoren das Land bearbeiteten. Solch ein Bild hatten die Bauern noch nie gesehen. Aber es waren zu wenige Traktoren um das Herbstpflügen durchzuführen. Daher gab es eine Anordnung, schon im Sommer mit dem Pflügen anzufangen, sogar schon vor der Heuernte. Die Bauern oder die Kollektivisten brauchten im Sommer kein Heu zu mähen. Das schöne, duftige, grüne Gras wurde schonungslos umgepflügt. Etliche sagten eine große Katastrophe voraus. Man blieb gänzlich ohne Futter. Das wenige Getreide, Spreu und Stroh waren bald verfüttert und zu Anfang des Winters war kein Futter mehr vorrätig. Hungersnot bei Menschen und Vieh waren ein schauerliches Bild.

Ein Futterfahrer im Nachbardorf fuhr mit einem Pferd, das schon recht schwach vom Hunger war, Stroh auf einem Schlitten zum Kuhstall. Die Kühe im umzäunten Hof erblickten die Strohfuhre und stürmten mit fürchterlichem Gebrüll durch den Zaun. Mann und Pferd fanden ihr Ende unter den Hufen der halbverhungerten Kühe.

Als bei höheren Regierungsstellen Alarm geschlagen wurde, versuchte man etliche Pferde zu retten, und trieb die noch übergebliebenen Pferde langsam in fernliegende Bezirke (Rajon), um sie dort bis zum Frühling zu erhalten. Aus unserem Dorf musste Papa mit noch einem seinesgleichen die Pferde forttreiben, um sie dort bis zum Frühling zu füttern. Die Pferde, die schon verendet waren wurden abgeledert, die Eingeweide den Hunden gegeben und das Fleisch in die große Scheune gebracht, wo es hart fror und sich hielt.

Die Menschen hatten nicht genügend Brot. Dann holte man aus der Scheune ein Stückchen von dem gefrorenen Pferdefleisch. Die Kinder waren froh, wenn es zum Abend-

brot zum schwarzen Kaffe und zugemessenen Stückchen Schwarzbrot noch ein warmes, gekochtes Stückchen Fleisch gab.

Im Frühling kam Papa zurück mit den übrig gebliebenen Pferden, die dringend zur Aussaat gebraucht wurden. Von weit über hundert Pferden, die vormals da waren, kamen kaum vierzig zurück. Die Aussaat sollte aber bald erfolgen. Die ganze Arbeit wurde aufgeteilt: Nur wenige Pferde wurden zum Eggen genommen. Die Kühe wurden auch alle vor die Eggen gespannt. Die arbeitsfähigen Frauen mussten mit den Kühen eggen. Die jungen Männer ersetzten die Sämaschinen und die ganze Saat wurde mit der Hand eingesät. Die älteren Männer mussten mit etlichen Wagen den Weizen zu den Säern fahren.

Im Kolchos stellte der Brigadier Papa an, um am Abend die gelieferte Milch zu der Käserei zu fahren. Jeder Kollektivist bekam vom Staat eine Milchauflage pro Kuh. Am Abend, wenn das Vieh von der Steppe kam, spannte Papa zwei Pferde vor den Wagen, stellte ihn voll Milchkannen und fuhr dann bis zum Ende des Dorfes, wo schon die ersten Kühe gemolken waren. Die Hausfrauen brachten ihre frische Milch zur Straße. Papa wog sie ab, goss sie in die Milchkannen, schrieb jedem seine gelieferte Milchmenge ins Heft und fuhr dann langsam die Straße entlang. Dann fuhr er die Milch zur Käserei ins andere Dorf und lieferte sie dort ab. Die leeren Milchkannen brachte er nach Hause. Andere Arbeiten brauchte er im Kolchos nicht zu machen, weil er erst um zwei Uhr nachts oder noch später nach Hause kam.

Der Frühling kam, die Felder trockneten und zur Aussaat in der Kolchose musste ich zur Arbeit gehen. Mit all den älteren Leuten und Jungen meines gleichen macht das Zusammensein und die Arbeit Spaß. Im Sommer mähte ich viel Gras für unsere Kühe und fuhr es mit Wagen und Kuh nach Hause. Wir hatten den ganzen Schuppen voll Heu, denn wir hatten ja noch die Kuh der Großeltern zu füttern. Nach der Heuernte fing man bald an Getreide zu mähen.

Nach geraumer Zeit wurde ich in die Armee einberufen und musste nach Wladiwostok, im fernen Osten am Ozean. In der Mittagspause liefen wir Soldaten aus der Tischlerei bis zum Strand, warfen rasch die Kleider von uns und spielten in den Wellen. Im zweiten Jahr unseres Dienstes sagte man uns, dass wir womöglich drei Jahre dienen müssten. Katja und ich schrieben viele Briefe. Eines Tages erhielt ich einen Brief, woraus ich gleich heitere Gesinnung merkte, denn es hieß: Ich bin ganz zufrieden und lebe in guter Hoffnung. Aber es verging Monat um Monat in Erwartung der Dinge, wovon ich mir keine Vorstellung machen konnte. Zu Neujahr 1937 erhielt ich einen Brief von Katja. Sie wünschte mir viel Glück zum Neuen Jahr und gratulierte mir zu einem Söhnchen, Wanja, der am 13. November geboren sei. Nun habe sie Ersatz für unser gestorbenes Kind und einen schönen Zeitvertreib.

Eines Tages erhielt ich einen Brief von Katja, dass sie krank sei. Der folgende Brief sagte, dass die Gesundheit sich noch nicht einstellen wollte. Der dritte Brief lautete: Ich bin sehr krank. Dann blieben die Briefe ganz aus. Aber eines Tages erhielt ich einen Brief von Mama, dass sie Katja und auch das Kind zu sich genommen habe, weil Katja schwer krank sei und niemand sie versorge. An ein Gesundwerden wäre schwer zu glauben, daher sollte ich sehen nach Hause zu kommen. Mit diesem Brief ging ich nun zu meinem vorgesetzten Obersten. Als ich ihm meine Lage geschildert hatte, sagte er, dass es in Todesfällen eine Regelung gäbe, aber es gebe keinen Urlaub bei Krankheitsfällen.

Dann kam ein Brief von Mama, dass Katja sterbenskrank lag und wenn ich sie noch im Leben sehen wollte, dann sei es höchste Zeit, dass ich käme. Ich ging mit dem zweiten Brief zu meinem Obersten. Die ganze Lage hatte sich hier nicht geändert und die Antwort blieb dieselbe. Die Tage verstrichen sehr langsam, die Arbeit war mir eine Last.

Eines Tages wurde ich in den Stab gerufen, wo der Oberst sagte, ich sollte an die Kasse gehen, um mein verdientes Geld für die ganze Dienstzeit zu erhalten. Abends nach der Arbeit gab ich dem Wirtschafter alle meine Arbeitskleider und am nächsten Morgen bekam ich im Stab meine Dokumente und den Fahrschein. Ich wurde aus der Armee demobilisiert und fuhr nach Hause. Abram Penner und ich wurden ungefähr 50 Tage früher aus dem Dienst entlassen als die anderen, die zwei

Monate länger dienten. Aber andere deutsche Soldaten aus der anderen Hälfte unseres Bataillons wurden auch entlassen. Ich erhielt die Fahrscheine für alle und musste auf der Reise diese Gruppe mit Brot und Zucker versorgen. Zwischendurch konnten wir auch ein Bad nehmen. Dieser Fahrschein ermöglichte alles und so machten wir es.

Heimfahrt nach dem Soldatendienst.
Am Tag unserer Abfahrt erschienen auch deutsche Soldaten aus dem anderen Halbbataillon, von denen wir zwei Jahre getrennt waren. Alle zusammen gingen wir zum Bahnhof, wohin wir von vielen unseres gleichen begleitet wurden. Als wir zum Dienst fuhren, reisten wir in kleinen roten Warenwaggons. Jetzt durften wir in einem Passagierzug fahren. Unsere Gruppe zählte sechzehn Mann. Unsere Hinreise dauerte 24 Tage, aber wir legten die Heimreise in 16 Tagen zurück.

Als wir von Wladiwostok bis zum Uralfluss den langen Weg zurückgelegt und den ganzen asiatischen Erdteil vom fernen Osten bis zum Westen durchquert hatten, fuhren wir über die Uralbrücke bei Orenburg in unsere heimatliche Hauptstadt Orenburg.

Bis zu unserer Station Sorotschinsk waren es noch fünf Stunden. Zehn Mann von unserer Gruppe waren schon zwei Stationen früher ausgestiegen, weil sie aus einem anderen Bezirk waren. Wir andere hatten schon unser Gepäck bereit und waren froh, dass wir bei hellem Tage unsere Station erreichen konnten. Endlich erreichten wir Sorotschinsk und stiegen aus. Wir eilten in den warmen Wartesaal, denn es war Ende Januar, recht kalt und es stürmte etwas. Zufällig kam der Vorsitzende unseres Kollektivs in den Wartesaal. Noch ehe wir uns begrüßt hatten, sagte er: „Aber, Walde, sieh zu, dass du rasch nach Hause kommst, denn deine Frau liegt in den letzten Zügen." Das war eine Begrüßung!

Die MTS und die Kolchose hatten zu jener Zeit nur Lastwagen. Busse, Taxen, Kipper kannte man noch nicht. Die Wege im Winter waren nicht für Autos geeignet, daher befanden sich wenig LKW auf Reisen. Der Vorsitzende war auf seinem Schlitten zu Pferd nach Sorotschinsk gekommen. Er wollte erst am nächsten Tag nach Hause fahren und uns fünf Mann, ein jeder mit seinem Reisekoffer, konnte er unmöglich mitnehmen. Wir fragten ihn, wo ein LKW zu finden wäre, denn jeder Kolchos hatte seine eigene Auffahrt in Sorotschinsk. Er nannte uns eine Auffahrt und glaubte, da würde auf jeden Fall noch ein Auto stehen. Aber der Fahrer wagte es nicht allein die Fahrt zu übernehmen, weil es doch ganz gehörig stürmte. Als wir zu dieser Auffahrt kamen und der LKW auf den Hof stand, waren wir froh, denn wir konnten womöglich noch heute nach Hause kommen. Der Fahrer meinte, er würde im Schnee stecken bleiben. Wir aber sagten, dass wir Soldaten noch heute nach Hause kommen müssen, und wir würden schon durch kommen.

Er kurbelte seine Maschine an, und in wenigen Minuten verließen wir Sorotschinsk. Bis zum Rajon, wo wir uns beim Kriegsobersten melden wollten, waren es 40 Kilometer und dann noch 15 bis 20 Kilometer bis nach Hause. Wir Soldaten froren auf dem offenen LKW im dünnen Kriegsmantel und ledernen Schuhen bei solchem Unwetter. Wenn wir hin und wieder im Schnee stecken blieben, dann ging's mit Hurra an die Arbeit, wovon wir natürlich warm wurden.

Im Rajon meldeten wir uns beim Kriegsobersten. In der Speisehalle neben dem Militär wollten wir essen und etwas heißen Tee trinken, denn wir waren verfroren, dass die Zähne klapperten und wir kaum sprechen konnten. Ehe wir zur Speisehalle kamen, begegnete uns ein Werber der uns Arbeitsstellen anbot: bei der Schule im Dorf L. ein Buchhalter, im Krankenhaus im Dorf P. ein Wirtschafter, Tischler, Warenhändler, Sportler usw. auf verschiedenen Stellen. Ich ging auf einen Vorschlag ein, in der Schule L. als Buchhalter zu arbeiten. Dann erklärte ich ihm in kurzen Worten meine häusliche Lage, welche den Beginn meiner Tätigkeit bestimmen würde. Er gab dazu seine Zustimmung.

Daheim
Im Sturmwetter im lockeren Schnee mit schweren Socken ging ich den letzten halben Kilometer zu Fuß. Keuchend und ganz außer Atem ging ich nun auf den Hof meines Elternhauses. Draußen, noch an der Tür stellte ich meine Sachen hin. In diesem Moment

kam mein Papa, der im Dorf gewesen war, in den Hof gegangen. Wir trafen uns draußen an der Tür. Eine kleine Stille trat ein. Dann hatte er sich so weit gefasst, dass er unter Tränen und mit leiser Stimmen sagte: „Wanja, erschrick nicht, – du hältst deine Katja nicht mehr." Dann gingen wir mit meinen Sachen ins Haus.

Als ich die warme Stube betrat, hatte Mama, die gerade bei Katja am Krankenbett saß, es schon vernommen, dass jemand gekommen war. Als sie mich sah, legte sie den Finger auf die Lippen. Ich wusste sofort, dass nicht laut gesprochen werden durfte. Dann trat sie ganz nahe an mich heran und sagte: „Mit Katja sieht es sehr schlecht aus." Mama meinte, dass sie augenblicklich sterben könnte, wenn ich nun, ohne sie zuvor vorbereitet zu haben bei ihr ans Krankenbett treten sollte. Daher fragte sie, ob ich ein Geschenk für Katja mitgebracht habe.

„Natürlich" sagte ich und öffnete meinen Koffer mit den Geschenken. Oben aber lagen noch Apfelsinen, die ich zusätzlich mitgebracht hatte. Weiter brauchte ich den Koffer nicht aus zu packen.

Mama nahm eine Apfelsine und sagte: „Es reicht." Dann ging sie in die große Stube zu Katja, zeigte ihr die Apfelsine und sagte: „Schau mal her, Katja." Ich ging mit klopfendem Herzen leise mit bis zur Tür und lauschte mit angehaltenem Atem, was Katja nun sagen würde. Dann vernahm ich die schwachen Worte: „Wanja ist gekommen. Wo ist er?" Darauf sagte Mama: „Wie kannst du das sagen? Woher weißt du das? Außerdem, wirst du nicht erschrecken, wenn er kommt?" „Nein, lass ihn nur kommen" sagte Katja dann. Mama drehte sich um und winkte. Ich fasste mich, um ganz ruhig und gelassen ins Krankenzimmer zu treten und bei meiner Katja keine Aufregung zu zeigen. Sie war totenbleich, mager, ein wahrhaftiger Todesschatten. Wo war das frohe, freundliche Jugendgesicht, die geröteten Wangen, das traute liebliche Augenpaar? Nur ihre schwache Stimme zeigte noch Ähnlichkeit mit der vorigen. Gebeugt stand ich an ihrem Bett und unsere Blicke begegneten sich. Ich sah in ihre trüben Augen und sie wahrscheinlich in meinen betrübten Blick. Ich reichte ihr nun die Hand auf das lang ersehnte Wiedersehen. Darauf sammelte sie noch so viel Kraft und hob ganz langsam ihre bleiche, fast durchsichtige Hand und legte sie in meine. Auf mein Begrüßungswort gab sie keine Antwort. Dann ließ ich ihre Hand wieder behutsam los, und sie schloss wieder die Augen.

Als ich mich neben ihr auf den Stuhl gesetzt hatte, zeigte Mama mir unser Kind, den Wanja. Er war nun ein Jahr und zwei Monate alt. Ein jämmerliches Bild, ganz voll Geschwüre, der Kopf war mit einer Kruste von Blut und Eiter bedeckt. Ein Ohr war schon ganz verfressen und hatte keine Ähnlichkeit mehr mit einem gesunden Ohr. Er weinte viel und war sehr unruhig. Nach einer ganz kurzen Ruhe machte Katja wieder die Augen auf. Ich stellte ihr etliche Fragen, worauf sie ganz leise Antwort gab. Nun schien es, als schaute sie etwas lebhafter aus.

Ich holte alle Geschenke, die ich für sie mitgebracht hatte. Und als ich ihr nun eins nach dem anderen zeigte, vernahm ich in ihren Gesichtszügen ein kleines Lächeln. Wie erleichtert sagte sie dann mit einmal: „So, jetzt will ich auch wieder leben." „Das freut mich" antwortete ich. Dann aber schloss sie wieder die Augen. Am Abend kamen Gäste. Um Katja nicht ohne Aufsicht zu lassen, blieben wir mit den Gästen in der großen Stube. Damit es Katja nicht zu hell wurde, stellten wir die Petroleumlampe auf den Tisch. Unsere Unterhaltung war ganz leise. Ich gab immer Obacht auf sie, und hin und wieder gab ich ihr einen Schluck zu trinken. Vor dem Schlafengehen sagte Mama: „Obwohl du müde von der Reise bist, wirst du wegen all dieser Aufregung doch nicht schlafen können, deshalb wirst du heute Nacht die Wache bei Katja halten." Neben ihrem Bett stand ein Glas Tee, Medizin und ein Löffel. Etwas weiter zu den Füßen stellten wir die Lampe auf einen Stuhl. Dann rückten wir eine leichte Ruhebank näher zu diesen Stühlen, worauf ich mich ganz nahe bei Katja etwas hinlegen wollte. Ich legte mich mit dem Kopf zum anderen Ende, damit ich ihr fortwährend ins Gesicht schauen konnte. Die Lampe drehte ich nieder, damit sie ganz schwach leuchtete. Ich war nun mit Katja ganz allein in der Stube. Um Mitternacht, als alles schlief und still war, fragte sie:

„Wanja, schläfst du?“ Ich richtete mich sogleich auf und fragte: „Katja, was willst du?“ Sie schaute mich eine Weile an und sagte: „Wanja, ich will lieber sterben.“ Ich schaute sie nur an, sagte aber nichts, denn ich dachte, sie würde noch mehr sagen. Dann aber sagte sie: „Wanja, du sagst ja nichts.“ Ich antwortete: „Katja, ganz wie du willst, so will auch ich. Ganz wie du willst.“ Ein Weilchen schaute sie mich noch an, dann sagte sie: „Wanja, mach aus unserem Kind einen guten Menschen.“ Dann schloss sie wieder die Augen. Das waren die letzten Worte, die meine liebe Katja mir noch kurz vor ihrem Sterben sagte. Ob sie Schmerzen hatte, weiß ich nicht. Sie verhielt sich sehr ruhig, hatte die Augen meistens geschlossen. Nur wenn sie trinken wollte, öffnete sie die Augen. Die Bestellung war gemacht, weiter hatte sie nichts mehr zu sagen. Sie war mit allem fertig. Sie hatte auch meine Heimkehr abwarten können. Von Stunde zu Stunde zeigte sich das heran nahende Ende. Der Atem war schwer, immer langsamer hob und senkte sich die Brust. Das Herz schlug unregelmäßiger. Mein leises Rufen vernahm sie immer weniger. In solch einem Zustand verharrte sie noch ein paar Tage.

Der Werber im Bezirk hatte, sobald ich sein Kabinett verlassen hatte, die Schule L. benachrichtigt, dass er einen demobilisierten Soldaten, Namens Walde Iwan Iwanowitsch für sie als Buchhalter geworben hatte. Weil ich mich aber noch immer nicht eingefunden hatte, waren sie gezwungen mich aufzusuchen. Zwei oder drei Tage nach meiner Rückkehr kam zu uns ein Vorsteher der Schule, um mich zu suchen und zu holen. Ich hatte ihn ja in keinem Fall warten lassen, wenn es nicht mit meiner Katja so schlimm wäre. Daher bat ich ihn, meine Lage zu bedenken, auch sollte er noch nach meiner Kranken schauen kommen, damit er glauben könnte, dass gewiss heute oder morgen sich alles ändern würde, und ich mich an meinen angewiesenen Platz stellen würde. Damit hatte ich den Vorsteher überzeugt.

In diesen Tagen war ich meistens an Katjas Bett. Ich beobachtete sie und konnte ihr hin und wieder ein paar Tropfen Tee einflößen. Am dritten Februar kam eine Tante Becker meine Katja besuchen. Sie saß auch nicht lange und ging bald wieder nach Hause. Ich saß bei Katja. Mit einmal hustete sie, als habe sie sich verschluckt, dann hob ich sie rasch etwas vom Kissen indem ich sie mit dem Arm unter die Schulter fasste. Da kam Mama in die Stube. Als sie aber sah, was ich gerade machte, zeigte sie sehr dringend, rasch, rasch niederlassen. Sie sah in diesem Augenblick schon mehr als ich. Als ich sie niedergelassen hatte, merkte ich was mit ihr vorging. Ihr Gesichtsausdruck bekam ein anderes Aussehen. Noch einmal öffnete sie die Augen und schaute uns scheinbar klar an. Mama bückte sich sofort, und fragte ob sie etwas wolle. Sie neigte ihr Ohr zu Katjas Lippen und vernahm ihre letzten Worte: „Die Engel kommen mich holen.“ Dann schloss sie die Augen für immer. Sechs Monate hatte sie das Krankenbett gehütet. Daher heißt es: Der Kampf ist aus, die Schmerzen sind vorüber. Im Vaterhaus, dort sehen wir uns wieder.

Jetzt fing eine andere Arbeit an. Ich ging sofort zu Tante Becker und fragte, ob sie nicht an meiner Katja den letzten Erdendienst erweisen wolle: sie fertig machen zur Beerdigung. Dann ging ich zum Brigadier und bestellte ein Pferd für den Tag, um zwölf Kilometer nach Podolsk zu fahren um einen Sarg für Katja zu bestellen. Ebenfalls meldete ich dem Brigadier, dass er das Grab ausheben lassen möge und noch anderes, denn Katja war eine Kollektivistin dieses Dorfes. Dann fuhr ich zu Katjas Schwester und fragte sie ausführlich, wie Katja erkrankt sei.

Alle Frauen müssen in der Kolchose im Sommer weit vom Dorf auf der Steppe Sonnenblumen schiebern (Unkraut hacken). Bei den Sonnenblumen sei ein Abstellplatz gewesen, wo auch eine recht schöne Traktorwagenbude stand. Eines Tages kam ein schwarzes Gewitter an. Die Frauen eilten mit ihren Schiebern und kamen bis zur Bude. Zwei von den Frauen hatten aber zu Hause kleine Brustkinder, eine davon war Katja. Die zwei Frauen entschlossen sich nach Hause zu ihren Kindern zu laufen. So ging’s im vollen Trab nach Hause. Leider ereilte sie der Regen, vermischt mit starkem Hagel. Sie waren vom Schiebern verschwitzt und wurden nun von dem kalten Hagelregen ganz nass und froren, weil es ein paar Kilometer zu laufen waren. Hier hatte

Johann Walde 3.v.rechts mit den Eltern und Geschwistern am Sarge seiner Frau Katharina geb. Neufeld. 1938.

Katja sich sehr erkältet. Am nächsten Tag erkrankte sie.

Den bestellten Sarg durfte ich am nächsten Tag holen. Dann fuhr ich nach Hause, weil noch manches getan werden musste. Die Einladungen zum Begräbnis mussten in die Dörfer verschickt werden.

Die Begräbnisfeier fand am 6. Februar 1938 statt, zu welcher auch meine Dienstbrüder und alle nahen Verwandten erschienen. Sie sprachen mir alle ihr gefühlvolles Mitleid aus. Etliche Fotos wurden gemacht.

Ein frisches Leben beginnt

Der Wunsch, den ich vor genau zwei Jahren in meiner Brust hegte, ging nur zum Teil in Erfüllung. Ich wollte mit *meiner jungen Katja* ein frisches Leben anfangen, und nun musste ich mit dem *Jungen meiner Katja* ein neues Leben anfangen. Als ich jetzt geschlagenen und betrübten Herzens dastand, kam Mama mir entgegen mit zwei kostbaren Worten. Erstens: „Für jeden Topf ist auch ein Deckel und diesen Deckel wirst du auch schon finden, deshalb nur nicht den Mut sinken lassen!“ Das war ein Trost. Zweitens: „Über deinen Wanja mach dir keine schwere Gedanken, den werde ich versorgen und pflegen, bis du den Deckel zum Topf gefunden hast.“ Das war für mich ein unerwartetes Entgegenkommen.

Mit erheitertem Gemüt konnte ich jetzt meine bevorstehende Arbeit antreten. Schon am zweiten Tag nach Katjas Begräbnis packte ich meine notwendigen Sachen in den Koffer und fuhr in die mir angewiesene Schule, um dort zu arbeiten. Diese Schule befand sich in Lugowsk. Als ich mich mit dem Direktor der Schule bekannt gemacht hatte und den Umfang meiner Arbeit gesehen hatte, dachte ich, ich könnte noch mehr schaffen. An meinen Soldatenkleidern sah der Direktor, dass ich ein demobilisierter Soldat war und bot mir noch andere Arbeiten an. Eines war als Leiter der Kriegskunde und Physkulturlehrer (Sportlehrer) zu sein. Mit Vergnügen willigte ich ein, worauf ich dann auch gleich als vollberechtigter Lehrer Freiquartier erhielt. Weil schon das ganze Lehrerpersonal von meiner Trauer gehört hatte, erwies es mir auch Achtung und Anerkennung. Ebenfalls alle Schüler, mit denen ich Umgang hatte, zeigten Freundlichkeit und Ehrerbietung. Ohne es zu merken, kam ich aus der Traurigkeit – die Lebensfreude kehrte zurück. In der Zehn-Klassen-Schule war noch nie ein Buchhalter gewesen. Die überwiesenen Gelder von der Staatsbank für die Schule verbrauchte der Direktor ganz nach seinem Gutdünken, ohne die regelmäßige, buchhalterische, gesetzlich vorgeschriebene Geldeinteilung zu beachten. Das Geld wurde für bestimmte Zwecke überwiesen: Für Lehrerlohn, Schularbeiterlohn, Lehrbücher und Anschauungslehrmittel, Heizung, Fahrgeld, Sportinventar und ande-

Johann Walde mit seinem Bruder Jakob auf dem Motorrad „Krasnyj Oktjabr" nach dem Militärdienst im Herbst 1938.

res. Da ich jetzt als Buchhalter beständig für die Schule das Geld in der Staatsbank erhielt, verteilte ich es nach gesetzlicher Vorschrift. Das Geld für Sportinventar wurde strengstens für Sportinventar verbraucht. Für diesen Zweck war noch nie Geld ausgegeben worden, daher war die Schule in diesem Fach schlecht ausgestattet. Jetzt nützte ich als Sportlehrer und Lehrer der Kriegskunde meine Rechte aus. Wenn das eingeteilte Geld auch nicht gleich alle Bedürfnisse deckte, so kaufte ich in einer kurzen Zeit recht viel. Fürs Kriegswesen kaufte ich Gasmasken, Kleinkaliberflinten, Patronen, Zielscheiben, Schießscheiben und anderes. Für Physkultur und Sport: zwanzig Paar Schi, Luftflinten, dazu Patronen und Kugeln, einen Volleyball, einen Fußball, machte einen Springbock, Trampolin, verschrieb Sportkleidung und anderes.

Weil es in dieser Hinsicht eine rasche Verbesserung gab, war ich bei allen Schülern beliebt und hatte mir eine recht gute Autorität erworben, so dass mir das Arbeiten mit den Schülern eine wahre Lust und ein großes Vergnügen war.

Die Suche

Das Schuljahr 1938/39 hatte begonnen. Schüler und Lehrer waren vertieft in ihre Arbeit und ich hatte genug zu tun. Weil allein sein mir zu einsam war, fing ich ganz entschieden an zu suchen, ob ich vielleicht doch recht bald mein wahres Glück finden könnte.

Als das Oktoberfest kam, hatte man zwei bis drei Tage frei von der Arbeit. Ich ging zu meinen Eltern nach Klinok zehn Kilometer entfernt, mich über mein Kind zu erkundigen. Am nächsten Tag trat ich dann die Rückreise an. Am zweiten Feiertag, als ich nach Hause ging, ging ich durch das Dorf Pleschanow. Hier arbeitete mein früherer Schulfreund im Warenladen als Handelsmann. Als ich in den Laden kam, waren keine Käufer da und wir unterhielten uns eine Weile ganz allein. Mit einmal vernahmen wir draußen ein Gelächter und drei erwachsene Mädel traten in den Laden. Sie waren scheinbar ganz freudig gestimmt, von Feigheit keine Spur. Es waren Melkerinnen aus der Milchfarm. Eine erklärte ganz frei, dass sie am Vorfeiertag Prämien bekommen hätten, je 20 Rubel, und nun wünschten sie sich dafür etwas zu kaufen. Ich stand in der Nähe, an den Ladentisch gelehnt und betrachtete nun die frohgestimmten Käuferinnen, die den Handelsmann doch recht viel zu fragen hatten. Doch die Käuferin, welche zu meiner Seite hin stand, bemerkte augenblicklich, dass ich doch wohl ein „Fischer" sei. Sie zeigte keine Lust etwas zu kaufen und sagte den anderen Mädchen, dass sie gehen woll-

te. Die anderen beiden Mädchen jedoch waren gar nicht so rasch fertig, denn es war ja Feiertag. Ich aber nutzte diese kurze Gelegenheit und betrachtete mir dieses „Fischlein" von oben bis unten. Auf die Frage der zwei Mädchen, warum sie nichts kaufte, bestätigte sie nur, dass sie gehen wollte. Und so ging sie.

Bald waren der Handelsmann und ich wieder allein. Aber jetzt sprachen wir von einem ganz anderen Thema. Ich interessierte mich natürlich, wer diese Mädchen gewesen waren. Er meinte, ich könnte hier gewiss einen Fang machen. Dann ging auch ich nach Hause. Im Laden hatte ich mich nach ihren Namen erkundigt. Sara, eines der Mädchen, hatte mich mit ihrem äußerlichen Benehmen, auch mit ihrer ganzen Gestalt gefesselt. Daher wurde sie für mich zur Zielscheibe. Mein größtes Bemühen war nun, so schnell wie möglich ein Zusammentreffen zu ermöglichen.

In der Schule ging die Arbeit im vollen Tempo weiter, aber meine Gedanken waren stets auf das Wohl meiner Zukunft gerichtet. Der Schulwirtschafter, mit dem ich zusammen in einem Schulquartier wohnte, war in Pleschanow ansässig, wo ich diese Mädchen gesehen hatte. Sein Haus stand neben dem Haus der Eltern dieser Sara. Als ich ihn mein Vorhaben mitgeteilt hatte, erklärte er, dass er der Vetteronkel der Sara sei. Nun planten wir beide, wie ein Zusammentreffen mit Sara zu machen wäre. Bald darauf erzählte er, dass in ihrem Dorf eine Hochzeit stattfinden werde. Er besorgte mir eine Hochzeitseinladung vom Bräutigam. Dort in dem lustigen Jugendkreis wollte ich mein vorher gesehenes, erwünschtes Blümlein packen. Wenn mein erdachter Plan klappen würde, so fehlte für den Abend noch ein warmes Unterhaltungsplätzchen. Damit kam mein Freund mir entgegen, denn draußen war es kalter Winter.

Am Hochzeitsabend erschien auch ich. Ich hielt mich bescheiden bei den älteren Gästen im Vorzimmer auf. Alle schauten dem lustigen Spielen und Tanzen der freudigen Jugend zu. Der große Saal war voll, so dass man gern zwischendurch etwas an die frische Luft gehen wollte. Von Zeit zu Zeit gingen, bald etliche Jungens, bald etliche Mädchen hinaus ins Freie. Dazu mussten sie durchs Vorzimmer bei uns vorbei. Mit einmal eilten wieder die Mädchen hinaus, auch Sara war dabei. Bald stand auch ich auf und folgte ihnen nach. Ehe sie alle zur letzten Außentür hinausgingen, rief ich: „Sara Jakowlewna, einen Moment.". Aber sie lief mit den anderen Mädchen hinaus und ich hörte noch das Gelächter: „Was will der Russenbengel denn noch von mir?" Auf dieser Hochzeit war die Braut eine Russin, daher waren auch viele russische Gäste dort, so dass Sara auch wirklich glaubte, dass ich ein Russenbengel sei. Beim Hereinkommen packte ich sie und im bittenden Ton, sprach ich sie Deutsch an. Ich wolle sie nicht verführen, sondern wünschte nur den Rest des heutigen Abends mit ihr eine nette Unterhaltung zu haben. Ich bat, sie sollte mir meine Bitte gewähren. Ihr Widerstreben ließ nach. Auf meinen Vorschlag, den Mantel anzuziehen, welcher hier hing, willigte sie ein. Ehe ich sie aber ganz losließ, umarmte ich sie und drückte sie aus Liebe und Herzenslust. Wir gingen zu meinem Freund in das warme Stübchen, um dort unsere Bekanntschaft weiter zu vertiefen. Dieses war ein schöner Abend. Wir durften uns gegenseitig kennen lernen, erzählten einer dem anderen seinen bisherigen Lebenslauf. Ich war etwas älter als die neben mir sitzende Sara und hatte schon recht vieles erfahren. Hauptsache, dass einer dem anderen mehr von seinem eigenen Charakter und seiner Beschaffenheit mitteilte, ohne Prahlerei oder Hochmut. Ich musste Sara berichten, dass ich kein lediger Freier sei, sondern ein Witwer mit einem Kind von anderthalb Jahren. Ehe wir denn von diesem warmen Plätzchen aufbrachen, bevor ich Sara nach Hause begleitete, fragte ich sie bescheiden, ob ich sie am nächsten Sonntagabend wieder besuchen dürfe? Sie erlaubte es mir. Ohne ein Jawort von ihr zu erhalten, konnte ich sie umarmen und zärtlich küssen. Ich glaubte fest, mein wahres Glück gefunden zu haben. Dann begleitete ich sie nach Hause. Ich verließ sie an der Schwelle ihres Hauses und trat in der Winternacht zu Fuß meine fünf Kilometer weite Heimreise an. Sie war Melkerin in der Milchfarm und wohnte mit anderen Melkerinnen daselbst im Quartier. Für alle Mädchen auf der Farm war es eine schwere, beständige, fast unerträgliche Arbeit. Zwölf Kühe pro Person mussten gefüttert, getränkt,

geputzt und gemolken werden und das ohne jegliche Ruhetage tagaus, tagein, jahraus, jahrein, Sommer und Winter. Und wenn die Kühe kalbten, musste die erste Zeit jede vierte Stunde gemolken werden, Tag und Nacht. Wenn sich aber das Kalben ihrer zwölf auf etliche Wochen oder sogar Monate verzögerte, musste die arme Melkerin lange zu jeder vierten Stunde bei den Kühen sitzen und melken. Zuweilen waren sie todmüde. Nur am Sonntagabend durfte ich kaum zwei Stunden hier im Quartier bei den Melkerinnen, neben den Kühen, die kaum fünf Meter weiter standen, abgesondert durch eine Mauer mit meiner Sara eine kurze Unterhaltung führen.

Unsere Unterhaltungszeit war fest bestimmt, von acht Uhr bis zehn Uhr, nicht länger. Zu dieser Zeit gingen dann die anderen Melkerinnen gewöhnlich auch etwas spazieren. Auf solche Art blieben wir beide dann allein. Nach zwei Stunden waren auch schon die anderen Mädchen wieder da, denn vor dem Schlafengehen war wieder die Arbeit bei den Kühen zu verrichten.

Vor dem Spazieren mit meiner Sara hatte ich es nicht besonders eilig mit dem Heiraten. Als ich aber sah, wie schwer sie mit ihrer Arbeit belastet war, war ich bald anders gesonnen. Der Ausweg, um sie von dem schweren Arbeitsjoch zu befreien war, zu heiraten, je früher desto besser. Daher dauerte unsere ganze Spazierzeit nur etwas über zwei Monate. Als ich nun eines Abends wieder zu ihr gekommen war, ohne vorher etwas gesagt zu haben, sagte ich zu Sara: „Geh, melde deinen Eltern, dass ich heute noch wünsche mit ihnen zu sprechen, um die Einwilligung von ihnen zu bekommen, dich zu heiraten." Es war für Sara, so auch für meine zukünftige Schwiegereltern eine unerwartete, überraschende Meldung. Nach einer halben Stunde fing unsere allgemeine Beratung an. Auf meine schlichte Frage, ob sie mir ihre älteste Tochter Sara als zukünftige Frau geben wollten, erhielt ich ein williges „Ja". Gleich darauf besprachen wir wo, wie und wann wir Hochzeit feiern würden.

Eine Frage beunruhigte Saras Eltern. Der Vater sagte, dass ihr Geldsack nur dünn sei. Darauf erwiderte ich, dass ich alles bezahlen würde, denn ich schätzte ihr aller wertvollstes Geschenk, ihre Sara. Mit erleichtertem Gemüt nahmen sie meinen Vorschlag entgegen. In zwei Wochen würden wir Hochzeit feiern.

Die zweite grüne Hochzeit

Die Vorbereitungsarbeit lag zum größten Teil bei Saras Eltern. Sara schrieb eine Bittschrift an die Vorsitzenden des Kollektivs, um sie zu entlassen Das ging jedoch nicht so rasch. Erst kurz vor der Hochzeit wurde sie entlohnt. Ich kaufte weißen Stoff für ein Brautkleid und brachte es Sara, damit sie sich das Brautkleid nähen lassen konnte. Dem Schwiegervater brachte ich das notwendige Geld, damit er nach unserer Berechnung alles kaufen und beschaffen sollte, welches er mit Liebe und Lust verrichtete. Meine Schularbeit musste ich pflichtgetreu Tag für Tag machen, denn es gab damals keinen Heiratsurlaub. Das Geistige und erfrischende Getränke besorgte der Schwiegervater, Gebäck und anderes die Schwiegermutter. Der Polterabend sollte in Saras Elternhaus stattfinden. Am Hochzeitstag sollte hier auch gegessen werden. Die Hochzeit sollte im Kolchosklub, schräg über der Straße gefeiert werden. Mit der Einladung mussten wir uns sehr beschränken, denn es war Winter und Raum in einem gewöhnlichen Wohnhaus gab es wenig. Nur die allernächsten auswärtigen Gäste aus den Nachbardörfern wurden eingeladen, ungefähr 35 bis 40 Paare. Die Dorfbewohner samt der Jugend, auch beinahe das ganze Lehrerpersonal waren dabei.

Sogar am letzten Sonnabend, am Polterabend, hatte ich ohne eine Unterbrechung meine Schularbeit zu machen. Als ich nun meine letzte Unterrichtssunde antrat und in die Klasse ging, dachten die Schüler, die schon von meiner Hochzeit wussten, sie würden diese Stunde schon frei haben. Aber ich durfte keine Stunde auslassen. Als nun der Unterricht zu Ende war, trat ich so schnell wie möglich meine Reise an. Aber so sehr ich auch eilte, kam ich doch etwas spät. Es waren schon etliche Gäste erschienen. Es kam aber alles in richtige Gleise. Wir wurden mit allerlei beschenkt: etwas Küchengeschirr, Tafelgeschirr, Handtücher, Kattunware, Löffel, Gabeln, Messer. Alles hatte Platz auf einem Tisch.

Am Hochzeitstag, als die Gäste schon reichlich erschienen waren, wurde zu Mittag

gegessen. Meine Sara war indes schön geschmückt worden. Am Nachmittag gingen wir und auch andere Verwandte zum Fotografen in der Nähe und ließen uns fotografieren. Dann versammelten wir uns alle im Klub. Hier wurde gespielt, musiziert, getanzt und gesungen. Inzwischen hielt ein Lehrer eine Begrüßungsrede, Es war eine Belehrung für das junge Brautpaar. Nach dem Abendessen wurde das Fest im Klub fortgesetzt. Hier beteiligte sich meistens nur die Dorfjugend, die auswärtigen Gäste waren rechtzeitig nach Hause gefahren. Als der Hochzeitsabend zu Ende war, gingen wir zu Sara nach Hause. Ein und das andere wurde dann noch im engeren Familienkreis beim Nachtessen besprochen. Dann mussten Sara und ich zu mir nach Hause fahren, denn am nächsten Morgen, Montag früh, musste ich schon wieder in der Schule sein. Wir packten unser Hab und Gut: Sara ihre Kleider, etwas Bettzeug und die Geschenke in einen Korb, luden alles auf den Schlitten und Saras Onkel fuhr uns dann noch spät ins Nachbardorf.

Das zweite Eheleben beginnt

Die Arbeit in der Schule blieb wie zuvor. Mein persönliches Leben jedoch änderte sich. Der Witwerstand war zum Ehestand geworden. Die Arbeit in der Schule war bis dahin die wichtigste Beschäftigung. Nun wurde aber das neu gegründete, von recht fleißigen, zarten Händen, mit großer Sorgfalt recht heimisch und bequem eingerichtete Heim zu meinem Lieblingsort.

Die Renovierung der Schule

Alle packten die Arbeit an: Wächter, Putzfrauen, der Heizer, die Köchin und Waschfrau aus der Speisehalle, die diensthabenden Mädchen, sogar Sara und ich. In dieser Zeit renovierten Sara und ich auch ein leeres Schulquartier nach unserem Geschmack. Als alles fertig war zogen wir in dieses Quartier ein. Der Schulwirtschafter mit dem Pferdeknecht und Hofarbeiter fertigte Brennmaterial (Holz und Mist) für die Schule zum Winter an. Als dann die Lehrer von ihrem Urlaub zurück kamen, um sich für das bevorstehende Schuljahr vorzubereiten, waren wir mit der Arbeit fertig. Schule, Internat und Speisehalle warteten auf die Schüler. Sogar das Blechdach der zweistöckigen Schule hatten wir schön rot angestrichen.

Nach etlichen Tagen meldete mir der Direktor, dass ich das Quartier räumen sollte, denn er wollte es einnehmen. Ich musste das Feld räumen. Außerdem kam auch schon jemand mit einem Diplom, der ohne weiteres meine Stelle als Lehrer einnehmen sollte, und ich dann nur als Buchhalter hier blieb. Demzufolge hatte ich auch gesetzlich kein freies Schulquartier zu verlangen. Ich schrieb eine Bittschrift um Entlohnung, nahm die Rechnung und fertig war die Sache.

Mitte Februar, als das Thermometer immer über 30°C Frost zeigte, hörte man vom finnländischen Krieg. Eines Nachts klopfte es dumpf und scharf an das dick gefrorene Fenster. Mein Onkel, der Kolchos-Vorsitzende des Dorfes, trat herein, als wir die Tür öffneten, mit der Botschaft, dass ich in zwei oder drei Stunden reisefertig sein sollte. Ich wusste schon, dass es in den Krieg ging. Er gab mir ein Brot für die Reise und sobald die Pferde gefüttert waren, sollte es früh morgens mit noch zwei Männern aus dem Dorf losgehen.

Zitternd am ganzen Körper blieben Sara und ich sprachlos ein Weilchen stehen. Beim Abschiednehmen, wollte das „Aufwiedersehen“ im Halse stecken bleiben. Mit leichtem Gepäck, ein Brot, Löffel und Krug in der eisig kalten Winternacht kamen wir drei Männer auf dem Schlitten in den Bezirk, wo sich noch viele andere eingefunden hatten. Am nächsten Tag wurden wir bis zur Bahnstation Sorotschinsk transportiert. Von da ging unser Militärzug direkt zur Militärsiedlung Bugulma in die Baschkirische Republik.

Nach einem kurz gefassten Kriegsprogramm waren wir fertig für die Front. Der Eisenbahnclub dort hatte Raum für 800 Mann. Wir wurden alle in Reih und Glied gestellt, unser Militärkommando las uns verschiedene Vorschriften vor, worauf wir strengstens zu achten hatten. Dann wurden etliche als Gruppenführer oder Kommandeure angestellt. Ähnlich wurden auch Köche angestellt. Ich wurde Schreiber für das Stabskontor. Dann wurden wir in Militäruniformen eingekleidet und an weiteren Tagen gab es nur Kriegsunterricht und Übungsschießen.

Ich führte die Rechnung über Schießmaterial, kontrollierte täglich den Koch bei seiner Arbeit und machte andere Schreibarbeit, oft am Abend. Das war alles erträglicher, als mit den anderen draußen auf dem Feld oder im Wald in kalter Winterzeit im Schnee oder im Schutzgraben liegen und das Schießen lernen. Nach ungefähr 30 oder 40 Vorbereitungstagen wurden wir alle wieder in Reih und Glied gestellt. Es wurde uns ein Kriegsbefehl vorgelesen. In der selbigen Nacht wurde unser ganzes Kriegsmilitär bewaffnet, mit allem Zubehör versehen und in Bereitschaft gestellt, um früh morgens punkt acht Uhr auf der Bahnstation den bereit stehenden Militärzug zu besteigen. Der sollte uns dann zur Frontlinie bringen. Als wir fertig waren, erscholl der letzte Tagesbefehl: Zur Nachtruhe. Trotz achthundert Mann in dem großen Club, in dreistöckigen Bretterlagern, wie Heringe im Salzfass herrschte Totenstille. Früh morgens, nach einem Frühstück im Speisesaal, stellten wir uns mit Flinte und Ranzen in Reihe und Glied. Nun übernahm unser Truppenführer das Kommando. Da hörten wir die laut befehlende Stimme über den ganzen Hofraum erschallen: Achtung! In diesem gespannten Moment wurde mir schwindelig im Kopf. Ich bekam heftige, stichartige, fast unerträgliche Schmerzen am Hinterkopf, so dass ich stehend an meinen Nachbarn fiel, der mich in diesem Augenblick packte um mich aufrecht zu halten. Der Truppenführer war gezwungen inne zu halten mit seinen weiteren Kommandos. Eiligst kam er und schrie mich hart an: Mach keinen Kram! Hast verstanden? Er befahl meinen Nachbarn mich loszulassen.

Ich sank zusammen und konnte kaum sagen, dass ich starke Kopfschmerzen hatte. Der Truppenführer befahl mich in die Kaserne zu führen und meinte, sie würden mir die Grillen austreiben. Er glaubte, ich verstellte mich nur. Mich brachten meine Kameraden in die Kaserne. Dann eilten sie dem losmarschierenden Truppenteil nach. Ich lag in der Kaserne mit starken Kopfschmerzen. Bald kamen die Lagerärzte und untersuchen mich recht grob.

Ich wurde in das Lazarett gebracht wo ein Kriegsprofessor mich nicht lange untersuchte und dann mit Bekräftigung den neben mir stehenden Ärzten sagte: „Dieser Soldat hat ausgedient, von ihm gibt es keinen Krieger mehr, er unterliegt der Entlassung.“ Im Lazarett bekam ich Spritzen und die Schmerzen wurden erträglicher. Am Vormittag vernahm ich mit einmal in den Korridoren ein lautes Sprechen, was sonst nicht üblich war. In unser Zimmer kam eine Krankenschwester und teilte uns die letzte Rundfunkmeldung: „Friede, Friede, der Krieg hat ein Ende.“ Alles jauchzte und schrie: Friede, Friede! Unser Truppenteil war im Eisenbahnzug ganz fertig zur Abfahrt gewesen und bekam unerwartet den Befehl, Halt zu machen wegen des Friedens. Unsere Soldaten kamen alle zurück in die Kaserne. Aber nach einigen Tagen wurden sie doch zur Front geschickt, denn sie waren noch sechs Monate dienstpflichtig.

Dreißig Tage verweilte ich im Lazarett. Eines Tages gab man mir alle Dokumente zurück. Ich wurde entlassen, erhielt eine Fahrkarte für die Heimfahrt und war damit dienstfrei. Es war Frühling, gerade die Zeit des Hochwassers. Als ich auf unserer Bahnstation in Sorotschinsk ausstieg, stand ich auf dem Bahnhof in Winterkleidern und Filzstiefeln. Ich war gezwungen, den nassen Frühlingsweg zu Fuß zu gehen. In Sorotschinsk übernachtete ich und früh morgens ging ich los. Mit einem Stock in der Hand, ohne jegliches Gepäck, ging ich mutig los und kam noch bei Sonnenschein vor Abend nach Hause. Drei Monate waren vergangen seit der schauerlichen Winternacht, in der ich meiner Sara das ungewisse „Aufwiedersehen“ gesagt hatte.

Nach einer kurzen Erholungszeit ging ich zum Oberst für Volksaufklärung, richtiger Volksbildung, und zeigte meine Dokumente, dass ich dienstfrei sei und verlangte gesetzlich, meine frühere Arbeitsstelle ein nehmen zu dürfen. Er hatte in meiner Abwesenheit eine Lehrerin nach seinem Belieben eingesetzt. Der Oberst war mit allem einverstanden und gesetzlich erhielt ich eine Vorschrift, in der Schule mein Lehramt wieder anzutreten. Der Oberst fuhr eiligst zu dem Obersten für Volksbildung und brachte mir eine Handschrift, dass ich mich beim Obersten einfinden solle. Er schlug vor, dass ich eine andere Schule, in einem abgelegenen Russendorf übernehmen solle. Jedoch war ich damit

nicht einverstanden. Dann kam der Vorschlag, ich sollte in der Stadt Orenburg für ein Jahr die Deutschlehrerkurse belegen, dann bekäme ich ein Diplom als Deutschlehrer für die Mittelschule. Damit war ich einverstanden und bekam Dokumente um im Lehrerinstitut anzutreten. Diese galten für das nächste Schuljahr 1940/41. Den Sommer verbrachten wir noch im Dorf Kuterlja, weil wir uns im Frühling einen Gemüsegarten angelegt hatten, welchen wir besorgen mussten. Die Sommerferien in der Dorfschule dauerten damals drei bis vier Monate. Da konnte ein fleißiger Lehrer recht viel Nebenarbeit machen und seine Lebenslage verbessern. So machte ich es auch. Kollektivisten, die sich ihre eigenen Häuser bauten, fehlten Facharbeiter. Ich besaß gute Kenntnisse in Glas-, Zimmer-, und Tischlerarbeit. Von dieser körperlich leichten, sauberen Arbeit fand ich genug. Immer war ich im trockenen, warmen Zimmer, brauchte nicht zu heizen und bekam Freiquartier. Das waren gute Lebensverhältnisse. Aber bald mussten wir die Schule in Kuterlja für immer vergessen.

Das Studienjahr

Das kommende Studienjahr brachte für mich die Sorge, wo ich meiner Frau und Kind ein Obdach verschaffen könnte. Der erste Ausweg waren meine lieben Schwiegereltern. Als ich ihnen mein Vorhaben mitteilte und sie bat, Sara mit dem Wanja, für dieses Jahr bei ihnen wohnen zu lassen, erhielt ich, ohne langes Zögern eine Zusage.

Am 1. September des neuen Schuljahres traf ich mit vielen anderen Studenten von weit und breit beim Lehrerinstitut in der Stadt Orenburg ein, und wir wurden in acht oder neun Klassen verteilt. Unser Klassenlehrer war ein älterer Pole, der perfekt die deutsche Sprache beherrschte. Dieser Professor der Fremdsprachen hatte fünf Jahre in Deutschland, fünf Jahre in Frankreich, und fünf Jahre in England gelebt und die Sprachen gelernt. Schon in der ersten Unterrichtsstunde fiel sein Augenmerk auf mich und auf seinen Vorschlag hin wurde ich zum Klassensprecher gewählt. In unserer Klasse waren deutsche, russische, ukrainische und auch andere Studenten, die in einem Jahr Deutschlehrer für die Mittelschulen werden sollten. Für mich war das Lernen ein Kinderspiel, hauptsächlich darauf gerichtet, wie ich in Zukunft den Schülern nach dem Lehrprogramm das Material beibringen würde. Weiter brauchte ich nichts. Mein monatliches Studiengeld verbrauchte ich sehr sparsam, um etwas mitzubringen wenn ich in den Neujahrsfeiern nach Hause fahren würde. Wenn auch nicht viel, aber zwanzig Kilo Mehl brachte ich mit, ein kleiner Zuschuss zu dem, was wir noch hatten. Einen Tag vor Neujahr am späten Abend, als die Türen schon für die Nacht verriegelt waren, kam ich nach Hause. Sara, mit der Petroleumlampe in der Hand, öffnete mir die Türen. Im ersten Augenblick stutzte ich, denn in so einer schon übervollen Blütezeit hatte ich sie noch nie gesehen. Es waren nur 75 Tage bis zur Entbindung. Freudig und vergnügt verbrachten wir die Neujahrstage. Doch nach den kurzen Feiertagen musste ich wieder fort um mein Studium fortzusetzen. Sorgen über die zukünftige Lebenslage meiner Familie, besonders Saras häuften sich. Meine Schwiegereltern erklärten sich wieder bereit, meiner Sara in jeglicher kritischen Lage nach Kräften zu helfen. Als der Unterricht wieder im vollen Gange war, fragte unser Klassenlehrer mich, ob ich nicht eine Nebenarbeit übernehmen wolle, die er gefunden habe. Sie sei leicht und gut bezahlt, nämlich im Fliegertechnikum Deutschlehrer zu sein. Ich willigte ein und schickte mich an, diese Arbeit zu übernehmen. Unser Lehrerinstitut und das Fliegertechnikum standen nebeneinander, recht passend für mich. Als ich nun mit wehmütigem Herzen in das Fliegerkorps ging, um mich mit der bevorstehenden Arbeit bekannt zu machen, staunte ich, dass nicht Fliegerstudenten, sondern das Fliegerkommando zweiten und dritten Ranges die deutsche Sprache lernen sollten. Aber auf den Zuspruch meines Klassenlehrers willigte ich ein, doch mit kleinem Zweifel. Ich bekam ein wöchentliches Stundenprogramm und wurde als Deutschlehrer in die Lehrerliste des Fliegertechnikums eingetragen. Diese Arbeit war mir recht passend. Im Lehrerinstitut war der Unterricht abends in der zweiten Schicht. Im Fliegertechnikum waren meine Lehrstunden in der ersten Schicht, gewöhnlich bis Mittag, eine

schöne Arbeit. Wenn ich mit meiner einfachen Lehrermappe in Zivilkleidern in die Klasse eintrat, standen alle Fliegerkommandeure in ihren Fliegeruniformen auf, jeder auf seinem Platz kerzengerade und warteten auf mein Begrüßungswort, um darauf einstimmig eine laute Antwort zu geben. Nach den ersten Stunden ging ich zum Oberst und bat, dass man mir, einem einfachen Studenten, solche ehrwürdige Begrüßung nicht erweisen sollte. Ruhig erwiderte er, dass es Kriegsordnung, Schuld und Pflicht eines jeglichen sei, sich ordnungsgemäß zu verhalten. Er fügte hinzu, wenn jemand meine Aufgaben nicht erfüllen oder befolgen würde, sei es ihm gleich zu melden. Welch ein Vergnügen mit solchen disziplinierten „Schülern" zu arbeiten! Nach Verlauf eines Monats erhielt ich meinen ersten Lohn, weit mehr als ich mir vom Munde absparen konnte. Jetzt konnte ich meiner Familie etwas mehr zukommen lassen. Mitte März kam eine Nachricht, dass uns ein Töchterchen geboren war und vorläufig alles in Ordnung sei. Ich lernte, arbeitete und wartete auf das Ende des laufenden Schuljahres. Dann sollte ja alles wieder in geordnete Bahnen kommen. Beim Jahresexamen im Frühling schnitt ich glänzend ab. Schon vor Abschluss des Lehrjahres gab man uns eine Liste der vielen Schulen aus allen Bezirken des Gebietes, wohin die Lehrerschaft einen neuen Lehrer hin schicken wollte, um dort dem Staat für das Lehrjahr zwei Jahre abzuarbeiten. Der Klassenlehrer gab mir persönlich diese Liste und sagte, dass ich für ausgezeichnetes Lernen eine Schule für meinen zukünftigen Arbeitsplatz aussuchen dürfte. Ich wählte eine Schule unweit von Busuluk im Kurortbezirk Borowoje, etwas über 100 Kilometer von meinem Heimatdorf, so dass man zuweilen nach Hause könnte. Im Verlaufe des ganzen Lehrjahres hatte ich auch Zeit gefunden, andere Bücher zu lesen, die ich mir aus der Stadtbibliothek holte. Freier Zugang war gewöhnlich am Sonntag von früh morgens bis spät am Abend. Bis zum ersten Juli sollte unser Unterricht mit allen Examen fertig sein, auf das jeder in den Sommerferien in seine angewiesene Schule fahren könnte, um sich mit der Schule, dem Lehrerkollektiv und der bevorstehenden Arbeit bekannt zu machen. Am Sonntag, den 22. Juni, als ich in der Bibliothek in vielen Büchern kramte, kam eine Frau ganz aufgeregt, setzte sich neben die Bibliothekarin und teilte mit, dass Deutschland, eigentlich Hitler, Krieg gegen Russland angefangen und mit starkem Militär ohne jeglichen Stillstand über die Reichsgrenzen in Russland eingedrungen sei. Auf der Straße standen unter jedem Lautsprecher die Leute und horchten der Sendung vom Sowjet-Informations-Büro. Bleich und erschrocken gingen die Leute auseinander. Krieg und wieder nur Krieg. Die ganze Lernarbeit im Institut war nicht mehr interessant, denn schon in den nächsten Tagen wurden mehrere Studenten in den Krieg einberufen. Die Lehrerschaft beeilte sich, um alle Studenten diplomiert auseinander fahren zu lassen. Als ich zum Unterricht ins Fliegertechnikum kam, wurde ich sogleich in die Buchhaltung gerufen. Kurz und bündig sagte man, dass Krieg sei und alle Flieger schon fort seien. Ich erhielt noch mein letztes Gehalt und so war Schluss mit meiner schönen Arbeit. Man konnte für die Zukunft keine Pläne machen. Die Studenten/innen welche noch nicht einberufen waren, obzwar schon mit dem Diplom in der Tasche, konnten nicht nach Hause fahren, denn es lag eine Vorschrift bei der Direktion des Institutes, dass alle Studenten ohne Ausnahme in die Sowchose unseres Gebietes in die Heuernte fahren sollten. Ich erhielt einen Ausweis, mit einer Gruppe von zwölf Leuten, acht Studentinnen und vier Studenten in eine weit abgelegene Sowchose zu fahren. Als wir hier erschienen, wurden wir mit einem Traktor zu einer Traktorbude weit in die öde Heusteppe gefahren, wo schon viele Hektar gemähtes Gras in Heuschwaden lagen. Dieses trockene Heu sollten wir in der Steppe zu Heuhaufen zusammenfahren. So weit man sehen konnte, kein Baum, kein Strauch, kein Dorf, nur Heuschwaden. Hier wurde unsere Bude aufgebaut. Der Traktor fuhr wieder fort und wir verhätschelten Studenten, die außer einem Bleistift und Lehrbuch nichts anderes in der Hand gehalten hatten, sollten plötzlich eine große Heugabel nehmen und arbeiten. Das wollte uns schwer in den Sinn. Aber wo sollten wir hin? Unsere Bude stand neben einem ganz kleinen Fluss, in dem kaum Wasser zum Trinken und zum Waschen war. Acht

Mädchen und vier Jungen waren in der öden Steppe die einzigen Einwohner dieser Bude. Bald wurden uns aus dem Sowchos drei Leiterwagen mit sechs Ochsen und genügend grobe Heugabeln gebracht. Das Essen versprach man uns drei mal täglich, regelmäßig zur bestimmten Zeit zu bringen. Die Ochsen auf die Weide zu lassen und zu tränken wurde uns überlassen. Gras gab es genug, aber ohne Aufsicht durften sie nicht grasen, sonst würden sie sich zu weit entfernen von unserer Hütte. Der Brigadier, der auf seinem Reitpferd saß, verließ uns. Unsere Traktorbude, welches nun unsere zukünftige Herberge war, hatte keinen Stuhl, keinen Tisch oder Schlaflager, nur den Bretterboden. Unsere Koffer mit unseren Schulkleidern stellten wir an die Wand und trugen für unser Nachtlager Heu in die Bude. Jeder hatte seine Decke, und somit waren wir denn fertig hier zu schlafen, um am Morgen nach dem Frühstück unsere Arbeit zu beginnen. Die Bude schützte uns nur vor Regen. Die Nächte waren jedoch zu kühl, um unter dünnen Decken ruhig schlaffen zu können. Beinah wie die Ferkel wühlten wir uns in das frische Heu ein. Aber als wir am Morgen aufstanden, unsere Decken zusammenlegten und das Heu in der Bude mit den Füßen etwas zusammenschoben, entdeckten wir eine Schlange unter dem Heu auf dem Bretterboden. Alle die drinnen waren und die Schlange gesehen hatten, sprangen mit wildem Geschrei zur Tür hinaus. Totenbleich standen die Mädchen draußen vor der Tür. Die Schlange wurde erschlagen und alles wurde aus der Bude hinaus getragen und gesäubert. Dann trugen wir wieder alle Koffer hinein. Frisches Heu wurde gründlich durchgesehen und dann hineingetragen um nicht wieder solch einen unerwünschten Gast über Nacht in der Bude zu haben.

Das Frühstück war gekommen. Nach dem Essen holten wir Jungen unsere Ochsen und spannten sie ein. Dann kam der Brigadier im vollen Trab. Ohne vom Pferd zu steigen zog er einen Brief aus der Tasche, las einen Familiennamen vor und fragte, ob derjenige unter uns wäre? Der musste seinen Koffer nehmen und mit dem Wagen, welcher das Frühstück gebracht hatte, in den Dorfsowjet eilen, denn er wurde in den Krieg einberufen. Wir verabschiedeten uns für immer von diesem Studenten. Wir elf verteilten uns auf die Leiterwagen, trieben die Ochsen bis zu den ersten Heuschwaden und fingen an, Heu auf die Wagen zu laden, um es in Haufen abzusetzen. Ein schwerer Anfang, ungewohnte Arbeit, weit von zu Hause, keine Arbeitskleider und in den sauberen Schulkleidern arbeiteten wir auf fremder, öder Steppe. Wenn auch anfänglich nur ganz langsam, aber bis zum Abend hatten wir doch schon ein paar Haufen zusammengesetzt. Es war ein mühevolles Arbeiten, denn die Mädchen verstanden nicht die Heugabeln zu halten!

Die nächsten Tage verstrichen ohne besondere Ereignisse bis der Brigadier wieder reitend auftauchte. Er zog wieder ein Papier aus der Tasche mit Zuschrift, dieser und jener solle sich beim Dorfrat melden. Es traf unsere anderen beiden Jungens. Auf dem Wagen, der uns das Mittagessen brachte, fuhren auch diese beiden von uns in die dunkle Zukunft. Über unsere Arbeit sagte der Brigadier nur, dass wir weiter machen sollten. So blieb ich nun allein mit meinen acht Mädels und sechs Ochsen um unsere Arbeit, so gut wie wir konnten, weiter zu machen. Über das Essen konnte man nicht klagen. Es war besser als unser Studententisch in Orenburg. Aber die zweimonatigen Sommerferien hier auf fremder Steppe zu verbringen, damit hatte keiner gerechnet. Bei der Arbeit im Heu litten unsere Kleider und fingen an zu zerreißen. Ich persönlich dachte nur daran, wenn der Brigadier mit noch einer Zuschrift käme, würde es mich betreffen. Aber ich blieb immer zurück. Warum?

Die Sommerferien gingen zu Ende. Auf unserer Steppe standen schon recht viel Heuhaufen geschobert. In den letzten Augusttagen, beunruhigte uns der Gedanke, dass wir nicht zur angewiesenen Zeit in unseren Schulen sein konnten, um für das neue Schuljahr Vorbereitungen zu treffen. Wir alle glaubten fest, dass man uns hier bei dieser Arbeit bis zum Winter lassen würde, denn ungeschobertes Heu lag noch sehr viel auf der Steppe. Wir meldeten dem Kutscher, der uns das Essen brachte, dass wir kein Essen mehr brauchten, sondern morgen früh die Ochsen einspannen und mit allen Sachen in den Sowchos kommen würden. Damit jeder dann in seine Schule zu seiner bestimmten Arbeit fahren könn-

te. Wie gesagt, so getan. Wir kamen in den Sowchos, zeigten dem Buchhalter unsere Dokumente, dass wir schon auf unseren Arbeitsplätzen sein sollten und verlangten unseren Lohn. Ungern wollte der Sowchos-Oberst darauf eingehen. Aber unsere Studenten sagten, dass sie diese Arbeit besser könnten, als mit groben Heugabeln in der Steppe zu arbeiten. Wir sagten nur, dass er uns noch heute zur Bahnstation fahren solle, sonst würden wir uns bei der höheren Behörde beklagen. Die würden schon Ordnung schaffen. Das glaubte der Oberst, und noch am selben Tag wurden wir mit dem Traktor zur Station gebracht. Hier verabschiedeten wir Studenten uns von einander und fuhren per Eisenbahn, ein jeder in die Richtung wo sein zukünftiger Arbeitsplatz sein sollte. Ich fuhr nach Westen in die Schule zu Browoje. Als ich mich bei meiner angewiesenen Schuldirektion einfand und bescheiden meine Dokumente zeigte, schaute man mich verwundert an und sagte mir bedauernd, dass viele evakuierte Juden gekommen seien. Ihnen seien alle bürgerlichen Rechte eingeräumt worden und von denen hätte eine Lehrerin meine vakante Stelle eingenommen, daher sei nun keine Aussicht für mich in ihrer Schule Arbeit zu finden.

Ich fuhr eilig nach Hause, um das Töchterchen, das Sara geboren hatte, zu sehen. Das Wiedersehen mit meiner Sara im September war nicht zu vergleichen mit dem vorherigen Wiedersehen zu Neujahr. Dort war sie frisch, gesund und wohlgemut, nun aber war sie bleich, mager, krank und hatte kein heiteres Aussehen. Das sechsmonatige Kindlein war jedoch einigermaßen brav und schaute mich mit unschuldigen Äuglein recht nett und neugierig vom Schoße seiner Mutter an. Nun war ich nach recht vielen Erlebnissen wieder zu Hause. Aber ich musste wieder ein neues Lebensprogramm aufstellen. Zu allererst suchte ich eine Arbeit, um Geld zu verdienen.

Unweit von meinen Schwiegereltern in Pleschanow trat ich im Vieharztrevier als Buchhalter an. Diese Arbeit war nicht schwer. Ich verdiente nicht viel, aber ich war zu Hause. Unsere Viehärzte betreuten das Vieh in den umliegenden Kolchosen. Dazu hatte jeder Arzt sein Pferd. Zwei Pferde standen im Stall auf unserem Territorium, wo wir alle arbeiteten. Wenn die Pferde manchmal frei waren, durfte ich sie nutzten, um für mich in der Wirtschaft etwas zu fahren, denn wir hatten ja ein paar Schafe und zwei Ziegen, die im Sommer gemolken wurden. Für sie musste man Futter herbei fahren. Gelegentlich leistete ich solche Dienste auch meinem Schwiegervater. Es wurden aber immer noch Männer für die Front mobilisiert. Auch ein Vieharzt von den unsrigen, der sogar etliche Jahre älter war als ich, musste eines Tages fort. Sonderbar: Wir Deutschen blieben immer zurück. Sollten wir wohl mit heiler Haut davonkommen? Das war zu bezweifeln. Denn der Feind drang mächtig, schonungslos, ohne Aufhalten immer tiefer in das Land ein. Würden wir zu Hause hinterm warmen Ofen ohne jegliche Sorge sitzen bleiben können? Als aber dann die Reihe an die Deutschen kam, kam es aber grob und dick.

Der große Vaterlandskrieg 1941 – 1945

Schon acht Monate tobte der schreckliche Krieg. Im März verlas der Direktor per Lautsprecher die letzten Meldungen, dass der Feind immer tiefer in das Land eingedrungen sei und große Verheerungen und Vernichtungen gestiftet habe. Der ernste, entschiedene Aufruf galt allem Volk, alle Kräfte einzusetzen, um den Feind zu besiegen. Viele tapfere Krieger standen schon lange an der Front im Verteidigungskrieg. Sie hatten die Heimat verlassen, um den Frieden wieder herzustellen. All diese Krieger mussten mit allem Notwendigen, Brot, Technik, Kohle und Kleidern versehen werden, um siegesbewusst zu streiten. Viel musste im Hinterland von starken Arbeitskräften erzeugt werden, um nicht mit leeren Händen dazustehen. Im März kam eines Tages eine extra Zuschrift. Binnen 24 Stunden mussten, jung und alt, fast die ganze Gesamtbelegschaft: Kollektivisten, Arbeiter und Diensthabende, versehen mit Esswaren und Unterwäsche reisefertig für den Dienst in der Armee zur Bahnstation kommen. Eine bemerkbare Unruhe entstand im ganzen Dorf, um in dieser kurzen Zeit fertig zu werden. Alle Frauen und Hausmütter hatten genug zu tun, um ihren Männern und Söhnen etwas zu backen und fertig zu machen. Viele, so wie auch ich, mussten ihre Arbeiten abgeben. Binnen eines Tages waren wir fertig. Am Abend kamen wir

bei meinem Schwiegervater mit noch zwei Nachbarn zusammen, um kurz über unsere bevorstehende Abreise zu sprechen: Wer wieviel mitnehmen würde, oder könne, denn Brot hatten nicht alle Kollektivisten genügend, um es mitnehmen zu können. Es gab aber auch wohlhabende Leute, die ihren Reisesack fest bis oben füllen konnten. Man sagte, solche Leute würden schon durchkommen. Aber der arme Mensch, der kaum für ein paar Tage ein Stückchen Brot mit nehmen konnte, würde vielleicht bald einbüßen müssen. Da fragte mich einer der Nachbarn wie ich mir mein Fortkommen vorstellte. Um meinen Schwiegervater, der hier auch saß, nicht mit trüben Gedanken sitzen zu lassen, sagte ich, dass wenn mein Reisesack auch nicht zum Platzen voll wäre, hätte ich aber in meinem Oberstübchen einen Vorrat, der mir allerwärts zu gute komme. Ich konnte als Zimmermann, Tischler, Maler, Glaser, Buchhalter oder Lehrer arbeiten und damit würde ich überall wie auf ebener Bahn durchkommen. So ging dann ein jeder nach Hause, um sich am nächsten Morgen in die unbekannte Zukunft zu begeben. Nur die alten Väter, Mütter, Kinder und Traktoristen blieben zurück. Am nächsten Tag wurden viele Schlitten eingespannt und die Leute wurden 60 Kilometer bis Sorotschinsk zur Eisenbahnstation gefahren. Hunderte und hunderte Männer wurden in Eisenbahnwagen verladen, etwa 50 Mann je Wagen. Kahle, leere Bretterlager nahmen wir ein. Ein kleiner Gussofen stand in der Mitte des Wagens, kalt und ohne jegliches Brennmaterial oder Wassergefäß. Unsere Schlitten samt den Kutschern verließen uns, und die ganze Belegschaft blieb in den kalten Wagen zurück. Unser ganzer Militärzug wurde nun auf ein Abstellgleis geschoben. Anfänglich glaubten wir, doch recht bald loszufahren, daher blieben wir im Wagen. Aber es dauerte bis in die Nacht, bis endlich unser Zug losrückte. Wir fuhren jedoch nur eine kurze Strecke und standen wieder abseits. Weil es aber in den Wagen recht kalt war, stiegen beherzte Männer aus, um Heizmaterial zu besorgen: Kohlen, Bretter und was sie nur erwischen konnten, wurde herbeigeschleppt. Bald war es im Wagen etwas angenehmer. Wir fuhren meistens nachts. Wohin es eigentlich ging, wussten wir nicht. Aber es ging dem Osten zu, statt an die Front, so wie wir anfänglich alle glaubten. Zwei Wochen ging es immer tiefer in das Hinterland.

In der Stadt Korkino mussten wir mit Sack und Pack aussteigen. Ich fühlte mich unwohl und hatte Kopfschmerzen. Wir mussten uns auf Kommando in Reih und Glied aufstellen und mit unserem schweren Handgepäck losmarschieren. Wir gingen etwa einen Kilometer. Da stießen wir auf ein Lager von etwa zwanzig langen Erdhütten. Hier, erklärte man uns, seien wir zu Hause. Unser Führer, der Lagerkommandant, gab nun weitere Befehle. Jede Erdhütte hat zehn Zimmer, jedes Zimmer zwölf Mann, jedes Zimmer sechs zweistöckige Bretterlager und einen Kochherd. So wie wir standen, mussten wir uns zu zwölf Mann abzählen und dann der Reihe nach in die Baracken gehen. Ich hatte starke Kopfschmerzen und wusste kaum mehr, wo ich mich befand. Keiner von uns hatte Tabletten gegen Kopfschmerzen. Da ging Jakob Petker, einer von uns Zwölfen, zum Kommandanten und meldete ihm, dass einer von seinen Zwölfen heftig krank geworden sei. Der Kommandant fand einen Schlitten, und ich wurde noch am selben Abends zwei Kilometer in ein Krankenhaus gefahren. Im Krankenhaus wusste niemand, dass in Russland Russlanddeutsche wohnten. Daher sah man mich für einen Faschisten, einen Hitlerfritz an und glaubten, ich sei ein gefangener Fritz von der Front. Der Arzt, namens Gapeschko, erwies mir doch ärztliche Hilfe. Als bei mir Linderung eintrat, erklärte ich allen, dass ich kein Faschist sei, sondern ein gebürtiger Russe. Weil ich fließend russisch sprechen konnte, wurden sie milder, blieben aber doch misstrauisch. Nach zehn Tagen im Krankenhaus wurde ich entlassen, bekam aber vom Arzt ein Begleitschreiben mit dem Auftrag nach Tscheljabinsk zum Professor zu fahren und mich noch einmal untersuchen zu lassen. Als ich zurück zur Baracke kam, sah ich, dass unser Barackenterritorium mit einem Stacheldrahtzaun umzäunt war und vorne eine Wächterbude mit Wächter stand. Im großen und ganzen ein verdächtiges Leben. Keiner durfte ohne bewaffnete Begleitung einen Schritt machen. Es sei auch schon ein Lagerarzt im Lager ange-

treten. Mein Begleitschreiben vom Arzt aus dem Krankenhaus zeigte ich dem Lagerkommandanten. Er sagte, ich sollte es dem Lagerarzt geben. So tat ich es dann auch. Dieser jüdische Arzt war sehr hilfsbereit und sagte, wir würden nach Tscheljabinsk fahren. Morgens fuhr ich auf einer Lastmaschine mit einem bewaffneten Soldaten, wie ein Verbrecher oder Gefangener, zu dem Professor in der Stadt. Hier wurden wir ganz und gar als Hitlers Fritze behandelt und wurden Faschisten genannt. Beim Professor wurde ich untersucht. Das Ergebnis lautete: „Für den weiteren Dienst untauglich, unterliegt der Entlassung." Dieses Dokument händigte er dem Soldaten aus. Jetzt glaubte ich, wieder nach Korkino zu fahren und dann wieder nach Hause. Unsere Maschine war indes weiter gefahren und ich glaubte der Soldat führe dorthin, wo die Maschine sei. Ich musste vorgehen. Er folgte mit der Flinte nach. Die Straßen und der Weg, auf welchen wir gingen, kamen mir aber höchst verdächtig vor. Ich durfte aber nichts sagen, denn die Flinte war hinter mir. Ich musste nur gehen, wie der Soldat sagte, bald rechts, bald links. Außerhalb der Stadt kamen wir zu einem großen Lager. Hier an der Wachbude hieß es: „Halt". Der Bewacher machte die Tür auf und hieß mich hineingehen. Zur hiesigen Wache sagte er: „Hier habt ihr einen." Der Soldat ging nach Hause. Nun saß ich hier in der Wachstube und wartete bis die Nachwache kam, die Innentür aufmachte und mich recht unsanft ins Lager schickte. Ich war gezwungen, den Lagerkommandanten aufzusuchen, um ein Abendessen und Nachtlager zu erhalten. Dieses war ein Lager mit lauter Deutschen aus der Krim, die schon im Herbst gekommen und den kalten Winter durchgemacht hatten. Wir in Korkino waren unlängst vom Orenburger Gebiet gekommen und bildeten das zwölfte Baulager. Dem Kommandanten musste ich meine ganze Lage erzählen. Als er mich nun angehört hatte, sagte er, dass er mir kein Brot geben könnte, sondern nur ein Nachtlager. Er führte mich in die Baracke, suchte einen freien Platz von denen, die in der Nachtschicht arbeiteten, und hieß mich hier zu lagern.

Die Baracken im fünften Baulager waren nicht zu vergleichen mit den Baracken in Korkino im zwölften Baulager. Dieses waren nicht Erdhütten sondern große Scheunen zusammengenagelt von Brettern, bezogen mit Leinwand, in der Mitte ein paar Gussöfen, zweistöckige hölzerne Brettlager für etliche hundert Mann. Die Zeit war herangerückt, zu der alle Männer zur Arbeit geweckt werden sollten. Lange nicht alle Lager waren besetzt, als der Kommandant mit noch zwei Arbeitern in die Baracke kam. Gleich an der Tür fing er an, jedem Arbeiter recht grob auf die Füße zu treten. Wer die Füße von so einem Tritt nicht einzog, war schon gestorben, schauderhaft. Die Arbeiter schleppten dann die Toten hinaus und warfen sie auf den Kastenschlitten, der draußen im Lager stand. Die Toten wurden zum Lager hinausgefahren und erst dann erscholl der Weckruf zum Aufstehen. Wenn dann bei jemanden beim Aufstehen der Nachbar fehlte, wusste der schon, dass der gestorben war und man ihn schon weggetragen hatte. Ich richtete mich auf und sah dem Gewühl aller unzufriedenen, hungrigen, schmutzigen, schwachen Männer zu. Viele von ihnen sahen recht verwahrlost aus. Sie rasierten sich selten. Viele von ihnen schliefen, ohne sich die Oberkleider zum Schlafen auszuziehen, denn es war eine Bärenkälte in den Baracken. Nach dem Frühstück ging es dann an die Arbeit. Gruppenweise, in Reih und Glied in strengster Ordnung abgezählt. Mit bewaffneten Begleitern gingen alle arbeitsfähigen Männer zum Lagertor hinaus zu ihren Kilometer weit abgelegenen Arbeitsstellen. Die Hauptarbeit war meistens, große Fundamente auszugraben bei Frost und Schnee. Nun war es im Lager fast still geworden, denn nur etliche Kranke oder schon ganz geschwächte Männer waren zurück geblieben. Diese mussten aber auch hier von dem Kommandanten angegebene Arbeiten verrichten, in den Baracken oder im Hof. Da mich der Hunger schon gehörig quälte, ging ich wieder zum Kommandanten, um schließlich etwas zu essen zu bekommen. Aber seine abschlägige Antwort war, dass er mich nicht kenne und kein Brot habe. Dann ging ich zur Küche, wo der Koch die Bedingung stellte, wenn ich für die Küche Holz hacken würde, dann würde er mir eine Suppe geben. Ich hatte solch großen Hunger, dass ich mit allem einverstanden war, nur um etwas essen

zu können. Nach dieser Arbeit war mir die warme Suppe sehr recht. Der Hunger war einstweilen gestillt, aber es war nur ein jämmerliches Süppchen. Ich glaubte man würde mich bald nach Korkino fahren und dann recht bald ganz nach Hause schicken. Aber ich war wieder gezwungen mir eine Suppe zu verdienen. Abends brachten viele Arbeiter nasses Birkenholz aus dem Wald mit, waren aber selber bei der Arbeit nass geregnet. Das nasse Holz wollte in den Gussöfen nicht brennen. Nach dem Abendessen versuchte ein jeder seine nassen Kleider und Fußlappen bei diesem kleinen Gussofen zu trocknen. Das gab ein Schlagen, Streiten und Fluchen denn ein jeder wollte näher an den warmen Ofen kommen. Ich kam nie in die Nähe des Ofens und am Tag wurde er nicht gefeuert, denn da war kein Holz da. So vergingen etliche Tage und für mich gab es keine Veränderung und keine Hoffnung auf Befreiung. Nach einer Woche fing die Frühlingssonne, an wärmer zu scheinen. Sie durchwärmte schon das dünne Bretterdach mit der darüber gezogenen Leinwand. In der Baracke auf dem oberen Bretterlager spürte man in der Mittagszeit schon eine gewisse Wärme von oben her. Die ganze Woche hatte ich nachts immer in Kleidern geschlafen, auch die Lederstiefel nicht aus gezogen, weil ich befürchtete, man könnte mich bestehlen, denn ich war im Vergleich zu den anderen ganz gut gekleidet. Nun gedachte ich in einer Mittagspause, als die meisten nicht zu Hause waren, mal die Oberkleider und Stiefel auszuziehen und auf den oberen Brettern etwas zu ruhen. Die Stiefel, die sonst ganz leicht von den Füßen gingen, wollten jetzt nicht von den Füßen. Aber mit Mühe zog ich sie doch aus. Da bemerkte ich, dass meine Füße ziemlich angeschwollen waren. Ich machte mir deutlich, diese Schwulst komme davon, dass ich die Stiefel schon eine ganze Woche nicht ausgezogen hatte. Nun kletterte ich hoch und fand auf den Brettern ein Stückchen von einem Spiegel. Ich schaute in den Spiegel und merkte, dass mein Gesicht besonders unter den Augen sehr geschwollen war. Anfänglich traute ich meinen Augen nicht, aber mein Gesicht war geschwollen. Es waren Hungerschwülste denn das Süppchen aus der Küche war nicht genug, um einigermaßen kräftig zu bleiben. Es war kein Brot oder Fleisch darin. Ich stand wieder auf und kleidete mich an. In diesem Moment traten der Lageroberst und der Kommandant in die Baracke und untersuchten, warum man nicht auf der Arbeit sei? Einer war krank, der andere hatte kein Fußzeug, andere hatten während der Nachtschicht gearbeitet. Ich erzählte mein ganzes Schicksal. Ehe ich zu Ende erzählt hatte, sagte der Oberst recht laut zum Kommandanten, er solle mich morgen in den Steinbruch schicken. Der Lagerkommandant führte mich in eine andere Baracke, zeigte mir ein Lager und erklärte, abends würde diese Brigade vom Steinbruch kommen, in welchem ich morgen arbeiten würde. Der Brigadier war Birklein. Mit dieser Gruppe würde ich heute in der Speisehalle Abendbrot essen. Im ersten Augenblick freute ich mich nur auf das Abendbrot, nach langer Zeit mal wieder ein Stückchen Brot essen zu können. Am folgenden Tag nach dem Frühstück ging es in Reih und Glied ringsum mit bewaffneten Begleitern zum Steinbruch. Hier stellten sich die Soldaten um den Steinbruch und hielten Wache, damit auch niemand entlaufen könnte. Dort lag ein großer Haufen Brechstangen, Picken, große Hämmer, auch Handschuhe für jeden. Alle packten zu und ich als Fremder bekam was überblieb. Schon im Lager sagte der Brigadier mir, dass die Norm auf einen jeden Arbeiter sei, zwei Kubikmeter Steine zu brechen und in Stapel zu setzen. Wer es erfülle, bekäme den ersten Kessel, eine bessere Kost. Wer aber nicht die Norm schaffe, bekäme den zweiten Kessel, eine schwächere Speise. Die Arbeit ging los. Aber ich wusste nicht, diese Arbeit richtig anzupacken. Zudem war ich schon halb verhungert. Am Mittag waren meine Kräfte schon dahin und die Norm blieb unerfüllt. Also, zweiter Kessel. So ging es Tag für Tag und meine Kräfte wurden beständig weniger.

Zufälliger Weise hatte ich in Korkino mir noch ein Heft und einen Bleistift in die Tasche gesteckt um schreiben zu können wenn es nötig wäre. Hier im Steinbruch, wenn man uns das Mittagsessen brachte, durften wir nicht auseinander gehen, sondern ein jeder erhielt seine Suppe in einem Blechgefäß, setzte sich auf einen Stein und schlürfte sein Mittagsessen. Gewöhnlich hatte er sein Brot schon

zu Frühstück aufgegessen. Ich hätte vielleicht auch schon früher einen Brief schreiben können, aber man sagte, dass die Briefe doch nicht abgeschickt wurden, und durften auch nicht übergeben werden. Nun kam ich auf den Gedanken, heimlich Briefe zu senden. Im Steinbruch in der Mittagspause auf einem Stein sitzend, schrieb ich auf einem Heftblatt einen kurzen Brief an meinen Vetter in Korkino. Der Inhalt war folgend: Er solle zum Lageroberst gehen und ihn dringend bitten, mich von Tscheljabinsk aus dem fünften Baulager nach Korkino wieder zurück zu holen, meine Lage sei unerträglich schwer. Dann machte ich von diesem Blatt einen Dreieckbrief, schrieb auf der einen Seite die Adresse des Empfängers, auf der anderen Seite schrieb ich: „Bitte in den Briefkasten werfen." Weil ich nicht wusste, ob mein Brief das Ziel erreichen würde, schrieb ich jeden Tag einen Brief. Bald adressierte ich ihn an den Brigadier, dann an den Lageroberst, dann an einen Freund oder an einen Nachbarn. Der Inhalt war immer derselbe. Die Steine, die wir am Tag anfertigten, wurden gewöhnlich am Abend zum großen Bauplatz gefahren. Die Steinfahrer waren freie Leute, die fuhren auch manchmal bis in die Stadt. Ich glaubte, sie könnten meine Briefe irgendwo in einen Briefkasten werfen. Meinen Brief legte ich mitten in die Steine. Oder wenn wir am Abend nach Hause gingen, war ich immer einer von den Letzten, von den Schwächsten, denn ich konnte nicht immer einen vollen Schritt machen. Wenn eine Maschine vorbeifuhr, passten die Begleiter besonders auf, dass nicht jemand auf die Maschine sprang und verschwand. In solch einem Augenblick warf ich meinen fertigen Brief rasch abseits irgendwo und irgendwie ins Gras. Ich glaubte gute Leute würden ihn aufheben und in den Briefkasten werfen. Auf solcher Art schrieb ich neun Briefe. Keine Veränderung trat ein. Meine Kräfte schwanden von Tag zu Tag deutlich. Besonders wenn wir abends von der Arbeit nach Hause gingen. Solche Schwachen wie ich, die am Tag schon lange nicht die vorgeschriebene Norm erfüllten und beim nach Hause gehen die ganze Gruppe nur aufhielten, weil sie vor Schwachheit mit den anderen nicht Schritt halten konnten, wurden dann von den Soldaten mit den übelsten Schimpfworten verflucht. Nicht nur das allein, sie bekamen den Flintenkolben in den Rücken, dass sie manchmal hinfielen wie tot. Kein Mitleid, kein Erbarmen.

Wenn es mit den Schwachen doch zu arg wurde, gab es eine ärztliche Untersuchung. Die Schwachen wurden dann von der Außenarbeit befreit, aber sie erhielten auch gleichzeitig einen geringeren Kessel und nur das halbe Brot. Im Lager gab es für solche immer Arbeit, wie Holz für die Küche hacken, Wasser tragen oder den Hof kehren.

Eines Tages gab es für uns Schwachen etwas Neues. Wir Schwachen wurden von der Wache in den nahe liegenden Wald geführt, um Holz zu sammeln und bis an das Lager zu tragen. Etliche, darunter auch ich, wurden zurück gehalten. Sofort setzten wir uns, um zu ruhen. Ein Wagen brachte mehrere Säcke Rinder- und Schaffüße. Wir machten Feuer, erhielten jeder ein großes Messer und sollten die rohen Füße abflämmen und sauber machen für unsere Küche. An diese Arbeit gingen wir mit großer Lust. Essen oder in die Tasche stecken der Füße war streng verboten. Obwohl der Soldat mit seiner Flinte neben uns stand, nagten wir doch zwischendurch von den halb rohen, abgeflämmten Füßen. Aber das geschah nur ein mal. Bei den Schwachen im Lager glimmte der Lebensdocht nur noch ganz wenig, bei etlichen erlosch er gänzlich. Dann dachte ich wieder an meinen Sack mit Esswaren in Korkino. Ob er noch auf mich wartete? Ob meine Briefe alle verloren gegangen waren? Ob es wirklich keine Rettung für mich gab? Manchmal wollte es mir zu schwer werden.

An einem schönen Frühlingstag mussten wir Schwache und Kranke uns wieder im Lagerhof in Reih und Glied aufstellen. Der Kommandant las von einer Liste die Namen der Schwächsten und hieß sie in das Stabskontor gehen, wo die ärztliche Kommission die meisten von jeglicher Arbeit freisprach. Sie erhielten einen sechsmonatigen Urlaubsschein, mit dem sie dann nach Hause fahren durften. Einer ging wenige Schritte an mir vorbei, stolperte und fiel hin, tot. Hier wirst du jämmerlich umkommen und niemand wird je erfahren, wo du verschollen bist, dachte ich. Ich wollte schreien, weinen, beten, stöhnen. Nun raffte ich mich auf, ging ins Lager,

und wartete wieder auf das Abendbrot, um dann wieder zur Ruhe gehen zu können, oder, ohne für immer eingeschlafen zu sein, den nächsten Morgen zu erleben. So vergingen die Tage, arm, schwach, mühselig. Der Krieg nahm kein Ende, auch die Arbeit nahm kein Ende.

Eines Tages erscholl mein Name mit lauter Stimme über den ganzen Lagerhof. Ich wurde eilig in das Stabskontor gerufen. Mit meinen dick angeschwollenen Füßen trippelte ich nur langsam diesem Ruf entgegen. Als ich in den Stab kam, sah ich unseren Lageroberst aus Korkino. Er fragte ob ich Walde sei. Dann sagte er, ich hätte ihn mit meinen Briefen müde gemacht und fragte, ob ich bei ihm arbeiten würde. ,,O ja, so viel ich kann," erwiderte ich.

,,Gut, dann setz dich auf die Lastwagen vor dem Tor und wir fahren nach Hause." Hier war kein Begleiter mit der Flinte. Zwei Arbeiter zogen mich hinauf, denn ich hatte wenig Kraft. Für immer verließ ich das fünfte Baulager, dass mich fast das Leben gekostet hätte. Ende Mai, an einem schönen Tag erblickte ich Korkino. Endlich hielten wir am Tor beim zwölften Baulager. Meinem Lageroberst Piatrowskyj sagte ich einen herzlichen Dank und ging dann ins Lager zu den Unsrigen. Die meisten kannten mich ja, aber vor Staunen blieben viele stehen und fragten, ob ich wirklich Walde sei. Als ich in meine Stube kam, wo ich am Anfang nur eine Nacht verbracht hatte, sahen meine Freunde gleich, was mir fehlte. Gleich schöpfte einer, der am Kochkessel stand, mir eine warme Suppe ein. O, wie tat mir diese Suppe so wohl, denn sie war kräftiger als die Suppen, die ich im fünften Baulager für das Holz machen bekam.

Im zwölften Baulager fing für mich eine ganz andere Zeitperiode an. Um mein tägliches Brot zu erhalten, musste ich jedoch in die Arbeitsliste eingeschrieben werden. Anfänglich arbeitete ich im Lagerhof. Der Kommandant, einer von den Unsrigen, hatte Mitleid und verlangte nur mäßiges von mir. Die anderen Arbeiter unseres Lagers arbeiteten in der offenen Kohlengrube, etliche im Bau, viele aber an der Eisenbahn neben der Kohlengrube. Die Männer aus unserem Dorf waren Eisenbahnarbeiter. Das zwölfte Baulager war nicht mit dem fünften Baulager zu vergleichen. Die Gesamtarbeiterzahl war kleiner und die Kost etwas besser. Nun konnte ich meine Familie benachrichtigen, wo ich jetzt war und wie es um mich stand. Die Briefe, die man schrieb, wurden kontrolliert, aber wir durften schreiben. In wenigen Tagen fühlte ich eine kleinen Zunahme meiner Kräfte. Die Todmüdigkeit war verschwunden. Mein Nachtlager war noch immer bei den Männern aus unserem Dorf, und wenn unsere Arbeiter abends nach Hause kamen, wusste man immer etwas zu erzählen.

Eines Tages hatte sich mein Nachbar einen Schuh zerrissen, der musste unbedingt bis zum nächsten Tag geflickt werden. Er hatte von Schuhflickerei keine Kenntnis, wogegen ich solche Arbeit schon in den jungen Jahren genug gemacht hatte. Ich nahm ihm den Schuh aus der Hand und flickte ihn. Das gefiel ihm sehr. Aber bei anderen mussten ebenfalls Schuhe geflickt werden. So wurde ich Schwacher der Schuster. Ich verschaffte mir Schusterinstrumente: Hammer, Zange, Riemen, Pech, Zwirn. Den Leisten machte ich mir selber. Ich wollte aber nicht Schuster bleiben, denn auch hier war die Kost in drei Kategorien geteilt: Erster, zweiter und dritter Kessel. Ebenfalls das Brot: Ein Kilogramm, achthundert Gramm. und vierhundert Gramm. Schusterarbeit erwarb nur den dritten Kessel und nur vierhundert Gramm Brot. Im Sommer wurde ich vom Kommandanten zu Wirtschaftsarbeit herangezogen und musste „mein volles Sieb mitziehen". Aber die ganze Lebenslage wurde schwerer, schwächer. Die Kost war für viele zu gering geworden, um gesund zu bleiben. Als der Winter nahte, starb der Erste im zwölften Baulager vor Schwäche und Hunger, Heinrich Pankraz. Ich wurde vom Kommandanten angestellt um den Sarg zu machen. Dann wurde der Tote ohne Leichenfeier begraben. Das war die erste Zeremonie von einem Begräbnis. So war ich nebenbei Sargmacher geworden. Der kalte Winter im Ural zeigte sich grausamer als wir es von zu Hause gewöhnt waren. Viele Schwach wurden eine Beute des Hungertodes. Bald gab der Kommandant Befehl, die Toten im Sarg bis zum Friedhof zu fahren und sie dort ohne Sarg zu begraben und den Sarg dann wieder leer ins Lager bringen. Schließlich wurden die Toten ohne jeglichen Sarg zum Friedhof gefahren. Die noch arbeits-

fähigen Schwachen bildeten eine Brigade, welche die Gräber ausheben mussten. In Frost und Kälte ging es sehr langsam. Oft machte das Schneegestöber die Arbeit unmöglich. Die Toten wurden dann in der Totenkammer aufbewahrt, bis das Wetter günstig war. Dann stellte der Kommandant wieder Pferd und Schlitten zur Verfügung, auf dass eine kleine Gruppe die Toten bestatten konnte. Wenn das Grab zuweilen auch übervoll wurde, so deckte Schnee und etwas Erde doch alle Toten zu. Im Frühling verbreitete es einen hässlichen Gestank, so dass ein Traktor hingeschickt wurde, der den ganzen Friedhof mit seiner Schubschaufel mit Erde auffüllte. Als diese grauenhaften Zustände zur Kenntnis der höheren Behörde kamen, gab es einen neuen Lageroberst: Piwowarow. Der schaffte Ordnung in jeder Hinsicht. Bei ihm gab es keine Lieblinge. Streng und entschieden handelte er. Die Kohlen mussten geliefert werden, weil Krieg war. Verbesserungen im Lager durften nur in den Arbeitsstunden gemacht werden. Sein äußerliches Aussehen, sein ganzes Verhalten gebot Ehrfurcht.

In der Küche kontrollierte er, ob seine Arbeiter die vorgeschriebene Norm von Lebensmitteln auch wirklich bis auf das letzte Gramm erhielten. Daraufhin rutschten in den ersten Tagen etliche Arbeiter in die Kohlengrube, um dort heimlich beschaffte Lebensmittel zu vertilgen. Andere wurden eingestellt, um die Küche zu betreuen. Die Lebensmittel verbesserten sich merkbar. Die Sterbefälle vor Hunger wurden weniger und hörten mit der Zeit auf.

Jetzt ging Piwowarow an die Hygiene, besonders wegen unzähliger Wanzen und Läuse. Um die Läuse los zu werden, mussten wir gruppenweise, pünktlich alle zehn Tage ins Wasserbad, anderthalb Kilometer vom Lager entfernt, wo gleichzeitig die Kleider in der Desinfektionskammer behandelt wurden. Um die Wanzen los zu werden, wurde im Sommer die Trennwände in allen Baracken entfernt und hinaus geschleppt. Dann wurden die Wände frisch angestrichen, neue Lager gebaut und alles angestrichen. Piwowarow setzte jetzt in jede Baracke zwei Männer ein: Einen Barackenobersten, der für die Außenarbeit die Verantwortung trug und einen Barackenkommandanten, der für das Innere, Ordnung und Reinlichkeit, verantwortlich war. Wenn er in den Baracken eine Wanze fand, kam er in die Kohlengrube. Im Lager baute man ein Waschhaus, ein Haus für die Schusterei, Schneiderei, Frisiersalon und einen Speicher für Kleider und Bettzeug. Im Stabskontor musste die Wachbude sich ihm unterordnen. Ohne seine Erlaubnis durfte niemand das Lager betreten und wenn es auch nur ein Milizmann war, der hier vielleicht was untersuchen wollte. Seine Empfangsstube hatte er auch hier im Lager, so dass der Laufbursche, der sich immer in der Wachbude befand, ihn zu jeder Zeit rufen konnte, wenn ein anderer Vorgesetzter hier herkam. Wie gerne hätten wir Lagerdeutsche uns auf dem Markt für unser Geld etwas zu essen gekauft. Daher ließ der Lageroberst neben der Wachbude in der Zaunwand eine Öffnung wie ein Fenster mit einem breiten Fensterbrett als Ladentisch einbauen. Am Tag war diese Luke geöffnet und die Frauen aus der Stadt brachten Milch, Quark, Eier und verschiedenes zum Verkauf hierher. Dieses war ein Zuschuss für unsere schwache Kost. Als ich mich mit der Zeit körperlich erholt hatte, kam ich wieder vollends in meine Brigade und fuhr dann täglich mit den Unsrigen zur Außenarbeit an der Eisenbahn. Diese Arbeit wurde mit dem zweiten Kessel und achthundert Gramm Brot beköstigt. Wir Eisenbahnarbeiter wurden morgens sehr früh und abends manchmal sehr spät mit einer Lokomotive und einem Frachtwagen zur Arbeit gefahren, zwölf Kilometer vom Lager entfernt. Ich wurde vom Barackenoberst als Brigadier angestellt und sollte mit meiner Zwölf-Mann-Brigade als Holzarbeiter arbeiten. Einem jeden wurde Beil und Säge gegeben und somit erhielten wir hiermit den Namen Bauarbeiter oder Zimmerleute. Zuerst bauten wir einen großen Pferdestall in der Nähe unseres Lagers. Mit der Zeit wurden wir von der bewaffneten Wache befreit, obwohl wir unter die Kommandantur kamen. In die Stadt durften wir Lagerdeutsche nicht ohne Erlaubnis. Gleich am Anfang wurde ein Teil der Lagerdeutschen abgesondert und in das Nebendorf Baturino gebracht, ähnlich wie wir in Korkino. Das Dorf lag in unserer Nähe, wo wir an der Eisenbahn arbeiteten. Hier wurde ebenfalls eine

offene Kohlengrube angelegt. Eines Tages gab unser Lageroberst Anordnung, hier eine kleine Haltestation zu bauen. Zuerst bauten wir ein hohes Gerüst für den Wasserbehälter, der die Lokomotive befüllte. Um nicht jeden Tag hin und her fahren zu müssen, wurde uns die trockene Ration auf eine Woche ausgegeben. Wir kochten uns das Essen selbst in der kleinen Bretterbude, eine große Freiheit. Die größte Freude war, nach den Tagesarbeitsstunden frei ins Nachbardorf gehen zu können, das einen Kilometer entfernt war, um bei den Dorfsbewohnern etwas für den Magen verdienen zu können, denn die Kost blieb im großen und ganzen immer dürftig. Im Dorf, aus dem viele Männer im Krieg waren, gab es bei vielen etwas zu tun, besonders die Bau- oder Holzarbeiten. Bei der einen Frau war die Tür zerbrochen, bei der anderen war das Dach auszuflicken oder ein Kuhstall in Ordnung zu bringen. Dann hatten wir bald etwas mehr zu essen. Auf der neben uns liegenden Wiese suchten wir Frösche, die wir uns zum Abendbrot kochten. Am 12. November 1942, einem unvergesslichen Schreckenstag, wurden alle arbeitsfähigen Frauen aus der Heimat an die Arbeitsfront geschickt. Sie blieben wohl im Orenburger Gebiet, wurden aber doch per Eisenbahn in die Stadt Orsk gefahren. Dort kamen sie dann alle in ein Baulager mit Erdhütten und Baracken, genau wie wir, und mussten unerträglich schwere Erdarbeiten in Frost und Kälte verrichten. Meine Familie war zerteilt: ich in Korkino, meine Sara in Orsk und der Wanja, noch nicht sechs Jahre alt, bei den Schwiegereltern im Luxenburger Bezirk in Pleschanow. Trotzdem sollte aber die Kollektivarbeit mit nur wenigen Traktoristen, den ganz alten Leuten und Schulkindern weiter gemacht werden. Eines Tages kam mir der Gedanke, dass ich vielleicht meine Sara auf irgendeine Art zu mir holen könnte. Ich ging zum Lagerobersten in Baturino und bat um die Erlaubnis, mich mit dieser Frage an den Lagerobersten in Korkino wenden zu dürfen. Das würde fünf Tage Urlaub in Anspruch nehmen, mehr aber nicht. Er meinte, wir müssten bis zum Winter unbedingt im Baulager eine geräumige Küche an die Speisehalle bauen. Er gab mir den Auftrag, mit meiner Brigade selbige an den Abenden, nach der Tagesarbeit, anzufertigen. Die Brigade willigte ein, wenn sie dafür ein zweites Abendbrot bekäme. Die Küche wurde innerhalb eines Monats fertig. Beim Bauen der Küche sparte ich mir täglich zweihundert Gramm Brot und verkaufte es. Dadurch erwarb ich mir vierhundert Rubel Reisegeld.

Ich fuhr wieder nach Korkino zum Lageroberst Piwowarow. Ich erklärte ihm, dass meine Frau auch gerne im Lager arbeiten würde, wenn wir nur zusammen sein könnten. Er gab zu, dass er die Frauen sehr gut brauchen könnte, denn Frauenarbeit gab es hier genug. Schließlich riet er mir, eine Bittschrift über fünf Tage Urlaub am nächsten Morgen in den Stab zu bringen, worauf der Buchhalter mir das Fahrdokument geben würde. Von meinen Vorhaben hatte ich Sara, meiner Frau, schon früher geschrieben, aber mit Worten, die nur sie verstand.

In der Eisenbahnstation stellte mich an die Fahrkartenkasse und wartete auf den Zug, der die Strecke nach Orsk fahren sollte. Als nun die angegebene Zeit gekommen war und der Zug seine Ankunft meldete, wurde das Kassenfenster geöffnet, um den hier stehenden Passagieren die Fahrkarten zu geben. Jeder Passagier musste aber einen extra Durchlassschein vorweisen, den ich nicht hatte und von welchem ich auch nichts wusste. Ich hatte nur den Urlaubsschein für fünf Tage, worin auch angemerkt war, dass ich meine Frau von Orsk nach Korkino holen wollte. Als nun die Reihe an mir war und ich den Durchlass nicht zeigen konnte, gab mir die Kassiererin keine Fahrkarte. Ich nahm mein leichtes Bündelchen auf den Rücken, um freie Hände zu haben, damit ich mich irgendwie an den Zug hängen konnte, nur um mitfahren zu können. Als der Zug mit schrillem Pfiff und zischendem Geräusch losfuhr, sprang ich auf und packte die Haltestange an der Tür. Ich zog mich hinauf, erst an die Treppe, dann zwischen die Wagen und schließlich kletterte ich bis aufs Dach des fahrenden Zuges. Die ganze Fahrt dauerte zwanzig Stunden, und in der kühlen Septembernacht war ich doch ziemlich verfroren. Die Sonne war aufgegangen als wir uns der Station Orsk näherten. Ich sprang ab und geriet mit der Menschenmenge in die Stadt. Hier und da fragte ich, wo man das Frauenlager finden könnte.

Nun musste ich drei Kilometer über eine Berghöhe und durch eine Einöde gehen. Von der Anhöhe war es einen Kilometer bis zu den ersten Bauten. Ich merkte, dass etliche Leute den Weg auf mich zu kamen. Aus der Ferne sah ich, dass es nur Frauen waren. Als wir zusammen trafen waren es Mädchen, die ich vor vier Jahren Sport und Physkultur unterrichtete. Sie erkannten mich sofort und wussten auch, wo meine Sara und andere aus unserem Dorf arbeiteten.

Eine nach der anderen kamen aus der Schule in den Hof gelaufen, auch meine Sara mit ihrem Streichpinsel in der Hand. Sogar der Baumeister hatte das aufgeregte Zusammenlaufen bemerkt und kam in den Hof, um zu sehen, was hier geschehen sei. Ein Weilchen ließ er es zu, dann aber befahl er auseinander zu gehen und die Arbeit weiter zu machen. Für alle war es eine Freude mich zu sehen, außer Saras Schwestern. Die beiden weinten, denn sie ahnten wahrscheinlich, was ich im Sinn hatte. Sara ging zum Baumeister, sagte ihm, dass ich ihr Mann sei und dass ich nur für einen Tag gekommen sei. Sie fragte ganz einfach, ob sie für heute nach Hause gehen dürfe, um mit ihrem Mann die Zeit zu verbringen. Er erlaubte es.

Wir gingen beide in ihr Lager, welches große Ähnlichkeit mit dem zwölften Baulager in Korkino hatte. In der Baracke wollte sie etwas Kaffee kochen, denn ich hatte noch nicht gefrühstückt. Ich wollte mir die Hände waschen, die recht schwarz waren von den Eisenstangen am Zug. Aber der Wasserbehälter zum Waschen stand draußen vor der Baracke. Mit einem Mal kam der Spezialkommandant in Uniform zur Tür herein. Sara sagte ganz leise und erschrocken: „Der Kommandant kommt."

Ich sagte zu ihr: „Sei nur ganz still, sprechen werde ich." Ich wunderte mich, dass er so schnell gemerkt hatte, dass ich gekommen war. Jetzt stand er vor mir, grüßte ganz höflich und ich stand auch auf und grüßte. Die Fragen an mich waren kurz und bündig, wer ich sei, von wo ich käme und was ich begehre. Ich erwiderte, dass ich auf der Durchfahrt sei, für einen Tag Halt gemacht habe, um meine Bekannten zu besuchen und um dann weiter zu fahren. Dabei dachte ich aber an mein Dokument, in dem geschrieben stand, dass ich meine Frau holen fahren wollte. Oh kritischer Moment, was sollte ich nur in Eile tun? Er verlangte meine Dokumente. Ich hob nun meine Hände hoch, um in die Tasche nach dem Dokument zu fassen und sah wie schwarz sie waren. Ich zeigte ihm meine Hände und sagte er solle es mir doch erlauben draußen die Hände zu waschen, dann wolle ich ihm alles zeigen. Das Handtuch hatte ich schon über die Schulter gehängt und damit ging ich langsam zur Tür hinaus, er aber blieb hier stehen. Als ich erst draußen war, ließ ich das Handtuch fallen und lief so schnell ich nur konnte zum nicht weit gelegenen Gebüsch und dann in den Wald hinein. Jedoch allzu tief lief ich nicht ins Gebüsch hinein, denn ich wollte die Baracke, in der ich eben gewesen war, nicht aus dem Auge lassen. Hier im Dickicht versteckt stand ich nun, am ganzem Leib zitternd. Bald kam nun der Kommandant zur Tür heraus, um zu sehen, wo ich so lange bliebe. Er schaute sich nach allen Seiten um, ging bis zur Ecke der Baracke und schaute, dann bis zur anderen Ecke und schaute. Er ging an der einen Seite des Lagers entlang, schaute zwischen jede Baracke und konnte mich nirgends entdecken. Nun kam er wieder und ging zum Eingang hinaus, schaute noch immer nach allen Seiten und ging dann immer weiter in die Vorstadt. Sara wusste aber auch nicht, wo ich geblieben war. Daher kam auch sie zu Tür heraus und schaute nach allen Seiten, schaute auch in den Wald hinein. Ich rückte etwas aus dem Versteck und sie hatte mich bemerkt. Jetzt kam sie auch zu mir in den Wald. Dann schickte ich sie zurück, um mir etwas zum Frühstück zu holen, denn bei hellem Tag wollte ich nicht in das Lager gehen, um nicht gefangen zu werden. So verbrachten wir unser Wiedersehen hier im Wald. Sara war inzwischen, als die Arbeiter von der Arbeit nach Hause gekommen waren, zu ihren Schwestern gegangen, um ihnen zu sagen dass ich erst später bei Dunkelheit ins Lager kommen würde. Ich hatte außer den Latschen, welche Männer aus dem 12. Baulager mitgeschickt hatten und die ich hier verteilen sollte, einen Brief an Goßens Frau Mariechen mitgebracht. Denn, wenn eben möglich, sollte ich seine Frau auch mitbringen.

Als es dunkel war, ging ich ins Lager aber nicht in die Baracke. Die Frauen legten sich wie gewöhnlich auf das Lehmdach ihrer Baracke, um zu übernachten, denn drinnen war es unbequem. Ich maskierte mich, band mir ein Tuch um den Kopf, setzte mich auf die Bettsachen der Frauen und legte noch eine Decke um mich. Die bekannten Frauen saßen schon alle im Kreis um mich. Ihre Fragen hatten kein Ende. Vieles wollten sie von den Ihrigen wissen. Sara ging indessen und brachte Goßens Mariechen den Brief. Mariechen kam sofort auch zu mir und fragte, ob sie mit mir mitfahren dürfe. Ich erlaubte es ihr mit der Bedingung, keine Verantwortung für sie zu übernehmen und schon am nächsten Morgen, noch bei Dunkelheit, sollte sie zur Bahnstation gehen und dort auf uns warten. Dieses wurde natürlich unter vier Augen besprochen. Die Nacht war schon weit vorgerückt, die mitgebrachten Latschen waren alle verteilt, die wichtigsten Fragen waren beantwortet, und die Frauen, müde von der Tagesarbeit, rutschten unter die Decke um zu schlafen.

Früh am Morgen, noch bei Dunkelheit, verabschiedeten wir uns von Saras Schwestern und traten dann unsere gefährliche Reise an. Sara hatte ihr Arbeitskleid an, um nicht irgendwie auffällig zu werden, denn wenn uns jemand aufhalten sollte, konnte sie getrost sagen, dass sie ihren Mann zur Bahnstation begleite. Als wir die drei Kilometer über den langen Berg gegangen waren, kamen wir zur Bahnstation, wo wir Mariechen Gossen trafen. Die beiden Frauen blieben draußen auf dem Bahnsteig etwas abseits. Ich ging zur Kasse, um Fahrkarten zu kaufen. Doch, o weh, die Kassiererin sagte, dass unser Zug schon lange fort sei. Wie solches geschehen konnte, konnte ich mir nicht erklären. Was sollten wir machen? Es blieb uns nichts anderes übrig, als den nächsten Tag abzuwarten, um dann früh genug her zu kommen. Für mich und Sara war das sehr unpassend, aber noch viel schlechter war es für Mariechen. Wir beide konnten ja wieder zurück in den Wald gehen und im Lager übernachten. Sara könnte frei zum Baumeister gehen, um sich noch einen Tag von der Arbeit frei zu bitten. Hätte er es dann aber nicht erlaubt, nun so hätte sie den Tag gearbeitet. Aber Mariechen war schon im vollen Sinne des Wortes Deserteur. Wir drei gingen etwas abseits, um nicht aufzufallen und berieten was zu tun wäre.

Mariechen beschäftigte sich etwas abseits wie eine Putzfrau, trug alten Kram wie Lumpen, Kisten und alte Eimer herum. Das konnte sie gut hin und her schleppen, so fiel sie nicht auf. Nun ging ich in den Wald und Sara ging sofort zur Arbeit. Spät abends fand ich mich im Lager wieder ein, als die meisten schon schliefen, um hier zu übernachten, statt unter freiem Himmel. Am folgenden Morgen aber machten wir uns zeitig genug auf den Weg, um den Zug nicht zu verpassen. Im Wartesaal verlangte die Kassierein auch den Spezialdurchlassschein, den ich ja nicht hatte. Also ohne Durchlassschein keine Fahrkarten. Nun ging ich wieder zu meinen zwei Frauen, um uns zu beraten. Für uns war nur eines geblieben, entweder hatten wir Glück oder Unglück. Ich schlug vor, etwas weiter nach vorne zu gehen und uns zu verteilen, damit jeder von uns einen Wagon vor sich hatte, wenn der Zug stehen würde. Sofern er aber losfahren würde, sollte jeder versuchen einzusteigen, auch mit Gewalt. Sie sollten dann dem Schaffner sagen, dass ihr Platz im nächsten Wagon sei. Später, beim Fahren würden wir dann wieder zusammentreffen.

Als der Zug losfuhr sah ich, dass die beiden auf der Treppe standen und auch ich wagte den Sprung auf die Treppe. Ich musste dem Schaffner sagen, dass mein Platz im nächsten Waggon sei. Beim Fahren ging ich von einem Wagen zum anderen und sammelte meine Frauen ein. In dem Waggon, in dem wir nun alle drei waren, ging ich sofort zur Schaffnerin. Sie kehrte bei der Außentür den Durchgang, ein passender Platz, wo ich mit ihr sprechen konnte. Ich bat sie mich etwas anzuhören. Sofort richtete sie sich auf und war dazu bereit. Ich sagte ihr mein Vorhaben. Wenn sie mir jetzt in meiner Not helfen würde, wolle ich es ihr auch gut belohnen. Ich erzählte, dass ich in Orsk aus dem Frauenlager zwei Frauen gestohlen habe, meine Frau und noch eine andere und sie jetzt heimlich nach Baturino bringen wollte. Wenn es möglich wäre, solle sie uns doch vor einer Kontrolle schützen. Sie meinte, das sei für sie unmöglich, denn man kontrolliere streng. Solange keine

Gefahr drohe, dürften wir ruhig fahren und sie würde uns Gefahr melden. Das war mir recht so. Wir drei saßen nun im Wagen ganz am Ende auf der Seitenbank. Vor uns auf dem ersten und oberen Platz saß ein Kriegsoberst mit seiner Frau und einem sechsjährigen Knaben. Der Knabe hielt sich nur oben auf. Dieser Kriegsoberst hatte sehr viel Bagage, unter der Bank wie auch oben. Alles war voll Gepäck. Gleich daneben auf der unteren Bank lag eine alte Frau, mager, krank und hässlich anzusehen. Sie war mit einem altmodischen, großen schwarzen Kopftuch zugedeckt, so dass die Zottelchen vom Tuch bis auf dem Boden hingen. Diese Frau war wahrscheinlich sehr krank, denn sie bewegte sich gar nicht. Auf dem Tuch bewegten sich Läuse, die man vom eigenen Platz sehen konnte. Wir waren etwa acht Stunden gefahren, als die Schaffnerin mit einem Besen bis an unser Ende kam, um den Wagen noch mal auszukehren. Bei mir neigte sie sich etwas und sagte halblaut, dass auf der nächsten Station die Kontrolle einsteigen würde. Dann machte sie ihre Arbeit zu Ende. Vorläufig wusste ich aber noch nicht, was ich machen sollte.

Als der Zug anhielt, stiegen viele Passagiere aus, um etwas Essen zu kaufen. So schnell wie möglich zerrte ich alle Bündel unter der Bank hervor, schob meine Frau dahinter und packte schnell alle Sachen und Bündel hinein, fast wie sie gewesen waren, nur etwas weiter nach vorne. Der Junge, der oben lag, sah alles. Ich drohte mit dem Finger und sagte, er sollte ganz still sein. Dann hob ich in aller Eile noch das Tuch der kranken Frau und ließ Mariechen drunter krabbeln.. Nachdem ich nun das Tuch wieder bis auf den Boden gezogen hatte, fiel von ganz oben ein Porzellanteller auf den Boden, ganz dicht neben Mariechens Gesicht und zerschlug in viele Stücke. Ich scharrte die Scherben mit der Hand weiter von Mariechens Gesicht weg. Da sagte sie diese Scherben seien unser Glück. Ich war außer Atem, aber ich war fertig. Nun kam auch schon der Kriegsoberst mit einem Krug Milch, stellte ihn auf den Tisch, schaute seine verschobenen Sachen an und fragte aufgeregt, was eigentlich passiert sei. Dann zog ich ihn etwas am Ärmel und sagte, er solle mir doch bitte Beistand leisten. Ich habe hier meine Frau hinter ihren Sachen versteckt. Als er alles verstand, klopfte er mir auf die Schulter. Das war mir mehr als wohltuend. Jetzt kam auch schon seine Frau mit einer Suppe. Sie hatte die Suppe noch nicht hingestellt, da fragte sie, was hier los sei. Er erwiderte, dass sie sich nur setzen sollte. Aber sie fragte wiederholt. Ganz gebieterisch sagte er, sie solle sich setzen. Schließlich setzte sie sich. Zwei Glockentöne kündigten die Abfahrt an und der Zug fuhr los. Bald betraten zwei Milizmänner unseren Waggon. Der eine schloss die Tür zu, ging zurück zum anderen und die Generaluntersuchung fing an. Alle Sachen wurden vorgezogen und man schaute, ob jemand im Versteck sei. Alle mussten ihre Dokumente zeigen, denn auch die wurden kontrolliert. Die Untersuchung ging weiter, zwei Männer waren schon von dem einen Milizmann hinausgeführt worden, der bald wieder zurück kam. Jetzt waren sie nahe bei unserem Abteil. Die Schaffnerin, die hier auch neben den Milizmännern stand, schaute nun auf mich und ich zeigte unbemerkt mit dem Finger in beide Ecken nach unten. Sie verstand und nun waren die Untersucher auch schon bei der Alten, die sich immer noch nicht bewegte. Anfänglich wurde sie von einem Milizmann mit einem Türschlüssel gestoßen, doch sie bewegte sich nicht. Dann sagte die Schaffnerin, sie sollten die kranke Mutter in Ruhe lassen, und fragte, ob sie nicht die Läuse sähen. Sie zeigte auf den nassen Flecken am Boden. Der Kriegsmann hatte sie in den Waggon gesetzt, und auf der Station N. würde sie jemand abholen. Es kam ihnen wahrscheinlich zu unappetitlich vor, daher schlug der eine Milizmann mit der Hand verachtungsvoll durch die Luft und näherte sich dem Kriegsoberst. Er verlangte ebenfalls von ihm die Dokumente. Er hatte eine Befehlsschrift von seiner höheren Behörde nach dem fernen Osten zu fahren, daher hatte er Weib und Kind und so viel Gepäck mit. Der Milizmann gab die Dokumente zurück, weil alles in Ordnung war. Dann schaute er nach dem Gepäck, wies mit dem Finger nach oben und auch nach unten und fragte ihn ob das alles seine Bagage sei. „Ja natürlich“ erwiderte der Kriegsoberst, und so wurden diese Gepäckstücke auch nicht berührt. Wie ich in diesem Moment zitterte, kann sich

keiner vorstellen. Nun war ich an der Reihe, der letzte in diesem Waggon. Ich musste auch meine Dokumente zeigen. Der Milizmann schaute auf mich, auf das Papier und dann wieder auf mich und fragte, wo die Frau sei. Ich sagte sie sei im Frauenlager, von wo ich jetzt komme, denn man dürfe es nicht wagen, nach der Frau zu fragen, denn dort wurden keine Frauen freigelassen.

Dann sagte er, dass ich ein Deserteur sei, und meinte, dieses sei kein Dokument. Er verlangte einen Spezialdurchlassschein. Ich sagte nur, dass ich nichts davon wüsste. Mein Lageroberst habe mir dieses Dokument gegeben und gesagt, dass ich nichts mehr brauche. So sei ich nun mit diesem Dokument gefahren. Er steckte sich mein Dokument in die Obertasche und ich musste mitgehen. Er führte mich nun drei Wagen weiter in ein Stübchen, verschloss die Tür und verließ mich. Nun saß ich eingeschlossen, aber ich war nur froh, dass meine Frauen nicht gefunden worden waren. Bald wurde die Tür aufgeschlossen und der Milizmann trat ein. Er setzte sich und fragte, wie ich heiße. „Walde", antwortete ich. Er holte ein Päckchen Papiere aus seiner Tasche und suchte mein Dokument. Als er es fand, sagte er wieder, dass ich ein Deserteur und aus dem Lager geflüchtet sei. So ein Papier könnte ein beliebiger Mann schreiben. Schließlich verlangte er, dass ich diesen „Spaß" mit 500 Rubel bezahlen sollte. Darauf antwortete ich, er könne mit mir machen, was er wolle, aber laut meinem Dokument müsste ich erst übermorgen auf der Arbeit sein und wäre frei bis morgen früh. Was die Zahlung von fünfhundert Rubel anbelangte, habe ich kein Geld und könnte mir kaum das Brot für die Reise kaufen.

Er steckte sich mein Dokument wieder ein, ging hinaus und schloss die Tür zu. So saß ich hier und grübelte hin und her. Ich hatte vierhundert Rubel, aber mir war jetzt wichtiger, meine Schaffnerin für ihre Wohltat zu belohnen. Ich saß bis er kam und wieder alles fragte. Dann ging er runter bis 300 Rubel. Ich sagte nichts. Schließlich verlangte er 200. Ich schwieg. Dann aber warf er mein Dokument auf den Tisch und ging entrüstet hinaus.

Abends, als die meisten Passagiere schon schliefen, kam meine Schaffnerin und sagte, dass jegliche Gefahr vorüber sei, ich dürfe mich frei verhalten und auch die Frauen hervorholen. Bei Mariechen hob ich nur das Tuch der kranken Frau, dann krabbelte sie hervor. Aber als ich Sara vom Druck des Gepäcks befreite, konnte sie sich gar nicht bewegen. Sie war ganz gelähmt. Ich zog sie hervor und setzte sie auf die Bank. Mit Streichen und Massieren kam sie wieder in Bewegung. Zehn Stunden hatte sie zusammengepresst gelegen.

Um Mitternacht stiegen wir aus, standen im Finsteren und ratschlagten leise, wo und wie wir den Rest dieser Nacht zubringen wollten. Den zwei Kilometer langen Waldweg zu gehen war gefährlich. So beschlossen wir, so leise wie möglich in den Wartesaal zu gehen, um nicht von der Miliz, deren Stube nebenan war, bemerkt oder gehört zu werden.

Als wir nun die Wartesaaltür öffneten, knarrte sie. Jetzt hieß es aber rasch, rasch bis zu irgendeinem Platz zu gelangen und so zu tun, als ob wir schliefen. Die Miliz hatte es gehört und öffnete schon die Tür. Ein Milizmann fing an durch die Reihen der Passagiere zu gehen und zu gucken, ob nicht neue Leute gekommen wären. Einen nach dem anderen betrachtete er, blieb zwischendurch mal stehen und ging dann weiter. Fand wahrscheinlich nichts, denn er ging wieder in seine Stube. Als er eben seine Stubentür geschlossen hatte, erhob ich mich, packte meine Frauen leise und wir schlichen zur Hintertür hinaus und verschwanden hinter Häusern und Gärten. Wir machten uns auf den Heimweg durch den Wald. Die Morgendämmerung zeigte sich schon, so dass der Wald uns weniger erschreckte. Heiterer wurde unsere Unterhaltung. Wenn auch hungrig, so eilten unsere Füße doch die letzten Kilometer. Hier konnten wir auch ganz frei über unsere Fahrt erzählen. Die Schaffnerin war froh, dass ich vor dem Aussteigen die Rechnung bei ihr beglich und ich bezahlte sie für ihre Wohltat an uns. Ich war über alle Maßen froh, denn mein Weibchen war mir jetzt zur Seite. Die andere Freude war, dass ich meinem Freund Gossen, dessen Frau eigenhändig ins Haus bringen konnte. Nun kamen wir ins Lager, wir waren daheim. Ich ging zu meinem Lageroberst hier in Baturino, meldete meine Ankunft und dass ich statt eine Frau,

sogar zwei Frauen mitgebracht hätte. Noch mehr, ich hatte statt fünf Tage Urlaub nur vier gebraucht, daher sollte er mir erlauben morgen den Tag über nach Korkino zu fahren um meinem Lagerobersten, Piwowarow, zu melden, dass ich erfolgreich zurückgekehrt sei. Als ich bei Piwowarow eintrat, konnte ich kaum grüßen, da fragte er schon: „Hat man dich nicht verhaftet?“ Ich konnte sagen, dass ich mit heiler Haut davon gekommen war.

Gemeinsames Leben im Lager

Das Lager in Baturino war im Vergleich zu dem Lager in Korkino nur klein, es war ja auch nur eine Abteilung vom zwölften Baulager. Man fühlte sich hier freier, obwohl dieses Lager ebenfalls mit einem Drahtzaun umgeben war. Wachbuden und Wächter waren auch auf ihren Platz. Das aller Unentbehrlichste war auch hier im Lager der Speisesaal, die Küche und die Waschstube, die in einer Baracke abgesondert war. Der ständige Wirtschafter stellte unsere Frauen sofort für die Arbeit im Lager an. Am nächsten Tag erhielten sie ihre Brotkarten, wurden in die Listen aller Arbeiter eingetragen und bekamen eine Anstellung als Waschfrauen. Am ersten Tag, an dem ich mit meiner Sara zusammen war, erhielt ich vom Wirtschafter die Erlaubnis, mein Nachtlager in der Waschstube zu haben. Unsere Bettsachen bestanden aus einem Strohsack, einer Decke und einem Strohkissen. Auf der feuchten Diele machten wir unser Bett und waren froh und zufrieden mit dem was wir hatten. Am Morgen wickelten wir unsere Betten zusammen und legten sie in einen Winkel, um die Stube für die Wascharbeit frei zu haben. Es waren aber noch etliche Frauen hier im Lager. Damit aber die Unterbringung der wenigen Frauen, die sich hier befanden, mehr oder weniger ordnungsgemäß aussehen sollte, teilte der Wirtschafter etliche Leinentücher aus, die an Schnüre gehängt wurden. Nun hatte es schon den Anschein, als seien es Stuben. Gossen und ich zogen mit unseren Frauen zusammen in eine solche Stube. Der Zwischenraum von Bett zu Bett betrug ungefähr 50 Zentimeter. Es war für uns schon mehr als gewünscht. Aber unzählbare, blutgierige Wanzen peinigten uns und die gesamte Kost der Lagerdeutschen blieb schwach.

Als meine Bauarbeit in Baturino zu Ende ging, wurde ich mit meiner ganzen Brigade wieder nach Korkino versetzt, wo wir in der großen tiefen Kohlengrube Gerüstbrücken bauen sollten. Sara blieb vorläufig als Waschfrau zurück. Aber ich ging immer wieder zum Oberst und sagte, dass es für mich recht beschwerlich sei, jedes Wochenende hin und her zu fahren. Darauf erwiderte er, dass sie meine Frau herholen würden, denn er konnte sie auch hier im Lager gut gebrauchen. Von unserem schönen Stübchen, mit Tischchen, Bank, usw. zogen wir in die Baracke, wo alles Männer waren. Wir schliefen eng auf meinem Bretterlager. Sie arbeitete in der Küche, Speisen austeilen Die Arbeitsschicht dauerte gewöhnlich 18, sogar 20 Stunden und sie kam gewöhnlich sehr müde nach Hause. Manche beobachteten uns, ob Sara nicht nebenbei irgendwo ihrem Mann etwas zukommen ließe. Aber sie verstand es mir heimlich ein Fischchen, ein Stückchen Fleisch oder etliche dünn gebackene Kuchen unter ihrem Hosengummi, unter der Decke zu übermitteln.

Ich versuchte, der schweren Arbeit in der Kohlengrube heraus zu kommen. Eines Tages kam der Befehlsgeber zu uns in der Raucherpause und fragte, ob jemand seiner Frau ein Melkstühlchen machen konnte. Ich meldete mich, durfte gleich hoch steigen und in die Werkstatt gehen. Ich bemühte mich und am selben Tag vor Arbeitsschluss hatte ich das Stühlchen fertig. Der Befehlsgeber kam in die Werkstatt. Als ich ihm das Stühlchen zeigte, meinte er, es sei ein schönes Spielzeug für seine Kinder und bestellte gleich ein zweites. Abends bat ich, er solle mir doch irgendwo eine Tischlerarbeit verschaffen. Am andern Tag durfte ich beim Oberst der Trusttischlerei eine Bittschrift abgeben und morgens früh die neue Arbeit antreten.

In der Tischler-Brigade machten wir unzählige Fenster und Türen, für große Häuser oder Schulen. Wir arbeiteten in drei Schichten. Sara blieb in der großen Männerbaracke auf meinem Lager wohnen. Sie blieb abends allein. Ich bat den Lageroberst um Hilfe. Aber einmal, früh morgens vor dem Aufstehen, kontrollierte er unsere Baracke, ging langsam auch an meinem Lager vorüber, wo Sara und ich schliefen und sah, wie wir so eng lagen. Er

sah auch, dass ich nicht schlief. Ich ging wieder zu ihm und bat um Erlaubnis, für uns irgendwo außerhalb des Lagers ein Quartier zu suchen. Dieses Mal erlaubte er es.

Ich fand schließlich anderthalb Kilometer vom Lager, bei einem kinderreichen Landwirt eine leere Ecke im Kuhstall. Da war auch ein leerer Kasten und eine alte Tür, wovon ich uns ein Nachtlager baute. Decke und Matratze mussten wir im Lager zurück lassen. Unsere eigenen Sachen bestanden aus einem leichten Koffer mit meinen Hosen und Hemd, Saras Kleid, Löffel und Krug, meinem Kästchen, Saras Wattejacke und meinem Soldatenmantel. Einen Kissenbezug füllten wir mit Stroh als Kissen, die Wattejacke diente als Matratze und der Mantel war unsere Decke. Nun war unser Bett fertig für die Nacht. Eine nicht hohe Tonne drehten wir mit dem Boden nach oben als Tisch. Hier belauschte uns niemand. Die Kuh war durch ein Brett von uns abgesondert. Wir waren ganz zufrieden, aber mussten viel zu Fuß gehen. Sara ging einmal am Tag hin und zurück, ich zweimal zur Arbeiterzählung. Im Herbst schickte der Lagerwirtschafter eine große Gruppe Schuster, Schneider, Waschfrauen, Küchenarbeiter, Barackenaufräumer, Heizer, Friseure und andere in einen weit abgelegenen Sowchos zum Kartoffeln ausgraben. Sara musste auch fort, kam nach einem Monat zurück und brachte eine Tasche voll Kartoffeln mit, ein kleiner Zuschuss für unseren Tisch. Eines Tages, als ich von der Arbeit nach Hause ging, fand ich einen großen Igel. Den fing ich, schlachtete ihn und Sara machte Kartoffeln und einen Braten. Seitdem sie zur Kartoffelernte gefahren war, brauchte Sara nicht mehr in der Küche zu arbeiten, sondern nur in der Wäscherei. Im Oktober wurden die Nächte kühler und unsere Bettsachen wärmten uns nicht genügend im Kuhstall. Der Nachbar neben dem Kuhstall hatte ein Haus gebaut, wohnte schon drin, aber es war noch lange nicht fertig. Er wusste, dass ich Tischler war und nahm mich in sein Haus, mit der Bedingung, dass ich für sein ganzes Haus die Fensterläden von außen am Haus machen würde. Mit diesem Versprechen zogen wir ein.

Ich ging wieder zum Barackenaufseher und durfte mit seiner Unterschrift die gewünschten Bettsachen nach Hause bringen. Bei etlichen Leuten besorgte ich Kohl, machte zwei Kohlständer und zum Winter hatten wir eingemachten Kohl. Auf einem Kolchos-Kartoffelacker konnte ich drei Eimer kleiner Kartoffeln nachstoppeln. Zum Winter bekamen wir für einen Monat auf einmal Brotkarten und trockene Speiserationen, kochten uns dann zu Hause das Essen selber. Oft mussten wir auch am Sonntag arbeiten.

Der Hauswirt baute inzwischen am Haus. Wenn ich ihm half, war er froh, tat ich es nicht, war er mürrisch und sagte, dass wir wohl das Quartier räumen sollten. Seine Fensterläden machte ich auf der Arbeit nach den Arbeitsstunden, und noch zur Winterszeit waren sie fertig. Sara half inzwischen bei der Hausarbeit, als die Wirtin ins Entbindungslager kam.

Unser Wunsch, ein Kind zu haben, war bis dahin noch nicht erfüllt worden. Am Anfang war es wohl die schwache Kost, vielleicht war auch die medizinische Einmischung im Frauenlager in Orsk eine bestimmte Zeit wirksam. Doch mit einem Mal kündigten die Vorzeichen an, dass Sara guter Hoffnung war. Mit entschlossenem Mut ging ich zum Staatsbüro für Neubauten und erhielt die Erlaubnis, auf einem leeren Bauplatz gegenüber der Straße ein Haus zu bauen. Mein Bauoberst erlaubte mir Bauholz zu kaufen. Ich bezahlte und durfte im Holzhof das ganze Gerüst anfertigen und später die fertigen Teile hinüber fahren.

Mit der Vorbereitung im Holzhof war ich bald fertig. Nun musste alles Holz zur Baustelle gefahren werden. Ich verkaufte auf dem Markt meinen Sonntagsanzug, um die teuren Maschinen zu bezahlen. Als wir unseren Bauplatz erhalten hatten, fingen wir sofort an, unseren eigenen Garten zu bearbeiten. Wir gruben ein Stück Garten um, kauften uns etliche Saatkartoffeln und steckten sie, damit wir im Herbst schon unsere eigenen Kartoffeln ernten konnten.

Ich arbeitete gerade in der Tagesschicht, als am 9. Mai 1945 die allergrößte und freudenvolle Botschaft in ganz Russland erscholl: Friede, Friede, Friede! An diesem Tag warf man freudig den Hobel zur Seite und sprach nur von Frieden.

Die tägliche Arbeiterzählung im Lager wurde nicht mehr abgehalten. Wir lagerdeut-

sche Männer unterstanden alle der Kommandantur und mussten uns einmal im Monat bei dem Spezikommandanten persönlich zeigen und eine Unterschrift leisten, um zu zeigen, dass wir noch da waren. Der Krieg war zu Ende, aber die Lagerdeutschen wurden noch nicht entlassen. Unweit von unserem Lager wurde noch ein Lager mit hochstehenden Wachtürmen in jeder Ecke gebaut. Hierher brachte man deutsche Kriegsgefangene. Diese mussten nun alle unter strenger Bewachung in der Kohlengrube arbeiten. Ich wurde von meiner Tischlerarbeit befreit und ich bekam eine Anstellung als Dolmetscher im Gefangenenlager, denn diese Deutschen konnten nicht russisch sprechen. Physisch brauchte ich nicht zu arbeiten aber am Abend war ich oft länger beschäftigt, was für meine Arbeit am eigenen Haus nicht gut war, denn wir wollten zum Winter schon ins eigene Haus ziehen.

Unserem Lageroberst Piwowarow wurde eine andere Aufgabe übertragen. Der neue Oberst war gleichgültig bei seiner Arbeit. Sara war schon im Vorgeburtsurlaub, als sie zum Milizoberst ins Büro gerufen wurde. Als sie in Orsk nicht zu ihrer Arbeit gegangen, sondern entlaufen war, habe man sie als Deserteur betrachtet. In ihrer Abwesenheit sei sie zu drei Jahren Gefängnis verurteilt worden. Gegenwärtig dürfte man sie nicht verhaften, aber sobald ihr Kind nach der Geburt zwei Monat alt sei, sollte sie damit rechnen, ins Gefängnis zu kommen. Jetzt sollte sie unterschreiben, dass sie nirgends hinfahren würde, um ihre Lage nicht noch schlechter zu machen. Verlegen kam sie zu mir auf die Arbeit und teilte ihr Erlebnis mit. Ich konnte sie etwas beruhigen. Abends ging ich zu einem gebildeten Mann und er schrieb mir eine ergreifende Bittschrift an den Reichsältesten im Kreml, Kalinin Michail Iwanowitsch, damit er gnädig Sara von dem Gerichtsurteilspruch amnestiere. Sie war nun aus dem Bautrust in den Kohlentrust übergewechselt. Die Kohlen wären für das Reich und die Front weit wertvoller als die Bauten im Hintergrund. Wir warteten auf Antwort. Ich baute an unserm Haus, das 6,5 Meter. lang und 4,5 Meter. breit war.

Uns beschwerte der Gedanke, wie wir drei Kilometer zu Fuß ins Entbindungsheim kommen sollten. Nach außergewöhnlich schwerem Regen, meldete sich in der dunkeln Nacht zum 17. Juli der Storch. Wir gingen zu Fuß los. Als die Morgendämmerung sich zeigte und wir noch zwei Häuser vor dem Entbindungsheim entfernt waren, wurde unser Kind auf der Straße geboren. Ich bückte mich blitzschnell und fing das fallende Kind auf. Ich war nun mit dem Kind beschäftigt und konnte nicht weg. Ich pfiff so laut ich konnte. Jemand kam und sah, dass schnelle Hilfe notwendig war. Leute liefen zu den Krankenschwestern, die herbei eilten, um das nasse Kind abzunabeln und ins Krankenhaus zu bringen. Für Sara wurde eine Trage gebracht und sie wurde in das Entbindungsheim getragen.

Für den ersten Winter wollte ich in unserem Haus eine Stube fertig machen. Wir wohnten noch im Quartier. Eines Tages, als ich wieder spät von der Arbeit am Haus nach Hause ging, kam mir Sara mit dem kleinen Kind auf dem Arm entgegen. Sie zitterte am ganzen Leib und sagte, dass unsere Wirtin wahnsinnig geworden sei. Wir gingen wieder nach Hause. Ich versteckte Messer, Gabeln, Schere, Zündholzer und anderes, aber diese Nacht verbrachten wir schlaflos.

Wir wollten so schnell wie möglich ins eigene Haus ziehen. Darauf ging ich zu meinem Barackenaufseher, erklärte ihm meine Lage und bat ihn, mir einige Leinentücher und paar alte Decken zu leihen. Damit wollte ich in meinem Haus eine Stube, die ich schon so weit fertig hatte, mit Decken, Laken und Papier abdichten, damit wir umziehen konnten. Es gelang, und in wenigen Tagen zogen wir ins eigene Heim. Vieles fehlte noch. Um das Kind zu baden oder die Wäsche zu waschen, ging Sara mit Kind und Wäschebündel in die Wäscherei und verrichtete alles im Warmen.

Mit dem Lageraufseher der Gefangenen, wo ich arbeitete, hatte ich täglich zu tun. Ich hatte ihm mitgeteilt, dass ich mir ein Haus baue und er zeigte großes Interesse und Bereitschaft mir beim Bauen zu helfen. Also bat ich ihn, auf meine Verantwortung, mir am nächsten Sonntag fünf Arbeiter aus dem Lager zu geben, die bei mir am Haus bauen sollten. Ich unterschrieb für sie und sie kamen freudig um zu helfen. Mehrere Sonntage arbeiteten sie bei uns in der Freiheit. Sie gruben bei mir den

Keller und benagelten die Wände. Aber ehe sie nach Hause gingen, aßen wir noch gemeinsam. Sara kochte ein Essen von Kartoffeln und Zwiebeln aus dem eigenen Garten. Ein kleines Stückchen Brot teilten wir auch ab von unserer Zuteilung. Kaffe mit Milch von unserer Ziege gab es zum Nachtisch. Meine Arbeiter fragten gewöhnlich, wann sie nach Hause fahren dürften. Eines Tages, als ich zur Arbeit ging, ließ man mich nicht ins Lager. Es war in einer Nacht ganz und gar umgesiedelt. Ich bekam eine Anstellung als Meister, um eine Schule zu bauen und musste alle Arbeiten einteilen.

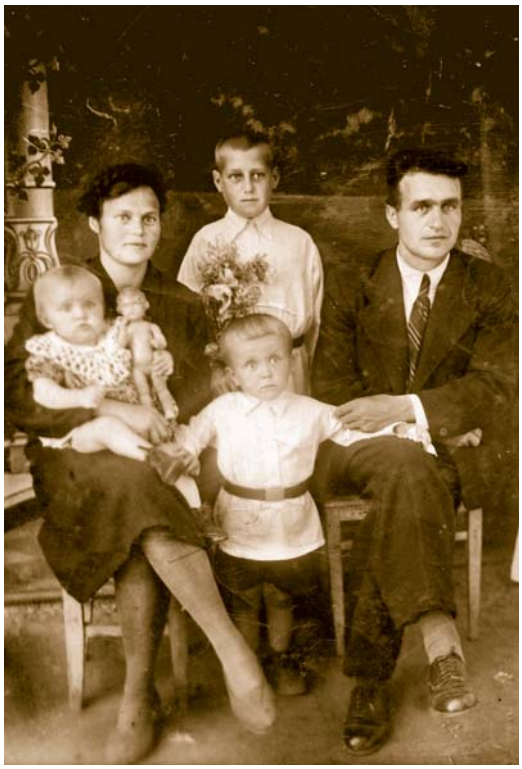
Während eines Urlaubs besuchte ich unsere Eltern beiderseits in der alten Heimat und brachte unsere Nähmaschine mit. Das Häuschen verputzte ich vor dem Winter. Jetzt konnte Sara sich im warmen Stübchen mit Näharbeit beschäftigen. Der Lagerarbeiter der Wäscherei brachte ihr oft Leinentücher oder Kissenbezüge zum Flicken Er war mit ihrer Arbeit sehr zufrieden. Wenn er dreizehn Leinentücher brachte, sollte sie zehn Leinentücher flicken. Was übrig blieb, konnte sie behalten. Damit besserte sie unsere Bettsachen aus.

Im August, wenn das Kind zwei Monat alt wäre, sollte Sara verhaftet werden. Eines Morgens kam Saras Bekannter aus der Wäscherei ganz aufgeregt zu uns, denn er hatte in der Zeitung eine Nachricht von Kalinin gelesen, dass alle Gefangenen, die bis zu drei Jahren wegen Flucht verurteilt seien, amnestiert würden. Das galt auch für Sara. Es war als ob uns die Sonne neu aufgegangen wäre.

Bei vielem Glück auch Missgeschick

Damals hatten wir eine Stube, vier Meter lang und zweieinhalb Meter breit, Ofen mit Kochherd, ein Bett, einen Kasten, Tisch, zwei Hocker und die Wiege. Sie diente als Küche, Schlafzimmer, Speisesaal, Gastzimmer und Arbeitszimmer. Wir fühlten uns glücklich. Wir wollten unseren Wanja, der noch immer in der Heimat bei meinen Eltern wohnte und schon in die zweite Klasse ging, zu uns holen.

Brieflich baten wir unsere Eltern, wenn jemand von den Frauen, deren Männer noch immer hier in Korkino im zwölften Baulager wohnten, zu Besuch kommen würde, möchten sie dann den Wanja mitschicken. Schon im



Familie Johann und Sara Walde mit den Kindern Johann, Jakob und Helene in Korkino am 14. August 1949.

Dezember desselben Jahres brachte man ihn. Das Reisegeld und die Mühe bezahlten wir. Nun sollte sich unsere Lebenslage gut gestalten.

Sara verstand recht gut zu schneidern. Auf dem Markt kauften wir große Kleidungstücke, trennten sie auseinander, wuschen und bügelten sie. Aus dem Stoff und Watte aus Matratzen machte sie wöchentlich eine oder zwei Jacken. Ich stellte Wäscheklammern her. Jeden Sonntag verkaufte ich diese Ware auf dem Markt, denn im Laden gab es wenig zu kaufen. Der Krieg hatte ja alles verzehrt.

Sara war schon fünf Jahre nicht zu Hause bei ihren Eltern gewesen. Als sich eine gute Gelegenheit bot, mit jemanden mitzufahren, reiste sie Anfang September mit dem kleinen Kind nach Hause. Ich und Wanja, der schon in der vierten Klasse war, blieben zu Hause und wirtschafteten so gut wir konnten.

In meiner Freizeit im Winter, nach der Arbeit, baute ich eine Sommerküche, sechs

Meter lang und dreieinhalb Meter breit. Ich machte einen Unterkranz, stellte ihn auf Klötze und füllte die Wände mit dünnem Rundholz aus. Maschinen gab es wenige und schlecht zu bekommen, daher schleppte ich das Holz auf einem Schlitten nach Hause. Bei uns war noch ein junger Erdenpilger im Kommen. Am Sonntag, dem 19. September 1948, brachte ich Sara ins Entbindungsheim.

Eine wunderbare Heimfahrt

Im Jahr 1954 fuhren Sara und ich mit unseren drei kleinen Kindern in der schönen Sommerzeit in die alte Heimat. Wanja, unser ältester Sohn, der die achte Klasse beendet hatte, arbeitete schon als Lehrling in unserem Bauwerk. Er konnte aber nicht allein zu Hause bleiben. Daher nahmen wir zwei Schwestern in den mittleren Jahren ins Haus, um die notwendige Hausarbeit zu machen, für Wanja und sich das Essen zu kochen, Hühner und Schwein zu versorgen und den Garten rein zu halten. Nach unserer Heimkehr bezahlten wir ihnen die Arbeit.

Die Reise mit der Eisenbahn nahm fast zwei Tage in Anspruch. Die Familie verweilte im Wartesaal bis ich einen Lastwagen fand, denn Autobusse gab es damals keine. Es

Familie Walde im Elternhaus im Sommer 1954.

Silberhochzeit im Kreise der Familie in Korkino 1964.

Johann Walde starb den 1. Januar 1996 in Deutschland Altheim-Darmstadt.
An seiner Seite die Kinder Viktor, Jakob, Helene, Johann.

glückte uns und wir kamen noch am Abend bei den Eltern an.

Die Urlaubszeit bei Saras Eltern, und auch bei meinen, war sehr schön. Doch als wir uns auf die Heimreise begeben wollten, erkrankte unerwartet unser kleinstes Kind an bösem Keuchhusten. Mit solchem kranken Kind war an Heimfahrt nicht zu denken. Das ältere Kind musste aber schon am 1. September in die Schule gehen. Also fuhr ich mit den älteren zwei nach Hause. Als die Krise nach etlichen Wochen vorüber war, kam Sara mit dem Kleinsten nach. Unsere Hausgehilfinnen, Tante Anna und Tante Justina hatten ihre Arbeit pflichtgetreu gemacht.

Im Laufe der Zeit sparten Sara und ich Geld zusammen, und wir konnten ein gebrauchtes Auto kaufen, das uns vor jeglichem Regen und Sturm schützte.

Von unserer Hochzeit bis zur Zeit da ich dieses schreibe, sind fast 50 Jahre vergangen. Sara ist mir eine treue Lebensgefährtin gewesen. Kunstvoll, pflichtgetreu und ohne Unterlass hat sie mir beigestanden. Mir zu Liebe erfüllte sie ihre Arbeit nach Möglichkeit, in den verschiedenen Lebensverhältnissen. Wie meine Mama einst voraus sagte: „Für jeden Topf ist auch ein Deckel und diesen Deckel wirst du auch schon finden.“ Sara war wirklich der richtige Deckel für mich.

XVI. Nachklang

Auswanderung nach Kanada

von A. J. Klassen

Von der Molotschna verreisten 1922 die ersten Auswanderer nach Kanada, besonders ältere Lehrer, die durch junge russische Lehrer in ihrer Arbeit ersetzt wurden. Menschen hungerten und wurden durch die MCC-Küchen gerettet.

In Neu Samara wurden auch manche unruhig und fuhren sogar ohne Pässe.

1924 kamen Abram und Jacob Nikkel von Neu Samara nach Crowfoot, Alberta, Kanada. Im nächsten Jahr erschienen Pred. Peter Goertz und Schwager Jacob Loewens mit ihren Familien dort.

Johann C. Klassen diente drei Jahre in der Forstei Anadol und dann drei Jahre als Sanitäter im Kaukasus an der russisch-türkischen Front, es folgten noch zwei Jahren als Buchhalter im kommunistischen Büro in Pleschanow. Da jetzt billiges Land zu kaufen war, hoffte er Bauer zu werden. Anno 1919 heiratete er Ält. Martens Tochter Elisabeth.

Als Stalin jedoch den langjährigen Führer, Lenin in der russischen Regierung ersetzte, verloren Prediger wie C. C Klassen und Abraham Martens1925 das Stimmrecht. Daraufhin wurden Klassens und Martens sich einig, nach Kanada zu emigrieren, wo schon manche von Neu Samara angesiedelt waren. Als Klassens 1926 bis Moskau kamen, mussten sie schon den doppelten Preis für ihre Pässe zahlen. Aber Martens bekamen wegen einer Augenkrankheit keine Pässe und nach einem Jahr waren die Türen geschlossen.

Im Monat August kamen Pred. C. C. Klaasens mit zwei erwachsenen Töchtern und Sohn Johann Klassen mit Frau und drei kleinen Kindern in Crowfoot an. Jetzt waren schon acht Familien der M. B. Gemeinde dort und sie versammelten sich am Sonntag in einem leeren Haus. C. C. Klassen wurde gefragt, ob er Leiter der Gemeinde werden wolle. Er nahm das nicht an, weil er schon 69 Jahre alt war. Er wurde aber als Prediger anerkannt. Sie organisierten eine kleine Gemeinde von 15 Familien: Acht gehörten der M. B. Gemeinde mit Pred. David Kroeker als Leiter an, vier der Mennoniten-Gemeinde und drei der Allianz (EMB). Pred. Abr. Martens (Allianz) wurde als Leiter der ganzen Gemeinde gewählt. Ab September 1930 versammelten sie sich in der Volksschule. Bibelstunden fanden in den Heimen statt.

Johann C. Klassen wurde Schulze der Ansiedlung und auch „Distriktmann". Er sammelte Gelder zur Abzahlung der Reiseschuld, welches die meisten der Familien betraf. Als er anno 1931 kanadischer Bürger wurde, wollte er die englische Sprache erlernen. Die Lehrerin der Volksschule, die etliche Tage in der Woche nach der Schulzeit die Kinder die deutsche Sprache lehrte, war bereit, den Erwachsenen abends Stunden in Englisch zu geben. Aber laut Beschluss der Schulbehörde mussten mindestens drei Studenten teilnehmen. Johann C. Klassen und sein Schwager Gerhard Thielman waren gleich dazu bereit. Etliche Prediger aber meinten, das könnte zur Schwächung der deutschen Sprache führen. Also gab es keinen Unterricht. Das bedauerte Klassen später, weil er als Schulze mit den Regierungsbeamten Englisch sprechen musste.

Die Frau des Pred. Klassen ging 1933 heim. Anno 1934 gründete die Gemeinde eine bescheidene Winter-Bibelschule und stellte Peter Goerz, Gerhard Martens und C. C. Klassen als Lehrer an. Im nächsten Jahr bauten sie ein Versammlungshaus. Nach zehn Jahren in Kanada wurde Pred. Klassen 1936 zum großen Neu-Samara-Fest in Manitoba eingeladen.

Im Jahre 1937 verließen viele wegen mehrerer Missernten die Crowfoot Gegend und zogen nördlich nach Lindbrook, Alberta, wo schon eine kleine M. B. Gemeinde war. Hier durfte C. C. Klassen wieder im Predigtdienst, in Bibelstunden und Hausbesuchen dienen. Letztere machte er in den Heimen der M. B. Gemeinde, der Mennoniten-Gemeinde als

auch in der Gemeinde der „Alt"-Mennoniten, die noch Deutsch verstanden. Er wurde bewirtet und beherbergt, wo er diente. Er wohnte mit seiner Tochter Lena beim Sohn Johann und Familie.

Ein Enkel erinnert sich, wie Großvater Klassen ihn 1940 als Täufling in die Brüdergemeinde aufnahm. Dabei ermahnte er die Täuflinge, dass sie jetzt die Aufgabe hätten, Ermahnungen anzu nehmen und wenn sie jemand fehlen sahen, selbigen auch zu ermahnen. Er erkrankte an Krebs und am 25. Dez. 1942, ging er sanft ein zur ewigen Ruhe.

Als 1947 viele, die von Neu Samara stammten, im milden B. C. eine Heimat fanden, gab es dort in Yarrow Neu-Samara-Sängerfeste unter der Leitung von George Reimer, Sohn des langjährigen Dirigenten Gerhard Reimer von Lugowsk.

Austausch mit Neu Samara

1972 besuchte Peter J. Klassen, Großsohn von Pred. C. C. Klassen von Kamenez die Verwandten in Neu Samara, die Nachkommen seines Großonkels Abraham Klassen. Letzterer hatte seinem Bruder, Johann C. Klassen, in Kanada Briefe und Fotos von seinen Kindern geschickt. In der Zeit, in der Versammlungen streng verboten waren, kam eine Familie einmal zu Besuch um goldene Hochzeit zu feiern.

Im Jahre 1974 bereisten der ehemalige Lehrer Heinrich P. Hooge und seine Frau Agatha (geb. Friesen) ihre frühere Heimat in Neu Samara. Sie wurden höflich aufgenommen und durften viele Fotos mitnehmen. Sie reisten in einem gemieteten Auto, so dass sie nicht immer unter Aufsicht des Intourist-Büros waren. Aber als sie im nächsten Jahr wieder kamen, wurden sie so grob behandelt, dass sie sofort heim kehrten.

Peter Dyck (MCC Vertreter) organisierte 1979 eine U.S.S.R. Tour von drei Wochen für 28 Studenten und Lehrer. Die Studenten kamen aus Bibelschulen, Bibelcolleges und Universitäten. Zur Vorbereitung mussten sie Interesse an einem Beruf wie Lehrer, Krankenschwester, Bauer oder Geschichtler angeben, um auf der Tour mit ähnlichen Personen Kontakt zu bekommen und später darüber einen Aufsatz schreiben.

An den Abenden sollten die Lehrer Vorträge zum Thema, „Religion in der USSR" halten. Bald kam vom russischen Intourist-Büro eine Absage, aber als die Tour dann eingestellt werden sollte, gaben sie doch eine Erlaubnis.

Da meine Frau Elizabeth sich besonders interessierte, fuhren wir auch. Besonders seit ihr Buch über Johann Claassen, Bahnbrecher für die Brüdergemeinde ab 1860 (*Trailblazer for the Brethren*) 1978 herausgegeben wurde. Viele Städte, die sie nachgeforscht und beschrieben hatte waren auf der Tour. Bei der Ankunft in Leningrad (St. Petersburg) wurde unser Gepäck gründlich durchsucht, und wenn sie christliche Literatur fanden, wurde diese zur Seite gelegt mit dem Versprechen man könnte sie auf die Heimreise zurückhaben. Meine Frau hatte Bibeln unter ihrer Unterwäsche versteckt, welche sie nicht durchwühlten. Die Erklärung war, dass die USSR selber Bibeln drucken konnte. Wir besuchten den Gottesdienst in der großen Baptisten-Gemeinde, mussten aber zusehen, wie wir hinkamen, denn unser Intourist-Bus war nicht zu haben. Danach erfuhren wir, dass die Intourist-Leiterin jeden Abend telefonische Berichte nach Moskau erstatten musste.

In Novosibirsk wurden wir eingeladen, an einem Studentenseminar teilzunehmen um den Austausch über Universitätenstudien zu fördern. Aber ihr Professor, der die Mennonitengeschichte kannte, verbrauchte die Zeit und behauptete, dass „Wer Sibirien nicht kennt, kennt nicht die Reichtümer der USSR." Als er gefragt wurde, warum Russland Alaska an die USA verkauft habe, sagte er, das sei die schlechteste Entscheidung der Zaren-Regierung. Eine Jugendsingstunde in der Gemeinde in der man erst Volkslieder und dann christliche Lieder sang, durften wir besuchen. Aber andere Kontakte mussten geheim her gestellt werden.

Bald schickte die Regierung immer einen zusätzlichen Intourist-Begleiter mit. Es ging nach Alma Ata, dann Frunse. Hier fuhr die neue Intouristin mit zur Versammlung. Sie verriet, dass sie gläubig war, aber wir durften nichts davon sagen. Immer, wenn man nach Glaubensfreiheit in der USSR fragte, kam die Antwort, dass sogar ihre Konstitution sel-

biges verspricht. Aber bei den Versammlungen erfuhren wir das Gegenteil. In Duschanbe mussten wir einen Bus mieten, um zur Abendversammlung in die Mennonitengemeinde zu gelangen. Wir durften Zeugnisse geben, als ich meine Herkunft aus Neu Samara erwähnte. Später stellte sich eine alte Frau Thielmann vor und fragte nach ihrem Verwandten in Kanada, meinem Onkel Gerhard Thielman von Ontario. Auf der Reise zum Hotel wurde der Bus angehalten und der christliche Führer musste eine Geldstrafe zahlen.

Seit Beginn der Tour versuchten wir Kontakt zu bekommen mit meiner Cousine Maria (geb. Martens) Gossen, die jetzt im Kaukasus wohnte, weil sie auswandern wollten. Sie war in der Neubelebung unter der Jugend in Neu Samara beteiligt gewesen. Von Mineral'nye Vody ging die Tour nach Piatigorsk, aber die Kuban-Gegend und die frühere mennonitische Ansiedlung, die Johann Claassen gründete, war jetzt verboten. Am zweiten Tag durften wir doch ein Auto mieten und mit einer deutsch-sprechenden Intourist-Begleiterin über den reißenden Fluss Kuban in die Ansiedlung fahren. Viele Gebäude in den zwei Dörfern waren auf Bildern in dem Kubaner Buch erkennbar. Zum Abendessen wollten wir in ein Restaurant gehen, aber da hatte man nur reife Tomaten zu bieten, nichts anderes.

In der letzten Nacht kamen Maria und Erich Gossen um zwei Uhr im Hotel an. Wir durften kurze Zeit mit ihnen auf Plattdeutsch reden, denn sie glaubten gewiss, dass wir belauscht wurden. Als wir abreisen sollten, wurde in Frage gestellt, ob ich fahren durfte, denn ich war in Russland geboren. Die Sachen, welche sie uns bei der Einreise abgenommen hatten, bekamen wir nicht wie versprochen zurück. Auf der Tour hatten wir selber die verfälschte „Glaubensfreiheit" und die wirkliche Unterdrückung der Gläubigen in der USSR erfahren.

Im Jahre 1990 durfte ich an einer Logos-Missions-Tour teilnehmen. Unter anderem besuchten wir die Heimatdörfer unserer Eltern und Großeltern in Chortiza und Molotschna. In der letzten Woche diente ich in Karaganda auf einer Bibelkonferenz über die Endzeit. Von da war die Cousine meiner Frau nach Deutschland ausgewandert. Dort hatte ich Kontakt mit der Tochter ihrer Cousine, welche nicht auswandern wollte, weil sie glaubte, dass der Herr für sie eine weitere Aufgabe in der USSR habe. Hier durfte ich an dem Begräbnis des Ältesten Johann Klassen teilnehmen.

Von da flog ich nach Orenburg, wo mein Cousin Peter Klassen auf mich wartete. Er hatte zu Hause in Pleschanow mit seinen Geschwistern Ivan, Abram, Kornei und Tina ein Klassen Abschiedsfest geplant, ehe sie nach Deutschland auswandern wollten. Unbewusst hatte ich ein Problem für unsere Intourist-Leiterin geschaffen. Sie hatte verstanden, dass ich auf die Touristengruppe die sie begleitete, warten würde anstatt mit Cousin Peter nach Pleschanow zu fahren. Als sie erfuhr wo ich war, kam sie gleich mit dem großen Bus, um mich abzuholen, nahm dann doch Teil am Klassenfest. Dieses war das letzte Mal, dass ich meine Verwandten noch in Russland treffen konnte. Für mich war dieses Fest mit etwa 60 Personen besonders wertvoll, weil es nur über die Straße von Großvater Ältester Abraham Martens Heim lag. Es war noch sehr gut erhalten über all die Jahre, seit sie dort gewohnt hatten.

Evangelisation in Orenburg.
Im August 1997 durfte ich auch mit einer Gruppe aus Kanada, USA, Ukraina und Deutschland nach Orenburg zum Evangelisationseinsatz kommen. Gemeinde-Partnerschaft für Evangelisation und Nachfolge (CPED) ist eine Zusammenarbeit der Gemeinden aus dem Ausland (wie Kanada) mit Gemeinden im Lande (wie Russland), die zusammen einen Evangelisationseinsatz durchführen. Eine Gruppe von etwa 10 bis 25 Personen, von ihren Heimatgemeinden im Ausland bestätigt, arbeiten in Partnerschaft mit einheimischen, bestätigten Gemeindegliedern. Angeleitet von den Hiesigen gehen je zwei oder drei in Dörfer oder Städte von einem Haus zum anderen, um ihr Zeugnis zu geben. Gewöhnlich stellt der Leiter seinen Gast vom Ausland vor, der gerne sein persönliches Zeugnis geben möchte. Nach der Begrüßung und Erklärung liest der einheimische Leiter das übersetzte Zeugnis vor, wie der Gast zum Glauben gekommen

Gottesdienst in der Baptistengemeinde in Donskoj im April 2001.
Abram Klassen, Kanada, predigt in deutsch, Tanja Wiens übersetzt in russisch.
Vorne – der Gemeindeleiter Jakob Dratschow. Der Spruch an der Wand:
„Wir predigen Christum den gekreuzigten, auferstandenen und den wiederkommenden."

ist, weil der Gast die Sprache im Haus öfters nicht versteht. Nach dem Zeugnis gibt man Gelegenheit, Fragen zu besprechen. Zum Beispiel: Dass es einen Gott gibt, der uns geschaffen hat, der die Welt so geliebt hat, dass Er seinen Sohn Jesus Christus gesandt hat, um Menschen die Liebe Gottes zu verkündigen. Jesus rief Jünger in seine Nachfolge und gab sein Leben am Kreuz für alle Menschen. Er ruft auch heute noch Jünger. Öfters lasen wir eine Einladung wie Offenbarung 3,20 „Siehe ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wenn jemand meine Stimme hört und die Tür öffnet, zu dem werde ich hinein gehen und mit ihm essen, und er mit mir." Sollte die Person bereit sein, dann ermunterten wir sie, ihre Sünden zu bekennen und Jesus als Heiland und Herrn anzunehmen.

Mein Partner, Leiter der Baptisten-Gemeinde, kannte die meisten Einwohner des Dorfes Kamenka. Eines Nachmittags gingen wir zu einem Haus, wo er anklopfte um mich als Gast aus dem Ausland vorzustellen. Die Frau sagte ganz kurz, dass sie Muslim seien und wären nicht interessiert. Als wir abends in unser Quartier kamen, wartete eine Einladung von ihrem Mann zum Abendessen. Wir fuhren hin und der Wirt lud uns gleich an den niedrigen Tisch, um den wir uns nach morgenländischer Sitte auf Kissen lagerten. Während die Mahlzeit aufgetragen wurde, fragte er nach unserer Herkunft und was wir hier machten. Dann durften wir essen und er erzählte von seiner Arbeit. Die fünf schmackhaften Speisen konnten wir unmöglich ganz verzehren.

An einem anderen Nachmittag kamen wir zu einem orthodoxen Haus. Der Wirt war zu Hause und lud uns gleich zum Tee ein. Er wollte um unseren Einsatz wissen und beim Abschied bat er uns, ihn wieder zu besuchen, was

wir etliche Tage machten. Dieses mal saß ein weiterer Gast am Tisch und wir brachten eine junge Lehrerin mit, weil sie gut Englisch sprechen konnte. Nach der Begrüßung fragte der neue Gast nach unserer CPED-Arbeit. Meine Antwort wurde übersetzt und dann ging es zwischen Wirt, Gast, meinem Partner und der Lehrerin so eifrig los, dass letztere kaum mitkam. Nach längerer Debatte fragte der Gast wiederum: Wer seid ihr und wer hat euch das Recht gegeben diese Arbeit in Orenburg zu tun.

Ich antwortete, dass wir als Jünger Jesu, dem Befehl Jesu in Matth. 28 Gehorsam leisteten. Um 1000 A.D. kam die Gute Nachricht nach Russland und die griechisch Orthodoxe Kirche entstand. In der Reformationszeit gründeten Nachfolger Zwinglis die erste Anabaptistengemeinde. Von Verfolgung getrieben, kamen sie nach Holland, wo sie in Menno Simons einen Leiter fanden und nach ihm Mennoniten genannt wurden. Dann mussten sie weiter nach Preußen und kamen dann auf die Einladung der Zarin Katharina nach Russland. Unsere Vorfahren in der Ukraine kauften Land in dieser Gegend, wo damals keine Orthodoxe Kirche war. Jetzt stellte der Gast sich vor als Priester der Orthodoxen Kirche in Orenburg. Er bat mich am letzten Sonntag unseres CPED-Einsatzes in seiner Kirche zu predigen.

Mit noch einer Schwester, die eine Schwägerin in Neu Samara hatte, machten wir dort einen Abstecher. Wieder hatte ich Kontakt mit meinen Verwandten. Am Wochenende besuchten wir die große Baptistengemeinde in Donskoj, um zu untersuchen, ob sie für einen solchen Einsatz Interesse hätten. Die Gemeindeleitung war der Meinung, wir sollten unbedingt nach Neu Samara kommen, denn sie wollten als Gemeinde in die USA auswandern. Auf unserem Abschiedsabend erschien auch der Muslim und bat um das Wort. Er betonte die Wichtigkeit unseres Besuches und wünschte uns Gottes Segen. Auf dem Heimweg besuchte ich die Warendorfer Gemeinde zur Beteiligung an einer Sitzung über dieses geplante Buch.

Evangelisation in Pleschanow

Als vier Jahre später, im April 2001, eine CPED-Gruppe aus Kanada, USA, Ukraine und Deutschland unter der Leitung von Hans Bergen aus Orenburg zum Einsatz nach Pleschanow kam, hörten wir, dass der Muslim aus Orenburg sich hatte taufen lassen und jetzt Gemeindeglied war. Dieser Einsatz tagte in

Partnerschaft in Evangelisation. Teilnehmer aus Kanada, Deutschland und Ukraine dienen in der Baptistengemeinde in Donskoj. In der ersten Reihe zweiter von rechts Peter Klassen, Kanada, hinten links Abram Klassen, rechts Peter Löwen.

der kleinen Baptistengemeinde in Donskoj. Freundliche Unterkunft bekamen wir bei den Gemeindegliedern. Aber die Vorarbeit war nicht gemacht worden, und wir mussten zwei Tage dafür aufwenden.

Am ersten Abend besuchten wir die leitenden Brüder der unregistrierten Gemeinde, weil ein älterer Bruder, unser Gastgeber, 1997 gedacht hatte, sie würden gerne mitarbeiten. Jetzt aber hatten sie ihr eigenes Evangelisationsprogramm.

Zum Mittagessen gingen wir in ein Restaurant in Pleschanow und wir wunderten uns über die großen, schmackhaften Portionen. Aber als wir entdeckten, dass die Bedienung unsere Reste genießen durfte, baten wir, jedem einen zusätzlichen Teller für die Reste zu bringen, über welchen sie sich sehr freuten.

Mein Partner, der Jugendleiter der Gemeinde, konnte gut Englisch. So besuchten wir die Bewohner der vierstöckigen Etagenwohnungen in der Mitte Pleschanows. Viele waren interessiert zu hören, warum wir gekommen waren, aber nur wenige wollten mein Zeugnis hören.

Ganz zuletzt kamen wir in die Wohnung zweier orthodoxer Nonnen, jetzt schon im Ruhestand. Sie hörten gerne das Zeugnis, und dann folgte eine längere Besprechung über Jesu Opfer auf Golgatha für die Sünden der ganzen Welt. Sie waren besonders beeindruckt von den Frauen am Kreuz und am Ostermorgen am Grabe. Als wir fragten, ob sie mit uns beten wollten, waren sie gleich bereit. Welch ein Vorrecht in Pleschanow, wo mein Großvater, Ältester Abraham Martens gewohnt hatte, zu evangelisieren. Wir arbeiteten mit unseren Partnern in Pleschanow und Susanovo, wo manche den Herrn annahmen.

In den nächsten zwei Wochen ging es 90 Kilometer nordöstlich von Kitchkas in die Gegend von Orenburg Rayon. In diesem Team waren zwei Schwestern aus Deutschland und der Pastor in der Gemeindegründungsarbeit einer neuen Gemeinde. Hier waren die Leute für das Evangelium offen. Am letzten Abend war das kleine Gotteshaus überfüllt, und die Leute lauschten den Zeugnissen der Neubekehrten. Welch ein Vorrecht hier zu dienen. Dem Herrn die Ehre!

Auswanderung nach Deutschland: Die Mennoniten-Brüdergemeinde Warendorf

von Daniel Janzen

„Siehe, ich sende einen Engel vor dir her, der dich behüte auf dem Wege und bringe dich an den Ort, den ich bereitet habe“ 2. Mose 23,20

„Wo nicht dein Angesicht vorangeht, so führe uns nicht von dannen hinaus“ 2. Mose 33,15

Nach 100 Jahren Bestand der Ansiedlung Neu Samara, kam diese Auswanderungswelle bis in unsere Dörfer. Die ersten Auswanderer verließen Russland im Jahre 1988. Diese Flammen griffen schnell um sich. Im nächsten Jahr, 1989, gab es schon eine große Zahl Ausreisender. In den neunziger Jahren kam es zur Volkswanderung, ein nie geahntes Ereignis unserer Volksgeschichte. In einem Zeitraum von zwölf Jahren verließen ca. 95 Prozent der Einwohner die einst blühende und geliebte Ansiedlung.

Wo sind Sie heute
Wo sind sie geblieben, die dort einst gewohnt?
Verlassen sind Aue, die das Leben belohnt.
Zur Heimat der Vorväter ziehen sie hin
Und suchen aufs neue zum Leben den Sinn.

So wurde Deutschland das Land, in das die meisten Aussiedler eingereist sind. Hier wurden die Deutschen aus Russland als Heimkehrer aufgenommen und eingebürgert. Das heißt 200 Jahre in der Fremde gelebt und jetzt nach Hause gekommen. Zu solch wunderbarem Ereignis hatte Gott wie in Russland, so auch in Deutschland Regierungen eingesetzt, durch welche Er das nach menschlicher Sicht Unmögliche, möglich machte. Als die Betroffenen sind wir Gott und Menschen dankbar für diese Wendung unserer Volksgeschichte.

Heute haben alle früheren Neu-Samara-Bürger ihre neuen Wohnorte gefunden und integrieren sich in die neuen Verhältnisse. Der größte Teil der Neu-Samara-Aussiedler hat sich in den Städten Bebra, Brakel, Euskirchen, Elkenroth, Lemgo, Rotenburg, Warendorf und anderen Ortschaften gesammelt.

Die Gottesdienste der MB Gemeinde Warendorf 1989-1993
in der Evangelischen Paulus Kirche in Freckenhorst

Überall sind neue Gemeinden gegründet und Bethäuser gebaut worden. Alle sind mit Wohnungen versorgt. Alte Menschen bekommen Rente oder Sozialhilfe als Mittel zum Lebensunterhalt. Arbeitsfähige finden Arbeit, Jugendliche machen berufliche Ausbildung, Kinder gehen zur Schule.

Doch die Umstellung war nicht so leicht. Oft erging es uns wie dem Volk Israel in Babylon, als sie am Wasser saßen und weinten, da sie an Zion gedachten (Psalm 137). Auch in unseren Herzen gab es bei all dem Guten noch oft Heimweh.

Bis Oktober 1989 waren schon mehrere Geschwister nach Warendorf gekommen. Sechs Familien waren in Freckenhorst im alten Schwesternheim im Kellergeschoss untergebracht. Da fingen wir mit Gottesdiensten an. In einem kleinen Zimmer wurden dann die Möbel weggeräumt. Die Gottesdienste waren am Sonntagmorgen in ganz schlichter und bescheidener Weise mit Wort, Gebet und Gesang und vielen Erinnerungen und Mitteilungen aus dem Gemeindeleben unserer alten Heimat.

Die Zahl der Gottesdienstbesucher wuchs. Ende Oktober waren wir schon ca. 25 Gemeindeglieder, und die Rede von Gemeindegründung wurde immer lauter. Außer den Erwachsenen waren auch dem entsprechend Kinder anwesend, und der Raum für die Gottesdienste wurde bald zu klein.

Anfang November kamen aus Lemgo und Kalletal bekannte Geschwister zu Besuch und wir feierten unter Tränen das erste Abendmahl in Deutschland. Bei den Erinnerungen an die Vergangenheit fühlten wir uns noch wie Fremdlinge. Doch der Herr war uns gnädig und segnete diese Abendmahlsgemeinschaft reichlich. Bei dieser Gelegenheit wurden wir uns einig, hier in der Stadt Warendorf eine neue Gemeinde zu gründen.

Am 21. November 1989 versammelten sich die Geschwister, die in Russland schon Gemeindemitglieder waren, und gaben Zeugnis von ihrem Glaubensleben. So wurde der 21. November 1989 der Geburtstag der Mennoniten-Brüdergemeinde Warendorf. Weil der Raum für die Gottesdienste zu klein war, wurden die Geschwister sich einig, die Stadt um

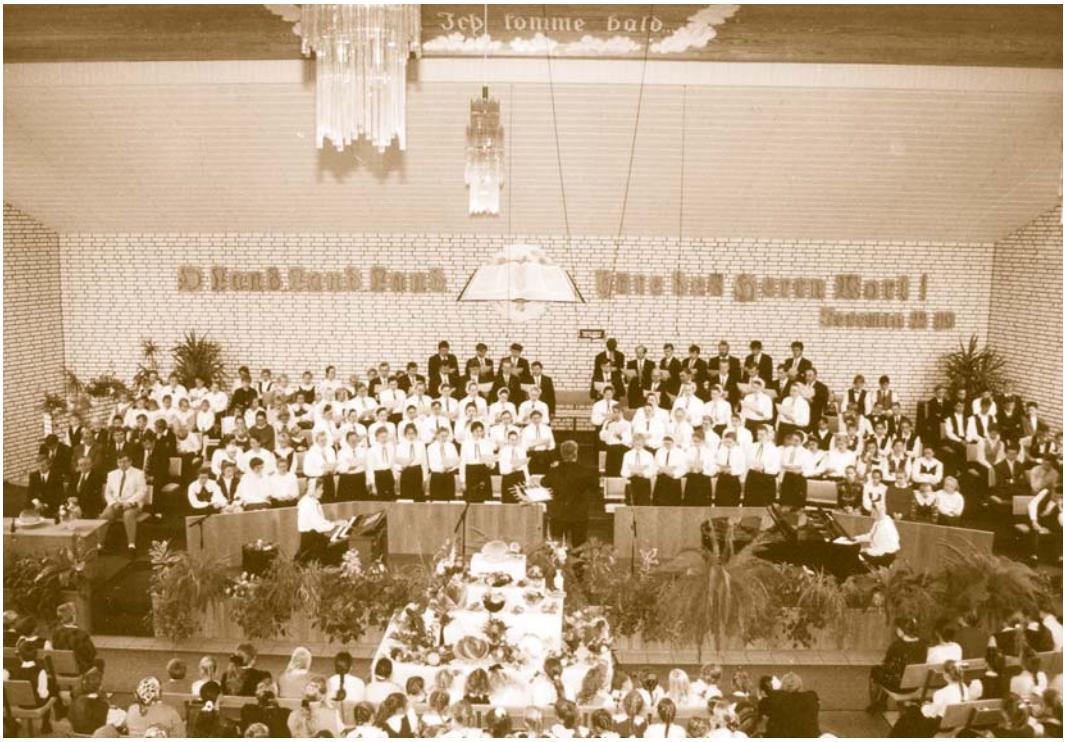
Das erste Weihnachtsfest der MBG Warendorf 24. Dezember 1989. Beitrag der Kindergruppe zum Fest.

einen Raum zu bitten. Der Stadtdirektor nahm die Brüder freundlich auf und nach zwei Tagen der Überlegung rieten die Behörden uns, bei der Evangelischen Kirche um Erlaubnis zu bitten, unsere Gottesdienste zeitweilig in ihrer Kirche feiern zu dürfen. Auch hier war der Herr uns gnädig. Der Pastor sowie der Vorstand der Evangelischen Pauluskirche in Freckenhorst öffneten uns die Türen. So verliefen unsere sonntäglichen Gottesdienste Anfang Dezember 1989 in dieser Kirche, wenn sie nicht für die evangelischen Gottesdienste gebraucht wurde. Die Gemeindestunden in der Woche hielten wir aber noch in der Notwohnung auf der Industriestraße 6 ab.

Mit noch stärkerem Zustrom von Aussiedlern und auch einheimischen Christen wurde es unmöglich, die Gemeindestunden in der Notwohnung zu halten. Wieder sorgte der Herr für die junge Gemeinde, indem der Vorstand der Ev. Kirche uns erlaubte, zwei Abende in der Woche die Kirche zu benutzen. So hatten wir am Mittwoch entweder Gemeindestunde oder Bibelstunde, am Freitag Gebetsstunde und am Sonntag einen Gottesdienst. Dazu hatten noch anfänglich zwei, später vier Kindergruppen einmal in der Woche im Gemeindehaus der Kirche einen Kindergottesdienst. Dem ähnlich war es auch in anderen Städten, in denen sich die Aussiedler sammelten.

Am 24. Dezember 1989 feierten wir das erste Weihnachtsfest in Deutschland. Es waren schon Prediger gekommen, frühere Chorsänger fanden sich zusammen und sangen die alten Weihnachtslieder. Auch eine kleine Kindergruppe erfreute die Gemeinde und verschönerte das Fest.

Bethaus der Gemeinde Warendorf



Sängerchor der Gemeinde Warendorf. Erntedankfest 1996.

Das überfüllte Warendorfer Bethaus am Erntedankfest den 1. Oktober 2000.

Am ersten Jahreswechsel erlebten wir die große Freude, dass sich die elfjährige Lena Löwen sich bekehrte. Zum Jahresschluss zählte die Gemeinde schon 56 Mitglieder.

Am 16. 06. 1990 feierten Willi Sawadski und Nadja Unruh (geb. in Donskoj) die erste Hochzeit und am 26. 08. 1990 feierte die Gemeinde das erste Tauffest. Die Täuflinge waren Roman Maas (geb. in Ischalka) und Elisabeth Schmidt. Als Tabea Sawadski (ehem. Donskoj) am 24. 09. 1990 starb, feierte die junge Gemeinde das erste Begräbnis. Das Leben blieb nicht stehen, wie auch der König David sagte: „Wir sind Gäste und Fremdlinge auf Erden wie auch unsere Väter alle; Unser Leben ist wie ein Schatten und es ist kein aufhalten." 1. Chron. 29.15.

Das Jahr 1990 wurde gekennzeichnet von einem weiteren starken Zustrom von Geschwistern aus verschiedenen Ortschaften der ehemaligen Sowjetunion. Am 28. März 1990 wählte die Gemeinde ihren Vorstand (Bruderrat).

Am 8. Juni 1990 wurde die Gemeinde als „Eingetragener Verein" im Vereinsregister des Amtsgerichtes der Stadt Warendorf eingetragen. Von dieser Zeit an beschäftigten wir uns damit, ein eigenes Bethaus zu bekommen. Es wurden sofort Anträge gestellt, um ein Grundstück zu kaufen. Es gab viele Gänge zu Behörden. Die Gemeinde betete und fing mit der Sammlung freiwilliger Spenden an, um das Grundstück zu kaufen.

Es kamen immer mehr Gemeindemitglieder und zum Jahresschluss 1990 zählte die Gemeinde schon 182 Mitglieder. Unter den anreisenden Geschwistern waren auch Diener, welche die Gemeinde sehr nötig hatte. Die Gottesdienste wurden schon mit Predigten, Chorgesang und Musik bedient. Auch die Jugend und Kinder nahmen regen Anteil mit ihren Programmen. Schwestern schlossen sich in Gebetskreisen zusammen. Weil der Raum in der Kirche schon zu klein wurde, mussten die Ordner sich viel Mühe machen, um alle Besucher in den Gottesdiensten unterzubringen.

Das Jahr 1991 verlief mit weiterem Zuwachs der Gemeinde und mit dem Suchen eines Grundstückes für den Bau des Bethauses. Das dritte Grundstück, welches uns von der Stadt angeboten wurde, konnten wir kaufen. Doch auf die Baugenehmigung mussten wir lange warten. Das Sehnen nach einem eigenen Bethaus blieb im Jahre 1991 nur eine Hoffnung. Wir mussten Geduld üben und weiter beten, wirken und Spenden sammeln.

Zum Jahresschluss 1991 war die Gemeinde durch Anreise von Geschwistern und durch die Taufe schon auf 278 Mitglieder angewachsen, dementsprechend auch die Kinderzahl. Die Sitzplätze in der Kirche wurden zu knapp, und viele Besucher mussten während des Gottesdienstes stehen. Ende 1991 konnte die Gemeinde ein Grundstück kaufen. Mit Hoffnung und Gottvertrauen gingen wir ins neue Jahr 1992.

Jetzt war die Möglichkeit, ein Bethaus zu bauen, schon näher gerückt. Das Grundstück konnten wir schon von dem gesammelten Geld bezahlen. Am 9. Juli 1992 hatten wir auf unserem Grundstück eine Gebetsstunde, wozu Psalm 26, 8 und 127, 1 gelesen wurden. Hier nach folgten Gebete der Gemeindeglieder, die zugegen waren. Am 10. Juli wurde mit der Vorbereitung des Grundstücks begonnen und am 23. Juli fingen wir an, mit einer Genehmigung vom Bauamt zu bauen. Als eigener Bauleiter wurde Bruder Roman Maas gewählt, der von seiner Arbeit befreit wurde und den ganzen Bau übernahm. Als Helfer mit Dokumentation und Bereitsteller von Baumaterial wurde Bruder Gerhard Dörksen gewählt. Diese beiden Brüder waren beständig auf dem Bau. Dazu alle, die den Willen hatten zu helfen. Die Arbeit ging schnell vorwärts. Jeden Morgen hatten wir eine kurze Gebetsgemeinschaft, damit der Herr uns die Arbeit segnete, und am Abend eine Danksagung. Alt und Jung halfen fleißig am Bau. Die Losung der Gemeinde lautete: „Beten, spenden, arbeiten“. Am 11. November 1992 wütete ein starker Orkan, welcher Häuser und Bäume beschädigte. Auch unser Bau erlitt einen Schaden, denn eine Mauer stürzte ein. Doch war Gott uns gnädig, denn keiner von den Arbeitern auf dem Bau wurde verletzt. Dafür waren wir sehr dankbar. Schnell wurden die eingestürzten Steine weggeräumt und die Wand neu errichtet. Zu Weihnachten war das Dach fertig und der Regen nässte nicht mehr den Innenbau. Die meiste Arbeit wurde in Eigenleistung gemacht, womit viel Geld gespart wurde. An den kurzen Wintertagen ging der Bau langsamer voran, aber der nächste Frühling und Sommer verliefen schnell bei fleißiger Arbeit.

Zum September 1993 war das Bethaus fertig. Am 11. September öffneten wir die Türen des Bethauses für einen „Tag der offenen Tür“. An diesem Tag besuchten uns im Bethaus etwas über 5.000 Menschen. Die Besucher wurden zur Besichtigung des Hauses eingeladen. Dabei wurden viele Fragen über den Bau sowie über unseren Glauben gestellt. Die Fragen wurden dementsprechend von unseren Brüdern beantwortet. Alle Besucher wurden mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Am Abend kamen die Gemeindeglieder sowie viele Stadtbewohner zu einem Gottesdienst. Das Thema des Gottesdienstes war „Lob und Dank“ und wurde von einem großen Kinderchor umrahmt.

Am 12. September 1993 wurde das Bethaus dem Herrn geweiht. Zu dieser Einweihung war das Haus mit ca. 820 Sitzplätzen überfüllt. Feierlich schallte der Gesang. Im Programm waren: Begrüßung, Gesang, Musik und Gedichte. Mit großem Interesse hörten die Teilnehmer den Baubericht. Dann folgte die Weihepredigt mit dem Text aus 1. Mose 28, 10-19. Nach der Predigt stand die ganze Gemeinde in andächtiger Stille und das Bethaus wurde im Gebet dem Herrn geweiht. Das gesamte Programm wurde mit Chorgesang umrahmt. Der Schlusstext wurde aus Titus 2, 11-14 gelesen. Die Mittagspause nahm zweieinhalb Stunden in Anspruch. Alle Gäste wurden mit einem Mittagessen gestärkt. Nach der Mittagspause ging die Feier weiter und wurde dann um 16.00 Uhr mit vielen Dankgebeten abgeschlossen. Am Montag, dem 13. September, war die Abschlussfeier der Einweihung. Jetzt hatte die Gemeinde sowie alle Gottesdienstbesucher genug Platz, keiner brauchte im Gottesdienst zu stehen. Die Gemeinde war froh und dankbar für das neue Bethaus nach 14 Monaten der Arbeit.

Am 17. September wurden die Gottesdienste festgelegt und die Kinder in Gruppen aufgeteilt, wobei dann die Betreuer mit ihren Grup-

pen in ihre Zimmer geführt wurden. Am 19. September 1993 feierten Dimitri Kröcker und Larissa Maas die erste Hochzeit im neuen Bethaus. Etwas später bekamen wir die Erlaubnis, die Begräbnisandachten im Bethaus durchzuführen, wofür wir auch sehr dankbar waren.

Die Gemeinde wuchs zahlenmäßig durch Anreise der Geschwister aus Russland sowie durch die Taufe und hatte am 1. Januar 1994 409 Mitglieder. Das Jahr 1994 verlief im weiteren Aufbau der Gemeinde. Am 17. 04. 1994 wurden zwei Prediger und ein Diakon eingesegnet. Der Text zur Einsegnung wurde aus 1. Kor. 11, 1 gelesen. Am 14. 08.1994 fand ein großes Tauffest am Feldmarksee in Sassenberg statt, wo 33 Seelen sich dem Herrn weihten.

Ähnlich geschah es auch in allen Gemeinden, die in Deutschland neu gegründet wurden. Es geht uns wie dem alten Patriarch Jakob: „Ich bin viel zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knecht getan hast“ (1. Mose 32.11). Im vollen Sinn können wir mit Samuel sagen: „Bis hierher hat uns der Herr geholfen.“ (1.Sam. 7.12)

Neu Samara bleibt für uns der Gegenstand vieler Erinnerungen und Andenken an diejenigen die auf den Friedhöfen ruhen und die in der Fremde verschollen sind. „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“ (Hebr. 13.14). So war es, so ist es, so wird es auch bleiben bis uns der Herr in die himmlische Stadt einführen wird, wenn „die Erlösten werden wiederkommen mit Jauchzen, ewige Freude wird über ihrem Haupte sein, und Schmerz und Seufzen wird entfliehn.“ (Jesaja 35.10) Das ist unser Ziel! Preis dem Herrn.

Bethaus der Gemeinde Brakel

Bethaus der Gemeinde Bebra

Trauergottesdienst im Bethaus der Gemeinde Bebra.

Bethaus der Gemeinde Euskirchen

Gottesdienst der Gemeinde Euskirchen

Das Treffen der ehemaligen Mitarbeiter des Kreiskrankenhauses Pleschanowo am 13. September 2003 in Freckenhorst-Warendorf. Dritter von links vorne Gerhard Braun – der Leiter des Krankenhauses.

Zum Schluss

Wie angedeutet, war dieses Buch als eine neue Ausgabe von Neu Samara am Tock (1964) geplant, mit einem Anhang von Berichten, Lebensgeschichten und Zeugnissen bis zur Jetztzeit. Weil aber manche Themen in beiden Teilen erwähnt oder für den ersten Teil geschrieben wurden, haben wir die beiden Teile integriert (Siehe Inhaltsverzeichnis).

Durch zwei Jahrhunderte ist die Geschichte unserer Vorfahren geschildert, von der Einladung der Zarin Katharina, durch welche etwa 18.000 Einwanderer von Preußen zur Ukraine kamen, bis zur Auswanderung der Heimkehrer zurück nach Deutschland und Kanada. Also ist dieses die erste vollständige Geschichte der Neu Samara Ansiedlung 1890 – 2003.

Es beschreibt den Entwicklungsgang der Kolonie, welche sich in vielerlei Hinsicht von den anderen Kolonien unterscheidet, während der großen Ereignisse in der Geschichte Russlands:

- Erster Weltkrieg
- Einschränkung der deutschen Sprache
- Land-Liquidierung zwecks Enteignung
- Schließung der Gotteshäuser
- Sturz des Zaren und der alten Regierung
- Wechsel vom Gregorianischen Kalender zum Julianischen
- große Hungersnot
- schreckliche Machnozeit
- Unterdrückung des Christentums vom Atheismus
- völlige Entkulakisierung
- Zweiter Weltkrieg

Herzlichen Dank allen, die an dieser neuen Ausgabe mitgearbeitet haben: das erste Neu Samara Komitee, angeleitet von den schon verstorbenen Jakob Brucks und Heinrich P. Hooge, das Warendorfer Komitee unter der Leitung von Daniel Janzen, die vielen Autoren und das Lesekomitee aus Kanada und den USA.

Anhang

Neu Samara Zeittafel

1889	Ankauf des Landes für Neu Samara Ansiedlung im Kreis Busuluk
1890	Erste Ansiedler gründen Ansiedlung mit zwölf Dörfern
1891	Gottesdienste in der Wassermühle
1900	Einweihung einer Kirche für die ganze Ansiedlung in Pleschanow
1901	Abr. Martens als Leiter der M.B. Gemeinde gewählt
1901	Bau des Versammlungshauses der M.B. Gemeinde in Lugowsk.
1902	C. C. Klassen zur Wortverkündigung herangezogen
1907	C. C. Klassen ordiniert von Dav. Schellenberg
1908	Gründung der Zentralschule in Lugowsk
1909	Ält. A. Martens und C. C. Klassen fahren nach Petrowka, aber Sitzung von Regierung nicht erlaubt. Sitzung wegen Heidenmission in Alexanderfeld
1909/10	Allianzgemeinde entsteht in Donskoj (später Filiale der Brüder-Gemeinde)
1911	Ortsitzung in Lugowsk bestimmt C. C. Klassen und Ält. Dav. Janzen, Orenburg die Sibirische Ansiedlung zu besuchen
1913	C. C. Klassen, Joh. Braun und Franz Klassen fahren zur Sitzung nach Ufa
1914	Erster Weltkrieg beginnt
1914	Abr. Martens und C. C. Klassen zur Sitzung nach Millerowo
1914-18	Evangelist Heinrich Sukkau dient als Sanitäter in Moskau, erweitert sein Tätigkeitsfeld unter den Russen
1917	Russland-Deutschland Friedensschluss
1920	Amerikanisches Mennonitisches Hilfswerk für Russland organisiert
1921	Verband Bürger Holländischer Herkunft organisiert
1921/22	große Hungersnot, Amerikanische Hilfe kommt durch C. F. Klassen und anderen
1925	26. 02 Sängerfest in Lugowsk mit 200 Sängern, Wortverkündigung Br. Martens, junger Arbeiter am Wort; Referat von Gerhard Reimer, lange Dirigent
1925	Ält. Martens und Pred. Klassen verlieren Stimmrecht
1924-26	Auswanderung von Neu Samara nach Kanada
1929	Russischen Gemeinden im Norden setzen H. Sukkau ein als Ältesten über alle 90 Gemeinden
1929/30	Wirtschaften kollektiviert
1930	01.02. Dorfgemeinde muss in die Kolchose, Versammlungen verboten
1931/32	Gebetshäuser werden geschlossen
1933	25. 02. Versammlungshaus (Bethaus) wurde enteignet
1934	08. 11. Bethaus in Lugowsk wird als Schule eingerichtet
1935	Dorfrat (Selsowjet) zieht in die gewesene Spenst Wirtschaft
1936/37	viele Verhaftungen
1939	Zweiter Weltkrieg fängt an
1942	März Männer von 16 bis 55 Jahre in die Trudarmee (Arbeitsarmee) eingezogen
1942	Nov. Frauen von 16 bis 50 Jahren mussten in die Trudarmee
1943/44	kleiner Gebetskreis in Lugowsk gebildet
1945	Mai Krieg endet
1946-48	Erweckung unter Jugendlichen
1946	12. erstes Weihnachtsfest.
1947	04. Osterfest mit Predigt und Jugendchor
1948	etliche Erntedankfeste und Beerdigungen mit Andachten durchgeführt
1948-50	Kolchose bekommen Traktore, Mähdrescher
1951	05. Alle Prediger der Ansiedlung verhaftet, Gefängnisstrafe

1951/52	Weitere Verfolgungen, Verhaftungen, Gefangenschaften
1953	Stalins Tod
1953/54	Erweckung unter Jugendlichen
1956	09. Viele von Zwangsarbeit entlassen, bleiben unter Kommandanturaufsicht
1958/59	Glauben verboten, Gottesdienste hören auf, heimliche Jugendversammlungen
1963	Weitere Verurteilung, Gefangenschaft
1964	Regierungswechsel Chruschtschow – Breshnev
1966	06. großes Tauffest in Kuterlja
1967	Donskoj Chorgesang erweitert
1969	Donskoj Tauffest
1969	07. Prediger eingesegnet
1971	Hausdurchsuchungen
1972	04. Gerichtsverhandlungen in Bogomasowo
1976	Donskoj Gemeinde registriert
1978	Donskoj Gemeinde baut Bethaus und hat Einweihung
1980	große Erweckung
1986	„Glaubensfreiheit“
1986	04. weitere Gerichte, Gefangenschaften
1987	08. Gefangene durch Amnestie befreit.
1988-96	große Auswanderung von Neu Samara nach Deutschland
1989	Jahrhundert-Feier in Neu Samara

Glossar

AMRA – American Mennonite Relief Agency, eine mennonitische Hilfeorganisation aus Amerika 1921, später MCC
Arbusen (russisch) – Wassermelonen
Borscht (russisch) – Kohlsuppe
Brigadier – Leiter in der Kollektivwirtschaft
Burjan (russisch) – hohes Unkraut
Chutor – Großfarm oder Großwirtschaft
CPR – Canadian Pacific Railway, eine Eisenbahngesellschaft in Kanada, die auch Passagierschiffe betrieb, die viele Russen auf Kredit nach Kanada brachte
Desjatine – 2.7 Acker
Entkulakisierung (russisch) – Enteignung
Faden – 7 Fuß
Grieben – Fleischreste die nach der Schweineschmalzfertigung übrig bleiben
Hinjentus (plattdeutsch) – Hinterhaus
Hock, Pferdehock (plattdeutsch) – Box, Pferdebox
Karren (plattdeutsch) – mit einem Gerät, das vom Pferd gezogen wird, Unkraut zwischen den Kartoffelreihen entfernen
KGB – Geheimdienst in Russland nach dem Zweiten Weltkrieg
Die Klucke (plattdeutsch) – Bruthenne
Kolchose – Kollektivwirtschaft (Gemeinschaftswirtschaft)
Kriglich (plattdeutsch) – nicht gerade
KpdSU – Kommunistische Partei der Sowjet Union
Kulak (russisch) – feindliche Bezeichnung eines Gutsbesitzers in der Landwirtschaft
Linte (plattdeutsch) – Hosengürtel
LKW – Lastkraftwagen
MTS, RTS, RTP – Maschinen-Traktoren-Station, eine Art von Lohnunternehmen in der sowjetischen Landwirtschaft
NEP – Neue Wirtschaftspolitik (ein gescheiterter Versuch der Marktwirtschafteinführung in den zwanzigen Jahren in Russland)
NKWD – Geheimdienst in Russland bis zum ende des Zweiten Weltkrieges
Obojaner (plattdeutsch) – Spazierwagen, etwas größer als die Droschke
Onkel, Tante (plattdeutsch) – Anrede der Erwachsenen, älteren Menschen
Physkultur (russisch) -– Sportunterricht
Pluschki (russisch) – süßes Hefegebäck
PS – Pferde-Stärke (Traktor)
RONO (russisch) – Schulamt
Sajome (russisch) – Leihgeld, das man der Regierung zahlen musste
Schieber (plattdeutsch) – ein Werkzeug zum Unkraut jäten
Schilwer (plattdeutsch) – Hobel, Raspel
Schloren (plattdeutsch) – Latschen
Schnettchen (plattdeutsch) – salziges Mürbgebäck
Schultibott/Schulzenbott – Dorfsberatung zur Regelung wirtschaftlicher Fragen
Sei (plattdeutsch) – Milchfilternetz
Semljanka (russisch) – Erdhütte
Semstwo (russisch) – versorgte Schulen mit Büchern, Schreibmaterial und Anschauungsmaterial
Sirop (plattdeutsch) – Marmelade aus Zuckerrübensaft
Solovky (russisch) – ein Verbannungsort
Sowchos (russisch) – sowjetisches Staatsgut, ca. 15-30 tausend Hektar
Tschetwert (russisch) – ein viertel, z. B. vom Zentner = 25 kg, oder vom Liter = 250 Kubikzentimeter
Trudarmee (russisch) – Arbeitsbrigade (Zwangsarbeit) während des Zweiten Weltkrieges
Vesper (plattdeutsch) – Mahlzeit zwischen dem Mittag- und Abendessen
Wareniki (russisch) – gefüllte Quark- oder Beerentaschen
Die Wrange (plattdeutsch) – Kurbel

Bibliographie

Bauman, Clarence. *Gewaltlosigkeit im Täufertum*. Leiden: E. J. Brill, 1968.

Die Mennoniten-Gemeinden in Rußland … 1914-1920. Heilbronn a. Neckar: Kommissionsverlag der Mennon. Flüchtlingsfürsorge E. V.,1921

Ehrt, Adolf. *Das Mennonitentum in Russland*. Berlin, 1932

Epp, Frank H. *Mennonite Exodus: the Rescue and Resettlement of the Russian Mennonites*. Altona, MB: D. W. Friesen & Sons, 1962

_____. *Mennonites in Kanada, 1920-1940*. Toronto: Macmillan of Kanada, 1982

Estep, W. R. *The Anabaptist Story*. Nashville, Tenn.: Broadman, 1975

Friesen, P. M. *Die Alt-Evangelische Mennonitische Brüderschaft in Rußland (1789-1910)*. Halbstadt, Taurien: Raduga, 1911

Englische Übersetzung: *Mennonite Brotherhood in Russia*. Fresno, CA: Board of Christian Literature, MB Church, 1978

Glaubensbekenntnis d. Verein. Chr. Menn. Brüdergemeinde in Rußland. Halbstadt: P. Neufeld, 1902

Gutsche, Waldemar. *Westliche Quellen des Russischen Stundismus*. Kassel: J. G. Oncken Verlag, 1956

Hildebrand, J. J. *Hildebrand's Zeittafel*. Winnipeg: Selbstverlag, 1945

Klassen, Elizabeth Suderman. *Johann Claassen: Trailblazer for the Brethren*. Scottdale: Herald Press, 1978 (Bahnbrecher)

Klassen, Herbert & Maureen. *Ambassador to his People: C. F. Klassen and the Russian Mennnonite Refugees*. Winnipeg, MB: Kindred Press, 1990

Lohrenz, Gerhard. *Damit es nicht vergessen werde…Preussen u. Russland*. Winnipeg, MB: Canadian Mennonite Bible College, 1974

Mennonitisches Lexikon. 4 Bände, Korntal: Menn. Geschichtsverein, 1913-1967.

Mennonite Encyclopedia. 5 Vol. Scottdale, PA. U.S.A.: Menn. Publishing House, 1955-1990

Penner, Horst. *Weltweite Bruderschaft: ein mennonitisches Geschichtsbuch*. Karlsruhe:Verlag Heinrich Schneider, 1955

Quiring, Walter u.. Helen Bartel. *Der Canadische Mennonit*. Altona, MB: D. W. Friesen &Sons, 1961.

Sawatsky, Walter. *Soviet Evangelicals since World War II*. Kitchener, ON: Herald Press, 1981

Springer, Nelson & A. J. Klassen. *Mennonite Bibliography 1631-1961*. 2. Vol. Scottdale, PA.: Herald Press, 1971

Töws, A.A. *Mennonitische Märtyrer*. Winnipeg, MB: Christian Press: Band 1, 1949; Band 2, 1954

Toews, John A. *A History of the Mennonite Brethren Church: Pilgrims and Pioneers*. Fresno, Calif., U.S.A.: Board of Christian Literature, 1975

Toews, John B. *Czars, Soviets & Mennonites*. Newton, KS, U.S.A.: Faith & Life Press, 1982

_____. Perilous Journey: Mennonite Brethren in Russia 1860-1910. *Winnipeg, MB: Center for Mennonite Brethren Studies, 1988*

Unruh, A. H. *Die Geschichte der Mennoniten-Brüdergemeinde*. Winnipeg: Christian Press, 1955

Unruh, B. H. *Die niederländisch-niederdeutschen Hintergründe der menn. Ostwanderungen…16, 18, 19. Jahrhundert*. Karlsruhe: Heinrich Schneider, 1955

Wölk, Heinrich u. Gerhard. *Die Mennoniten Brüdergemeinden in Rußland 1925-1980*. Fresno, Calif.: Center for MB Studies, 1981

Sachregister

Administration 13, 22, 24, 59, 61, 63, 65, 67, 117, 126
Albrecht, Franz 60
Alt Samara 22, 35, 41, 97, 105, 119, 125, 128, 159
Am Trakt 35, 159
Anfangsjahre 49, 73, 91
Anhang 15, 247, 277, 373, 375, 377
Annenskoj 6, 42, 78, 107, 108, 160, 161, 301, 308
Ansiedler 22, 33, 53, 61, 75, 81, 99, 244, 280, 291, 301, 313, 317
Ansiedlung 1, 3, 13, 22, 31, 40, 65, 72, 85, 95, 121, 130, 155, 174, 182, 197, 201, 244, 257, 262, 373
Ansiedlung , Einteilung 42
Ansiedlung, Lage 13, 41
Arbeitsarmee 15, 22, 152, 246, 262, 293, 321, 333, 345, 355, 375
Armee, Weiße 122, 129, 134, 246
Arzt, Goertzen, H. Pleschanowo 61, 75
Austausch mit Christen aus dem Ausland 14, 196
Auswanderung aus Russland 125
Auswanderung, Mexiko 41
Auswanderung, nach Amerika 13, 35
Auswanderung, nach Kanada 15, 357
Barnaul, Sibirien 40, 105
Baschkiren 13, 43, 45, 59, 78, 122, 125, 198, 307, 313
Baschkirenrepublik 47
Begräbnisse 76, 98, 156, 176, 194, 277
Bergen, Bernhard 111, 141
Besatzung 66, 152, 321
Besiedlung 37
Bibelschule 14, 35, 102, 127, 158, 357
Blaurock, Georg 27
Bogomasow 40
Bolschewiken 13, 64, 122, 137, 267
Boschmann, Daniel Ält. 9, 73, 155, 307
Braun, Joh. (Donskoj) 67, 105, 108, 155
Brucks, Jakob 19, 89, 97, 117, 137, 294, 373
Busuluk 37, 42, 69, 131, 153, 265, 303, 322, 337
Chortiza 22, 32, 137, 244, 298
Dolinsk 13, 42, 61, 72, 91, 120, 144, 175, 254, 261, 304
Donskoj/Donskoje 14, 42, 47, 60, 85, 103, 141, 155, 160, 172, 194, 200, 260, 272, 301, 376
Dorf- und Wollostverwaltung 13, 59
Dorf, Plan 13, 49, 256
Dorfschule 14, 73, 89, 112, 215, 234, 256, 272
Dueck, Gerhard (Pleschanow) 60, 303
Duerksen, P. 75
Einquartierung 34, 47, 66
Erinnerungen 13, 19, 24, 61, 94, 260, 278, 293, 312, 319, 363
Ernte 13, 40, 55, 57, 65, 78, 106, 133, 181
Erntedankfest 14, 69, 97, 172, 191, 252, 303, 366
Ewert, J 9, 63.
Feste 14, 35, 52, 112, 165, 191, 270, 290
Feuerversicherung 13, 60
Franz, Wilhelm 244, 247
Gärten 13, 35, 52, 162, 215, 223, 300
Gesellschaftsleben 14, 24, 83, 116
Goertz, Peter 39, 44, 56, 99
Gratschowka 40, 142, 184, 286
Grebel, Konrad 27
Halbwirtschaften 38
Handel und Industrie 13, 61
Handwerker 21, 40, 61, 272, 283
Hebamme, Frau D. Penner 61
Hiebert/Huebert, Reinhard 41
Himmelfahrt 14, 104, 113, 190
Hochmühle 41, 142, 301
Hoffman, Melchior 27
Hooge, Heinrich. 19, 128
Hungersnot 14, 117, 125, 246, 325, 373
Ingenieur 153, 282, 322
Isaak, Johann 246, 314
Ischalka 8, 42, 75, 98, 185, 366
Jahreswechsel 14, 191, 366
Janzen, Daniel 85, 173, 182, 197, 203, 373
Jaschkino 40, 123, 142, 247
Jugowka 15, 41, 59, 90, 207, 317
Juldaschewo 45, 59, 79
Kaltan 15, 42, 59, 69, 73, 103, 191, 195, 303, 320
Kamenez/Kamenetz 9, 15, 38, 60, 75, 92, 111, 209, 301, 358, 380
Karfreitag 14, 112, 190
Käserei 61, 142, 326
Katharina II 13, 23, 31, 34

Kirgisen 65, 295
Klaassen, Cornelius C. (Kamenez) 102, 357, 375
Klassen und Neufeld, Fabrik(Sofiewka, Süd Russland) 72
Klassen, Corn. F. /C.F. 69, 91, 112, 125, 304, 375, 378
Klassen, Franz 61, 69, 105, 112, 185, 275, 303
Kleinwirtschaften 31
Kliewer, F. 54
Klima 13, 31, 44, 70, 141, 304
Klinok 24, 42, 59, 71, 92, 152, 207, 243, 304, 319
Kolchose (Gemeinschaftswirtschaften) 62, 143, 203, 246, 295, 307, 327, 375
Kommissare 66, 105
Kommission 38, 66, 127, 131, 343
Koop, Jakob 41
Kornelsen, P. 45, 79, 84, 114
Krassikow 15, 37, 42, 90, 142, 170, 305
Krim 35, 42, 99, 131, 152, 272, 317
Kuterlja 43, 92, 123, 167, 174, 201, 279, 285, 294
Landlose 38, 83, 122
Landwirtschaft 13, 24, 33, 73, 143, 151, 264, 314, 324
Langemann, Johann 79, 83, 108, 166, 183
Liquidierung des Privateigentums 64, 373
Lugowsk 14, 19, 42, 69, 94, 155, 163, 180
Luther, Martin 27
Manz, Felix 27
Martens, Abraham. 101, 111, 155, 357
Martens, Jakob 39, 156, 292
Mennoniten Brüdergemeinde 14, 78, 81, 99, 104, 110, 155, 176, 196, 318
Mennoniten Brüdergemeinde, Donskoj 107, 108
Mennoniten Brüdergemeinde, Warendorf 362, 363
Mennoniten Gemeinde 14, 97, 156, 196, 253
Mennoniten in Holland 13, 27
Mennoniten in Russland 4, 13, 20, 33, 60, 83, 202
Mennoniten, Preußen 13, 31
Mohammedaner 45, 126
Molotschna 17, 22, 32, 75, 92, 100, 285, 357
Mühle am Tock 44, 67
Mutterkolonien 13, 34, 127
Nachtigal, Elvira 254, 260, 270
Nachtigal, Katharina 85, 203, 278, 295
Neufeld, H., Fabrikherr (Sofiewka, Süd Russland) 72
Nickel, Jak. Pred. (Krasikow) 73
Ostern 14, 44, 84, 112, 190, 229, 294
Pachtartikel 38
Pfingsten 14, 44, 69, 75, 113, 190, 217, 303
Pleschanow 15, 37
Plett, H. 63
Podolsk 14, 41, 73, 93, 98, 129, 142, 172, 185, 199, 248, 291
Post 43, 61, 72, 86, 195
Privilegium 13, 33
Regehr, Regier Kornelius (Podolosk) 98
Republik Kanton Kir-Kraj 65
Revolution 14, 22, 60, 73, 109, 117, 123, 132, 275, 281
Riediger/Reidiger, Peter (Klinok) 59, 112, 208, 234
Sanitäter 14, 105, 120, 131, 246, 375
Saratow 35, 123
Schweine schlachten 14, 84
Siebert, Benj. 41
Simons, Menno 13, 21, 27, 127, 293, 361
Sorotschinsk 41, 55, 72, 106, 123, 142, 162, 175, 176, 265, 306, 327, 340
Spenst, Johann 163, 165, 185, 246
Stalin 5, 14, 24, 137, 143, 263, 277, 317
Stall 41, 52, 89, 126, 134, 144, 207, 212, 256, 313, 339
Steuer 66, 98, 156, 162
Stobbe, Jakob 19, 144, 160, 310, 314
Tessmann, Daniel 46
Tierarzt, Johann Voth 61
Toews, A. 110
Toews, Helena 41
Unruh, Benj. 121, 137
Vereinigung aller Mennoniten in Russland 65
Verfolgungen und Gerichte 14, 179
Verhaftungen 25, 158, 277, 307, 375
Viehzucht 13, 54, 150, 199, 257, 307, 322
Vollwirtschaften 38
Voth, Tobias (Lugowsk) 62, 103, 156
Waisenamt 13
Walde, Johann 89, 94, 205, 236, 330, 356
Waldenser 27
Wall, Bernh. (Jugowka) 141
Wall, Johann 63, 69, 303

Wall, Robert 60, 141
Warendorf 15, 19, 158, 159, 167, 178, 361, 371
Warkentin, Aron A. (Sorotschinsk) 63, 72
Warkentin, H. (Podolsk) 41, 61
Warkentin, Joh. Pred. (Podolsk) 73, 98
Wassermühle am Tock 13, 39, 63, 97, 128, 142, 192, 228, 304, 312, 375
Wedel, Peter 163, 257
Wedel, Heinrich 163, 289
Weihnachten 14, 112, 132, 165, 188, 237, 296, 303, 367
Weltkrieg, Erster 57, 75, 93, 109, 119, 128, 155, 246, 259, 275, 283, 307, 375
Weltkrieg, Zweiter 15, 125, 138, 175, 198, 277, 307, 323, 373
Wiedertäufer, Schweiz 13, 27
Wirtschaft 13, 40, 61, 79, 126, 149, 218, 283, 307, 323, 375
Wirtschaftsentwicklung, Kolchose 14, 144, 147
Wittenberg, Jak. (Donskoj) 63, 69, 275, 303
Wittenberg, Margarethe 178
Wittenberg, P. 60, 303
Zeittafel 15, 375, 378
Zentralschule 14, 81, 94, 105, 243, 282, 310, 375
Zionsbote 44